POSCIMUR

FÜRST BÜLOW
DENKWÜRDIGKEITEN
I

BERNHARD FÜRST VON BÜLOW

DENKWÜRDIGKEITEN

ERSTER BAND

VOM STAATSSEKRETARIAT BIS ZUR MAROKKO-KRISE

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ VON STOCKHAMMERN

IM VERLAG ULLSTEIN · BERLIN

EINBANDENTWURF VON BEUCKE · ALLE RECHTE VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1930 BY ULLSTEIN A-G BERLIN · PRINTED IN GERMANY

BERNHARD FÜRST VON BÜLOW

DENKWÜRDIGKEITEN

IN VIER BÄNDEN

1. Vom Staatssekretariat bis zur Marokko-Krise

2. Von der Marokko-Krise bis zum Abschied

3. Weltkrieg und Zusammenbruch

4. Jugend- und Diplomatenjahre

Die Bände erscheinen in der Reihenfolge
ihrer Niederschrift

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Memoiren im Sinne anderer Völker sind in Deutschland selten. Goethes „Dichtung und Wahrheit", Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" gehören der Weltliteratur an, sind aber keine Memoiren. Die „Denkwürdigkeiten" des Fürsten Bülow, die nunmehr nach dem Heimgang des Verfassers der Öffentlichkeit übergeben werden, sind von ihm, der die Memoirenliteratur Frankreichs und Englands beherrschte, als Memoiren im eigentlichen Sinne des Wortes gedacht. Sie bringen nur Selbsterlebtes, Selbstgehandeltes. Nur Vorkommnisse und Personen, mit welchen den Verfasser sein langes und erfolgreiches Leben in Berührung gebracht hat, werden behandelt. Philosophische und historische Betrachtungen finden sich nur da, wo sie an den eigenen Lebensinhalt anknüpfen. Der Verfasser, sein Handeln und Erinnern steht im Mittelpunkt des Werkes.

Der Subjektivismus, von dem die „Denkwürdigkeiten" des Fürsten getragen sind, strebt vor allem und über alles hinweg nach absoluter Richtigkeit der Darstellung, nach Gerechtigkeit und Objektivität des Urteils über Menschen und Geschehnisse. Seinem innersten Wesen entsprechend war er bemüht, kein Wort zu schreiben, keine Urteile zu fällen, keine Handlung zu bewerten, ohne von der Richtigkeit des Gesagten überzeugt zu sein. So sehr wünschte Fürst Bülow seinen „Denkwürdigkeiten" den Stempel der Wahrheit und Gerechtigkeit aufzudrücken, daß er allem Drängen seiner politischen Freunde und Verehrer zum Trotz zähe auf dem einmal gefaßten Beschluß beharrte, seine Memoiren erst nach seinem Tode veröffentlichen zu lassen. In diesem Verzicht auf augenblicklichen Erfolg, in dieser Zurückstellung jedweden materiellen Interesses erblickte er die einzige sichere Bürgschaft für die von ihm erstrebte Unabhängigkeit seines Urteils. Er wollte schreiben, wie er dachte, die Menschen beurteilen, wie er sie sah, gleichgültig, ob es sich um Souveräne oder diplomatische Kollegen handelte. Er wollte nicht durch Rücksichten persönlicher Art, gegen wen immer es sei, gebunden sein. Die Welt, in die das Leben ihn gestellt, das Wirkungsfeld, das Gott ihm anvertraut hatte, es sollte sich den späteren Geschlechtern so darstellen, wie er es sich von hoher Warte in seinen Gedanken zurechtgelegt und ausgebaut hatte. Rein in seinem Gewissen, in voller Unabhängigkeit seiner Gesinnung, wollte er es der Nach-

welt überlassen, über ihn zu urteilen, zu stolz, um sich selbst verteidigen zu wollen. Der Fürst war zu alt geworden, er war zu abgeklärt, um jedes seiner Urteile, jede seiner Meinungen für unanfechtbar zu halten, und hätte daher jedem Widerspruch, den sein Werk, falls es bei seinen Lebzeiten veröffentlicht worden wäre, gefunden hätte, mit Ruhe entgegengesehen. Was er aber aus innerstem Herzen wünschte, war, daß die Welt an die Aufrichtigkeit und Überzeugungstreue seiner Darstellung glaube. Dafür schien ihm die posthume Veröffentlichung die sicherste Bürgschaft zu bieten.

Dem Streben des Fürsten nach bestmöglicher Richtigkeit und absoluter Wahrhaftigkeit entsprach die Gewissenhaftigkeit, die er auf die „Denkwürdigkeiten" verwandt hat. Er war sein ganzes Leben gewohnt gewesen zu diktieren, und dem in seinem Arbeitszimmer Aufundabschreitenden formten sich die Sätze für die Niederschrift seiner Erinnerungen mit gleicher Mühelosigkeit, wie der Redner Bülow in drei Parlamenten mit sicherer Leichtigkeit seine glänzenden Perioden aneinanderzureihen gewußt hatte. Trotz dieser angeborenen Leichtigkeit geistigen Schaffens hat Fürst Bülow fünf Jahre auf das Diktat des Textes und drei weitere Jahre auf die sorgfältige, mühevolle Überprüfung des Textes verwendet. Die Bismarcksche Arbeitsschule, in welcher der junge Attaché, der Sekretär des Berliner Kongresses, aufgewachsen war, zeigte sich auch im hohen Alter noch nachhaltig und wirksam. Kein Name, kein Datum, kein Zitat, das nicht mehrmals durch Nachschlagen verifiziert, kein Satz, der nicht wieder und wieder sorgsam abgewogen und gefeilt worden wäre. Das außerordentlich starke Gedächtnis des Fürsten, das ihn über die Amtszeit hinaus bis ins hohe Greisenalter begleitet hat und nicht nur geschichtliche Persönlichkeiten und Ereignisse, sondern auch bedeutsame Zitate aus der Gedankenwelt aller zivilisierter Nationen in ihm aufgespeichert hatte, unterstützte das Werden des Werkes in hohem Maße. Material im eigentlichen Sinne des Wortes lag wenig vor, besonders Briefe in nur geringer Anzahl. Vom Kaiser war fast kein Brief vorhanden, da Fürst Bülow alle kaiserlichen Briefe, es waren in die Hunderte, nach seinem Rücktritt spontan, aus eigener Initiative dem Zivilkabinett zur Verwahrung im Hausarchiv übergeben hatte. So scharf und sicher aber war sein Gedächtnis, daß wiederholt Stellen aus Briefen oder Aufzeichnungen, für die anfangs eine schriftliche Unterlage nicht vorhanden gewesen war, sich bei deren späterem Auffinden nicht nur dem Sinne nach, sondern fast wortgetreu wiedergegeben erwiesen.

Die „Denkwürdigkeiten" umfassen die Zeit von etwa 1850 bis 1919, enden also mit dem Zusammenbruch Deutschlands. Zwei Bände sind dem Werdenden und der glänzenden Laufbahn gewidmet, die ihn 1897 zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in Berlin führte, drei Bände dem

selbständig Handelnden, der zunächst drei Jahre unter dem greisen Fürsten Hohenlohe die auswärtige Politik Deutschlands und 1900 bis 1909 die Gesamtpolitik des Reiches leitet, selbst mehr und mehr Mittelpunkt der politischen Welt Europas. Auf dem Gebiet der äußeren Politik ist Höhepunkt die bosnische Krise 1908/1909, die mit einem glänzenden diplomatischen Erfolg Deutschlands abschließt. Höhepunkt der inneren Politik sind die Reichstagswahlen 1907, die zu einer vernichtenden Niederlage der Sozialdemokratie führen und einer weitausschauenden weisen Politik der Evolution die Wege ebnen sollten, auf denen der Fürst das politische Leben des deutschen Volkes behutsam zu modernisieren und parlamentarisch auszugestalten dachte. Dies weitgreifende Programm, zu groß angelegt, um zur Zeit seiner Inangriffnahme von den Banausen der deutschen Tagespolitik verstanden zu werden, erfuhr durch Bülows Rücktritt 1909 seinen jähen Abschluß. Die Tragik, die über den Geschicken des deutschen Volkes liegt, brachte es mit sich, daß der Nachfolger des Fürsten, Bethmann Hollweg, es als sein Programm verkünden konnte, Deutschland und Preußen nicht in das Lager des Parlamentarismus verschleppen zu lassen. Im letzten Band spricht Bülow der Spectator, der aus der Bethmannschen Zauderpolitik Wolken banger Sorge emporsteigen sieht. Absoluter Gegner der Fatalitätstheorie und im Bismarckschen Geist ebenso entschiedener Gegner prophylaktischer Kriege, prüft er die Entstehung des Weltkrieges mit der überlegenen Weisheit eines in der Schule von vier Jahrzehnten politischer und diplomatischer Tätigkeit geschärften Geistes. Aus der These, daß weder Kaiser Wilhelm II., noch die deutsche Regierung, noch das deutsche Volk den Krieg gewollt, daß aber die unfähige politische Leitung Deutschlands im Jahre 1914 die Nation am Gängelband Österreichs in den unheilvollsten aller Kriege verstrickt habe, klingt jene Unternote tiefen vaterländischen Schmerzes, die dem dritten Bande bis zu seinem Ende eigen ist, und zeigt, wie bitter schmerzlich es dem Fürsten war, tatenlos all das Unheil um sich vollenden zu sehen.

Das vertraute Verhältnis, in dem Fürst Bülow zu Kaiser Wilhelm II. stand, brachte es mit sich, daß beider Meinungen und Ansichten öfter gegeneinanderstießen, als dies zwischen Souverän und Minister der Fall zu sein pflegt. Wenn die „Denkwürdigkeiten" des Fürsten Bülow sich wieder und wieder mit dem Kaiser beschäftigen, so liegt dies in der Intimität ihres langjährigen freundschaftlichen Verhältnisses begründet. Trotz aller Schwierigkeiten aber, die Kaiser Wilhelm II. durch Unbesonnenheit und Taktlosigkeit dem Fürsten Bülow auf außer- und innerpolitischem Gebiet bereitet haben mag, trotz des erregten Widerspruchs, den manche übermütige Geste des Kaisers bei der gesamten Nation hervorrief, trotz des vielen, was der Fürst mit geschickter Hand, ungewußt von der Öffentlichkeit, in der

Stille zu Gunsten seines kaiserlichen Herrn auszugleichen und abzubiegen gehabt hat, ist das Urteil Bülows über den Kaiser nie bitter oder ungerecht. Wenn er den Souverän auch oft rügen und tadeln muß, so wird er doch immer der bedeutenden Persönlichkeit und den menschlich schönen Seiten gerecht, und auch da, wo sein Urteil sich zu ernster Sorge verdichtet, zeigt es sich mehr von freundschaftlichem, ja fast väterlichem Empfinden diktiert als vom Geist der Kritik. Diese Betrachtungsweise ändert sich auch nicht, wenn sie an die Darstellung der Katastrophe von 1918 und der Ereignisse, die sie vorbereiteten, herantritt. Die Sorge um Kaiser und Dynastie, die bis dahin überwogen hatte, wird abgelöst durch die noch größere Sorge um das Geschick des deutschen Volkes, um die Zukunft, um die Nation.

Nichts aber, was auch immer Deutschland im Zusammenbruch und nach dem Schandfrieden von Versailles an bitterem Leid erfahren haben mag, vermochte den jugendstarken Optimismus zu hemmen, mit dem der weise alte Mann in die Zukunft Deutschlands sah. Wie sein Urteil über den Zusammenbruch des alten Systems und die Mängel, die ihn verschuldet hatten, gerecht und objektiv war, so zeigt sich auch seine Beurteilung des neuen Deutschlands, bei aller Schärfe, mit der dessen Schwächen gegeißelt werden, von überzeugtem Hoffen auf eine größere und glücklichere Zukunft diktiert. Was er all die Jahre hindurch innerlich litt, in denen er das Schicksal der Nation den schwachen Händen eines Bethmann, den zaudernden eines Michaelis, den kraftlosen eines Hertling und zuletzt den neurasthenischen eines Prinzen Max von Baden anvertraut sehen mußte, während im Feindesbunde Staatsmänner von der außergewöhnlichen Energie und Tatkraft eines Clemenceau, eines Lloyd George ihre Völker im Geiste des Widerstandes erhielten und mit zielbewußter Zähigkeit zum Enderfolg führten, das klingt in knapper Klarheit aus dem Schlußsatz des dritten Bandes der „Denkwürdigkeiten". Es ist hier eine Episode aus Herodot erwähnt. Der Fürst liebte es, die Geschehnisse seiner Zeit an der Geschichte, der großen Lehrmeisterin der Menschheit, zu messen, und schöpfte hierbei mit besonderer Vorliebe aus den ihm von früher Jugendzeit wohlvertrauten großen Griechen. Ein hochstehender Perser, wenige Tage vor der Schlacht von Platää befragt, warum er seinen Feldherrn Mardonius nicht vor einer großen, von ihm klar erkannten Gefahr warne, erwidert dem ihn fragenden Griechen: es gebe auf der Erde keinen größeren Kummer als den, Einsicht zu besitzen, nicht aber die Macht.

„Dieser größte Kummer war mir beschieden", mit diesen Worten schmerzlicher Tragik zieht der Fürst das Fazit seines großen politischen Lebens.

FRANZ VON STOCKHAMMERN †

VORBEMERKUNG DES VERLAGES

Im Jahre 1920 ließ Fürst Bülow durch einen Mittelsmann uns benachrichtigen, daß er seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben beabsichtige und daß er den Wunsch habe, sie dem Verlag Ullstein zur späteren Veröffentlichung zu übergeben. So kam am 15. Januar 1921 der Verlagsvertrag zustande.

Den Kernpunkt der Abmachung bildete die Bestimmung, daß die Veröffentlichung des Werkes erst einige Zeit nach dem Ableben des Verfassers erfolgen dürfe.

Das Manuskript wurde nach dem Diktat des Fürsten in den Jahren 1921 bis 1926 fertiggestellt. Der Verfasser hat dann während der folgenden Jahre handschriftlich ständig Streichungen und Einschaltungen vorgenommen, in Begleitblättern zu den Manuskriptbänden die Seitenziffern dieser seiner Änderungen registrieren lassen und durch eigenhändige Unterschrift ihre Richtigkeit bestätigt.

Unter sechsfachem Siegel lag das Manuskript, das in drei Exemplaren ausgefertigt war, in den Stahlräumen einer Bank aufbewahrt. Nach dem Ableben des Fürsten am 28. Oktober 1929 wurde es dem nur wenigen Eingeweihten bekannten Aufbewahrungsort entnommen und dem Verlage übergeben. Die Herstellungsarbeiten setzten dann sofort ein, sie wurden von dem literarischen Testamentsvollstrecker und Herausgeber des Werkes, dem Ministerialdirektor z. D. Franz von Stockhammern überwacht. Sein dem Werk mitgegebenes Vorwort hat er noch zu Lebzeiten des Fürsten abgefaßt.

Die Veröffentlichung des Werkes erfolgt jetzt genau in der Reihenfolge der Niederschrift. Fürst Bülow hat zuerst seine politischen Denkwürdigkeiten geschrieben, also die Zeit seines Staatssekretariats bis zu Krieg und Zusammenbruch, und hat erst später dieses Werk um seine Jugenderinnerungen vermehrt, die somit den Schlußband der Veröffentlichung bilden.

Entsprechend den Abfassungszeiten der einzelnen Bände hat sich der Standpunkt des Fürsten bei der Beurteilung von Personen und Ereignissen

des öfteren verschoben. Dieses gilt insbesondere für die Stellungnahme des Verfassers zu der im November 1918 erfolgten Staatsumwälzung. An zahlreichen Stellen des Werkes hat der Fürst sich gegen Politiker wie Ebert und Erzberger geäußert, aber es ist charakteristisch, daß er versuchte, dem, was er anfänglich schroff abgelehnt hatte, später sachlich gerecht zu werden. Der vorliegende Band enthält mehrere Ausfälle gegen den ersten Reichspräsidenten Ebert (vergl. S. 125 und S. 286), aber wenige Jahre nach Niederschrift dieser ersten absprechenden Urteile nennt der Fürst, und zwar in dem dritten Bande der Denkwürdigkeiten, Ebert „einen Mann von natürlichem Anstand und gesundem Verstand" und hat den Eindruck, „mit einem redlichen und tüchtigen Mann zu sprechen". Der Fürst führt in diesem später entstandenen Bande aus, Ebert habe ihn nicht zur Sozialdemokratie und Republik bekehrt, und noch immer tadelt er die Revolution von 1918 in scharfen Worten, dann jedoch fährt Fürst Bülow wörtlich fort: „Aber nachdem, beginnend mit Bethmann Hollweg, im Weltkrieg vier Reichskanzler nacheinander völlig versagt hatten, nachdem Wilhelm II. ins Ausland geflohen und das durch den Genius von Bismarck und die Weisheit des alten Wilhelm I. geschaffene Deutsche Reich zusammengebrochen war, betrachtete ich es als ein Glück im Unglück, daß die Welle der Revolution auf den Präsidentenstuhl gerade diesen Mann trug. Er lieferte jedenfalls den Beweis, daß in unserem ach! so unpolitischen Deutschland der Arbeiterstand starke politische Talente, aller Achtung würdige Charaktere und hervorragende Parteiführer zu stellen vermag."

Der Herausgeber des Werkes, Herr von Stockhammern, der die allmähliche innere Wandlung des Fürsten aus täglichen Gesprächen noch in verstärktem Maße beobachten konnte, erwog deshalb, ob es möglich sei, einzelne solcher Ausfälle gegen Ebert und andere diesem nahestehende Politiker im Werke zu mildern oder auszumerzen.

Am 27. Februar 1930, also noch vor Beginn des Druckes, verstarb Herr von Stockhammern.

Der Verlag sieht auf Grund der geschlossenen Abmachungen und der noch darüber hinaus dem Fürsten Bülow gegebenen Erklärungen keine Möglichkeit, seinerseits solche Änderungen vorzunehmen.

Fürst Bülow hat von Anfang an den größten Wert darauf gelegt, vollständig unabhängig von allen äußeren Einflüssen seine Erinnerungen niederzuschreiben und sie zur Veröffentlichung zu bringen.

Der Verlag hat mit Abschluß des Vertrages geglaubt, einer Persönlichkeit von der welthistorischen Bedeutung des Fürsten Bülow freie, rückhaltlose Meinungsäußerung gewähren zu müssen.

So erscheint dieses Werk, wie es der Fürst geschaffen hat. Es bringt an vielen Stellen Kritiken politischer Vorgänge und Charakteristiken einzelner Persönlichkeiten, die sich mit den Ansichten des Verlages nicht decken, vielmehr zu seiner Gesamthaltung in direktem Widerspruch stehen.

Berlin, im Herbst 1930

DER VERLAG

INHALT DES ERSTEN BANDES

ERSTES KAPITEL 3

Berufung nach Berlin (21. VI. 1897) • Abreise von Rom nach Verabschiedung von Visconti-Venosta und Rudini • Auf der Promenadenbank in den Frankfurter Anlagen • Beim Friseur im Berliner Kaiserhof • In der Wilhelmstraße: Holstein, Marschall, Hohenlohe • Eintreffen in Kiel an Bord der „Hohenzollern" Gespräch mit dem Generaladjutanten von Löwenfeld • Begrüßung durch Kaiser Wilhelm II.: „Der Badenser hat mich verraten! Sie müssen an die Front!" Kaiserliche Aufforderung, die im August bevorstehende Reise nach St. Petersburg mitzumachen • König Leopold von Belgien • Prinz Albrecht von Preußen

ZWEITES KAPITEL 21

Besuch in Friedrichsruh • Wilmowski Vater und Sohn • Der 82jährige Bismarck Das Bismarcksche Heim • Übernahme der interimistischen Leitung des Auswärtigen Amtes • Freiherr von Rotenhan • Gedankenarbeit am Semmering • Die internationale Lage von 1897 • Graf Anton Monts und seine an Bülow gerichteten Situationsberichte

DRITTES KAPITEL 40

Weitere Zuschriften des Grafen Monts über Schädigung des Reichsgedankens und des Ansehens der Kaiserkrone durch die letzte besonders exzentrische Rede Wilhelms II. vor dem Brandenburger Provinziallandtag am 22. III. 1897 • Die von Monts bei einem Besuch in Berlin gewonnenen persönlichen Eindrücke Die Schilderungen von Monts bestätigen die Sorgen und Befürchtungen, die Bülow seit der Verabschiedung des Fürsten Bismarck erfüllten • Wie ihm bei der Übernahme der auswärtigen Geschäfte die internationale wie die innerdeutsche Lage erscheint • Rückkehr nach Berlin • Dort inzwischen erfolgter Personalwechsel • Brief des Freiherrn von Marschall (4. VII. 1897)

VIERTES KAPITEL 55

Besprechungen mit Kiderlen, Miquel und Hohenlohe • Telegramm von Francesco Crispi • Fahrt nach Kiel • Langer Spaziergang mit Wilhelm II. unter Erörterung der Flottenfrage • Abfahrt nach Peterhof • Die Kaiserliche Umgebung: Lucanus, Hahnke, Senden, August Eulenburg, Plessen

FÜNFTES KAPITEL 72

Die Kabinette • Die Hofstaaten • Die Adjutanten • Erste Meinungsverschiedenheit mit Wilhelm II., rasche Wiederverständigung • Ankunft in St. Petersburg Impressionabilität Wilhelms II.

SECHSTES KAPITEL 85

Unterredung mit Murawiew • Die Kiautschoufrage • Die Galatafel (7.VIII. 1897) Exzessiver Trinkspruch Wilhelms II. • Fürst Radolin • Finanzminister Witte Audienz bei Nikolaus II. • Kaiserin Alexandra Feodorowna

SIEBENTES KAPITEL 103

Rückfahrt • Besprechung der Flottenfrage • Erziehung des Kaisers durch Hinzpeter, dessen Urteil über Wilhelm II. • Rückkehr nach Kiel (14. VIII. 1897) In Wilhelmshöhe • Tirpitz zum Vortrag • Konferenzen über die Flottenfrage

ACHTES KAPITEL 118

Wilhelm II. bei der Herbstparade in Koblenz • Würzburg • Manöver des 2. Bayrischen Armeekorps • Fahrt nach Nürnberg mit den bayrischen Ministern (2. IX. 1897) • Ministerpräsident Freiherr von Crailsheim, Finanzminister von Riedel, Kriegsminister Freiherr von Asch • Der preußische Gesandte beim Münchener Hofe Graf Monts, dessen Briefe an Bülow und über Bülow • Kaisermanöver in Hessen • König Humbert und Königin Margherita von Italien General von Schweinitz • Der Gibraltar

NEUNTES KAPITEL 132

Paradetafel in Homburg (4. IX. 1897) • Schwärmerei Wilhelms II. für Königin Margherita • Sein Brief an Philipp Eulenburg über seinen Besuch in St. Petersburg • Erste Begegnung mit dem späteren König Ludwig III. von Bayern • Die Adlerborte • Rückkehr nach Berlin • Fühlungnahme mit den fremden Botschaftern: Graf Szögyényi, Graf Lanza, Sir Frank Lascelles, Graf Osten-Sacken

ZEHNTES KAPITEL 147

Der spanisch-amerikanische Konflikt • Stellungnahme Wilhelms II. zu auswärtigen Komplikationen • Reise nach Budapest zu den dortigen Herbstmanövern (18. IX. 1897) • Audienz bei Kaiser Franz Josef • Die innerpolitischen ungarischen Verhältnisse • Ungarische Grafen und Staatsmänner

ELFTES KAPITEL 164

Rede Wilhelms II. bei der Paradetafel in Budapest (18. IX. 1897) • Der Cercle, die Erzherzöge • Kaiser Wilhelm in Wiesbaden, der Zar in Darmstadt • Zusammenkunft der beiden Kaiser • Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise von Baden • Ernennung zum Staatssekretär (20. X. 1897) • Mit dem Kaiser auf der Saalburg • Wilhelm II. und die römischen Kaiser • Seine Stellung zu Denkmälern • Theaterintendant Graf Georg Hülsen • Lauff und Knackfuß • Wilhelm II. in Kunstfragen • Besuch in Schillingsfürst bei Fürst und Fürstin Hohenlohe

ZWÖLFTES KAPITEL 180

Reitertod des Generals Adolf von Bülow • Seine Charakteristik • Reichskanzlerkandidaten Wilhelms II. • Ermordung katholischer Missionare in China • Nach Rom zur Überreichung des Abberufungsschreibens • Ansprache an die deutsche Kolonie, zurück nach Berlin • Brief von Theodor Mommsen • Der russische Botschafter über Kiautschou • Entsendung des deutschen Geschwaders nach Ost-

asien • Brief des Prinzen von Wales an die Kaiserin Friedrich über deutsche Seegelüste • Kaiserin Friedrich, ihre Freundschaft mit Frau von Bülow • Eröffnung des Deutschen Reichstags durch Wilhelm II. (30. XI. 1897) • Erste Reichstagsrede

DREIZEHNTES KAPITEL 197

Parlamentarische Beredsamkeit in Deutschland: Bennigsen, Stresemann, Miquel, Bassermann, Eugen Richter, Hertling, Bebel, Heydebrand, Naumann, Paasche • Mit Wilhelm II. in Kiel • Seine Rede von der gepanzerten Faust (15. XI. 1897) • Prinz Heinrich in London • Sein Bericht über seine Fahrt nach Ostasien • Wilhelm II. und Salisbury • Besuch Wilhelms II. in Friedrichsruh beim Fürsten Bismarck • Pachtvertrag über Kiautschou (5. I. 1898)

VIERZEHNTES KAPITEL 214

Die Annahme der Flottenvorlage (26. III. 1898) · Brief des Großherzogs Friedrich von Baden • Fürst Bismarck über Bülow • Ersetzung des Unterstaatssekretärs Freiherrn von Rotenhan durch Freiherrn von Richthofen • Helfferich, Ludwig Bamberger und Georg Siemens • Der spanisch-amerikanische Krieg Die Lippische Thronfolgefrage • Zehnjähriges Regierungsjubiläum des Kaisers Wilhelm II. (16. VI. 1898) • Sein Telegramm an Philipp Eulenburg · Dessen Stellung zum Hause Bismarck

FÜNFZEHNTES KAPITEL 228

Reichstagswahlen • Der Tod des Fürsten Bismarck • Trauerfeier in Friedrichsruh Brief Wilhelms II. an seine Mutter über Bismarck • Trauerfeier im Berliner Dom Abrüstungsvorschlag Nikolaus' II. • Ankündigung eines Gesetzes zum Schutze der Arbeitswilligen • Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn Die Dreyfus-Affäre

SECHZEHNTES KAPITEL 242

Die Orientreise • Letzte Begegnung mit König Humbert • Gefolge der Majestäten: Oberhofmeister Freiherr von Mirbach, Kabinettsrat v. d. Knesebeck, Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff, Staatsdame Gräfin Keller, Hofdame Fräulein von Gersdorff, Oberhofprediger Dryander • Konstantinopel • Audienz beim Sultan Abdul Hamid • Der Harem des Sultans • Die Bagdadbahn • Herr von Siemens Jerusalem • Damaskus • Deutsche Geheimpolizisten

SIEBZEHNTES KAPITEL 261

Kaiserin Auguste Viktoria • Die Rückreise • Malta • Neuerdings die Lippische Frage • München • Ankunft auf der Wildpark-Station • Wilhelm II. an seine Minister über die Türkei • Einzug in Berlin (1. XII. 1898) • Faschoda • Der Windsor-Vertrag • Chamberlains Stellungnahme zu einer deutsch-englischen Allianz • Brief des Botschafters Grafen Hatzfeldt

ACHTZEHNTES KAPITEL 279

Jahresschluß 1898 • Prinz Heinrich über Ostasien • Erwerbung von Samoa Großherzog Karl Alexander von Weimar • Erwerbung der Karolinen • Erhebung in den Grafenstand (22. VI. 1899) • Burenkrieg • Cecil Rhodes in Berlin • Die

öffentliche Meinung in Deutschland gegenüber dem Burenkonflikt • Die Kanalvorlage • Finanzminister von Miquel • Brief der Kaiserin über die Kanalvorlage Die Kanalrebellen

NEUNZEHNTES KAPITEL 299

Kaiserbesuch in Karlsruhe • Burg Hohenzollern • Königin Wilhelmine von Holland in Berlin (Oktober 1899) • Besuch des Zarenpaares in Berlin • Die Reise der deutschen Majestäten nach England (20. XI. 1899) • Die Kaiserin gegen die Reise, ihr Brief an Bülow • Bericht Hatzfeldts • Landung in England • Die Herzogin von Connaught • Deutsche Prinzessinnen im Ausland • Windsor • Die Galatafel • Englische Hofleute und Staatsmänner • Memorandum des Fürsten Hohenlohe für Wilhelm II.

ZWANZIGSTES KAPITEL 314

Unterredung mit dem Kolonialminister Chamberlain • Wilhelm II. und Chamberlain • Balfour • Lansdowne • Der Herzog von Devonshire • Goschen • Audienz bei der Königin Victoria • Chamberlains Allianzvorschläge: Für uns notwendige Bürgschaften

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL 329

Charakteristik Chamberlains • Überblick über die englischen Bündnisverhandlungen und Gesamteindruck • Briefe an Hohenlohe und Holstein, Bericht Hatzfeldts an den Reichskanzler • Besuch in Sandringham • Der Prinz von Wales, sein Verhältnis zu seinem Neffen Kaiser Wilhelm II. • Lord Acton • Abreise von England • Kaiserin Friedrich über die Kaiserreise nach England • Begegnung mit den holländischen Königinnen in Vlissingen

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL 347

Haager Friedenskonferenz • Die Nordlandreisen des Kaisers, Berichte und Briefe des Grafen Philipp Eulenburg • Staatsstreichpläne des Kaisers, seine Stellung zur Sozialdemokratie • Wilhelm II. über Cecil Rhodes • Kardinal Hohenlohe über Kaiser Wilhelm II. • Bülows Reichstagsrede vom 11. XII. 1899: Deutschland Hammer oder Amboß • Jahrhundertfeier im Berliner Schloß • Ermordung des deutschen Gesandten in Peking • General Gündel Kommandeur der Expeditionstruppen • Hunnenrede Wilhelms II.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL 362

Bülows Verhältnis zu seinen Ministerkollegen • Graf Alfred Waldersee • Wilhelm II. wird Generalfeldmarschall • Sein forciertes Betonen seiner militärischen Befugnisse vor dem Kriege, sein völliges Zurücktreten im Krieg • Feldmarschall Waldersee Oberstkommandierender in China • Der Kaiser verabschiedet sich in melodramatischer Form von ihm in Kassel • Graf Metternich über die Lage Einnahme Pekings (15. VIII. 1900) • Berufung nach Hubertusstock: Erste Besprechung mit Wilhelm II. über die Nachfolge des Fürsten Hohenlohe • Kandidaten: Podbielski, Philipp Eulenburg, Karl Wedel, Botho Eulenburg, Hohenlohe-Langenburg • Telephonische Berufung nach Homburg

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL 379

Reise mit Lucanus nach Homburg (16. X. 1900) • Vortrag beim Kaiser • Unterredung mit Fürst Chlodwig Hohenlohe • Ernennung zum Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten • Donna Laura Minghetti • Entlassungsgesuch Posadowskys • Einsegnung des Prinzen Adalbert • Rückreise nach Berlin • Erste Staatsministerialsitzung unter Bülows Vorsitz • Brief des Generalfeldmarschalls von Loë • Herbert Bismarck an Bülow • Freiherr von Richthofen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes • Glückwunschschreiben • Personalveränderungen

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL 397

Einzug des Grafen Waldersee in Peking • Die auswärtige Lage • Deutsch-Englischer Chinavertrag • Österreich-Ungarn • Philipp Eulenburg über den österreichisch-ungarischen Thronfolger, Verhältnis Kaiser Wilhelms zu Erzherzog Franz Ferdinand • Unsere Beziehungen zu Frankreich • Heeresforderungen Adelsregimenter • Rußland: Brief des Generals von Werder über russische Verhältnisse, General von Schweinitz über Rußland • Graf Lambsdorff, russischer Minister des Äußern

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL 411

Unsere Beziehungen zu England • Ihre Entwicklung seit den siegreichen Kriegen von 1866 und 1870 • Unterredung mit Admiral von Tirpitz im Gehölz von Düsternbrook • Besprechung der Flottenvorlage in der Kommission • Interpretation des Schlagwortes „Weltpolitik" gegenüber dem Abgeordneten Gröber Botschafter Graf Hatzfeldt über Salisbury und England • Denkschrift des Grafen Paul Metternich über seine persönlichen Eindrücke in England

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL 427

Der englische Volkscharakter • Unsere Unterschätzung Englands • Unsere Irrtümer in Beurteilung und Behandlung fremder Völker • Hatzfeldt an Holstein über England, Holstein über ein deutsch-englisches Bündnis • Vorgänge in Ostasien • Bericht des Prinzen Heinrich an Bülow • Japan • Herr von Mumm Nachfolger Kettelers, sein erster Bericht • Innere Politik

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL 442

Der Bundesrat • Die Friedensliebe Kaiser Wilhelms II. • Mündigkeitserklärung des Kronprinzen (6. V. 1900) • Die Rechte der Krone und die Parteien • Bülows Verhältnis zum Kaiser • Wilhelm II. in den Briefen Eulenburgs an Bülow • Der Kaiser und Bismarck • Der Kaiser und die Sozialdemokratie • Gemütszustand der Kaiserin • Intrigen Eulenburgs gegen Ihre Majestät • Eulenburgs Spiritismus Freundschaft Wilhelms II. mit dem Fürsten von Monako

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL 453

Indiskretion am Berliner Hofe • Wilhelm II. und die Fremden • Der Lotse von Bari • Das Sprechbedürfnis des Kaisers und seine Harmlosigkeit in Gesprächen Einberufung des Reichstags • Debatte über die ostasiatische Expedition (19. XI. 1900) • Erstes Auftreten als Reichskanzler im Reichstage

DREISSIGSTES KAPITEL 467

Die Zwölftausend-Mark-Affäre • Interpellation im Reichstage • Bülow tritt für den Grafen Posadowsky ein • Dessen Charakteristik • Die Burenfrage • Hitzige deutsche Begeisterung für Präsident Krüger • Bülows Reden zur Burenfrage Rundreise bei den größeren deutschen Höfen • München, Prinz Luitpold • Berichte des Grafen Monts über den Verlauf des Münchener Besuchs • Stuttgart, Reich und Bundesstaaten

EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL 486

Fortsetzung der Rundreisen: Karlsruhe, Darmstadt, Dresden • Verleihung des Schwarzen Adlerordens (23. XII. 1900) • Glückwunsch des Fürsten Hohenlohe Prinz Max von Baden, Prinz Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst, Erbprinz Erni von Hohenlohe-Langenburg • Diplomatische Personalien: Fürst Radolin nach Paris, Graf Alvensleben nach Petersburg • Ängstliche Briefe Eulenburgs Freiherr von Mirbach und Dr. Hugo Preuß

ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL 502

Erkrankung der Königin Victoria • Wilhelm II. fährt nach England • Briefe der Kaiserin Auguste Viktoria an Bülow • Kaiser Wilhelm bleibt bis zur Beisetzung (21. I. 1901) • Graf Metternich über den kaiserlichen Besuch • Vortrag bei Wilhelm II. in Homburg (8. II. 1901) • Vorbereitungen für den Besuch des Königs Eduard bei seiner Schwester, der Kaiserin Friedrich • Denkschrift des Staatssekretärs Freiherrn von Richthofen vom 3. II. 1901 über unser Verhältnis zu England • Verlegung des Schwerpunktes der deutsch-englischen Verhandlungen nach Berlin • Promemoria des Fürsten Lichnowsky

DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL 516

Eintreffen des Königs Eduard in Kronberg • Seine Eindrücke während seiner Fahrt durch Deutschland • Miß Charlotte Knollys zu Bülow • Kaiserbesuch in Bremen (5. III. 1901) • Exzentrische Rede des Kaisers beim Alexanderregiment Brief des Großherzogs Friedrich von Baden über die Rede • Die verfahrene Kanalvorlage • Demission des Finanzministers von Miquel, sein Nachfolger Freiherr von Rheinbaben • Geburtstag des Kaisers Nikolaus, Rede Wilhelms II. in Metz • General Bonnal in Metz • Die Enthüllung des Bismarck-Denkmals in Berlin (16. VI. 1901) • Bülows Gedächtnisrede • Wilhelm II., Herbert Bismarck • Der Prophet Jeremias über das menschliche Herz • Einigung mit dem bayrischen Finanzminister Riedel über den Zolltarif • Peter Spahn, Ernst Bassermann, der Bund der Landwirte, Graf Limburg-Stirum

VIERUNDDREISSIGSTES KAPITEL 534

Kaiser Wilhelm am Sterbelager der Kaiserin Friedrich • Ihr Tod (5. VIII. 1901) Graf Götz von Seckendorff • Charakteristik der Kaiserin Friedrich • Graf Waldersees Rückkehr aus China • Zusammenkunft Wilhelms II. mit Nikolaus II. in Hela • Ungenügende Dekorierung des russischen Ministers des Äußern • Wilhelm II. in Rominten • Eulenburgs Schilderung des dortigen Aufenthalts • Prinz Heinrich beim Zaren in Spala • Verlobung des Prinzen Max von Baden mit der Großfürstin Helene Wladimirowna • Denkmalsenthüllungen in der Siegesallee Wilhelms II. Stellung zu den schönen Künsten • Heimgang der Idealistin Malvida von Meysenbug und des Königs Albert von Sachsen

FÜNFUNDDREISSIGSTES KAPITEL 552

Rede Chamberlains in Edinburg (25. X. 1901) • Provokation der deutschen Armee • Unterredung mit dem englischen Botschafter, Weisungen an die Deutsche Botschaft in London • Eintreten für die Ehre unserer Armee im Reichstag • Geburtstag des Kaisers (27. I. 1902) • Unterredung Bülows mit dem Prinzen von Wales, späteren König Georg V. • Zwischenfall in Venezuela Präsident Castro • Rudyard Kipling • Die Ostmarkenpolitik • Reden im Reichstag und im Preußischen Landtag über das Ostmarkenproblem • Rede Wilhelms II. in der Marienburg

SECHSUNDDREISSIGSTES KAPITEL 572

Die Bagdadbahn • Unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten • Wilhelm II. und Roosevelt • Amerikafahrt des Prinzen Heinrich • Jubiläum des Königshusaren-Regiments in Bonn, die Parade des Regiments • Ernennung zum Oberst à la suite der Armee, mit der Uniform der Königshusaren • Erneuerung des Dreibundes (28. VI. 1902) • Begegnung Wilhelms II. und Nikolaus' II. in Reval • Die Swinemünder Depesche, Erregung in Bayern • Tod von Alfred Krupp

SIEBENUNDDREISSIGSTES KAPITEL. 587

Konfessionelle Verträglichkeit • Der Zwischenfall von Trier und Bischof Korum Kronprinzessin Luise von Sachsen • Zweite Beratung des Zolltarifs • Längste Sitzung des Reichstags (13. XII. 1902) • Bülow lehnt Erhebung in den Fürstenstand ab • Die Swinemünder Depesche im Reichstag (19. I. 1903) • Domdekan Schädler • Erste Stellungnahme zu Reden und Äußerungen des Kaisers • Rücktritt des Grafen Crailsheim • Unterredung mit dem Sozialistenführer von Vollmar • Die Führer der Konservativen, des Zentrums und der Nationalliberalen werden beim Reichskanzler wegen der fortgesetzten kaiserlichen Entgleisungen vorstellig • Bülows Brief an Wilhelm II.

ACHTUNDDREISSIGSTES KAPITEL 602

Romreise Wilhelms II. • Vorheriges diplomatisches Revirement: Philipp Eulenburg tritt zurück, Karl Wedel sein Nachfolger in Wien, Monts kommt nach Rom Das Gefolge des Kaisers • Sein persönliches Verhältnis zu Viktor Emanuel III. Bülows Unterredungen mit dem König von Italien und mit Giolitti • Wilhelm II. bei Leo XIII., seine Niederschrift über den Verlauf der Unterredung • Kostbares Geschenk des Papstes an Bülow • Empfang der kaiserlichen Dienerschaft durch Seine Heiligkeit • Vertrauliche Meldungen von Philipp Eulenburg über die Stimmung Seiner Majestät, über Ihre Majestät und das Leben auf der „Hohenzollern"

NEUNUNDDREISSIGSTES KAPITEL 619

Tod Leos XIII. (20. VII. 1903) • Geheimer Bericht des Kardinals Kopp über das Konklave • Herbstmanöver • Reise nach Wien, Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin • Wilhelm II. macht nach einigem Widerstreben der Fürstin von Hohenberg einen Besuch • Bülows Unterredung mit Goluchowski • Audienz bei Kaiser Franz Josef • Der italienische Botschafter Graf Nigra • Kaiser Nikolaus in Hessen, Wilhelm II. in Wolfsgarten (4. XI. 1903) • Die Möglichkeit eines russisch-japanischen Zusammenstoßes rückt näher • Unterredungen mit Graf Lambsdorff und Kaiser Nikolaus • Gespräche der beiden Kaiser • Stimmlippenoperation Wilhelms II., seine mutige Haltung

VERZEICHNIS DER BEILAGEN

Bernhard Fürst von Bülow 8
Fürstin Marie von Bülow 32
Fürst Bismarck auf dem Balkon seines Hauses 64
Besuch bei Bismarck in Friedrichsruh 96
Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst .. 128
Staatssekretär Freiherr Marschall von Bieberstein 160
Fürst Philipp zu Eulenburg-Hertefeld 192
Geheimrat Friedrich von Holstein 224
Brief der Kaiserin Auguste Viktoria an Fürst Bülow 248
Wilhelm II. im Zeltlager vor Jerusalem 256
Vier Generationen in Windsor 304
Kaiserin Friedrich 352
Brief Herbert Bismarcks an Fürst Bülow 392
Wilhelm II. und Earl of Lonsdale 416
Wilhelm II. und Fürst Max Egon zu Fürstenberg 464
Groß-Admiral von Tirpitz 512
Dankbrief Miquels an Fürst Bülow 528
Staatssekretär Graf Posadowsky-Wehner 560
Telegramm Wilhelms II. an Donna Laura Minghetti 592
Bülow mit dem Freiherrn von Mirbach 608

*

Ein Namen- und Sachregister für die ersten drei Bände wird der dritte Band enthalten. Dem vierten Band (Ergänzungsband: Jugend- und Diplomatenjahre) wird ein eigenes Register beigegeben

STAATSSEKRETARIAT

I. KAPITEL

Berufung nach Berlin (21. VI. 1897) • Abreise von Rom nach Verabschiedung von Visconti-Venosta und Rudini • Auf der Promenadenbank in den Frankfurter Anlagen Beim Friseur im Berliner Kaiserhof • In der Wilhelmstraße: Holstein, Marschall, Hohenlohe • Eintreffen in Kiel an Bord der „Hohenzollern" • Gespräch mit dem Generaladjutanten von Löwenfeld • Begrüßung durch Kaiser Wilhelm II.: „Der Badenser hat mich verraten! Sie müssen an die Front!" • Kaiserliche Aufforderung, die im August bevorstehende Reise nach St. Petersburg mitzumachen • König Leopold von Belgien Prinz Albrecht von Preußen

Das Telegramm des A. A.

Am 21. Juni 1897 lag auf meinem Schreibtisch im Palazzo Caffarelli, dem damaligen Sitz der Kaiserlich deutschen Botschaft in Rom, die Entzifferung eines Telegramms des Auswärtigen Amtes, das die Weisung enthielt, mich baldtunlichst bei Seiner Majestät dem Kaiser auf der Jacht „Hohenzollern" einzufinden. Ich hatte ungefähr die Empfindung eines Fußgängers, der, nachdem er längere Zeit die Wolken am Himmel hat heraufziehen sehen, dann noch einiges Wetterleuchten, nun plötzlich der Entladung des Gewitters gegenübersteht. Ich suchte den Minister des Äußeren auf, um ihm zu sagen, daß ich für einige Tage nach Kiel zitiert worden sei. Seinem phlegmatischen Naturell und seiner bisweilen bis zur Komik gesteigerten Reserve entsprechend, frug Marquis Visconti-Venosta mich nur, ob ich über Mailand und die Schweiz oder über Verona und Tirol reisen würde, und bat um Empfehlungen an meine Frau. Der Abschied von Marquis Rudini, mit dem mich nähere Beziehungen verbanden und der auch um verschiedene Grade deutschfreundlicher war, gestaltete sich herzlicher. Er nahm an, daß ich kaum wieder nach Rom zurückkehren würde: „Ils voudront vous garder à Berlin." Er bedauere meinen Fortgang von Rom, auch wegen unserer persönlichen Beziehungen, meinte aber, in Berlin würde ich der Sache gegenseitigen Verstehens und dadurch eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Deutschland und Italien vielleicht noch mehr nützen können als am Tiber.

In Frankfurt a. M.: Philipp Eulenburg

Als ich am nächsten Morgen in Mailand eintraf, las ich im „Secolo" schon eine Depesche aus Berlin, nach der meine Ernennung zum Staatssekretär sicher wäre. Am 23. Juni erwartete mich in Frankfurt a. M. Philipp Eulenburg am Bahnhof. Er kam von seiner niederrheinischen

Besitzung Hertefeld, wo er sich in Urlaub befand. Da ich einen Aufenthalt von etwa anderthalb Stunden hatte, nahmen wir Platz auf einer Bank der Bockenheimer Promenade, nicht weit von der Büste des mit Weinlaub bekränzten Bacchus über dem Wasserbrunnen, an dem ich als Kind so oft vorübergekommen war, erst an der Hand englischer Nurses und französischer Gouvernanten, später unter dem strengeren Auge des deutschen Hauslehrers. Eulenburg wünschte dringend, daß ich den Ruf des Kaisers nicht ausschlagen möge. Einmal legte er Wert darauf, einen persönlichen Freund zum Vorgesetzten zu haben. Dann aber war die Rolle, die er sich bei Seiner Majestät zurechtgelegt hatte, die des gabenspendenden Mädchens aus der Fremde, aus dessen Hand der kaiserliche Freund alles Gute, alles Erwünschte und Ersehnte erhalten sollte. Er setzte mir mit jedem seiner weichen Natur möglichen Nachdruck auseinander, daß eine Absage den Kaiser nicht nur tief verstimmen, sondern ihm geradezu als Insubordination, wenn nicht als Desertion erscheinen würde. Ich wäre es auch dem Lande schuldig, mich ihm in so schwieriger äußerer wie innerer Lage nicht zu versagen. Was Eulenburg hierüber sagte, kam aus aufrichtigem Herzen. Er war für deutsche Gesichtspunkte ziemlich gleichgültig, hatte aber durch seine Erziehung und seine Verwandtschaften mehr preußisches Empfinden, als ihm im allgemeinen zugetraut wurde.

Während wir auf der Promenadenbank diskutierten, kam auf einem großen schwarzbraunen Wallach ein hochgewachsener, noch jugendlich aussehender General vorbeigeritten, mit strengen Gesichtszügen, die Gestalt straff und wie aus Erz gegossen, eifrig bemüht um die Dressur seines edlen Tieres. Ich erkannte meinen Bruder Adolf, der nicht lange vorher zum Kommandeur der Frankfurter Kavallerie-Brigade ernannt worden war. Wer hätte mir vorausgesagt, daß wenige Monate später dieser stattliche Reiter mit eingedrücktem Brustkasten, im Todeskampf röchelnd, unter seinem schweren Pferd liegen würde! Wer konnte voraussehen, daß mein Nachbar auf der Bank wenige Jahre später als ein gemiedener und verfemter Mann, nicht wie mein armer Bruder körperlich, aber moralisch zerschmettert, sich in seinem Liebenberger Schloß verbergen würde!

„Wohl vielerlei mag anschauend der Mensch
Ausspähn; doch weissagt, eh' er geschaut,
Kein Seher die Lose der Zukunft."

Eulenburgs Instruktion

Als wir uns trennten, drückte mir Eulenburg einen Zettel in die Hand mit den Worten: „Dies mein letztes Wort, meine letzte Bitte an dich; sie kommen aus treuem Freundesherzen und aus einem patriotischen Herzen. Nur wenn du den Kaiser psychologisch richtig nimmst, kannst du dem Land nützen, du bist aber die letzte Karte des Kaisers Wilhelm II." Auf

dem Zettel stand: „Wilhelm II. nimmt alles persönlich. Nur persönliche Argumente machen ihm Eindruck. Er will andere belehren, läßt sich aber ungern belehren. Er verträgt keine Langeweile; schwerfällige, steife, allzu gründliche Menschen gehen ihm auf die Nerven und erreichen nichts bei ihm. Wilhelm II. will glänzen und alles selbst machen und entscheiden. Was er selbst machen will, geht leider oft schief aus. Er ist ruhmlicbend, ehrgeizig und eifersüchtig. Um einen Gedanken bei ihm durchzusetzen, muß man tun, als ob der Gedanke von ihm käme. Man muß Wilhelm II. allcs bequem machen. Er ermutigt andere gern zu forschem Vorgehen, läßt sie aber im Graben liegen, wenn sie dabei hereinfallen. Vergiß niemals, daß S. M. ein Lob hin und wieder braucht. Er gehört zu den Naturen, die ohne eine Anerkennung hin und wieder, aus bedeutendem Munde, mißmutig werden. Du wirst immer Zugang zu allen Deinen Wünschen haben, wenn Du nicht versäumst, Anerkennung zu äußern, wo S. M. sie verdient. Er ist dankbar dafür wie ein gutes, kluges Kind. Bei fortgesctztem Schweigen, wo er Anerkennung verdient, sucht er schließlich Übelwollen. Die Grenze zum Schmeicheln werden wir beide immer genau einhalten.“ So die letzte Ermahnung, die Phili an mich richtete, bevor ich die Arena betrat. Eine Mahnung, die für ihn selbst ebenso charakteristisch war wie für seinen hohen Freund.

Ankunft in Berlin

In Berlin stieg ich am nächsten Tage im Kaiserhof ab. Als ich mich früh zum Friseur begab, um mir nach der staubigen Reise den Kopf waschen und die Haare schneiden zu lassen, erkannte ich in dem Herrn, der im Pudermantel neben mir saß, meinen alten Freund Franz Arenberg. Er warf mir zornige Blicke zu, die sich an diesem Orte und unter seinem weißen Mantel sonderbar ausnahmen. „Que diable viens-tu faire ici?“ begann er auf Französisch, in welche Sprache er aus Kindergewohnhcit lcicht verfiel, wenn er erregt war. „Was zum Teufel suchst du in Bcrlin? Du wirst dich hoffentlich hier nicht einfangen lassen, du weißt, daß meine Partei tief verstimmt ist durch den Rücktritt von Marschall, mit dem wir sehr zufrieden waren, der auch Verständnis für uns hat, er hat eine katholische Mutter. Du giltst für einen Bismarckianer, auch hast du ja gar keine parlamentarische Erfahrung. Wirst du überhaupt im Parlament sprechen können? Ich habe dich zwar in Metz als Referendar einen Raubmörder verteidigen hören, das machtest du ganz gut. Aber einmal ist das schon vierundzwanzig Jahre her, und dann ist es leichter, einen Raubmörder zu verteidigen, als Eugen Richter und August Bebel Rede und Antwort zu stehen.“

Die Friseurgehilfen, die uns bedienten, sperrten Mund und Nase auf. Ich beruhigte meinen alten, treuen Freund nach besten Kräften. Ich wies darauf hin, daß ich zwar keine katholische Mutter, aber dafür eine katholische Frau hätte; jedenfalls besäße ich Verständnis für die Gefühle der Katholiken, die Bedeutung und die Rechte der katholischen Kirche und vor

allem für die Notwendigkeit voller Parität und großzügiger, großherziger Gerechtigkeit gegenüber beiden christlichen Kirchen. Im übrigen würde ich meinem lieben François dankbar sein, wenn er mir ein praktisches und mit meinen Pflichten gegenüber Land und Krone vereinbares Mittel angäbe, von hier fort und nach Rom zurückzukommen. Noch immer knurrend, aber doch schon beruhigter und mit der freundlichen Zusicherung, er werde seine Partei zu besänftigen trachten, jedenfalls sie nicht noch mehr aufhetzen, begleitete mich Arenberg zum Auswärtigen Amt, wo ich Holstein aufsuchte, von dem ich schon einen aufgeregten Brief vorgefunden hatte, in dem er mich beschwor, niemand im Auswärtigen Amt zu besuchen, keinen Menschen in Berlin zu sehen und mir nach keiner Richtung irgendwie die Hände zu binden, bevor er mit mir gesprochen habe.

Erster Besuch bei Holstein

Ich fand Holstein in einer nicht ganz einfachen Gemütsverfassung in seiner berühmten Stube neben dem Zimmer des Staatssekretärs, zu dem er jeden Augenblick unangemeldet hereinstürzte und dessen Nerven und Gemütsruhe er dadurch auf eine harte Probe stellte. Holstein hätte am liebsten Marschall als Staatssekretär behalten, da er wußte, wie groß sein Einfluß gerade auf ihn war. Daß Marschalls Stellung stark erschüttert war, steigerte seine Zuneigung zu dem bisherigen Staatssekretär, weil der dadurch noch anlehnungsbedürftiger würde. Aber er sah mich noch immer lieber als manchen andern möglichen Nachfolger. Er ging zunächst mit mir diejenigen durch, von denen ich vielleicht hoffe, daß sie mir den bitteren Kelch ersparen könnten, indem sie sich selbst auf den Stuhl von Marschall setzten. Er machte dabei die geistreiche und zutreffende Bemerkung, daß Kiderlen unmöglich wäre: „Das Auswärtige Amt verträgt allenfalls Holstein, im schlimmsten Fall auch Kiderlen, aber Kiderlen und Holstein, das ist zu viel." Monts sei ausgeschlossen. Seine Begabung liege nur im Negativen, nur in der Kritik, positiv sei er unfähig. Er habe gute wirtschaftliche Kenntnisse, sei aber kein politischer Kopf, er könne keinen politischen Gedanken zu Ende denken. Vor allem sei er von einer gefährlichen Taktlosigkeit. Er habe bisher noch auf allen seinen Posten versagt. Ich merkte bald, daß Holstein nicht so sehr Monts als Nachfolger fürchtete, den er für ziemlich ausgeschlossen hielt, und ebensowenig Kiderlen, von dem er wußte, daß er beim Kaiser in Ungnade gefallen war, wohl aber ein Wiederhervorholen von Berchem oder gar die Rückkehr zu Herbert Bismarck, der ihm seit seinem Abfall vom Hause Bismarck in schlaflosen Nächten als Schreckgespenst erschien mit dem zornigen Riesenvater hinter sich. Während mich Holstein einerseits immer wieder bat und beschwor, dem Kaiser keine runde Absage zu geben, schilderte er mir andererseits das Auswärtige Amt, die Beziehungen der Minister untereinander und das ganze Berliner Leben als ein wahres Inferno. Das sollte mich von vornherein ängstlich und unsicher

machen und damit meine Hilfsbedürftigkeit gegenüber dem großen Geheimrat erhöhen, der unter Hohenlohe, unter Caprivi und durch seinen alten und starken Einfluß auf Herbert schon in den letzten Jahren der Aera Bismarck der maßgebende Mann im Auswärtigen Amt gewesen war.

Während mir Holstein in allen Tonarten zuredete, mir in Berlin und namentlich in Kiel alle Wege offenzuhalten, trat ein Kanzleidiener herein, der mich zum Staatssekretär bat, oder vielmehr er sprang herein. Die Kanzleidiener waren durch Herbert Bismarck so angelernt, und sie waren durch ihn in eine solche beständige Anspannung und Furcht versetzt worden, daß die Art und Weise, wie sie auf einen Ruf der Klingel in das Zimmer des Staatssekretärs stürzten, an den Sprung erinnerte, mit dem eine Forelle über ein Hindernis schnellt. Während meiner zwölfjährigen Amtstätigkeit konnten sie sich wieder einer ruhigen Gangart befleißigen. Ich habe selten tüchtigere, bravere, ausgezeichnetere Menschen gekannt als die Kanzleidiener im Auswärtigen Amt. Man brauchte nur in ihre guten, treuen Gesichter zu blicken, um zu fühlen, daß wie den preußischen Leutnant so auch den preußischen Unterbeamten uns kein Land der Welt nachmacht. Ich werde diesen ausgezeichneten Männern Mießner und Neumann, Söchting und Tagge immer ein dankbares und freundschaftliches Andenken bewahren.

Beim Freiherrn von Marschall

Ich fand den Staatssekretär von Marschall sehr verstimmt. Er hatte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vor sich und las mir das boshafte Entrefilet vor, mit dem das hochoffiziöse Blatt meine Berufung nach Berlin verkündet hatte: „Der kaiserliche Botschafter in Rom von Bülow wird dem Vernehmen nach heute von dort abreisen, um sich an das Hoflager Seiner Majestät des Kaisers zu begeben. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß diese Reise mit dem Gesundheitszustand des Staatssekretärs Freiherrn von Marschall in Zusammenhang steht.“

Dieser Hinweis mit dem Zaunpfahl auf seinen durch Arbeit und Angriffe erschütterten Gesundheitszustand hatte Herrn von Marschall nicht mit Unrecht gekränkt. Er witterte hinter dieser perfiden Auslassung seinen intimen Feind Kiderlen. Wie manche Söhne des schönen Musterländle liebte Marschall weder die „groben“ Bayern noch die „tückischen“ Schwaben. Er wußte, daß Kiderlen ihn auf dem Berliner Kasino und anderswo oft lächerlich gemacht hatte, indem er in seiner drolligen Weise erzählte, daß Marschall, der bei seiner Ernennung kein Wort Französisch noch Englisch gekonnt hätte, seitdem mit einer französischen Gouvernante rechts, einer englischen links in seinem Garten spazierengehe, um auf diese Weise in die Geheimnisse der beiden Weltsprachen einzudringen. Kiderlen hatte auch mit Wonne das grausame Wort des Fürsten Bismarck über den

„Ministre étranger aux affaires“ kolportiert. Nachdem er seinem Unmut über derartige „Rüpeleien“ Luft gemacht hatte, sprach mir Marschall in ernsten Worten seine Befriedigung aus, daß ich und nicht etwa Kiderlen oder Monts zu seinem Nachfolger ausersehen wäre. Ich würde es in mancher Beziehung besser haben als er. Er sei daran gescheitert, daß er trotz seiner alten Beziehungen zum Hause Bismarck, die ja wie die meinigen bis in unsere Frankfurter Jugendzeit zurückreichten, und trotz seiner innerlichen Bewunderung für den großen Mann durch die Macht der Verhältnisse in scharfen Gegensatz zu Bismarck, Vater und Sohn, gedrängt worden sei. Ich könne mit reiner Weste vor die Bismarcks treten. Auch sei er, Marschall, wiewohl aus der konservativen Partei hervorgegangen, doch genötigt gewesen, manchen Strauß gerade mit dieser Fraktion auszufechten, die ihn als Abtrünnigen betrachte und dementsprechend behandele. Endlich habe er trotz seiner konservativen Vergangenheit und obschon er beispielsweise ein ausgesprochener Bimetallist gewesen sei, Handelsverträgen zustimmen müssen, mit denen die Agrarier sehr unzufrieden wären. Ich könne mein Amt mit der Überzeugung antreten, daß ich es in allen Dingen leichter haben würde als er und darum auch dem Lande ersprießlichere Dienste leisten könne, als er dies durch die unglückseligen Folgen der Entlassung des Fürsten Bismarck und unter dem direkten Eindruck dieser Entlassung vermocht hätte. Auch sei ich durch meinen ganzen Lebensgang mehr Diplomat als er und kenne das Ausland besser. Jedenfalls wisse er, daß mir wie ihm selbst das Wohl des Vaterlandes über allem stehe: Ich möge annehmen, pro patria.

Nur leise und mit Würde ließ Marschall durchblicken, daß er zwar angegriffen, weil abgearbeitet, sei, aber nicht so krank, um nicht noch gute Dienste leisten zu können. Er übernähme gern eine Botschaft. Petersburg traue er sich nicht recht zu, es sei ein gar zu glattes Terrain, auch habe er ja unter dem Einfluß von Holstein einen großen Anteil an der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland genommen und sie sogar im Reichstag verteidigen müssen. London sei auch ausgeschlossen, da er die Verantwortung für die Krügerdepesche, was er auch über ihre Vorgeschichte zu seiner Entschuldigung vorbringen könne, nicht ablehnen wolle. In Wien sei Graf Philipp Eulenburg wohl inamovibel. Bliebe noch Rom und Konstantinopel, für welche Posten er sich auch am besten eignen dürfte. Er wisse, daß stark gegen seine Wiederverwendung im Dienste gearbeitet werde, rechne aber auf mein Wohlwollen und meine Unterstützung. Unsere Eltern wären ja schon in der guten alten Bundestagszeit befreundet gewesen. Ich konnte Herrn von Marschall mit gutem Gewissen versichern, daß nicht nur Erinnerungen der Vergangenheit, sondern vor allem das Interesse des Dienstes es mir wünschenswert erscheinen ließe, seine Fähigkeiten für das Land zu verwerten,

Gemälde von Ferraris

Bernhard Fürst von Bülow

Konstantinopel wäre wohl der Posten, wo er die besten Dienste leisten könnte. Er möge seinerseits nicht drängen, ich würde die Sache im Auge behalten und gegenüber dem Kaiser fest für ihn eintreten.

Der dritte Reichskanzler

Nachdem ich die zwei wichtigsten Besuche im Auswärtigen Amt erledigt hatte, begab ich mich in das Reichskanzlerpalais. Fürst Hohenlohe machte mir äußerlich einen älteren und schwächeren Eindruck als bei unserer letzten Begegnung. In sich versunken, mit gebeugtem Kopfe, saß der achtundsiebzigjährige Mann in seinem tiefen Lehnstuhl. Ein gelber hübscher Teckel schmiegte sich an ihn und ließ sich von dem Kanzler streicheln, dessen Greisenhand mit den in hohem Alter stark hervortretenden bläulichen Adern das niedliche Tierchen liebkoste. Der Kanzler empfing mich mit einem Zitat:

„Hier steh' ich, ein entlaubter Stamm."

Aus der Trennung von Marschall schien er sich nicht viel zu machen. Marschall sei ein Opportunist, der heute mit diesem, morgen mit jenem Winde segle, habe sich auch viel zu sehr in eine gehässige Feindschaft gegen das Haus Bismarck verbissen, weil er dem Fürsten einige sarkastische Bemerkungen über seine Unfähigkeit für die Leitung der auswärtigen Politik und Herbert Bismarck die grobe Szene, die ihm dieser nach dem Sturze der Familie Bismarck im Hause des bayrischen Gesandten Lerchenfeld gemacht habe, nicht vergessen könne. Herbert Bismarck sei damals, wie oft, zu leidenschaftlich und exzessiv gewesen, in der Sache aber habe er eigentlich recht gehabt, denn von Politik, wenigstens von großer Politik, verstehe Marschall nicht viel. Er sei mehr Jurist als Diplomat. Als ich einwarf, daß meines Erachtens Marschall an manchem diplomatischem Posten, beispielsweise in Konstantinopel, gute Dienste werde leisten können, meinte der alte Fürst, seinetwegen könnte ich Marschall hinschicken, wohin ich wolle, nur nicht gerade nach Paris oder Petersburg, da passe er wirklich nicht hin. Fürst Hohenlohe betonte hierbei, von wie überragender Wichtigkeit die Pflege guter Beziehungen gerade zu Rußland wäre. „Wir müssen tun, was möglich ist, um die Folgen der größten Sottise, die unsere Politik seit sieben Jahren gemacht hat, nämlich die Kündigung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland, einigermaßen wiedergutzumachen."

Fürst Hohenlohe gab mir dann ein Bild der internationalen Lage und bewies durch seine im Flüsterton gehaltenen, aber gedanklich klaren Ausführungen, daß er noch im Besitz der Eigenschaften war, die seinem Urteil in meinen Augen seit jeher großen Wert gegeben haben: ruhiges, durchaus nüchternes Abwägen der verschiedenen Interessen, ganz realpolitisches Einschätzen der Kräfte und Ziele der verschiedenen europäischen Staaten.

Beide Eigenschaften getragen von der Erfahrung eines fast achtzigjährigen Lebens und dem Weitblick des Grandseigneurs, der nicht nur viel gesehen hat, sondern dem auch, was mindestens ebenso wichtig ist, weniges imponiert. Wenn der Kanzler sich von Marschall ohne übertriebenes Bedauern getrennt hatte, so ging das Scheiden von Bötticher ihm nahe. Bötticher war ein Beamter nach seinem Sinn: arbeitsfreudig, bereit, nach höheren Wünschen und wie es gerade befohlen wurde, Rechts- oder Linksgalopp, zu gehen. Bötticher hatte auch durch seine etwas subalternen Formen das Herz des alten Fürsten gewonnen, der nicht vergaß, daß sein Haus einst souverän gewesen war und daß noch sein Großvater selbst Minister angestellt und entlassen hatte. Er war nie zufriedener, als wenn er, zweimal im Jahr, an seinem Geburtstag und an dem Geburtstag der Fürstin, seinen Hausorden, den Phönixorden, anlegte, den Philipp Ernst I., Fürst zu Hohenlohe, 1757 gestiftet hatte und der unter Anspielung auf den Namen des erlauchten Geschlechts die Devise trug: „Ex flammis orior.“ Bötticher hatte das ganze Herz Seiner Durchlaucht dadurch gewonnen, daß er ihn stets „mein gnädiger Herr“ nannte. Er opferte den guten Bötticher ungern dem rasenden See der hinter der sogenannten Bismarckfronde und dem Bund der Landwirte stehenden Konservativen. Hohenlohe frug mich, was ich von Posadowsky hielte. Er gelte für einen Streber und Scharfmacher. Ich erwiderte, daß ich Posadowsky noch gar nicht kenne, was den Kanzler angenehm berührte. Ich fügte hinzu, daß nach allem, was ich hörte, Posadowsky ein hervorragend tüchtiger Beamter wäre.

Probleme der inneren Politik schienen den Fürsten besonders zu präokkupieren. Auf diesem Gebiet waren für ihn offenbar zwei Gesichtspunkte maßgebend: der dringende Wunsch, seine seit dem Jahre 1848 und in München wie in Berlin und Straßburg sorgsam aufrechterhaltene und gepflegte Aureole als liberaler Staatsmann nicht einzubüßen, dadurch aber doch nicht das Wohlwollen und die Gunst des Kaisers zu verlieren. Er wiederholte mehrfach, er wünsche sich einmal in Frieden vom Kaiser zu trennen. Er wolle weder wie Bismarck mit einem Krach von Seiner Majestät scheiden, noch wie Caprivi als unbequemer Haushofmeister verabschiedet werden, dem die Herrschaft, weil er ihr durch Eigensinn und Harthörigkeit auf die Nerven geht, schließlich den Stuhl vor die Tür setzt. Das Verhältnis des Fürsten zum Kaiser war nicht ganz einfach. Der Kaiser nannte ihn Onkel und motivierte dies damit, daß die Mutter der Kaiserin eine Hohenlohe gewesen wäre. Die Kaiserin aber nannte den Fürsten Chlodwig vor Menschen niemals Onkel, sondern nur „lieber Fürst“, betonte auch nie irgendwelche Verwandtschaft. Wenn der Kaiser dies tat, so hinderte ihn das nicht, sich oft sehr ungeniert über Onkel Chlodwig auszudrücken, den er „die alte Reichsschaute“ zu nennen pflegte. Der Fürst war schwerhörig

und ziemlich einsilbig geworden, und der Kaiser liebte es nicht, wenn man ihn bei Diners neben Onkel Chlodwig setzte, mit dem die Konversation immer mühsamer wurde.

Ich begegnete mich bei diesem ersten Wiedersehen mit dem Kanzler in der Überzeugung, daß wir im Innern die Parteien nicht noch mehr sich untereinander verhetzen lassen dürften, sondern sie nach Möglichkeit zu gemeinsamer Arbeit vereinigen müßten. Ich stimmte ihm auch darin bei, daß ich mir ebenso wie er von Ausnahmegesetzen gegen die Sozialdemokratie nichts verspräche. Dagegen perhorreszierte er den Gedanken an eine Modifikation oder gar an die Aufhebung des Jesuitengesetzes, die damals von seiten des Zentrums mit erneutem Eifer betrieben wurde. Gegen den Orden der Gesellschaft Jesu war er, obwohl Katholik, von einem Mißtrauen und einer Abneigung erfüllt, wie sie mir selbst bei eifrigen Protestanten selten vorgekommen ist. Er war voll von Geschichten und Anekdoten über Intrigen und Verbrechen, die von der Societas Jesu in früheren Jahrhunderten begangen worden seien. Er war überzeugt, daß die Jesuiten auch jetzt vor keinem Mittel zurückschreckten. Es sei sicher, daß sie den Staatssekretär Franchi in Rom vergiftet hätten. Dieser sei ihnen verdächtig gewesen durch liberale Neigungen und durch seine Tendenz, mit dem Königreich Italien zu einem Verständnis zu gelangen. Nach einer Messe, die er in einer Jesuitenkirche gelesen habe, wäre ihm von einem Geistlichen des Ordens ein Sorbett vorgesetzt worden, nach dessen Genuß er bald nachher unter fürchterlichen Leibschmerzen gestorben sei. Fürst Hohenlohe hat mir auch anvertraut, daß sein Bruder, der Kardinal, so sehr gefürchtet habe, von den Jesuiten mit den im 16. Jahrhundert bewährten Mitteln des Hauses Borgia beseitigt zu werden, daß er sich den für den Meßkelch bestimmten Wein immer nur aus einer von seinem Diener versiegelten Flasche habe eingießen lassen. Eine Lieblingswendung des Fürsten Hohenlohe war, daß es drei Mächte gebe, deren Feindschaft für jeden Politiker unbequem wäre: die Jesuiten, die Freimaurer und die Juden. Das Ideal wäre, sie alle drei für sich zu haben, das sei aber nicht ganz einfach. Andererseits dürfe man sich aber weder den Freimaurern, noch den Juden, noch den Jesuiten, und namentlich nicht den Jesuiten, ganz in die Hand geben. Letzteres führe sicher zur Katastrophe, wie dies das Schicksal Karls X. von Frankreich, die Mißgriffe des am Ende seiner Regierung von seiner bigotten Frau, der Kaiserin Eugénie, beherrschten Napoleon III., der Untergang Polens, der Regierungsabschluß der Königin Isabella von Spanien, der Ausgang des jesuitischen Regierungsexperiments in Paraguay, vor allem aber die österreichische Geschichte, namentlich in der Zeit der Gegenreformation und während der Konkordatsherrschaft, beweise. Bevor wir uns trennten, gab mir Fürst Hohenlohe mit einer leichten und liebens-

Sozialdemokraten und Jesuiten

würdigen Wendung zu verstehen, er nähme an, daß der Kaiser mich zu seinem Nachfolger ausersehen hätte. Ich bestritt nicht, daß dies wohl möglich wäre. Aber einmal ändere der hohe Herr nicht selten seine Absichten und Pläne, dann aber könne ich dem Fürsten versichern, daß, wenn der Kaiser mich nicht zu seinem Nachfolger wähle, ich gern nach Rom zurückginge. Sollte aber der Kaiser an mir als an dem künftigen Kanzler festhalten, so wäre ich dankbar für jeden Tag, den der Fürst noch bliebe, und würde alles tun, um sein Bleiben zu erleichtern, denn ich wäre, ganz abgesehen von meiner persönlichen Anhänglichkeit an ihn, überzeugt, daß sein Bleiben im Interesse des Landes läge. Man habe ihn einst zwischen 1866 und 1870 „die lebendige Mainbrücke" genannt. Man könne ihn jetzt, ungeachtet seiner 78 Jahre, im Hinblick auf seine ganze Vergangenheit und seine Persönlichkeit eine Klammer nennen, die das Reich zusammenhalte.

Alexander Hohenlohe

Als ich den Fürsten verließ, der mir beim Abschied sagte, wir würden uns in Kiel auf der „Hohenzollern" wiedersehen, traf ich im Vorzimmer seinen Sohn Alexander. Der Prinz wäre gern neben seinem Vater in der Rolle aufgetreten, die während der letzten Jahre der Aera Bismarck Graf Herbert gespielt hatte. Es fehlte Alexander Hohenlohe weder an Ehrgeiz noch an Begabung, wohl aber an Kraft und Stetigkeit, auch an festen Grundsätzen und namentlich an festem und unbeirrbarem Patriotismus. Nicht als ob er nicht bestrebt gewesen wäre, seine Schuldigkeit gegenüber dem Lande zu tun. Aber der internationale Zug, den so manche deutsche Fürstenhäuser, souveräne wie mediatisierte, zeigen, war in ihm besonders stark ausgeprägt. Für Werki, die litauische Riesenbesitzung, die durch die Großmutter Radziwill und die Mutter Wittgenstein an das Haus Hohenlohe fallen sollte, sofern sich dies mit den russischen, fremdenfeindlichen Gesetzen vereinbaren ließe, war Alexander Hohenlohe gern bereit, Russe zu werden, und würde als solcher auch ohne Bedenken russischer Diplomat geworden sein. Hatte es doch sein Urgroßvater, der Fürst Ludwig Adolf Peter zu Sayn-Wittgenstein, in Rußland zum Generalfeldmarschall gebracht, nicht zu reden von den Dotationen, die ihm zuteil geworden waren. An jenem Tage, wo ich mich seinem Vater als designierter Staatssekretär und Nachfolger Marschalls vorstellte, suchte der Prinz mich namentlich davon zu überzeugen, daß letzterer gar keinen Anspruch auf eine Botschaft habe: „Wenn Sie ihm beim Kaiser Brüssel verschaffen, so ist das mehr als genug."

Holstein und Kiderlen

Als ich das Auswärtige Amt verließ, hatte ich den Eindruck, daß es nicht ganz leicht sein würde, in dieser „Bude", wie das Amt von seinen Angehörigen gern genannt wurde, sich dauernd zu behaupten. Mein Bruder Alfred pflegte in seiner stillen, Ränken und Schlichen, dem Ehrgeiz wie der Eifersucht gleich abgeneigten Art zu sagen, daß über dem Amt in dicken

Schwaden die Ausdünstungen der Intrigen lagerten, die dort seit Jahren gezettelt worden wären. An solchen Intrigen hatte es selbst in der Zeit des Fürsten Bismarck nicht gefehlt, aber wie die Sonne Nebelqualm, so durchbrach sein Genius solche Schattenseiten der Politik und der Menschen. Auch hatte während der sechs Jahre, wo mein Vater unter dem Fürsten Bismarck als Staatssekretär wirkte, sein auf innerliches, wahres und tiefes Christentum gegründetes, jeder Eitelkeit und Äußerlichkeit abgewandtes Wesen eine wohltätige Wirkung auf die inneren Zustände des von ihm geleiteten Amtes nicht verfehlt. Nicht ohne Grund war ihm dort der Beiname „die heilige Kraft" beigelegt worden. Nach dem Scheiden des großen Fürsten hatten Holstein und Kiderlen unter dem redlichen Caprivi wie unter dem vornehm denkenden Hohenlohe gewiß oft intrigiert, aber sie waren in ihrer Art und bei allen Fehlern beide in erster Linie um das Wohl des Landes besorgt. Holstein war ein strammer Preuße. Der Gedanke, daß Preußen und Deutschland ihre Stellung verlieren, von anderen Mächten geschädigt oder mißbraucht werden könnten, erregte ihn bis in die Tiefe seiner Seele. Man konnte von ihm in Wahrheit sagen, daß der Eifer um unser Haus ihn verzehrte, ja manchmal ihm den Sinn für die Realität der Dinge raubte und seine Wachsamkeit in übertriebenes Mißtrauen verwandelte. Kiderlen verhielt sich auch hier zu Holstein wie Sancho Pansa zu Don Quixote. Jeder Schwung, jede idealere Auffassung der Dinge lagen ihm fern. Er war immer terre à terre, aber er hatte ein starkes Gefühl für das Renommee und den Vorteil der Firma, deren Konkurrenten er aufmerksam auf die Finger sah. Mit Bethmann kam ein Mann in die leitende Stellung im Reich, der von auswärtiger Politik nichts verstand und der die Hoffnung, er werde sich in sie allmählich hineinfühlen und hineinwachsen, leider völlig enttäuschte. Als auch Kiderlen vom Schauplatz verschwand und der körperlich wie geistig gleich kleine Jagow ihn ersetzte, wurde unser Auswärtiges Amt mehr und mehr zu einer Behörde, wo fast nur Mittelmäßigkeiten sich tummelten, die Arbeit immer mangelhafter geleistet wurde und schließlich kaum noch ein einziger politischer Kopf sich betätigte. Das Auswärtige Amt von 1914 war denn auch die Brutstätte, in der das Unheils-Ei des Ultimatums an Serbien ausgebrütet wurde. Hier wurden fast alle die fürchterlichen Fehler begangen, durch die wir in den Krieg hineingerieten und den Krieg verloren.

An Bord der „Hohenzollern"

Am 26. traf ich in Kiel ein. Ich stieg im Hotel Germania ab und ließ mich sogleich an Bord der „Hohenzollern" rudern, wo ich von dem diensttuenden Flügeladjutanten, Oberst von Loewenfeld, empfangen wurde. Herr von Loewenfeld entstammte dem 1. Garderegiment zu Fuß, dem „ersten Regiment der Christenheit", wie seine Offiziere in alten Zeiten zu sagen pflegten, einem Regiment, das sich in allen preußischen Feldzügen mit

Ruhm bedeckt hatte, vor dessen Front viele Träger historischer preußischer Namen ihre Treue für König und Vaterland mit ihrem Blut besiegelt hatten, an dessen Spitze kurz vor dem Ausgang des Weltkrieges mit dem Degen in der Faust Oberst von Bismarck fiel. Als das Offizierkorps des 1. Garderegiments zu Fuß im August 1914, bevor das Regiment ins Feld rückte, im Kasino des Regiments noch einmal das Kaiserpaar bei sich sah, übergab die Kaiserin jedem der Offiziere mit ihren Segenswünschen eine Rose. Kaum einer der Helden, die diese Auszeichnung erhielten, ist unverwundet zurückgekehrt, die meisten deckt fremde Erde ... Prinz Eitel Friedrich von Preußen, der zweite Sohn des Kaisers, der selbst bei dem „langen Potsdamer Regiment", wie es in der Armee hieß, gestanden und es im Kriege wacker geführt hat, schreibt in seinem schönen Nachruf auf das Regiment, das 1678 durch den Großen Kurfürsten, den Begründer des Brandenburgisch-Preußischen Staates, errichtet worden war: „Das erste Garderegiment hatte bei Oudenarde und Malplaquet, bei Mollwitz und Hohenfriedberg, bei Prag, Leuthen und Torgau, bei Großgörschen, Leipzig und Brienne, bei Königgrätz, Saint-Privat und Sedan gefochten. Es hat zweimal in einem Jahrhundert, 1814 und 1870, vor Paris gestanden. Aber selbst diese glänzenden Waffentaten sollten verschwinden gegen das furchtbare Ringen im Weltkriege, das mit der Schlacht von Namur-Charleroi am 23. und 24. August 1914 begann und mit dem letzten Angriff in der Maas-Stellung am 10. November 1918 endete. Dazwischen vier lange Jahre unausgesetzter Kriegstätigkeit: der Marsch durch Frankreich und Belgien gegen die Marne, die Schlacht bei Reims, der Einsatz in Artois, die Schlachten in Flandern, die Abwehrkämpfe in der Champagne, der galizisch-polnische Feldzug 1915, die Herbstschlacht bei Arras und La Bassée, die Stellungskämpfe bei Roye und Noyon, der zweimalige Einsatz in der Sommeschlacht, die Doppelschlacht Aisne-Champagne, die Kämpfe in den Argonnen, die Durchbruchsschlacht in Ostgalizien, die Schlachten bei Riga und an der Düna, die ‚Große Schlacht' in Frankreich, neue Stellungskämpfe bei Reims, die Schlacht bei Soissons, die Marneschlacht von 1918, die Abwehrkämpfe zwischen Marne und Vesle, Oise und Aisne, zwischen Argonnen und Maas, aus denen das letzte erbitterte Ringen an der Aisne hervorging, dem sich der Rückmarsch im November 1918 in die Antwerpen-Maas-Stellung anschloß. In fünfzig Monaten unausgesetzter Kriegstätigkeit gegen Feinde in Ost und West besiegelten 124 Offiziere, 418 Unteroffiziere und 3208 brave Grenadiere und Füsiliere des ersten Garderegiments zu Fuß ihre Treue mit dem Tode." Das war das Ausklingen der Heldengeschichte der Potsdamer Wachtparade. Das deutsche Volk wäre seines Namens, wäre einstiger Größe und einstigen Ruhmes unwürdig, wenn es solches Heldentum jemals vergäße.

Oberst von Loewenfeld war ein Offizier nicht nur von großer militärischer Tüchtigkeit, auch von hoher Bildung. Er hatte eine englische Mutter und war mit Rücksicht darauf, daß er gut Englisch sprach, vom Kaiser einmal als sein Vertreter zu einem Jubiläum nach Oxford gesandt worden, der altberühmten englischen Universitätsstadt. Am Abend seiner Ankunft fand ihm zu Ehren ein Diner statt, bei dem er die englischen Gelehrten durch die Fülle seiner Kenntnisse in Erstaunen versetzte. Am nächsten Morgen sollte eine Fuchsjagd geritten werden, an der eine große Anzahl Professoren in rotem Rock und tadellosen „Breeches“ teilnahmen. Einer der englischen Professoren zeigte auf das Feld und meinte zu dem deutschen Obersten: „So gelehrt wie die Deutschen sind wir nicht, aber Professoren, die hinter den Hunden reiten, haben Sie dafür nicht.“ Die Verschiedenheit der beiden großen germanischen Völker konnte kaum prägnanter zum Ausdruck kommen. Oberst von Loewenfeld liebte es, sich des Potsdam-Berliner Offizierjargons zu bedienen, sagte aber in dieser humoristischen Form oft treffende Wahrheiten. „Ich könnte Ihnen sagen“, begann er am 26. Juni 1897 sein Gespräch mit mir, „was jener alte Räuberhauptmann zu dem Stifter unserer Religion sagte, als der zu Worms ins Kreuzverhör genommen werden sollte. Was sagte er doch? Ich glaube, er deutete an, daß die Chose für Luthern ziemlich faul stünde. Na, Sie werden ja bald hören, ob Sie ran müssen oder nicht. Angenehm ist der Ihnen zugedachte Posten gewiß nicht. Die Minister kommen mir mit dem Parlament immer vor wie der Tierbändiger, der in den Käfig zu den Bestien herein soll. Wird er mit den Tieren nicht fertig, so schickt man ihn fort. Wird er aber von den Biestern zerrissen, so weint ihm unser allergnädigster Herr, der aus der Loge zusieht, auch nicht allzu viele Tränen nach.“ Unsere Unterredung wurde durch den Leibjäger Schulz unterbrochen, der mich zu Seiner Majestät rief. In den Armen dieses treuen Mannes war Kaiser Friedrich gestorben, in gleicher Treue sorgte er um den Sohn und Nachfolger. In der breiten Brust schlug ihm ein goldenes Herz.

Oberst (dann General) von Loewenfeld

Kaiser Wilhelm II. empfing mich auf dem Oberdeck des Schiffes, auf dem er allein auf und ab wandelte. Er streckte mir die Hand mit den Worten entgegen: „Mein lieber Bernhard, es tut mir leid für Sie und noch mehr für die Contessina (so wurde von der Kaiserin Friedrich und von ihren Kindern seit jeher meine Frau genannt), aber Sie müssen an die Front. Der Badenser hat mich verraten!“ Es folgte nun in raschen, sich überstürzenden und übersprudelnden Sätzen eine Darlegung, aus der hervorging, daß Marschall hinter dem Rücken Seiner Majestät gegen seinen Herrn Intrigen mit Zentrum und Demokratie gesponnen hätte. Was hierbei der letzte Gedanke des bisherigen Staatssekretärs gewesen wäre, sei noch nicht ganz klar. Aber gut habe er es mit seinem Herrn gewiß nicht gemeint.

Empfang beim Kaiser

Es lägen Beweise dafür vor, daß Marschall die Rechte der Krone mit Hilfe der Reichsfeinde hätte verkürzen und ein parlamentarisches System etablieren wollen. Das verdiene Strafe, Marschall müsse fort von seinem Platz. Ich konnte mich nicht enthalten, meinem Erstaunen über diese traurige Enthüllung Ausdruck zu geben. Ob Marschall wirklich so teuflische Pläne verfolgt habe? Der Kaiser schlug mit seiner starken rechten Hand auf die linke Brustseite. „Hier habe ich die Beweise", sagte er mit großer Bestimmtheit. Ich deutete an, daß es für mich von Interesse sein würde, diese Beweise kennenzulernen, schon damit ich mich vor ähnlichen Fallstricken hüten könne. Der Kaiser schlug einen Haken, wie man es in der Jägersprache nennt. „Die Beweise zeige ich Ihnen später einmal", meinte er, „jetzt will ich Ihnen vor allem sagen, daß Sie mich Anfang August nach Petersburg begleiten müssen. Sie sind dort als Botschaftsrat tätig gewesen und können sich mir da besonders nützlich machen. Die Engländer benehmen sich so schändlich gegen mich, daß wir die Beziehungen zu Rußland nur um so eifriger pflegen müssen." Ich entgegnete, daß ich Seiner Majestät für die Fahrt nach Petersburg zur Verfügung stünde, bis dahin bäte ich um Urlaub. „Nanu!" sagte der Kaiser, „ich meinte, von jetzt ab sollten wir uns gar nicht mehr trennen." Ich erwiderte, daß ich eine endgültige Antwort, ob ich den mir angetragenen Posten mit gutem Gewissen annehmen könne oder nicht, unmöglich erteilen könne, bevor ich mich über unsere internationale Situation an der Hand der Akten des Auswärtigen Amtes gründlich informiert hätte. Auch müßte ich mich innerlich erst sammeln, bevor ich die letzte Entscheidung treffe. Nicht aus irgendwelcher Ängstlichkeit, sondern aus dem Gefühl meiner Verantwortlichkeit gegenüber Land und Krone. Ich bäte deshalb, mich bis Ende Juli zu beurlauben, ich würde inzwischen meinen gewohnten Sommeraufenthalt, den Semmering, aufsuchen. Die dortige Stille sei am besten geeignet, mich an der Hand der Akten und mit ruhigem Nachdenken zu klaren Entschlüssen kommen zu lassen. Soviel wisse ich schon aus meiner Botschaftertätigkeit und schließlich auch aus der Geschichte und den Zeitungen, daß das Problem, vor das ich gestellt werden würde, im wesentlichen darauf hinauskomme, zu unserem Schutz und für unsere Sicherheit eine Flotte zu bauen, ohne durch den Bau dieser Flotte in Krieg mit England zu geraten. Das sei nicht ganz einfach. Wir dürften nicht „propter vitam vivendi perdere causas".

Den Kaiser amüsierte mein Zitat. Ich scheine ja ein großer Lateiner zu sein, das sei weniger sein Fall. Trotz aller Mühe, die sich Hinzpeter in dieser Richtung gegeben hätte, habe das Latein keine besonderen Reize für ihn. Ich erzählte nun, daß ich nicht wüßte, von welchem lateinischen Schriftsteller die in Rede stehende Wahrheit geprägt worden wäre. Ich entsinne

mich aber, daß der genannte Vers vor 16 oder 17 Jahren von Gambetta, wenn ich mich nicht irrte, während einer Debatte über die von ihm vorgeschlagene Listenwahl zitiert worden wäre. Nachdem der Kaiser mir noch einmal wiederholt hatte, daß er für den Besuch in Petersburg auf meine Begleitung rechne, entließ er mich in der freundlichsten Weise. Wie schon früher in Neapel, in Venedig und auch in Berlin und Potsdam hatte ich den Eindruck, daß es kaum möglich wäre, liebenswürdiger, einfacher, natürlicher zu sein, als es Wilhelm II. sein konnte. Die Klippen seines Wesens kamen erst nach längerer Fahrt in den kaiserlichen Gewässern zum Vorschein.

Leopold II. von Belgien in Kiel

Bei der Mittagstafel, zu der ich befohlen wurde, waren König Leopold II. von Belgien sowie Prinz Albrecht von Preußen und die Offiziere anwesend, mit denen der Prinz als Vertreter des Kaisers in London der Jubiläumsfeier der sechzigjährigen Regierung der Königin Victoria beigewohnt hatte. König Leopold begrüßte mich als alten Bekannten aus Ostende. In deutscher Umgebung trat das Sarkastische seines Wesens noch deutlicher zutage, er suchte etwas darin, jede Wiedergabe von Gesprächen mit unserem Kaiser etwa folgendermaßen einzuleiten: „Seine Majestät der Kaiser und König haben die hohe Gnade gehabt, mir über Allerhöchstseine Stellungnahme zu der in Rede stehenden Frage huldvollst Nachstehendes zu sagen, was aus Allerhöchstdero Munde zu hören den Wert der Eröffnung und das Glück, in Allerhöchstdero Nähe zu weilen, für mich noch erhöht.“ Der König sprach sehr gut Deutsch, wenn auch mit leisem französischem Akzent. Unsere Kaiserin war über seinen Besuch nicht erfreut. Die hohe Frau hatte über seinen Lebenswandel allerlei Ungünstiges gehört, und so gütig ihr Herz war, so verstand sie in moralischen Fragen, in Fragen der Sittlichkeit keinen Spaß. Auch gefiel ihr nicht, daß der König von Belgien sich bemüht hatte, den Kaiser zur Beteiligung an einigen größeren wirtschaftlichen Entreprisen, namentlich in Ostasien, aber auch in Afrika, zu bewegen. „Der Kaiser sollte sich gar nicht mit dem abscheulichen Menschen einlassen“, meinte die Kaiserin in ihrer rührenden Fürsorge für ihren Gemahl, die etwas Mütterliches hatte. „Wer weiß, ob der ihn nicht hereinlegt. Gott gebe nur, daß der nicht auch auf anderen Gebieten dem Kaiser böse Ratschläge gibt.“ Unsere politischen Beziehungen zu Belgien waren übrigens damals so vertrauensvoll und freundschaftlich, daß auch kleine Unstimmigkeiten daran nichts ändern konnten.

Prinz Albrechts Londoner Reise

Was die aus England zurückgekehrten Herren erzählten, hatte den Kaiser nicht erfreut. Als Prinz Albrecht mit seiner Suite in dem feierlichen Londoner Festzuge vom 22. Juni vorbeigekommen war, hatte die Menge in den Straßen den Deutschen unter Anspielung auf das Krüger-Telegramm wiederholt zugerufen: „Wenn Sie etwa ein Telegramm an Ohm Krüger aufgeben wollen, so finden Sie rechts um die

Ecke ein Telegraphenamt!“ Prinz Albrecht erzählte aber auch, es wäre ihm von einer Reihe maßgebender englischer Persönlichkeiten gesagt worden, daß das Krüger-Telegramm in England einen sehr nachhaltigen Eindruck gemacht habe. Vielleicht weniger auf die Minister und den Hof als auf die breiten Massen des Volkes und die öffentliche Meinung. Der Riß wäre tief gegangen, weil der Engländer in seiner naiven Art, sich selbst immer im Rechte zu glauben, nie an eine solche Beurteilung seines Streites mit dem Präsidenten der Burenrepublik von deutscher Seite geglaubt hätte. Von unserer Seite habe man in England so etwas nun und nimmer erwartet. Franzosen und selbst Russen würde der Engländer diesen Affront viel weniger übelgenommen haben. Prinz Albrecht war von allen Prinzen des königlichen Hauses der größte, ein wahrer Enakssohn. Er erinnerte ältere Leute in seiner Figur an Kaiser Nikolaus I., von dem er auch mit Vorliebe sprach. Nach jenem Diner auf der „Hohenzollern“ erzählte er mir bei einem Vergleich zwischen dem englischen Hofe, den er jetzt wieder besucht hatte, und seinem früheren Besuche in St. Petersburg, wie unauslöschlich sich ihm Figur und Art des Kaisers Nikolaus I. eingeprägt hätten. Als er, damals ein ganz junger Mann, kaum 17 Jahre alt, sich dem Zaren vorgestellt habe, hätte dieser ihn zunächst gefragt, ob wirklich preußische Prinzen die Universität Bonn besuchen wollten oder gar schon besucht hätten. Es sei unerhört, daß man Prinzen, und noch dazu königliche Prinzen, sich ungeniert unter Studenten bewegen lasse, die alle von revolutionärem Gifte infiziert wären. Über seine eigenen Leute habe sich der Zar so wenig Illusionen gemacht, daß er bei einer Parade, als der preußische Prinz seiner Bewunderung für die stramme Haltung und den Eifer der sogenannten Suitzkis, d. h. der Mitglieder der Maison militaire Ausdruck gab, ihm mit seinem harten russischen Akzent erwiderte: „Augendiener! Alles Augendiener!“

Prinz Albrecht war ein verständiger Mann, mit einfachem, nüchternem Verstand, einem gütigen Herzen und von vornehmer Gesinnung. Er wurde von der älteren Generation noch „Prinz Albrecht Sohn“ genannt, zum Unterschiede von „Prinz Albrecht Vater“, dem jüngsten Sohn König Friedrich Wilhelms III. und der schönen Königin Luise. König Friedrich Wilhelm IV., der sehr viel Geist hatte und einen glänzenden Witz, aber auch scharfe und selbst ungerechte Witze nicht scheute, meinte einmal von sich und seinen Brüdern: „Wären wir vier als Söhne eines kleinen Beamten geboren, so würde ich Architekt geworden sein, Wilhelm Feldwebel, Karl wäre ins Gefängnis gekommen und Albrecht verbummelt.“ Die Bemerkung über Prinz Karl bezog sich auf einen üblen Zusammenstoß, den dieser als junger Prinz mit seinem eigenen Jäger gehabt hatte, von dem er bei dessen Frau überrascht worden war. Prinz

Albrecht Vater war mit der schönen Prinzessin Marianne der Niederlande vermählt. Die Ehe ging nicht besonders. Der Gatte verliebte sich in die anmutige Tochter des Kriegsministers von Rauch, der Garten des Kriegsministeriums grenzte an den Garten des Palais Albrecht, und zum Kummer des frommen Königs Friedrich Wilhelm IV. trennte sich Prinz Albrecht (Vater) von seiner Frau und heiratete Fräulein von Rauch. Mit seiner zweiten Frau vom König aus Berlin verwiesen, ließ er sich in Dresden nieder, wo er sich die Albrechtsburg erbaute und für seine Gemahlin und seine Kinder einige Jahre später vom Herzog von Sachsen-Meiningen den Namen Gräfin und Grafen von Hohenau erhielt. Prinzessin Marianne unternahm, um sich zu trösten, eine Reise nach Italien. In ihrer Umgebung befanden sich eine tugendreiche Hofdame, ein würdiger Kammerherr und ein als besonders zuverlässig empfohlener Lakai. Zunächst verlief die Reise sehr gut, der Kammerherr berichtete an das Oberhofmarschallamt in Berlin, daß die Frau Prinzessin die Italiener durch ihre Liebenswürdigkeit, ihr Gefolge durch ihre Güte bezaubere. Bald konnte er berichten, daß Ihre Königliche Hoheit nach wie vor in bester Stimmung wäre, daß sie mit ihrer ganzen Suite zufrieden zu sein scheine, aber die Dienste des trefflichen Lakaien besonders schätze. Diese Dienste und die Anstelligkeit des Lakaien wurden auch weiter rühmend hervorgehoben, bis plötzlich die entsetzte Meldung in Berlin eintraf, die Frau Prinzessin habe befohlen, daß der Lakai an der Mittags- und Abendtafel teilnehmen solle. Prinzessin Marianne hat ihren Günstling später geheiratet. Sie wurde schlecht von ihm behandelt, der ein roher Mensch gewesen zu sein scheint, nahm aber, fromm wie sie war, die Züchtigungen ihres Gatten als heilsame Prüfung entgegen und ist ihm bis an sein Ende eine treue und gehorsame Frau gewesen. Ein Kind aus dieser Ehe starb in jungen Jahren. Je älter sie wurde, desto mehr steigerte sich bei der Prinzessin eine gewiß aufrichtige Religiosität, zugleich aber stellte sich der alte fürstliche Hochmut wieder ein, und sie urteilte schonungslos über jede Mesalliance in fürstlichen Häusern. Daß sie selbst unter ihrem Stande verheiratet gewesen war, hatte sie einfach vergessen.

Ich weiß nicht mehr, welcher griechische Historiker irgendwo erzählt, daß ein griechischer Sophist von einem asiatischen König, den er gefragt hatte, welche Kunst er von ihm zu lernen wünsche, die Antwort erhielt: „Lehre mich die Kunst, vergessen zu können." Fürsten brauchen im allgemeinen diese Kunst nicht zu lernen, sie vergessen von selbst, woran sie nicht erinnert werden mögen. Ihrer religiösen Richtung entsprechend war Prinzessin Marianne auch politisch ganz nach rechts gerückt, und wenn sie ihren Sohn besuchte, der Kommandierender General in Hannover geworden war, mißbilligte sie laut und vor Hannoveranern die Annexion Hannovers

durch Preußen. Prinz Albrecht-Sohn hatte die Eheirrung seiner Mutter völlig aus seinem Gedächtnis gestrichen. Er erzählte mir gelegentlich, wie peinlich es ihm gewesen wäre, bei einem Besuch in Madrid der Königin Christine einen Besuch machen zu müssen, die in zweiter Ehe den Leibgardisten Fernando Munoz geheiratet hatte. Solche Mißheiraten wären ihm ebenso antipathisch wie unbegreiflich. Auch Prinz Albrecht Sohn bedurfte keines besonderen Unterrichts in der Kunst des Vergessens.

II. KAPITEL

Besuch in Friedrichsruh • Wilmowski Vater und Sohn • Der 82jährige Bismarck • Das Bismarcksche Heim • Übernahme der interimistischen Leitung des Auswärtigen Amtes • Freiherr von Rotenhan • Gedankenarbeit am Semmering • Die internationale Lage von 1897 • Graf Anton Monts und seine an Bülow gerichteten Situationsberichte

Ich kehre von Madrid nach Kiel und auf die „Hohenzollern" zurück. Als sich der Kaiser zurückgezogen hatte, nahm mich Fürst Hohenlohe beiseite und frug mich, ob ich glaube, daß er es mit dem Kaiser verschütten würde, wenn er seinen Aufenthalt in Kiel zu einem Besuch in Friedrichsruh benützte. Ich erwiderte optima fide, daß ich das nicht glaube. Wenn er den Kaiser ausdrücklich um Erlaubnis bitte, werde ihm dieser die Absicht vielleicht ausreden wollen. Über die vollendete Tatsache werde sich der hohe Herr schwerlich aufregen. Der Kanzler frug, ob ich Lust hätte, ihn zu begleiten. Ich entgegnete, daß es mir eine besondere Ehre sein würde, mit dem Fürsten nach Friedrichsruh zu fahren. Ich selbst würde unter allen Umständen, früher oder später, dort einen Besuch abstatten. Bei der langjährigen Freundschaft, die meinen Vater mit dem Fürsten Bismarck verbunden habe und im Hinblick auf die Güte, die dieser mir und meinen Brüdern erwiesen hätte, möchte ich mein neues Amt nicht endgültig antreten, ohne mich in Friedrichsruh vorgestellt zu haben. „Sehr schön", meinte sichtlich erleichtert der Kanzler, „dann fahren wir beide zusammen. Herr von Wilmowski wird alles Weitere in die Hand nehmen."

Der Chef der Reichskanzlei

Wilmowski, der damalige Chef der Reichskanzlei, war der Sohn des langjährigen Chefs des Zivilkabinetts unter Kaiser Wilhelm I., eines hochbewährten, vorbildlichen preußischen Staatsdieners aus unserer besten Zeit, der sich um die Aufrechterhaltung eines guten Einvernehmens zwischen unserem alten Kaiser und seinem gewaltigen Kanzler und damit um das Vaterland unvergängliche Verdienste erworben hatte. Während vieler Jahre hatte der Vater Wilmowski es verstanden, einerseits den reizbaren, leicht argwöhnischen und nicht immer bequemen Kanzler zu einem rücksichtsvollen Benehmen gegenüber seinem greisen Herrn zu bewegen, andererseits bei letzterem das Vertrauen zu seinem großen Diener immer wieder neu zu kräftigen. Der Sohn war eines solchen Vaters würdig, von dem er nicht

nur die Zuverlässigkeit des Charakters, sondern auch ein sicheres Urteil und feinen Takt geerbt hatte. Er war für den schon recht alt gewordenen und in Fragen der Verwaltung und Gesetzgebung, überhaupt auf geschäftlichem Gebiet wenig beschlagenen Fürsten Hohenlohe eine ausgezeichnete Stütze. Er hat später mich in die Geschäfte des Reichskanzleramtes mit Umsicht eingeführt, war dann Oberpräsident zweier Provinzen, Schleswig-Holstein und Sachsen, und stand am Ende seines Lebens im Herrenhaus als Führer der konservativen Fraktion seinen Mann.

Bismarck und Hohenlohe

Am 28. Juni trafen wir um die Mittagsstunde in Friedrichsruh ein. Wir wurden am Bahnhof von dem Schwiegersohn des Fürsten, dem Grafen Cuno Rantzau, empfangen. Beide Söhne waren abwesend, dagegen weilte ein alter und treuer Freund des Bismarckschen Hauses, Freiherr Ferdinand von Stumm, zuletzt Botschafter in Madrid, von welchem Posten er durch Holsteinsche Intrigen verdrängt worden war, zum Besuch in Friedrichsruh. Fürst Bismarck begrüßte den Fürsten Hohenlohe mit ausgesuchter und, wie mir schien, geflissentlicher Courtoisie. Er wollte offenbar noch äußerlich den Unterschied markieren, den er zwischen dem dritten und dem von ihm heftig befehdeten zweiten Reichskanzler machte. Ich fand den Fürsten Bismarck stark gealtert, aber aufrecht in seiner Haltung, geistig ganz der alte, die Augen und der Blick gleich gewaltig, die Stimme ebenso fein und leise wie früher. Er begrüßte Wilmowski und mich mit freundlichem Händedruck als alte Bekannte. Bei Tisch drehte sich die Unterhaltung namentlich um die russischen Besitzungen des Fürsten Hohenlohe, auf die Fürst Bismarck wiederholt zurückkam, indem er den Wunsch aussprach, daß man seinem zweiten Nachfolger den großen und schönen Besitz Werki lassen möge. Er erkundigte sich auch lebhaft nach der Fürstin Hohenlohe und fragte, ob die Frau Fürstin noch so eifrige Bärenjägerin wäre wie früher. Wie viele Bären sie in Werki schon zur Strecke gebracht habe? Er selbst hätte in Rußland seinerzeit manchen Bären erlegt. Leider wäre auch dies Vergnügen für ihn vorüber. Gegen Ende des Essens fragte mich Fürst Bismarck, wie es meinem Vater ginge. Seine Tochter, die Gräfin Rantzau, fiel ihm rasch ins Wort mit der Bemerkung, daß der Staatssekretär von Bülow, der zu seiner Zeit diese Stellung bekleidet hätte, schon vor Jahren verstorben wäre. Ich bemerkte nach dieser Richtigstellung einen wehmütigen Zug um die Mundwinkel des Vaters. Es schien ihm peinlich, sich diese kleine Blöße gegeben zu haben. „Es war nicht Gedächtnisschwäche", sagte mir nach Tisch die Gräfin Rantzau, „es war nur Zerstreutheit." Der Fürst kam später noch einmal auf mich zu, gab mir wieder die Hand und sagte mit gütigem Ausdruck: „Ich habe weder Ihren Herrn Vater vergessen noch Sie."

Nach dem Kaffee und der Zigarre unternahm Fürst Bismarck mit dem Reichskanzler eine Spazierfahrt, nach deren Beendigung wieder die

allgemeine Unterhaltung aufgenommen wurde, an der Baron Stumm sich lebhaft beteiligte, der sich als ein ebenso liebenswürdiger Gesellschafter zeigtc, wie er in London und Paris, in Petersburg und Madrid ein fähiger und tüchtiger Diplomat gewesen war. Ferdinand Stumm hatte nur eine kleine Schwäche: er war ein „malade imaginaire". Er erfreute sich einer ausgezeichneten Gesundheit und sollte sich bis in ein vorgeschrittenes Alter ungewöhnliche körperliche und geistige Elastizität und ein jugendliches Äußeres bewahren. Dabei klagte er unausgesetzt, daß ihm kein langes Leben bevorstünde. Seine reizende Tochter, die Fürstin Maria Hatzfeldt-Wildenburg, schenkte ihm einmal zu seinem Geburtstage einen von ihr selbst geschnitzten schönen Rahmen, in den sie unter Abwandlung des bekannten rührenden Ausspruchs des sterbenden Kaisers Friedrich die Worte eingegraben hatte:

„Lerne zu klagen, ohne zu leiden."

Fürst Bismarck fand während unseres Besuches am 28. Juni keine Gelegenheit, allein mit mir zu sprechen. Ich hatte die Empfindung, daß Fürst Hohenlohe das auch nicht gern gesehen haben würde. Nicht aus Eifersucht, die diesem wahren Grandseigneur fernlag, aber vielleicht, um bei seiner nächsten Begegnung mit dem Kaiser Seiner Majestät mit gutem Gewissen sagen zu können, ich hätte keine Gelegenheit gehabt, allein mit dem Alt-Reichskanzler zu sprechen. Namentlich Holstein, vor dem Fürst Hohenlohc eine starke Scheu empfand, wollte er das mit gutem Gewissen versichern können. Seit der Entlassung des Fürsten Bismarck wurde von Holstein mit verbissener Gehässigkeit der Grundsatz vertreten, daß unter keinen Umständen der Schein cntstehen dürfe, als ob der neue Kurs sich bei dem großen Träger des alten Kurses Rat hole oder der Belehrung von dieser Seite bedürfe. Während sich Fürst Hohenlohe mit Gräfin Rantzau und Baron Stumm unterhielt, fand Fürst Bismarck aber doch Gelegenheit, mir mit einem Seitenblick auf den Fürsten Hohenlohe zu sagen: „Es ist nützlich, ihn auf Werki scharf zu machen, damit er säuberlich mit dem Knaben Absalon in St. Petersburg fährt, den zu verstimmen oder gar zu reizen wir keinen Anlaß haben." Es war mein erster Besuch in Friedrichsruh. Ich war ergriffen von der Einfachheit des Hauses, der Bescheidenheit der Möbel, der völligen Schmucklosigkeit und, um alles zu sagen, von dem unkünstlerischen Charakter der ganzen Einrichtung. Kein schönes Bild hing in Friedrichsruh außer einem herrlichen Lenbachschen Porträt des Fürsten. Von einer größeren Bibliothek war nichts zu sehen, von Plafonds, Gobelins und orientalischen Teppichen war erst recht nicht die Rede. Die Sonne Homers hatte diesem Hause nicht gelächelt, und von dem Glanz der italienischen Renaissance, der manche Schlösser in Deutsch-

land bestrahlt hatte und von dem auf Tegel wie auf dem Goethehaus in Weimar noch immer ein Schimmer liegt, war in Friedrichsruh nichts zu spüren. Aber gerade diese Abwesenheit jedes schönen Scheins war ein würdiges Abbild des wahren preußischen Geistes, dessen letzter und größter Vertreter nach und mit Friedrich dem Großen Fürst Bismarck gewesen war. Das ganze Haus, sein ganzer Zuschnitt schien die Mahnung zu wiederholen, die das Orakel von Delphi einst den nach ihrer Zukunft fragenden Spartanern erteilt hatte: „Reichtum wahrlich allein, sonst nichts kann Sparta verderben." Und vor allem war dies das Haus des Mannes, der, wie ich vier Jahre später vor seinem Denkmal in Berlin sagen sollte*, ausgeführt und vollendet hatte, was seit Jahrhunderten das Sehnen unseres Volkes und das Streben unserer edelsten Geister gewesen war, was die Ottonen und Salier und Hohenstaufen vergeblich angestrebt hatten, was 1813 den Kämpfenden als damals nicht erreichter Siegespreis vorschwebte, wofür eine lange Reihe Märtyrer der deutschen Idee gekämpft und gelitten hatten. Alle großen Erinnerungen, alle guten Geister der deutschen Geschichte schwebten über diesem scheinbar so nüchternen Haus.

W.T.B. meldet Vertretung

Während Fürst Hohenlohe mit mir in Friedrichsruh weilte, war durch das offiziöse Wolffsche Telegraphenbüro nachstehende Meldung verbreitet worden:

Kiel, Montag, 28. Juni.

„Nachdem der Gesundheitszustand des Freiherrn Marschall von Bieberstein seine Ersetzung als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes notwendig gemacht hat, ist, sicherem Vernehmen nach, der kaiserliche Botschafter in Rom Herr von Bülow von Seiner Majestät dem Kaiser zunächst stellvertretungsweise mit der Leitung des Auswärtigen Amtes betraut worden. Herr von Bülow, der sich zwei Tage lang hier aufgehalten hat und vom Kaiser wiederholt empfangen worden ist, wird die Geschäfte nach der Rückkehr des Kaisers nach Berlin übernehmen; bis dahin werden sie wie bisher von dem Unterstaatssekretär Freiherrn von Rotenhan wahrgenommen."

In Berlin fand ich auf meiner Durchreise nach dem Semmering Holstein und Rotenhan in gleich zufriedener Stimmung, Holstein froh, daß er sich noch einige Wochen, ohne von mir an die Leine genommen zu werden, umhertummeln konnte, Rotenhan zufrieden, daß ihm die interimistische Führung der Geschäfte anvertraut blieb. Ich war mir von Anfang an darüber klar, daß Herr von Rotenhan mir als Unterstaatssekretär nicht genügen würde. Er war wie alle Söhne dieses alten fränkischen Geschlechts ein vornehmer Charakter, dabei ein Mann von Erfahrung und Urteil, aber,

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 222; Kleine Ausgabe I, S. 246.

was die Engländer „a slow coach“ nennen. Bevor er eine Antwort gab, pflegte er die Brille, die der kurzsichtige Mann immer trug, von der Nase abzunehmen, um sie langsam und lange zu putzen. Das gab ihm Zeit, seine Gedanken zu sammeln und seine Antwort vorzubereiten. Dieser Modus procedendi war gar nicht übel für Konversationen mit fremden Diplomaten, bei verfänglichen Fragen dieser letzteren. Aber der innerdienstliche Verkehr wurde dadurch nicht vereinfacht. Ich ersetzte später Rotenhan durch den Freiherrn von Richthofen, den ich als Direktor der Kolonialabteilung vorfand. Herr von Rotenhan hat als Gesandter in Bern und beim Vatikan dem Lande noch gute Dienste geleistet. Er starb, wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, infolge eines Straßenunfalls, der dem trefflichen Mann infolge der Schwäche seines Augenlichtes zugestoßen war. Als ich die Geschäfte des Auswärtigen Amtes übernahm und damit nicht nur in das Licht der Öffentlichkeit trat, sondern auch, um mit dem Fürsten Bismarck zu sprechen: in die Drecklinie einrückte, gab ich Weisung, alle auf mich bezüglichen Karikaturen sorgfältig zu sammeln. Sie trugen bei ihrem Erscheinen zu meiner Erheiterung bei, und noch heute blättere ich mit retrospektivem Vergnügen in den 27 stattlichen Bänden der über mich erschienenen Karikaturen, die eine Zierde meiner Bibliothek in der Villa Malta bilden. Als ich die Sammlung eröffnete, schrieb ich auf die erste Seite den Spruch von Goethe:

„Sollen dich die Dohlen nicht umschrei'n,
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchturm sein.“

Die auswärtigen Beziehungen

Am Semmering eingetroffen, tröstete ich meine Frau nach Möglichkeit über die ihr nach meinem Empfinden ziemlich sicher bevorstehende Exilierung nach Berlin, das sie übrigens später sehr liebgewann und wo sie sich sehr glücklich fühlen sollte, und machte mich an das, was ich ihr gegenüber, die inzwischen Goethe las, meine Gedankenarbeit nannte. Ich hatte mir einige wichtige Aktenstücke über unsere Beziehungen namentlich zu England und zu Rußland und über die Verhältnisse in Ostasien mitgenommen, gleichzeitig auch das nötige Material für eine richtige Beurteilung unserer Handelsbeziehungen, insbesondere zu Rußland und Amerika. Ich hatte Hermann Helmholtz einmal erzählen hören, seine besten Gedanken wären ihm gekommen, wenn er, in mäßiger Gebirgsgegend langsam wandelnd, bergauf bergab gegangen wäre. Ohne mich mit dem großen Gelehrten vergleichen zu wollen, richtete ich mir meinen Tag so ein, daß ich am Vormittag die Akten studierte, nachmittags auf der Straße nach Mürzzuschlag oder bei der Besteigung des Sonnenwendsteins das Gelesene überdachte und mir unsere internationale Situation klarzumachen suchte.

Über einen Punkt war ich mir schon vor meiner Berufung nach Kiel im klaren gewesen: daß Deutschland bei einem Krieg wenig zu gewinnen, aber viel zu verlieren habe. Sollten wir nach Norden oder Süden, gen Osten oder gen Westen Eroberungszüge unternehmen, um neue Ländergebiete zu annektieren? Sollten wir kleinere Nachbarstaaten gewaltsam zum Anschluß zwingen? Sollten wir den alten Reichsfeinden neue hinzufügen? Das konnte kein klarblickender deutscher Patriot wünschen. Noch weniger konnte dazu ein gewissenhafter deutscher Staatsmann raten. Um eine banale französische Wendung zu gebrauchen, die aber hier den Nagel auf den Kopf traf: Le jeu ne valait pas la chandelle. Ich war mir aber auch nicht im Zweifel darüber, daß, wie die Kulisse des Welttheaters während der letzten Jahrzehnte sich verschoben hatte, ein lokalisierter Krieg auf dem europäischen Festlande kaum denkbar war, vielmehr jeder europäische Konflikt die Gefahr in sich trug, sich in einen großen Krieg, in den Weltkrieg zu verwandeln, mit dem furchtbaren Risiko eines solchen Krieges, mit seinen unübersehbaren Möglichkeiten. Dagegen war jedes Jahr, wo wir den Frieden in Ehren wahrten, ein Gewinn für uns. Unsere Volkszahl und unsere wirtschaftliche Kraft nahmen mit jedem Jahr zu. Die Zeit ging für uns, namentlich im Vergleich mit unserem gefährlichsten Nachbar, dem Franzosen. Wie war der Friede zu erhalten, den das deutsche Volk wünschte, den es für seine weiteren Fortschritte auf allen Gebieten brauchte? Die Antwort konnte nur lauten: niemanden provozieren, aber sich auch von niemandem auf die Füße treten lassen. In letzterer Hinsicht mußten wir des alten pommerschen Sprichwortes eingedenk bleiben, das Fürst Bismarck gern zitierte: „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen." Es war klar, daß, wenn wir uns Eingriffe und Übergriffe anderer gefallen ließen, auf die erste Rücksichtslosigkeit bald eine zweite, auf die erste Verletzung unserer Rechte bald eine neue und ärgere folgen würden. Einstweilen und bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält und bis sie dann ein ideales, ganz gerechtes, alle Rechte schützendes und alle Interessen berücksichtigendes System errichtet und durchführt, wird ein Volk, das einmal eine wirkliche und ernsthafte Verletzung seiner Interessen und seiner Ehre hinnimmt, mit weiteren Verletzungen und Übergriffen zu rechnen haben.

Das Bild der internationalen Lage von 1897, wie ich es mir vor Augen führte, zeigte neben manchen Lichtseiten auch ernste und tiefe Schatten. Seit Anbeginn der deutschen Geschichte waren wir infolge unserer ungünstigen geographischen Lage in der Mitte von Europa Angriffen mehr ausgesetzt gewesen als irgendein anderes großes Volk. Eingekreist waren wir, um mich einer von mir in meiner „Deutschen Politik"* später

* Fürst von Bülow, „Deutsche Politik", Volksausgabe 1916, S. 293

gebrauchten Wendung zu bedienen, tatsächlich seit dem Vertrage von Verdun, das heißt seit dem 11. August 843. Unser westlicher Nachbar war das französische Volk, das unruhigste, ehrgeizigste, eitelste, im wahren Sinne des Wortes das militärischste und nationalistischste aller europäischen Völker, seit dem letzten deutsch-französischen Krieg von uns durch einen Graben getrennt, den, wie mir noch 1913 ein hervorragender französischer Historiker schreiben sollte, nichts, gar nichts zu überbrücken imstande war. Im Osten umfaßten uns slawisehe Völkerschaften, von Abneigung gegen den Deutschen erfüllt, der ihnen Lehrer zu höherer Kultur gewesen war, den sie aber gerade deshalb mit dem giftigen Haß verfolgten, den ein ungeberdiger, vielfach roh veranlagter Zögling für den würdigen und tüchtigen Hauslehrer empfindet. Das galt noch mehr als für die Russen für die Tschechen und namentlich für die Polen, die seit der Gründung eines großpolnischen Reiches dureh Boleslaw Chrobry, das heißt seit 900 Jahren, Ansprüche auf unsern Osten erhoben. Die Beziehungen zwischen Deutschen und Engländern hatten im Laufe der Jahrhunderte geschwankt. Im großen und ganzen stand John Bull immer auf dem Standpunkt, daß er den armen deutschen Vetter wohl begönnern und protegieren, ihn auch hier und da zu grober Arbeit verwenden, aber nicht als gleichberechtigt anerkennen wollte. Im Grunde mochten uns die anderen alle nicht. Solche Antipathie gegen uns bestand schon, bevor der Neid auf unsere von Bismarck geschaffene Macht und Wohlfahrt die Abneigung gegen uns noch erheblich verschärfte. Unsere geringe Beliebtheit war übrigens auch darauf zurückzuführen, daß wir die Bedeutung der Form unterschätzten, dcn Sehcin, wo doch schon der griechische Philosoph darauf hingewiesen hatte, daß die Menschen in ihrer großen Mehrheit nach dem Schein urteilen und fühlen, nicht nach dem Wesen der Dinge. Solche Auffassung und Gefühlsweise konnte sich der ernsthafte, gründliche, immer auf den Kern der Dinge gehende und deshalb für die Schale zu gleichgültige Deutsche schwer vorstellen.

Wie war sieben Jahre nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck unsere auswärtige Lage? Wie lagen die Verhältnisse im Innern?

Schon vor meiner Berufung nach Berlin, während meiner ganzen dienstlichen Tätigkeit im Auslande war ich bestrebt gewesen, mich in reger Fühlungnahme mit der Heimat zu halten. Ich hatte die Entwicklung der inneren Verhältnisse Deutschlands sorgsam beobachtet und die große europäische Presse regelmäßig verfolgt. Ich hatte mich insbesondere durch Briefwechsel mit Freunden und Kollegen immer auf dem laufenden gehalten. Besonders interessant waren mir die Nachrichten des Grafen Monts gewesen, die ich aufbewahrt hatte. Schon als junger Attaché im Auswärtigen Amt lernte ich den Grafen Anton Monts kennen. Er hatte kurz vorher sein Assessor-

Graf Anton Monts

Examen gemacht, ein sehr gutes Examen. Er war drei Jahre jünger als ich und wollte sich wie ich dem diplomatischen Dienst widmen. Er suchte sich mir zu nähern, gefiel mir aber nicht besonders. Er war weder Offizier gewesen noch Korpsstudent, und wie man auch über Offiziere und Korpsstudenten im allgemeinen denken mag, so ist doch nicht zu bestreiten, daß der nun einmal zu Formlosigkeit neigende junge Deutsche in ihrer Schule manierlicher wurde. Monts hatte schlechte Manieren. Er war sehr taktlos. Dabei war er ein „Streber", allzusehr und zu sichtlich auf das „Avancement" bedacht. Hyperkritisch und arrogant, wo er sich das erlauben zu können glaubte, servil und aufdringlich mit Stärkeren. Als ich Gesandter in Bukarest wurde, witterte er in mir einen „risingman", einen kommenden Mann, und richtete von Zeit zu Zeit Briefe an mich, in denen er seiner Sympathie für mich stark aufgetragenen Ausdruck gab. Nicht allzu lange nachher präsentierte er die Rechnung für sein Schweifwedeln. Er hatte als Generalkonsul in Budapest nicht besonders abgeschnitten. Beinahe ebenso schlecht wie vorher als Botschaftsrat in Wien. Der langjährige österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin Graf Szögyenyi pflegte zu sagen: „Zisleithanien und Transleithanien sind leider meist verschiedener Meinung, nur in einem Punkt sind sie einig: Zisleithanien und Transleithanien finden beide den Monts grauslig."

Nach seinem Fiasko in Pest wie in Wien sollte Monts als wenig geeignet für europäische Posten nach Rio de Janeiro versetzt werden. Er richtete einen Hilferuf an mich („Aus tiefster Not schrei ich zu Dir!") und beschwor mich, ihn durch meine guten Beziehungen zum Auswärtigen Amt vor einem Posten zu retten, der bei seiner schlechten Gesundheit für ihn einen frühen Tod bedeuten würde („Bin ich doch noch so jung, so jung!" schloß sein nicht ohne Geist geschriebener Brief). Es gelang mir, die maßgebenden Herren im Auswärtigen Amt zu bestimmen, ihn statt in eine andere Hemisphäre nach Oldenburg, der von Wittekinds Enkel Walbert gegründeten und nach seiner Gattin Altburga benannten, behaglich an der Hunte gelegenen kleinen norddeutschen Residenz zu schicken, wo er jedenfalls im Schatten der St.-Lamberts-Kirche weniger für seine Gesundheit zu zittern brauchte als am Fuß des von tropischer Sonne bestrahlten Zuckerhuts, des Pao de Assuecar. In Oldenburg debütierte Monts mit einem Witz, der mir gefiel, der ich für Witze nun einmal eine Schwäche habe. Zur Antrittsaudienz bei Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog erschien Monts nicht im vorschriftsmäßigen Zylinder, sondern im runden Hut. Auf diesen Verstoß gegen die Etikette von einem darob entsetzten großherzoglichen Kammerherrn aufmerksam gemacht, erwiderte der neue Gesandte: „Kleiner Hof, kleiner Hut." Seit ich ihn vor Rio gerettet hatte, schrieb mir Monts häufiger. Sobald ich zum Gesandten in Bukarest avanciert war, hatte er mir am 3. Mai 1888, zu meinem

Geburtstag, ein Promemoria über rumänische Personalien überreicht, das schloß: „Verzeihen Sie diese Zeilen, sie entspringen dem Wunsch, Ihnen bei Ihrem Eintreffen in die immerhin nicht leichten rumänischen Verhältnisse nach meinen schwachen Kräften einen kleinen Dienst zu leisten. Mit Nachsicht und Freundlichkeit nehmen Sie die Notiz und die besten Wünsche für Ihre neue Stellung entgegen von Ihrem Ihnen aufrichtigst ergebenen Anton Monts!" Monts wußte in Bukarest Bescheid, wo er sich, ähnlich wie in Wien und Pest, als Legationssekretär ziemlich unmöglich gemacht hatte.

Monts über Österreich-Ungarn

Für meine Reflexionen am Semmering kamen nur einige Briefe in Betracht, in denen dieser rührige und aufgeweckte Beobachter mich über die zunehmenden Schwierigkeiten unterrichtete, mit denen unsere äußere und innere Politik zu kämpfen hatte, nicht zuletzt durch die zunehmende Neigung Wilhelms II. zu selbstherrlichem Eingreifen in den ordnungsmäßigen Gang der Geschäfte. Die Perspektive, die diese in ihrer Frische und Unbefangenheit wirkungsvollen und einleuchtenden Briefe mir eröffneten, war nicht erfreulich. Über die Verhältnisse in Österreich-Ungarn, das in unserer politischen Rechnung einen starken Posten einnahm, seitdem Fürst Bismarck 1879 den Anschluß an Österreich gesucht und ein Defensivbündnis mit der habsburgischen Monarchie abgeschlossen hatte, schrieb mir Monts am 16. November 1891 aus Budapest: „Verehrter Gönner! Der Dualismus ist bei näherer Bekanntschaft das elendeste Machwerk, das je von leichtsinnigen Dilettanten geschaffen wurde. Wie lange wird die Armee noch mühsam die Einheit repräsentieren? Was wird ein Nachfolger, ohne die allgemeine Verehrung, die Franz Josef genießt, für unüberwindliche Schwierigkeiten finden! Die Magyaren magyarisieren nur die Deutschen und die Juden, gerade die Elemente, die sie im Reichsinteresse nicht ihrer deutschen Sprache berauben sollten, und sind machtlos gegen Rumänen, Kroaten und Slowaken. Erreichen die Magyaren ihr Ziel, die Personal-Union, so ist das Auseinanderfallen Österreichs sicher. Gleichzeitig aber schrumpft Ungarn auf die Hälfte seines Gebiets zusammen. Ob wir dann so stark sind, auf das restliche Österreich den für unsere Selbsterhaltung nötigen Einfluß uns ohne direkte Angliederung dieses katholischen Klotzes zu wahren und weiter uns auf Ungarn, Kroatien und Siebenbürgen eine Ingerenz zu sichern, bezweifle ich. Und doch wären wir allein zwischen den beiden Mühlsteinen, Frankreich und Rußland, verloren. Schon jetzt ist das Zahlenverhältnis ein sehr ungünstiges. Auf Italien ist ohnehin nicht zu rechnen und Frankreichs Armee allein der unseren der Zahl nach überlegen. Wie Clausewitz aber sehr richtig deduziert, muß bei sonst gleichen Bedingungen die Zahl entscheiden. Und wieviel müßten wir an der Ostgrenze, auch schon um der österreichischen Armee einen moralischen Halt zu geben, zurücklassen! Wissen Sie übrigens, daß

bei den Handelsvertragsverhandlungen uns Rudini jetzt den Stuhl vor die Türe setzte? Wenn Österreich nicht gewisse, Luzzati für seine Wähler dringend wünschenswerte ‚Leinwandzölle' konzedierte, ginge er, Rudini, und damit würde die Triple-Allianz auch fliegen. Sie können sich gar nicht vorstellen, welche Panik dies im Berliner Auswärtigen Amt hervorrief. Ich war die kritischen Tage gerade in Wien, die Depeschen flogen nur so, und es endete der Scherz natürlich mit unserer Annahme der italienischen Forderungen. Der Bismarcksche Witz mit den beiden Eisen im Feuer hatte doch sein Gutes. Logisch müssen wir jetzt bei der Triple-Allianz in allem den kürzeren ziehen. Wir haben zwei deklarierte Todfeinde, Österreich nur einen. Italiens Position ist die günstigste, da die Feindschaft mit Frankreich im Grunde zu überbrücken wäre und schlimmstenfalls das für Österreich und Deutschland durchaus nicht hilfsbereite England Italien gegen jede Invasion deckt. Abgesehen hiervon ist Italien für Rußland unerreichbar, die kurze Alpengrenze gegen Frankreich leicht zu verteidigen. Ein wahrer Trost muß bei dieser Sachlage dem Patrioten die innere Lage des Reiches sein. Regis voluntas suprema lex! Wo soll das hinaus? In der heutigen Zeit so etwas, noch dazu in das Stammbuch der Stadt München, einzutragen! Sehr traurig berührt auch Stablewskis Ernennung zum Erzbischof von Gnesen-Posen. Die Polen sind nicht zu versöhnen, im Kriege gegen Rußland stehen sie sowieso auf unserer Seite, wozu also eine so gefährliche Konzession machen? In Posen und Westpreußen geht leider das deutsche Element stetig zurück. Die Germanisierung dieses Landes ist aber für uns eine Existenzfrage bei der Lage Berlins und bei der eventuellen späteren Notwendigkeit, das Land bis zur Weichsel zu annektieren. Denn trotz allem darf man nicht, wie Sie immer so richtig sagen, an der Zukunft der Nation verzweifeln. Mit einer Zertrümmerung Deutschlands wäre die europäische Zivilisation verloren, ein vereinigtes Slawenreich ginge bis zur Oder, gegen das das restierende Deutschland und Frankreich gar nicht in Betracht kämen. Ob sich Serenissimus wohl ein einigermaßen klares Bild von der Gefahr seiner Lage macht? Dazu glaubt er wohl noch immer, der Zar halte etwas von ihm. Und gerade dieser Zar, dieser unser einziger Friedensgarant, haßt unsern Herrn, wie ich aus bester Quelle höre, weil dieser nicht die Wahrheit liebe. Sed haec hactenus. Legen Sie mich Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin zu Füßen und seien Sie nicht ein zu harter Richter über den Salat in Briefform Ihres Sie herzlich grüßenden Monts."

Am 6. April 1894 schrieb Monts, der dem Kleeblatt Holstein, Kiderlen, Phili Eulenburg eifrig den Hof machte, über die damals vom Kladderadatsch gegen Austernfreund (Holstein), Spätzle (Kiderlen) und Troubadour (Phili Eulenburg) eingeleitete Kampagne: „Die Kladderadatsch-Sache nimmt meines bescheidenen Dafürhaltens eine immer peinlichere

Wendung. Man müßte sofort rücksichtslos mit dem Staatsanwalt gegen den Kladderadatsch vorgehen. Jetzt hat man die Blamage weg. Grüßen Sie, bitte, Phili herzlichst von mir und seien Sie versichert der dankbarsten Anhänglichkeit Ihres Prokonsuls in Pannonien Anton Monts."

Monts über Caprivis Sturz

Am 1. November 1894 hatte mir Monts auf einige Worte, die ich während eines Besuches bei meinem Schwager Camporeale in Palermo von dort an ihn gerichtet hatte, geschrieben: „Während Sie als Ambassadeur unter Palmen wandelten, hat sich in der Heimat ein Kulissenwechsel vollzogen. Auf das Risiko, Ihnen Schon-längst-Bekanntes zu melden, teile ich Ihnen mit, was ich als authentisch, aber nur als Prolog zum eigentlichen Drama, erfuhr: Der preußische Ministerpräsident Botho Eulenburg hatte einen Entwurf für ein Umsturzgesetz ausgearbeitet, in dem unter anderem von polizeilichen Präventivmaßregeln gegen die Presse die Rede war. Dabei bestand er darauf, daß die Schutzmaßregeln im Reiche, nicht in Preußen getroffen werden sollten. Eine der seinigen gegenüberstehende Auffassung, daß Preußen vorangehen sollte mit Vorlage eines Vereins- und Versammlungsgesetzes, überwand er während der ostpreußischen Manöver mit Hilfe Saxoniae Regis, und der Kaiser erklärte sich im Prinzip damit einverstanden, daß eine energische Vorlage für den Bundesrat von Botho Eulenburg ausgearbeitet werde. Diese Vorlage fiel aber so aus, daß S. M. sich überzeugte, ohne Staatsstreich sei dieselbe nicht durchzubringen. Überdem meldeten die Königreiche ihr Nichtmitgehen an. Demzufolge hat S. M. am 23., wie bekannt, Caprivi besucht und ihm mitgeteilt, daß er Botho angewiesen habe, nach Caprivis Programm die Vorlage umzuarbeiten. Hier reißt mein Faden ab. Sie wissen wahrscheinlich schon Näheres über die nun überstürzend schnelle Katastrophe. Ich selbst reiste am 25. nach Braunschweig, wo ich im Nebenamt akkreditiert bin, und war am 26. mittags in Blankenburg zur Begrüßung von S. M., dessen Sachen schon im Extrazug waren und der direkt vom Berliner Bittgottesdienst bei Schuwalow für den Zaren nach Blankenburg fahren wollte. In dieser Stunde trat der Drehpunkt ein. Um 2 Uhr traf in Blankenburg das Telegramm ein, wegen unaufschiebbarer Staatsgeschäfte sei das Kommen S. M. unmöglich. Dort fanden sich im Laufe des Nachmittags allerlei Leute ein, unter anderm Stolberg, Lehndorff, Waldersee. Alle Welt glaubte, der Zar sei tot, doch sagte man es nicht, bis abends das erste Extrablatt aus Berlin anlangte. Namentlich Waldersee wollte die Kombination Hohenlohe noch bis nächsten Sonnabend abend nicht glauben und war selbst am dritten Tage noch nicht klar. Die Berliner Herren wiesen auf das hohe Alter des Fürsten hin. Es standen wohl auch manche von ihnen der ostpreußisch-agrarischen Intrige nahe, deren Haupt bekanntlich der Ober-Hof- und Hausmarschall August Eulenburg war. Sehr erfreut waren aber alle Nichtpreußen. Ich

glaube, wir können mit dem Ergebnis außerordentlich zufrieden sein. Wir müssen danken: 1. Hohenlohe selbst und seinem Patriotismus und 2. dem weiten Blick Holsteins, der Hohenlohe seinerzeit hielt und ohne den Hohenlohe kaum die Sache übernommen hätte. Erfüllt nun Köller seine Pflichten, resp. ist er seiner Aufgabe gewachsen, so kann Hohenlohe auf den drei Beinen Holstein (Diplomatie und feinste Wäsche im Innern), Marschall (Parlament, Handelsscherze und grobe Hausarbeit), Köller (Administration und Vertrauensmann in dem allerdings reformbedürftigen preußischen Ministerium) wohl stehen. Sein Körper und Geist ist ja noch rüstig, so daß wir drei Jahre wohl noch auf ihn rechnen können. Drei Jahre aber sind eine lange Zeit. Dann müssen vielleicht Sie vor dic Bresche treten. So sehr ich Ihnen alles andere gönne und wünsche, man wird sich aber mehr und mehr wohl supremo loco überzeugen, daß am besten für den höchsten Posten ein Diplomat paßt, und wen hätten wir da wohl? Doch kann ja auch das Regime Hohenlohe länger dauern, er muß nur haushälterisch mit seinen Kräften und dem Einsetzen seiner Person sein. An Feinden, so begeisterte Anhänger er nun speziell in unserem Fach auch finden wird, so sehr Marschall und Holstein gewiß jeden Nerv anspannen werden, wird es dem Armen nicht fehlen. Die Ostpreußen, Waldersee, die Maison militaire, vielleicht bald die ganze Generalität, die wie die Hammel eventuell einem Leittier folgen könnte, und last not least der vielgewandte Ulysses Miquel. Gäbe Gott nur, daß unsere Konservativen die Zeichen der Zeit verstehen. Ohne sie kann man keine Majorität herstellen, denn mit Zentrum und Freisinn wirtschaften, hieße sich in die Sackgasse Caprivischer Staatskunst hineinverirren. So frivol es klingt, irgendein sozialistischer oder anarchistischer Gewaltstreich würde vielleicht ein Zusammenschließen aller gemäßigten, staatserhaltenden Leute inklusive eines Teils von Freisinn und Zentrum ermöglichen. Und dann il faut battre le fer pendant qu'il est chaud! Dann hieße es, das Wahlgesetz ‚amendieren', nicht ändern, dazu fände sich nie die Zweidrittelmehrheit. Doch das wissen Sie bei Ihrer höheren Einsicht und größeren Kenntnis der Personen alles viel besser als ich. Lassen Sie uns aber einstweilen der Sonne uns erfreuen, die unstreitig für das Vaterland aus den Wolken bricht. Die ganze öffentliche Meinung ist so sehr für den Fürsten Hohenlohe, daß selbst der Donnergott im Sachsenwalde Friedensmelodien in den ‚Hamburger Nachrichten' anstimmt. Was nun speziell unsere Karriere anlangt, so scheint mir jetzt gebotener als je, zumal nachdem Marschall den von ihm so sehnsüchtig erhofften Staatsministertitel erhalten hat, daß endlich etwas für Holstein geschieht. Man sammelt jetzt die Früchte seiner weisen Leitung der auswärtigen Dinge (Rußland, England pp.). Einige naive Leute schreiben dies auf Caprivis Konto, und der eigentliche Leiter steht unbemerkt und ungeehrt abseits. Ob nicht Phili

Fürstin Marie von Bülow in ihrer Wiener Zeit
Gemälde von Hans Makart

das dem Kaiser klarmachen könnte? Das wird nur sehr schwer sein. S. M. glaubt, er habe allein und selbst die Politik so geschoben. Wird nun unter dem neuen Zaren Werder Botschafter in St. Petersburg bleiben? Der Mann ist ja neuen Verhältnissen nicht mehr gewachsen. Ich habe das feste Zutrauen zum neuen Kanzler, daß, ebenso wie er die Statthalterschaft Botho Eulenburg in Straßburg zu eludieren wußte, er auch die Militärs abhalten wird, in St. Petersburg einzubrechen. Etwas anderes scheint es mir, ob es nicht nötig sein wird, dem geschlagenen Feind eine goldene Brücke zu bauen und dem gefährlichsten der Ostpreußen, dem Hausnarren August Eulenburg, zum längst erstrebten Botschafter zu verhelfen. Sonst wäre wohl Alvensleben der Mann, wenn auch recht schwächlicher Natur. Wie ja auch jeder etwas an sich denkt, obgleich ich kaum für mich an Brüssel (was mir sehr, sehr* recht wäre) zu denken wage, so könnte ich dann wohl auch auf ein Fort aus meiner hiesigen, wirklich unwürdigen Stellung hoffen durch irgendwelche Verschiebung. Was sagen Sie zu Deines Obergouverneur? Ich rede nicht aus persönlicher Animosität, aber so einem beschränkten, einseitigen Subjekt die Erziehung des Kronprinzen anzuvertrauen, ist starker Tabak. Kennt S. M. so wenig seine Leute? Dazu noch ein verbissener Gegner von Holstein mehr, immer zur Hand und immer um den Kaiser! Sed haec hactenus. Freuen Sie sich auch weiterhin noch, wer weiß auf wie lange, des schönen römischen Winters. Legen Sie mich Ihrer Frau zu Füßen und gedenken Sie an einem gelegentlich trüben Tage Ihres in den nordischen Nebeln verhüllten Anton Monts."

Botho und August Eulenburg

Die abfälligen Bemerkungen dieses Briefes über Botho und August Eulenburg, zwei ungewöhnlich kluge und dabei charaktervolle Männer, waren ungerecht. Gleich schief war die gehässige Beurteilung des Generals Deines. Mein alter Kriegskamerad Adolf Deines war ein Idealist und für das diplomatische Gewerbe zu sehr Idealist. Aber für den künftigen König und Kaiser und dessen Brüder war kein besserer Erzieher zu finden als der tüchtige, aufrechte und vornehm denkende Adolf Deines. Weniger vornehm denkend hatte sich Monts nach dem Sturz des Fürsten Bismarck sofort von ihm abgewandt, den er früher nur „unseren Heros" zu nennen pflegte, und Holstein in die Arme geworfen. Natürlich hatte er sich gleichzeitig von Herbert Bismarck losgelöst, den er vorher gern mit Jung Siegfried verglich.

Am 26. Januar 1895 erhielt ich von Monts die nachstehenden Zeilen: „Ihren politischen Exkurs in Ihrem letzten gütigen Brief unterschreibe ich ohne Rückhalt. Ruhe und Stetigkeit vor allem. Allmählich wird der preußischen Mühle dann schon von selbst das Wasser der nationalen

* Unterstreichungen in den an mich gerichteten Briefen sind immer vom Briefschreiber vorgenommen worden.

Aspiration wieder zufließen. Hohenlohe sprach neulich meo voto sehr gut. Wie freundlich bereitet doch die Bismarckpresse Herbert Bismarck einen Unterschlupf in einer Botschaft vor. Könnte man mit dem Opfer den Alten bekehren und mundtot machen, mag es darum sein. Da das aber nicht der Fall sein wird, kann man Holstein und Marschall nicht diesen Pfahl ins Fleisch setzen, der im besten Falle ein ungenügender Vertreter wäre, vermutlich aber nur Mordsstänkereien machen dürfte."

Nachdem Monts, nicht zum wenigsten durch meine Fürsprache bei Hohenlohe, Gesandter in München geworden war, schrieb er mir von dort am 24. Februar 1895: „Nicht gut lauten die mir aus Berlin zugehenden Nachrichten. S. M. ist sehr traurig über den Fortgang und die Entfremdung der Engländer, weil er doch nun kaum nach Cowes kann!! Daher läuft er leider wieder diesen Leuten nach, gerade das Umgekehrte, was er tun sollte! Entsendung der ganz überflüssigen Gardeducorps-Deputation, Privatbrief an die schnapsende Großmutter und mündliche, ebenso wie der Brief dem Amte unbekannte Aufträge des Flügeladjutanten Arnim an die alte Hökerin. Üble Stimmung von Seiner Majestät, läßt er namentlich die Konservativen fühlen. Anstatt diesen geschlagenen Leuten goldene Brücken zu bauen, scheint er sie leider noch zu verhöhnen. Wie man mir sagt, ist die Mißstimmung dieser Leute, auf die wir doch nun einmal angewiesen sind, daher eine hochgradige. Die jüdischen Kommerzienräte sind sehr gekränkt über den unterbliebenen Umzug auf dem Subskriptionsball, Hofbälle finden nicht statt, weil S. M. die Berliner Gesellschaft für den Fall Kotze strafen will. Kurz, es sieht trübe aus, à la Friedrich Wilhelm IV. Sehr gut geht es nur mit der äußeren Politik. Die Krüger-Depesche findet meinen vollen Beifall. Wenn man nur nicht zurückzoppt! Auch die ostasiatische Politik findet jetzt allgemeine Billigung, ebenso unsere Haltung am Goldenen Horn. In erster Linie kann man dies wohl alles Holstein aufs Konto schreiben. Freilich, ohne Hohenlohe wäre er machtlos, zusammen aber arbeiten Feldherr und Generalstabschef in mustergültiger Weise. Etwas zu kurz kommen nur die inneren deutschen Dinge. Speziell in München geht die Sache gar nicht gut. Bayern handelt zielbewußter in Einrichtung seiner Stellung im Reich als je. Wir schwanken zwischen völligem Nachlassen der Zügel und gelegentlichem Aufbrausen. S. M., der Prinz Ludwig im Sommer in München den Wagenschlag öffnete und ihm dann das Wehen seiner Flagge auf der Schiffsjungengondel verbieten will, ist dafür typisch. Haus Wittelsbach versichert sich jetzt vor allem der Armee, die ich als rein dynastisch kennzeichnen muß. Wir haben mit Aufgabe des Inspektionsrechtes die letzte Handhabe verloren. Wo in einem Konfliktsfalle die bayrische Armee stünde, ist zweifellos. Die Illusionen darüber in Berlin kann ich nur belächeln. Eigentümlich ist Crailsheims Haltung. Die Schil-

Monts über Bayern und das Reich

derungen Lerchenfelds von der verworrenen Lage in Berlin müssen ihn so impressionieren, daß er jetzt eine völlig ablehnende Haltung einnimmt. Er scheint wieder die alte bayrische Schaukelpolitik aus der Rumpelkammer hervorzuholen. Überall begegne ich seinem Bestreben, sich selbständig zu machen. Sein Ton ist ein viel festerer mir gegenüber, seine Deferenz hohen und klerikalen Wünschen gegenüber eine unbegrenzte. Der Hof ist widerhaariger denn je, gegenseitige Übelnehmerei trotz aller Depeschen pp. vergiften hüben und drüben die Stimmung. Lerchenfeld tut sein möglichstes, den Brand zu hellem Feuer anzublasen. Zu Vertrauten äußerte er sich sehr entrüstet über mich, und es ist gar nicht unmöglich, daß er mir schließlich doch erfolgreich ein Bein stellt, da sein Einfluß in Berlin sehr weit reicht, jedenfalls viel weiter wie der meinige. Glücklicherweise scheint Marschall jetzt doch nicht mehr ganz so vertrauensselig zu sein. Wenn man nur mit dem Amt allein zu tun hätte, könnte man die Politik Bayern gegenüber schon einrichten, man ist aber leider vor Überraschungen an allerhöchster Stelle nie sicher und weiß nie, welche Einflüsse sich da geltend machen. Bayern ist ein so wichtiger Faktor, der Schlußstein des ganzen deutschen Gebäudes, daß bei allem und jedem hierauf Rücksicht zu nehmen ist. Vortrefflich wirkt hier die richtige Bismarckpolitik Hohenlohes. Ich sprach neulich darüber mit Schweninger, der die Zufriedenheit Bismarcks darüber meldete und sich selbst auch sehr versöhnlich aussprach. Er äußerte sich aber gleichzeitig sehr besorgt über das Erstarken des Partikularismus, richtiger Separatismus hier zu Lande. Da unsere Freunde im Süden durchweg liberal sind, kann nur eine gemäßigt liberale Reichsleitung Wurzeln hier schlagen. Wir haben diese ja jetzt. Auch hat glücklicherweise S. M. wieder Wasser in den autokratischen Wein seiner Reden getan. Eine Rede aber kann die Arbeit vieler Monate zerstören und mehr dazu. Verlautet hier aber gar etwas über die Regattaschmerzen Seiner Majestät, so ist alles durch die Krüger-Depesche gewonnene Terrain im Handumdrehen verloren. Lerchenfeld lanciert seine Kuckuckseier dann immer in die hiesigen nationalen Blätter. Das wichtigste, die ‚Münchner Neuesten Nachrichten', habe ich mir so weit gezähmt, daß sie mit bedenklichen Berliner Meldungen sehr vorsichtig umgehen, eventuell mich zu Rate ziehen. Alle Kanäle aber kann man nicht verstopfen. Sehr geschickt soll Lerchenfeld jetzt gegen das Bürgerliche Gesetzbuch agitieren, ich habe wenig Hoffnung, daß es noch in dieser Session in den Port gebracht wird. Die Verhältnisse bei unseren Bundesgenossen sind ja auch recht unerfreuliche. Die finanzielle Schwächung Italiens erregt mir große Besorgnis, 50000 Mann in Afrika sind eine zu schwere Last für den armen Staat Italien. Und in Österreich! Die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses bringt die ganze alte Scheune ins Wanken. Dazu der in Ungarn bevorstehende Krach. Unserer Freunde

Ansehen in Zisleithanien schrumpft immer mehr zusammen. In Ungarn haben wir eigentlich keine Freunde, innerlich haßt der Magyare den Deutschen kaum minder gründlich wie den Moskowiter. Und was wird aus Bulgarien? Augenscheinlich will Lobanow den elenden Koburger einstweilen in suspenso lassen, da er einen scrvileren Satrapen kaum finden dürfte. Auf die Dauer wird die alte Leier doch wieder von vorn gespielt werden, und die beiden Mühlsteine, Selbstgefühl der Bulgaren und Anmaßung der Russen, werden Ferdinand ebenso wie Alexander zermahlen. So sieht man überall — ich rede gar nicht von Ägypten, Japan usw. — Keime zu Verwicklungen. Die etwas übergroße von uns zur Schau getragene Friedensliebe dürfte uns in der harten Wirklichkeit dcr Dinge auch nicht frommen, dcnn wir sind noch lange nicht saturiert, werden auch, beständig mit der Friedensschalmei unterm Arme, schließlich zum Gespött ehrgeiziger Nachbarn. Das Juste-Milieu hier zu finden ist aber sehr schwer. Denn vor allem heißt es doch, England ins Feuer zu schicken. Sind dann letzteres, Rußland und Japan fest engagiert, dann könnte man in Gottes Namen auf die Franzosen losschlagen. Denn ohnedem kommen wir doch nicht zur Ruhe, ohne einen äußeren Krieg schließlich können wir auch nicht Deutschland von seiner auf die Dauer unmöglichen jetzigen Verfassung befreien. Mit diesem Reichstag und dem Partikularismus der Glieder geht schließlich alles in Stücke. Doch nun Gott befohlen. Empfehlen Sie mich Ihrer von mir hochverehrten Gattin. Stets Ihr dankbarst ergebener Anton Monts."

Monts hatte das Telegramm Seiner Majestät an den Präsidenten Krüger seinerzeit mit Jubel begrüßt und wünschte, daß Wilhelm II. recht bald England noch einmal auf sein empfindliches Hühnerauge treten möge. Seine Beurteilung der bayrischen Verhältnisse, wo er gleichzeitig auf Crailsheim und auf Lerchenfeld, auf den greisen Prinzregenten und auf den Prinzen Ludwig schimpfte, war ebensowenig staatsmännisch. Die Zweifel des Grafen Monts an der nationalen Gesinnung und Treue des bayrischen Heeres, das im Weltkrieg vom ersten bis zum letzten Tage treu und tapfer zum Reiche stand, sind durch die Ereignisse widerlegt worden.

Monts über Berlin 1895

Über seine bei einem Besuch in Berlin empfangenen Eindrücke berichtet mir Monts am 20. Mai 1895: „Meine Berliner Eindrücke waren, was das Amt anlangt, sehr gute. Holstein geistig und körperlich sehr frisch, in intimstem Verkehr mit Hohenlohe, Marschall lediglich mit Parlament beschäftigt und darin voller Verdienst, Pourtalès erledigt mit Hilfe des Professors Krüger sehr gut Holsteins Personaldirektiven und hofft inzwischen im stillen auf einen gelegentlich abfallenden kleinen Posten. Mumm bewährt sich. Als deutscher und geistlicher Referent ist ein Legationsrat Klehmet tätig. Soll gut arbeiten, scheint intelligent, aber an Form, Kleidung usw. noch hundert Meter

unter Mumm stehend. Alexander Hohenlohe lernte ich leider nicht kennen. Der Kanzler ist merkwürdig frisch. Ich sprach der Fürstin meine Besorgnis aus, daß direkte Anspannungen, wie die Staatsratssitzungen, ihrem Gemahl doch schließlich schädlich sein müßten. Dazu die geselligen Lasten. Vortrefflich sind nach wie vor die Beziehungen mit S. M., Verkehr mit kleinen Billets-doux. Marschall bleibt also bis auf Weiteres, wenngleich er sich selbst sehr resigniert geriert. Daß Holstein Marschalls sofortigen Abgang zur Kabinettsfrage machen wollte, wissen Sie wohl. Andererseits aber will Holstein einem Wechsel im Laufe der Zeit, falls S. M. ihn dann wünschen sollte, nicht entgegen sein. Ich hoffe aber, die Wogen beruhigen sich. Doch wühlt der Apotheker Lucanus sowie das bismarckisch gesinnte Militärgesinde Imperatoris sehr gegen den armen ‚Staatsanwalt'. Sehr bedenklich ist das Toben der Agrarier. Hohenlohe sagte mir, er stände deren Anträgen unbedingt ablehnend gegenüber. Marschall hat eine bimetallistische Ader, leider. Wenn die Agrarier bessere Taktiker wären, würden sie wohl den Kaiser herumkriegen. So ist Marschall aber der Fels in der Brandung. Am Unterspülen desselben arbeiten leider Adel, Hof und der einflußreichste Teil unserer Bürokratie. Selbst so kluge Leute wie Leo Buch sind ganz verrannt in den Antrag Kanitz. Der Ton der Konservativen im Reichstag ist ein mehr und mehr gereizter. Im Kasino predigt alle Abend Mirbach-Sorquitten einem Kreis von Mikrozephalen. Die Sozialdemokratie soll, wie ich von gut unterrichteten Leuten höre, jetzt auch unter den kleinen Beamten, Postboten, Schutzleuten, Amtsdienern immer weitere Anhänger gewinnen. Man hofft, daß sie sich allmählich zu einer radikalen Linken umgestalten wird. Eigentümlicherweise sind schon heute die sozialistischen Abgeordneten in vielen Fragen geradezu eine Stütze der Regierung. Von mancher Seite wurde der Fleiß und das Studium dieser Volksvertreter zu wenig vorteilhaften Vergleichen mit den konservativen Deputierten benutzt. Was sagen Sie zu Bill Bismarcks Ernennung zum Oberpräsidenten in Königsberg? Ich sprach ihn, er schien sehr erfreut. Publicus ist sehr gut davon impressioniert. Wie ich als sicher hörte, hat aber außer August Dönhoff auch der Exminister Botho Eulenburg die Stellung refüsiert. Köller machte mir keinen sehr angenehmen Eindruck, sehr zurückgegangen schien Bötticher zu sein. Im Amt ist man mit Schenk unzufrieden und will ihn durch Heyking, der für Kairo zu schneidig ist, ersetzen. Nach Buenos Aires aber soll ein Homo novus namens Müller-Raschdau kommen. Komme ich hier einmal los, belästige ich Ihre liebenswürdige Gebieterin mit der Bitte, mir etwas Seidenstoff zu besorgen; ihr Geschmack ist ebenso bekannt wie ihre Güte, sodaß ich wohl die Bitte seinerzeit wagen möchte. Von Ihren Brüdern sah ich in Berlin nur den Ulanen Karl Ulrich, mit dem ich eines Abends Skat spielte. Er

macht einen sehr angenehmen und gescheiten Eindruck. Vivat die Gens Bülow! Mit diesem Rufe, herzlichstem Gruß und angelegentlichster Empfehlung an Ihre Frau schließe ich diesen italienischen Salat, den ich, immer wieder unterbrochen, schnell zusammenschmieren mußte. Ihr treuer Monts."

Monts über Berlin 1896

Über die Eindrücke, die er bei einem zweiten kurzen Besuch in Berlin empfangen hatte, schrieb Monts am 27. März 1896: „S. M. begrüßte mich sehr flüchtig, der Kanzler dagegen lang und eingehend, immer der alte, klare, ruhige, leidenschaftslose Kopf. Nur stöhnt er etwas über den Kaiser und die Last der Geschäfte. Im Amt hat Holstein völlig die Führung. Seine Arbeitskraft ist bewunderungswürdig. Leider nur steigert sich beinahe seine Nervosität und Empfindlichkeit. Seine Beziehungen zu Alexander Hohenlohe, dem nächsteinflußreichen Manne, sind wieder regulär, doch scheint letzterer sich selbst und dadurch seinem Vater manche Feinde durch etwas zu nonchalantes Wesen und zu sehr zur Schau getragene Mißachtung des Mandarinentums zu verschaffen. Mumm (Extradry) schwamm auf dem Nil, Pourtalès etwas zu sehr in Diners und eigener Größe, Klehmet bienenfleißig, aber höchst mittelmäßiger Kopf. Rotenhan scheint Anwandlungen von Selbständigkeit zu zeigen, die aber niemand ernst nimmt. Einstweilen zählt er des alten Otto Bülow Tage, um dann beim Vatikan die Dinge völlig zu verfahren. Marschall ist sehr gehoben durch seine parlamentarischen Erfolge. Wie er mit Holstein zur Zeit steht, konnte ich leider nicht ermitteln. Schwer drückt auf Holstein die geringe Gunst Imperatoris. Soweit das Amt. Viel ungünstiger waren meine sonstigen Eindrücke. Die Gesellschaft zeigt das Bild der Zersetzung, die mannigfachen Unklugheiten des Kaisers zeitigen jetzt ihre Früchte. Er hat außer dem eigentlichen Hofgesinde und den militärischen Höflingen leider gar keine wahren Freunde, und diese sind danach. Durch die ungleiche Behandlung der Princillons hat der Kaiser sich nun auch den letzten Rest der Sympathie des hohen Adels verscherzt. Der agrarische Kleinadel, schon an sich tief verbittert, ist durch gelegentliche soziale Rücksichtslosigkeiten noch mehr verstimmt. Die Welt der jüdischen Kommerzienräte ist durch das reaktionäre Treiben, die Frömmelei, sehr verletzt. Das Beamtentum kann nicht florieren, wenn Männer wie Bötticher immer noch weitergeschleppt werden und offener Widerstand gegen die Maßregeln des Ministeriums geheimen, aber mächtigen Rückhalt an allen möglichen einflußreichen reaktionären Berliner Persönlichkeiten findet. Und doch gibt es unter den Berliner Geheimen Räten nach wie vor vortreffliche Männer, denen nur die Vorgesetzten und der Parlamentarismus die Flügel beschneiden. Nicht schön ist endlich die Stimmung in militärischen Kreisen. In der Garde hat man das Gefühl, lediglich Spielzeug zu sein. An der Befähigung der höheren Führung tauchen

allseitig ernste Zweifel auf. Die Offizierkorps leben allgemein über ihre Verhältnisse, das Gift der Sozialdemokratie frißt sich immer tiefer in die Reihen der gemeinen Soldaten hinein. Über die parlamentarische Misere brauche ich Ihnen nichts zu sagen. Ich komme oft mit alten Freunden aus der konservativen Partei zusammen und war entsetzt über die Ansichten derselben, gerade der klügsten von allen, Leo Buch, Heydebrand usw. Auch hier trat wieder ausgesprochene Abneigung gegen S. M. zu Tage. Ihren früheren Militärattaché Engelbrecht sah ich auch, er zeigte sich verstimmt und resigniert, hofft auf eine Brigade und dann auf den baldigen Abschied mit besserer Pension. Das Fazit aus allen diesen Unerfreulichkeiten, von denen freilich Hohenlohes nicht gering zu schätzende innere Pazifierungspolitik sich vorteilhaft abhebt, ist meo voto die Notwendigkeit, allseits sehr kurz zu treten. Solange Hohenlohe und Holstein die Zügel der auswärtigen Politik trotz gelegentlicher Eingriffe des Kaisers fest in der Hand halten, werden wir schon gut weiter lavieren. Was aber dann!? Nach innen sprechen Hof und Generalität noch immer von Staatsstreich. Wendet man dann ein, dies sei das Ende des Reichs, dann heißt es: Um so besser, dann werden wir wieder ein Groß-Preußen mit 35—40 statt ein Reich mit 10—20 Millionen unzuverlässiger Einwohner mehr. Gott sei Dank fühlt S. M. aber durchaus deutsch und kaiserlich. Auch steht er dem Blödsinn des Bimetallismus, des Antrags Kanitz usw. durchaus feindlich gegenüber. Phili Eulenburg sah ich in Berlin, leider recht abgespannt und elend, vorigen Sonntag begegnete ich ihm wieder, gottlob sehr viel frischer und gesünder aussehend. Stets Ihr getreuer Anton Monts."

III. KAPITEL

Weitere Zuschriften des Grafen Monts über Schädigung des Reichsgedankens und des Ansehens der Kaiserkrone durch die letzte besonders exzentrische Rede Wilhelms II. vor dem Brandenburger Provinziallandtag am 22. III. 1897 • Die von Monts bei einem Besuch in Berlin gewonnenen persönlichen Eindrücke • Die Schilderungen von Monts bestätigen die Sorgen und Befürchtungen, die Bülow seit der Verabschiedung des Fürsten Bismarck erfüllten • Wie ihm bei der Übernahme der auswärtigen Geschäfte die internationale wie die innerdeutsche Lage erscheint • Rückkehr nach Berlin • Dort inzwischen erfolgter Personalwechsel • Brief des Freiherrn von Marschall (4. VII. 1897)

Die Zentenarrede

Ich habe schon früher erzählt, wie stark die Persönlichkeit Wilhelms II., sein lebhafter und origineller Geist, seine Liebenswürdigkeit und Güte für mich bei den wenigen Gelegenheiten gewirkt hatten, bei denen ich bisher mit ihm in amtliche Fühlung getreten war. Diese Anlässe waren aber mehr festlicher, repräsentativer Natur gewesen. Jetzt lag die Sache anders. Jetzt hieß es für mich, dem Kaiser in der Prosa der politischen Tagesarbeit nahe sein, ihn vor übereilten Entschlüssen zu behüten, ihn allmählich auf den Weg einer gewissen Stetigkeit zu dirigieren. Wie groß die Schwierigkeit sein mußte, mit dem ungewöhnlich begabten, aber mehr und mehr eigenwilligen, hier und da ganz hemmungslosen Regenten auszukommen, entnahm ich einem weiteren Brief von Monts, der sich mit der sehr üblen Rede beschäftigt, die Wilhelm II. am 22. März 1897 bei einem Festmahl des Brandenburger Provinziallandtages gehalten hatte und die alle früheren oratorischen Leistungen Seiner Majestät an Taktlosigkeit übertraf. Nach einem schwülstigen Lob seines Großvaters, der heilig gesprochen worden wäre, wenn er im Mittelalter gelebt hätte, und an dessen Gebeinen in jenen frommen Zeiten Pilgerzüge aus allen Ländern Gebete verrichtet hätten, gab Wilhelm II. zu, daß durch Gottes gnädige Fügung in der Nähe seines Herrn Großvaters einige brave Ratgeber gewesen wären, welche die Ehre gehabt hätten, die Gedanken ihres Souveräns, dieses gewaltigen Mannes, dieses großen Herrn, auszuführen. Mit ihm selbst verglichen aber wären diese Ratgeber nur Pygmäen gewesen, Handlanger des allerhöchsten, erhabenen Willens. Am Schluß seiner Rede hatte Wilhelm II. zum Kampf gegen den Umsturz „mit allen Mitteln“ aufgerufen, der nicht mehr „vor der geheiligten Person des allerhöchsten Herrn“ Halt mache. Wer diese

Rede las und hörte, mußte sich baß darüber wundern, daß derselbe Monarch, der einen solchen Appell an seine Brandenburger richtete, wenige Jahre vorher den stärksten Widersacher aller Umsturzbestrebungen, den Fürsten Bismarck, fortgeschickt hatte.

Über den Eindruck, den diese Rede in München machte, hatte mir am 2. März 1897 Monts zutreffend geschrieben: „Meine neulich geäußerten Befürchtungen betreffs einer kaiserlichen Zentenar-Rede sind in kaum geahnter Weise in Erfüllung gegangen. Unsere Feinde hier finden es kaum noch nötig, unter scheinheiligem Achselzucken über den eigentlich nicht mehr zurechnungsfähigen hohen Redner ihre helle Freude zu verbergen. Die Nationalgesinnten gleichen einem aufgeschreckten Hühnervolk. Der gebildete süddeutsche Durchschnittspolitiker, auch der klerikale, ist entrüstet über die von S. M. beliebte Geschichtsfälschung und die Bezeichnung der Moltke und Bismarck als Handlanger des erhabenen Herrschers. Auch findet man allgemein den Ausfall gegen die Sozialdemokratie sehr taktlos. Bezüglich der Heiligsprechung (welches Bild für einen Herrscher protestantischen Glaubens!) bemerkt das partikularistisch-klerikale Münchener ‚Vaterland', wenn das Volk nur erst zu allen Gebeinen deutscher Kaiser wallfahren könne, dann wäre ihm freilich wohler. Wohin treiben wir? Die Scholle noch nicht unterwaschenen Erdreichs, auf der der Vertreter des Reichs in Bayern steht, wird immer kleiner. Eine ähnliche Flut wie der märkische Redeschwall spült sie vollends hinweg. Einstweilen ist jedenfalls der Trumpf, den wir im toten allverehrten Kaiser in der Hand hier hatten, unter den Tisch geworfen, da einen Wilhelm den Großen hier absolut niemand akzeptiert. Verzeihen Sie, wenn ich Ihren vielen Sorgen um das Kretische Pulverfaß noch dies hors d'oeuvre hinzufüge."

Monts über die Situation von 1897

Am 4. Juni 1897 schrieb mir Monts: „Ihr vortrefflicher und sehr einsichtiger Bruder Alfred — ich möchte dies hier ganz besonders hervorheben, Alfred ist und wird einer unserer besten Leute — wird über meine Auffassung der Lage Ihnen rapportiert haben. Ich möchte heute nur mit Bezug auf die deutsche innerpolitische Lage an ein Wort des verstorbenen Grafen Eugen Kinsky erinnern, der in Wien einmal gefragt, was in einem kritischen Moment die Wiener Regierung wohl tun würde, antwortete: ‚Weiß i, was das Dümmste ist?' Sie leben nicht in Deutschland. Trotz Ihres weiten Blickes und Ihrer weitreichenden Beziehungen können Sie sich kaum die ganz exakte Vorstellung der Verstimmung der Geister machen, speziell hier im Süden. Das einzige Erfreuliche ist, daß trotz allem die materielle Interessengemeinschaft so groß ist, daß man nicht auseinander will. Dies ist aber auch das einzige Gute. Vor allem hat der Kaiser die Abneigung gegen ihn persönlich auf einen Grad gebracht, der höchst bedenklich ist, so bedenklich, daß merkwürdigerweise Casa Wittelsbach bis zu

einem gewissen Grad für ihn auf mildernde Umstände anträgt. Die Reden und das Gebahren des Prinzen Ludwig in dieser Richtung sind sehr typisch. Es tritt das Solidaritätsgefühl der Prinzen in Erscheinung und die Erkenntnis, daß, fällt Berlin, die monarchischen Kartenhäuser hier in München, in Stuttgart und Greiz nachstürzen. Dabei ist man hier über die Gemütsdisposition des Kaisers völlig orientiert. Ich glaube kaum, daß letztere so ernst ist, wie die Pessimisten annehmen, daß aber Gefahr im Verzuge, ist mein Eindruck, auch nach meinem letzten Ersehen." Monts hatte bei einem Besuch in Berlin den Kaiser unter vier Augen liebenswürdig und soweit verständig gefunden. „Dann kamen mehrere Leute. Der Kaiser renommierte, wurde unklar und unangenehm, auch traten fixe Ideen zutage, Verfolgungsideen betreffend Bismarck, die Überhöhung des alten Wilhelm usw. Was man auch sagen mag, hier liegt der Hund begraben. Ich habe, Sie glauben nicht, was man hier hört, und auch in Berlin, aus Andeutungen von Ärzten entnommen, daß der Kaiser noch zu kurieren sei, mit jedem Tage aber die Möglichkeit geringer würde. Phili darf man über diese Dinge nicht sprechen, er ist als Gefühlsmensch für solche Reflexionen nicht zu haben, glaubt außerdem trotz aller Evidenz, wie ich meine, ehrlich, an allen Gerüchten sei kein wahres Wort. Meine einzige Hoffnung ist nur der Kaiser selbst. Ob er nicht doch gelegentlich einen Einblick gewinnt, fühlt wie es mit ihm steht und wohin er sein Vaterland gesteuert hat. Wäre er von ehrlichen Leuten umgeben, müßte bei der hohen Intelligenz von S. M., bei den vielen ruhigen und klaren Momenten, schon längst der psychologische Augenblick da sein. Es scheinen aber zu viel Ehrgeiz, zu viele Verblendete die guten Regungen schnell wieder zu ersticken in der Lage zu sein. Das Jagen von Ort zu Ort, von Fest zu Fest, der Verkehr mit allen und jedem läßt keine innere Prüfung zu. Meine Überzeugung trotz alledem ginge dahin, daß ein Jahr ruhigen Landlebens, wobei nur die nötigsten Repräsentationspflichten erfüllt würden, das Gleichgewicht wieder herstellen könnte. Entschließt sich aber S. M. hierzu nicht, so sehe ich eine unvorbereitete Gewaltpolitik voraus, Staatsstreiche, die ohne Zweck und Ziel auf ihre Urheber zurückfallen und mit dem Ende Kaiser Wilhelms II. schließen werden. Dazwischen wird freilich unendlich viel nach innen und außen verloren gehen. Ein Schwimmen gegen den Strom brachte selbst Caprivi und sein Adjutant Ebmeyer à la longue nicht zu Wege. Die Nation, kinderleicht zu führen wie kein zweites Volk der Welt, läßt sich nicht an das Gängelband des absoluten Herrschers, der Junker und Pfaffen mehr nehmen. Der Deutsche verlangt ruhigen Genuß der bürgerlichen Freiheit, wobei er gern eine starke monarchische Gewalt über sich weiß. Die Lage nach innen wäre ja so günstig. Der Sozialdemokrat wächst sich zum radikalen Philister aus, seine Führer sind nicht minder uneins wie die Koryphäen des Zentrums, die

Begehrlichkeit der agrarischen Konservativen wird nur durch ihre Borniertheit übertroffen. Man könnte peu à peu alles mittelst divide et impera und ohne irgendwelche Konzession von den Leuten erreichen, und so macht man immer das Umgekehrte von dem, was zum Ziele führt. Diese Vereinsnovelle! Wie der alte Hohenlohe darin willigen konnte, ist mir noch unklar, da ich einige Zeit ohne Nachricht bin. Und dann dieser Hornochse, der Recke, der steht ja noch tief unter Köller. Sein Auftreten war ein geradezu klägliches. Ein zweites hübsches Lied könnte ich Ihnen von dem zweiten ‚Versprechen' des Kanzlers singen, der Strafprozeßsache. Das Schlimmste ist, daß der Standpunkt der sogenannten Berliner Regierung je nach dem momentanen Einbläser immer wieder wechselt. Zweimal konzedierte man Bayern seinen obersten Gerichtshof, zweimal nahm man dies zurück. Der Patriot muß wirklich sein Haupt verhüllen. Der klare Mann sieht den Abgrund, dem wir zueilen, aber ändern kann er es nicht. So denkt ja auch Holstein. Inzwischen ist innerhalb Deutschlands und angesichts des Eingreifens des Kaisers auch in die äußere Politik doch ziemlich weiten Kreisen die Einsicht aufgegangen, wie vortrefflich die Nachfolge des großen Kanzlers, in dessen eigenstem Departement der Wilhelmstraße, ihres Amtes waltet. Ich konnte dies unzweifelhaft konstatieren. Nur so erklärte es sich auch, daß die allgemeine Enttäuschung über das Vereinsgesetz, die trotz der Landratskammer bis weit in konservative Kreise reicht, sich nicht in Invektiven gegen den alten Kanzler Luft machte. Allseitig, am wenigsten von der ‚Kreuzzeitung' und ihrem traurigen Agrariergefolge, wurde Hohenlohe geschont. Auch wird bisher noch von keiner Seite, außer gewissen Kuckuckseier legenden Intriganten, die Einlösung des zweiten Versprechens urgiert. So möchte ich beinahe hoffen, wir erreichen das Triennium des Hohenloheschen Kanzlertums. Was aber dann?! Alfred wird Ihnen erzählt haben, welch tiefen Groll S. M. gegen Marschall hegt und wie Alfred und ich inständigst auf Phili einwirken, daß er dagegen Einspruch erhebt. Phili sagte dies auch zu und erkennt am besten die momentane Unentbehrlichkeit von Marschall. Geht aber Marschall, geht auch Holstein, wie wohl auch Hohenlohe, der jetzt sehr richtig bedauert, Bronsart geopfert zu haben, ohne Marschall nicht bleibt. Utinam dii immortales hanc rem bene vertant, können wir nur sagen. Hoffentlich sehe ich Sie diesen Sommer. Gott behüte Sie. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben guten Frau. Stets Ihr treuer Anton Monts."

Der Wert der Montsschen Berichte

Die Situationsberichte von Monts gaben mir von der Lage der Dinge in Deutschland ein in manchen Einzelheiten und insbesondere in den Werturteilen nicht immer zutreffendes, aber doch auf scharfer Beobachtung beruhendes Bild. Es war ein für die mir bevorstehende Aufgabe wenig ermutigendes Bild. Und was das Übelste war: die Schilderungen von

Monts stimmten in der Hauptsache mit dem überein, was mir von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, aber im Endresultat sich deckend, Herbert Bismarck und Phili Eulenburg gesagt und geschrieben hatten. Was ich von beiden über den rapide schwindenden Nimbus des Kaisers und damit leider auch der Krone, über die stark erschütterte Autorität der Regierung, die allgemeine Unsicherheit und die Unzufriedenheit in Deutschland hörte, bestätigte nur zu sehr die Sorgen und Befürchtungen, die mich selbst seit der in pietätloser und brutaler, in ungeschicktester Weise erfolgten Verabschiedung des Fürsten Bismarck erfüllten, vor der ich am 2. März 1890 in meinem Bukarester Brief an Phili Eulenburg vergeblich gewarnt hatte. „Ich sehe schwarz in die Zukunft", hatte Fürst Bismarck schon im März 1891 zu Frau von Spitzemberg gesagt, der ihm und seiner Frau seit langen Jahren befreundeten Gattin des württembergischen Gesandten in Berlin, die es mir wiedererzählte. Das furchtbar Gefährliche im Charakter des Kaisers sei, daß er dauernd keinem, momentan jedem Einfluß zugänglich wäre und alles sofort zur Tat werden lasse, somit jede Stetigkeit aufhöre. Dazu Mangel an Rechtsgefühl und Augenmaß. Er achte weder noch empfinde er das Recht anderer und schieße immer über das Ziel hinaus. So Fürst Bismarck an Frau Hildegard von Spitzemberg, ein Jahr nach seinem Rücktritt.

Bismarck und Rußland

Meine Gedanken und Betrachtungen hatten sich in erster Linie der auswärtigen Politik zuzuwenden, deren Leitung ich übernehmen sollte. Die mir von Marschall hinterlassene Erbschaft war nicht erfreulich und nicht leicht. Rußland war durch die von uns abgelehnte Erneuerung des Bismarckschen Rückversicherungsvertrages vor den Kopf gestoßen und in die französischen Arme getrieben worden. England war durch das Krüger-Telegramm, Japan durch den von Holstein ausgeklügelten ostasiatischen Dreibund tief verletzt worden. Weniger die englische Regierung und die leitenden japanischen Staatsmänner als die breiten Schichten des englischen Volkes und die japanischen Intellektuellen. Frankreich war durch die bisweilen taktlosen Avancen des Kaisers nicht versöhnt worden, während das Bündnis mit Rußland das französische Selbstgefühl und mit dem Selbstgefühl die Hoffnung auf die große Revanche, la grande revanche, mächtig gesteigert hatte. Während neben mir die Wellen des Fröschnitzbaches murmelten, überdachte ich das internationale Schachbrett, wie es vor mir lag. Ich erkannte bald, daß der Punkt, der für uns entscheidend war, an der Newa lag. Schon Friedrich der Große hatte in seinem Testament geschrieben: „Von allen Nachbarn Preußens ist das russische Reich das gefährlichste, sowohl in Bezug auf seine Macht, als durch seine Lage. Die Regenten Preußens nach mir haben Grund genug, die Freundschaft mit diesen Barbaren zu pflegen." Der große König war während des Siebenjährigen

Krieges nur durch einen in St. Petersburg eingetretenen Thronwechsel im kritischsten Moment des Krieges gerettet worden. Unsere Erhebung und Erlösung nach Jena war dadurch ermöglicht worden, daß Friedrich Wilhelm III., die Königin Luise und Fürst Hardenberg sich auch durch das traurige Schauspiel von Tilsit nicht verleiten ließen, den Draht abzureißen, der Potsdam mit St. Petersburg verband. In den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. und namentlich unter Friedrich Wilhelm IV., dessen nervöser Schwäche die rohe Kraft des Kaisers Nikolaus, dessen irrlichtelierender Phantasie die geradlinige Brutalität des damaligen Zaren zu sehr imponierte, waren wir in eine oft nicht würdige Abhängigkeit von unserem östlichen Nachbarn geraten. Aber Bismarck hatte 1864 die Befreiung der Elbherzogtümer, 1866 den Ausschluß Österreichs aus Deutschland und die preußische Hegemonie in Norddeutschland, 1870 bis 1871 Kaiser und Reich nur erreichen können, weil er mit genialer Gleichgültigkeit für Gefühlsmomente sich seit seinem Amtsantritt, namentlich dureh scine richtige Behandlung der polnischen Frage, die russische Rückendeckung gesichert hatte. Er hatte auf dem Gebiet der deutsch-russischen Beziehungen einmal, nur einmal einen großen Fehler begangen. Wer ist unfehlbar? Wem gelingt alles? Auf dem Berliner Kongreß hatte Bismarck 1878 den russischen Kanzler Gortschakow, dessen Eitelkeit und dessen affektiertes Parisertum ihm zuwider geworden waren und der ihn 1875 geärgert hatte, seinerseits schlecht behandelt, was diesen wiederum dazu trieb, Kaiser Alexander II. und die „Intelligenz" in Rußland gegen Deutschland aufzuhetzen. Bismarck hatte 1879 unter dem irrigen Eindruck, daß der Zar in Alexandrowo versucht habe, Kaiser Wilhelm gegen seinen großen Minister aufzustacheln, die Schwenkung zur Allianz mit Österreich ab irato und deshalb zu hastig und heftig vollzogen. Aber der Fürst hatte, nachdem die Fehler begangen worden waren, alle Ressourcen seines erfindungsreichen und elastischen Verstandes in Bewegung gesetzt, um das gestörte Verhältnis zu Rußland zu sanieren. Er hatte hierbei volles Verständnis und volle Unterstützung bei seinem alten Herrn gefunden, der noch auf dem Sterbebette dem Enkel und Nachfolger zugeflüstert hatte: „Mit Rußland stelle dich nur gut, davon haben wir viel Nutzen gehabt." Aus diesen Worten sprach nicht nur die Erfahrung langer Jahrzehnte, es sprach aus ihnen die ganze preußische Geschichte.

Die Kündigung des Rückversicherungsvertrages

Trotzdem hatte sich Kaiser Wilhelm II. durch Caprivi, Marschall und (last not least) Holstein verführen lassen, den Rückversicherungsvertrag mit Rußland zu kündigen, obwohl er nach der Entlassung von Bismarck dem russischen Botschafter Schuwalow persönlich erklärt hatte, der Vertrag werde von uns aufrechterhalten werden. Die Kündigung war in verletzender und ungeschickter Weise erfolgt. Sie hatte, wie dies von

Bismarck vorausgesehen und vorausgesagt worden war, automatisch die russisch-französische Allianz zur Folge gehabt, die bei den beteiligten Völkern inzwischen viel zu sehr in succum et sanguinem übergegangen war, als daß an ihre Aufhebung gedacht werden konnte. Die große Mehrheit der Franzosen scheute den Krieg, aber Elsaß und Lothringen, Metz und Straßburg waren nicht vergessen. Nur wenige erlesene Geister träumten in Frankreich den schönen Traum von allgemeiner Völkerversöhnung und durch sie von einem ewigen Frieden. „Qui dit alliance russe, dit revanche", sagte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein kriegsscheuer Deputierter zu dem Präsidenten der Patriotenliga Paul Déroulède. Dieser erwiderte, den Ängstlichen beruhigend: „Qui dit alliance russe, dit sécurité de la France." Die weit überwiegende Mehrheit des französischen Volkes sah in der Allianz mit Rußland, wenn nicht die einzige wirkliche, so doch die ganz überwiegende Garantie gegen einen deutschen Angriff. Aber auch in Rußland war an eine Preisgabe dieser Allianz und Abwendung von Frankreich nicht mehr zu denken. Keine russische Regierung konnte, noch dazu unter einem schwachen Herrscher wie Nikolaus II., es wagen, die Allianz mit Frankreich wieder aufzuheben. Es blieb also für uns nur übrig, im Rahmen dieser Allianz und trotz dieser Allianz zu Rußland ein Verhältnis aufrechtzuerhalten, das uns vor einem Zusammenstoß mit ihm bewahrte. Das war eine Frage diplomatischer Geschicklichkeit. „Im Westen freilich kann der Topf einmal überkochen, daß wir aber von Osten her angegriffen werden, glaube ich nicht, wenn unsere Diplomatie so geschickt ist, wie sie sein könnte", hatte am 10. Juli 1892 der Alte im Sachsenwalde einer Abordnung württembergischer Verehrer gesagt, die er mit den Worten aus Schillers „Glocke" begrüßt hatte: „Friede sei ihr erst Geläute."

Das deutsch-österreichische Bündnis

Die Aufrechterhaltung friedlicher und freundlicher Beziehungen zu Rußland war nur möglich bei sorgsamer Beachtung der Punkte, wo wir uns nicht in einen nicht wieder gut zu machenden Gegensatz zu Rußland stellen durften. Wir mußten Rußland zwar keinen Zweifel darüber lassen, daß wir ihm Österreich-Ungarn nicht opfern wollten, noch konnten. Aber Rußland mußte immer den Eindruck haben, daß die Führung im deutsch-österreichischen Bündnis bei Deutschland lag und daß die deutsche Politik ein gutes Verhältnis zu Rußland im friderizianischen und bismarckschen Sinne wünsche und ehrlich erstrebe. In specie durfte in Rußland keinerlei Zweifel darüber aufkommen, daß wir trotz unserer wirtschaftlichen Interessen in der Türkei in der Dardanellenfrage uns Rußland nicht in den Weg stellen würden. An dieser für Rußland empfindlichsten Stelle durften wir ihm nicht entgegentreten, das mußten wir anderen überlassen. Die Öffnung der Dardanellen für russische Kriegsschiffe war mit dem Fort-

bestand der Türkei wohl vereinbar, ein etwaiges Erscheinen der russischen Flotte im Mittelmeer mochte für Frankreich, Italien, England unbequem sein, uns konnte es gleichgültig lassen. Wir mußten weiter nicht nur in Worten, sondern auch tatsächlich Rußland davon überzeugen, daß wir uns unserer Solidarität mit ihm in der polnischen Frage bewußt wären und nicht daran dächten, die polnische Karte gegen Rußland auszuspielen. Von einem französischen Historiker, der die preußisch-russischen wie die russisch-französischen Beziehungen zu seinem Spezialstudium erwählt hatte, von Albert Vandal, war das Wort geprägt worden, daß die Teilung Polens die blutige Wiege, „le berceau sanglant", der preußisch-russischen Freundschaft gewesen wäre. Wir mußten endlich in Petersburg immer wieder in geeigneter Weise darauf hinweisen, wie viele gemeinsame dynastische Interessen die beiden Regierungen und Reiche gegenüber revolutionären Gefahren verbänden. Denn es lag für den Weiterblickenden auf der Hand, daß, wie auch ein Krieg zwischen den beiden nordischen Reichen endigen möge, die Dynastien höchstwahrscheinlich die Zeche bezahlen würden.

Deutschland und England

Auch das Verhältnis zu England war für uns von überragender Wichtigkeit. England vermochte nicht wie Rußland die deutsche Eiche an der Wurzel zu treffen. Es konnte aber viele edle Zweige abhauen und schönes Laubwerk vernichten. Es konnte uns unsere Kolonien entreißen, unsere Schiffahrt und unseren Handel zerstören und damit Milliardenwerte. Ich war immer überzeugt, daß, solange wir ein freundnachbarliches Verhältnis zu Rußland aufrechtzuerhalten verstanden, England uns nicht angreifen würde. Aber ich habe nie daran gezweifelt, daß, wenn wir mit Rußland aneinander kämen, die englische Politik, die mit beinahe unfehlbarem Instinkt das für England Nützliche tut, im Falle eines deutsch-russischen Krieges eine solche Gelegenheit nicht versäumen würde, die stärkste Macht auf dem Kontinent und damit den traditionellen Gegner Englands, vor allem aber seinen größten Rivalen in Schiffahrt und Handel zu vernichten. Gerade im Sommer 1897 hatten große englische Blätter Angriffe gegen Deutschland gebracht, die nicht als vorübergehende Stimmungen und als papierner Lärm beiseite geschoben werden konnten, denn aus ihnen sprachen jene englische Selbstsucht und unbeirrbare Realpolitik, die im letzten Ende immer die englische Außenpolitik bestimmt haben. Als in den achtziger Jahren die deutsche Industrie einen stärkeren Aufschwung nahm als den englischen Monopolisten erwünscht war, zeigte sich der Durchschnitts-Engländer schon beunruhigt. Die Krüger-Depesche vom 3. Januar 1896 zerriß den freundlichen Schleier, der bis dahin das tatsächlich seit lange nicht besonders herzliche Verhältnis zwischen den beiden germanischen Vettern verhüllt hatte. Als ich zur Leitung der auswärtigen Politik berufen

wurde, lag die Situation zwischen dem deutschen Volke und dem englischen Volke schon klar zutage. Die vor uns liegende, unendlich schwierige Aufgabe war, die Flotte, die wir gerade gegenüber England brauchten um der Milliardenwerte willen, die wir dem Meere anvertraut hatten, bis zu der Stärke zu bauen, wo ein Angriff gegen uns zu einem ernstlichen Risiko für den Angreifer wurde, ohne doch gerade durch diesen Flottenbau den Blitz auf uns herabzuziehen.

Italien unter Crispi

Unser Verhältnis zu Italien hatte 1897 in den Augen der Italiener schon manches von seinem ersten Schimmer verloren. Als Bismarck und nach ihm Caprivi-Holstein dem Wunsche Crispis, bald zu einer gründlichen Auseinandersetzung mit dem in Italien damals sehr verhaßten Frankreich zu kommen, kühl und ablehnend begegneten, erkannten die Italiener allmählich, daß der Dreibund in den Augen der Deutschen mehr eine Versicherungsgesellschaft als eine Erwerbsgenossenschaft sein sollte und daß sie ihre Vergrößerungspläne, sei es im Norden der Halbinsel und an den Ufern des Adriatischen Meeres, sei es in westlicher Richtung und an der Nordküste Afrikas, zurückstellen müßten. Aus dem unglücklichen Ausgang der abessinischen Expedition und den üblen Folgen des von Crispi begonnenen Handelskrieges mit Frankreich entnahmen viele Italiener die weitere Lehre, daß sich schlecht mit der größten lateinischen Nation zu stellen, für Italien auch seine Schattenseite habe. Der Italiener ist Realpolitiker. Alles in allem ist das italienische Volk mit dem englischen wohl das politisch begabteste der europäischen Völker, ob es sich um die Monsignori handelt, die vom ältesten und größten Palast der Welt, dem Vatikan, aus den internationalen hierarchischen Apparat der Katholischen Kirche dirigieren oder um die Minister, die auf dem anderen Ufer des Tiber die Außenpolitik des geeinigten Königreichs Italien führen. Die Behandlung Italiens von unserer Seite mußte vorsichtig, taktvoll und elastisch sein, unter sorgsamer Beobachtung der Imponderabilien, die gerade in diesem Lande schwer ins Gewicht fallen, wo auf „gentilezza“ der Form Wert gelegt wird.

Japan

Eine entschiedene Verschlechterung unserer auswärtigen Lage war seit der Entfernung des Fürsten Bismarck in bezug auf Japan eingetreten, das wir durch das mißglückte Holsteinsche Experiment des ostasiatischen Dreibunds stark verschnupft hatten. Noch mehr vielleicht durch das unglückselige Bild des Kaisers, dem er die Unterschrift gegeben hatte: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter.“ Niemand verstand, wieso die heiligsten Güter der europäischen Menschheit durch die milde Lehre des Buddha bedroht sein sollten. Aber Wilhelm II. hatte sich mit dem ihm bei aller Flatterhaftigkeit gelegentlich auch wieder eigenen Starrsinn so sehr in diese Wahnidee verbissen, daß ihm selbst der einzelne Japaner anti-

pathisch geworden war. Er behandelte die japanischen Diplomaten und Militärs trotz meiner und anderer Leute Vorstellungen persönlich schlecht und nötigte Ballin und Wiegand, die im übrigen von ihm mit großer Auszeichnung behandelten Direktoren der Hamburg-Amerika-Paketfahrt-Aktiengesellschaft und des Bremer Norddeutschen Lloyd, dieses sein groteskes Bild in ihren nach Ostasien fahrenden Schiffen aufzuhängen, zur Freude der Engländer, die aus solcher Verletzung japanischer Gefühle bis zum letzten Tage der Regierung des Kaisers für sich nicht unerheblichen Nutzen ziehen sollten.

Das Gesamtergebnis meiner stillen Prüfung der Weltlage war, daß das kostbarste Gut des deutschen Volkes, ein ehrenvoller Friede, wohl aufrechtzuerhalten war, auch wenn wir uns die Flotte bauten, die wir zu unserem Schutz und für defensive Zwecke benötigten. Diese Linie durften wir nicht um ein Haar breit überschreiten, aber bis zu dieser Linie konnten wir gehen, wenn unsere Politik mit Stetigkeit, mit Mut und Entschlossenheit, aber auch mit Vorsicht, mit Takt und (last not least) mit Geschick geführt wurde.

Die innere Lage

Obwohl die Tätigkeit des Staatssekretärs des Äußern im allgemeinen auf das Feld der auswärtigen Politik beschränkt ist, war ich doch seit jeher der Ansicht, daß sich eine verständige und gesunde auswärtige Politik nur bei richtiger Einschätzung der inneren Kräfte und in Fühlung mit den die Nation bewegenden Strömungen und Ideen führen lasse. Deshalb suchte ich mir auch unsere innere Lage während jener ruhigen Wochen möglichst deutlich vor Augen zu führen. Die unbehagliche und unzufriedene Stimmung, die seit der Entlassung des Fürsten Bismarck in Deutschland herrschte, hatte während der ersten Hälfte des Jahres 1897 neue Nahrung erhalten. Der Kaiser hatte auf dem Festessen des Brandenburger Provinziallandtages am 26. Februar 1897 jene von mir schon erwähnte, mehr als exzentrische Rede gehalten. Bei dieser Rede waren dem Kaiser auch andere Irrtümer unterlaufen, er hatte Sir Francis Drake mit Balboa verwechselt und den Stillen Ozean mit dem Atlantischen. Derartige kleine Entgleisungen passierten ihm nicht selten im Feuer der Rede. Als diesmal der kaiserliche Redner geschlossen hatte, waren besorgte und gewissenhafte Flügeladjutanten von Stuhl zu Stuhl geeilt, um die anwesenden Herren zu bitten, über die Kraftstellen der Rede zu schweigen. Diese Bitte war auch von fast allen Anwesenden erfüllt worden, aber ein indiskreter Gast, wie behauptet wurde ein freisinniger Abgeordneter, hatte genügt, um die drastischsten Wendungen des Monarchen in die Öffentlichkeit zu bringen. Der allgemeine Eindruck war deplorabel. Von vielen Seiten erhob sich die Klage, daß, wenn es in dieser Weise weitergehe, das reiche Erbe, das Kaiser Wilhelm II. angetreten hatte, dies gewaltige Erbe an Ansehen,

Kredit und Volkstümlichkeit, das eine lange Reihe preußischer Könige und insbesondere Wilhelm I. dem jetzt regierenden jungen Herrscher hinterlassen hatte, in absehbarer Zeit vergeudet sein würde. In konservativen Kreisen war die Brandenburger Rede am schärfsten kritisiert worden. Der mehr als achtzigjährige Generaladjutant Graf Karl von der Goltz, der ein halbes Jahrhundert in der Umgebung Wilhelms I. geweilt hatte, faßte mir gegenüber sein Urteil in die Worte zusammen: „Der Kaiser will seinen Herrn Großvater feiern, ihn recht hoch stellen. Wenn der alte Herr aus dem Grabe auferstünde und die Brandenburger Rede läse, würde er mit seinem hausbackenen, aber gesunden Menschenverstand und mit erhobenem Zeigefinger zu seinem Enkel sagen: ‚Aber Wilhelm, du bist wohl verdreht!'" Die Freunde des regierenden Kaisers, manche aus Überzeugung und in guter Absicht, andere nur aus Selbstsucht und mit jenem Hang zur Schmeichelei, der, solange die Welt steht, an allen Höfen blüht und sich, nur in plumperer Form, auch in der Umgebung der republikanischen Machthaber seit 1918 bemerkbar machen dürfte, erklärten die Rede Seiner Majestät aus dem Schmerz, den der Kaiser darüber empfände, daß sein Großvater von seinem ersten Ratgeber gar zu sehr verdunkelt würde. In berechtigter Notwehr gegen die Unterschätzung des von ihm so hoch verehrten und heiß geliebten Großvaters habe der Kaiser dann mit einigen Wendungen vielleicht über das Ziel hinausgeschossen. Wirklichen Nutzen hatten von der Rede nur die Sozialdemokratie und bis zu einem gewissen Grade der Freisinn, die sich auch die Gelegenheit nicht entgehen ließen, aus dieser neuen und gar zu überspannten Rede wacker Kapital zu schlagen.

Der Kaiser selbst war durch den Mißerfolg seiner Rede, der ihm nicht verborgen bleiben konnte, so enttäuscht gewesen, daß er, zum erstenmal seit seinem Regierungsantritt, einen nervösen Kollaps erlitt und zu seiner Erholung auf einige Tage nach dem Jagdschloß Hubertusstock fuhr. Er hatte sich gerade von dieser „forschen" Rede einen starken Erfolg versprochen. Was unter Wilhelm I. wie gegenüber dessen Sohn nie der Fall gewesen war: der Spott bemächtigte sich der kaiserlichen Rede. Ganz Berlin lachte über die Erzählung, nach der in der Friedrichstraße ein Ungar, der wie manche seiner Landsleute im Deutschen die Artikel „der" und „das" zu verwechseln geneigt war, an einen Polizisten die Frage gerichtet haben sollte: „Wo ist der Brandenburger Tor?" Der biedere Schutzmann hatte angeblich zornig erwidert: „Wenn Sie noch einmal über Seine Majestät ulken, werden Sie eingespunnen! Verstanden?!" Die Ablagerungsstätte für solche Medisance und Persiflage war namentlich die Hardensche „Zukunft" geworden, die unter Wilhelm I. nicht hätte aufkommen, geschweige denn einen großen Leserkreis, noch dazu in der Gesellschaft, finden können.

Kurz bevor ich nach Kiel berufen worden war, hatte eine große englische Wochenschrift, die „Saturday Review", das Catonische Macht- und Neiddiktat wiederholend, ihr „Ceterum censeo Germaniam esse delendam" in die Welt gerufen. Um dieselbe Zeit veröffentlichte ein Reichsgerichtsrat, Otto Mittelstädt, im Hinblick auf das Umsichgreifen der sozialdemokratischen Bewegung sein Buch „Vor der Flut", das ein Schrei der Angst und Verzweiflung war. Aber hoch über allen solchen bedrohlichen Erscheinungen stand für mich als Ergebnis unbefangener Prüfung der äußeren und inneren Lage und gesammelten Nachdenkens die Notwendigkeit, unserem Volk mit dem Frieden in Ehren das von Bismarck ins Leben gerufene monarchische Reich zu erhalten, was mir auch trotz aller Klippen und Sandbänke möglich erschien. Ich gedachte der schönen Worte, die bei meinem geliebten Homer der tüchtige Hektor seinem Wagenlenker Polydamas zuruft, der, erschreckt durch den Unglück ansagenden Flug der Vögel, ihn auffordert, das Kampffeld zu verlassen:

„Ich achte sie nicht, noch kümmert mich solches,
Ob sie rechts hinfliegen, zum Tageslicht und zu der Sonne,
Oder auch links dorthin, zum nächtlichen Dunkel gewendet."

Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten! Ich bat Gott, mir Kraft und Geschick für mein Amt zu verleihen, und kehrte Ende Juli wieder nach Deutschland zurück.

Der Fall Lippe

Während meiner Abwesenheit war Herr von Bötticher durch den bisherigen Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Graf Posadowsky, ersetzt, Miquel an Böttichers Stelle zum Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums, Generalleutnant von Podbielski zum Staatssekretär des Reichspostamtes ernannt worden. Vierzehn Tage später hatte Prinz Adolf von Schaumburg-Lippe, nachdem das Schiedsgericht in der Erbfolgefrage unter dem Vorsitz des Königs Albert von Sachsen den Grafen Ernst zu Lippe-Biesterfeld für erbfolgeberechtigt erklärt hatte, die Regentschaft über Detmold niedergelegt. Der Kaiser, der leider die Lippesche Angelegenheit vom ersten Tage an rein persönlich genommen hatte, richtete beim Abzug seines Schwagers und seiner Schwester Viktoria ein Telegramm an beide, in dem er in schwungvollen Worten und allzu emphatisch erklärte, daß Detmold niemals einen besseren Herrscher und nie eine bessere Herrscherin erhalten würde als das nun leider das Land verlassende fürstliche Paar. An den deutschen Höfen, aber auch in weiteren Kreisen erregte diese Kundgebung, die politisch deplaciert war, Erstaunen und Ärger. Für sie wie für die ganze Behandlung, die der Kaiser der Detmolder Frage angedeihen ließ, konnte das französische Sprichwort gelten: „Tant de bruit pour une omelette."

Bülow und Marschall

Eingedenk eines alten Bülowschen Stammbuchverses, daß der nicht schon ein Edelmann sei, der aus großem Stamm geboren wäre oder Geld und Reichtum habe, sondern daß Tugend und daß Höflichkeit einen Mann adelten, hatte ich von Kiel aus an meinen Vorgänger, Herrn von Marschall, einige liebenswürdige Worte geschrieben. Dieser wußte nur zu gut, daß er wie jeder, der einige Jahre im Amt war, sich manche Feinde gemacht hatte. Er wußte vor allem, daß er beim Kaiser in Ungnade gefallen war und daß diese allerhöchste Ungnade für manche Ratte unter seinen bisherigen Kollegen wie bei seinen bisherigen Untergebenen das Signal gewesen war, sein sinkendes Schiff zu verlassen. Ich wollte ihm den Abschied aus leitender Stellung versüßen und ihn gleichzeitig über seine Zukunft beruhigen. Ich schalte seine Antwort ein, die nicht nur interessant ist durch die Verteidigung seiner Haltung und Politik während der sieben Jahre seiner Wirksamkeit als Staatssekretär des Äußern, sondern auch durch ihren warmen und für mich wahrhaft freundschaftlichen Ton. An dieser Tonart hielt Freiherr von Marschall fast mit Begeisterung fest, solange ich Staatssekretär und Reichskanzler war. Ich gestehe meine Naivität, denn ich besaß damals noch nicht die Erfahrungen und infolgedessen auch nicht die Menschenkenntnis, die ich seitdem durch das Schicksal erhielt, das Goethe einen vornehmen, aber kostspieligen Lehrmeister nennt: Ich glaubte wirklich, Herr von Marschall wäre mir dankbar, daß ich ihm, der, wenn auch nicht in erster Linie, so doch zu einem guten Teil die Verantwortung für die Kündigung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland wie für die Krüger-Depesche trug, eine schöne Botschaft und damit ein Feld für neue und ersprießliche Wirksamkeit gegen mancherlei Widerstände verschafft hatte. Es ist mir in späteren Jahren sogar gelungen, beim Kaiser für ihn den Schwarzen Adlerorden durchzusetzen, den der ehemalige „Verräter" mit Freude und mit Stolz trug. Leider muß ich hinzufügen, daß seine Freundschaft für mich mit dem Tage aufhörte, wo ich mein Amt niederlegte.

„Denn so ändert sich der Sinn der sterblichen Erdenbewohner,
So wie die Tag' herführet der waltende Vater vom Himmel."

Also sprach vor dreitausend Jahren zum verständigen Amphinomos der vielgewanderte Odysseus. Ich lasse den Brief des Freiherrn von Marschall folgen:

Verehrter Freund!

Empfangen Sie meinen aufrichtigsten Dank für Ihren freundlichen Brief. Niemand vermag besser zu würdigen als ich, wie schwer Ihnen der Entschluß geworden, das dornenvolle Amt anzunehmen, welches das Vertrauen Sr. Majestät Ihnen beschieden hat, aber ich darf hinzufügen, wie auf-

richtig ich mich vom Standpunkt des allgemeinen Interesses darüber freue, in Ihnen meinen demnächstigen Nachfolger begrüßen zu dürfen. Sie werden sich erinnern, daß ich schon bei unserem letzten Zusammensein im Herbste vor zwei Jahren voraussah, daß es so kommen werde und im Interesse von Kaiser und Reich so kommen müsse, wenn ich auch damals Zweifel darüber hegte, ob Ihnen nicht die Zwischenstufe des Staatssekretärs ganz erspart werden würde.

In Ihrem neuen Amte wird Ihnen vieles unendlich leichter werden als mir. Sie bringen dazu eine Kenntnis der auswärtigen Politik mit, die ich mir nur allmählich und in gewissem Sinne unvollständig aneignen konnte — und für die innere Politik genießen Sie den unschätzbaren Vorteil, daß Sie inmitten des heftigen Kampfes der Parteien nach keiner Seite hin engagiert sind. Durch eine eigentümliche Verkettung von Umständen bin ich in den Fragen, die heute am stärksten die Leidenschaften erregen, nämlich denjenigen der Wirtschaftspolitik, nicht nur in den Vordergrund getreten, sondern allmählich in eine Stellung geraten, die mich meine parlamentarischen Kämpfe mit verkehrter Front fechten ließ, d. h. gegen die Rechte, der ich einst als Fraktionsmitglied angehörte, und unter dem Beifall der Linken, deren politische Grundsätze ich, seitdem ich politisch denken kann, allzeit bekämpfte. Auch Ihnen wird es beschieden sein — und zwar in nächster Zeit —, gegen agrarische Wünsche und Forderungen Stellung zu nehmen, aber darum wird gegen Sie nicht der Sturm entfesselt werden wie gegen mich, den Träger der gehaßten Handelsvertragspolitik. Und ich bin überzeugt, daß unter Ihnen das einzig vernünftige System wiederhergestellt werden wird, daß die parlamentarische Vertretung der Wirtschaftspolitik dem Reichsamt des Innern und dem Reichschatzamt überlassen bleibt, der Staatssekretär des Auswärtigen Amts, soweit es sich um internationale Beziehungen handelt, die maßgebende Stimme behält, aber nicht nach außen hin mit handelspolitischen Programmen hervorzutreten, d. h. in den Parteikampf einzutreten braucht.

Für Ihre freundlichen Wünsche betreffs meiner Gesundheit bin ich aufrichtig dankbar. Ich darf fast bestimmt erwarten, in wenigen Wochen so weit hergestellt zu sein, um meine Dienste wieder zur Verfügung zu stellen, wenn darauf reflektiert wird. Meine persönlichen Wünsche gehen nicht weiter, als noch einige Jahre für Kaiser und Reich tätig zu sein in der Stellung, die man mir anweist.

Da ich annehme, daß es Ihren Wünschen entspricht, daß ich meine Dienstwohnung der notwendigen Veränderungen und Ausbesserungen halber bald räume, so werde ich gegen Ende August nach Berlin kommen, um das Nötige zu besorgen.

Mit der Bitte, Ihrer Frau Gemahlin mich angelegentlich empfehlen zu wollen, bin ich

in freundschaftlicher Verehrung

Ihr ergebenster

Marschall

Neuershausen,
Station Hugstetten in Baden,
4. Juli 1897.

IV. KAPITEL

Besprechungen mit Kiderlen, Miquel und Hohenlohe • Telegramm von Francesco Crispi • Fahrt nach Kiel • Langer Spaziergang mit Wilhelm II. unter Erörterung der Flottenfrage • Abfahrt nach Peterhof • Die Kaiserliche Umgebung: Lucanus, Hahnke, Senden, August Eulenburg, Plessen

Bei Hohenlohe, Kiderlen, Miquel

Als ich Anfang August in Berlin eintraf, suchte ich den Fürsten Hohenlohe, den Finanzminister von Miquel und den bisherigen Reisebegleiter des Kaisers Herrn von Kiderlen auf. Fürst Hohenlohe sagte mir, daß er zu Lande nach Peterhof fahren werde, die Seereise wäre ihm unbequem, auch wünsche er sich kurze Zeit in Wilna und Werki aufzuhalten. Er redete mir zu, mit dem Kaiser auf der „Hohenzollern" zu fahren. Ich frug Kiderlen, ob er den Kaiser nach St. Petersburg begleiten werde, welche Frage er verneinte. Ich ermunterte ihn, gerade diese Reise mitzumachen: „Qui va à la chasse, perd sa place." Wenn er mitkomme, so stünde ich ihm dafür ein, daß ich sein seit einiger Zeit getrübtes Verhältnis zum Kaiser wieder einrenken würde. Ich besäße für den Kaiser noch den Reiz der Neuheit und würde die Versöhnung erreichen. Kiderlen blieb bei seiner Weigerung und meinte in seiner derben Art: „Exzellenz, wenn Sie erst so viele Jahre wie ich diese Reisen mit ihrer Unruhe mitgemacht hätten, würde das Ganze Ihnen ebenso zum Halse rausstehen wie mir." Den Finanzminister fand ich beeindruckt durch ein Telegramm, das er wenige Minuten vorher von Seiner Majestät aus Kiel erhalten hatte. In Schlesien, Sachsen und der Lausitz hatten große Überschwemmungen stattgefunden, leider waren dabei über hundert Menschen umgekommen. Aus diesem Anlaß hatte der Kaiser an Miquel ein Telegramm gerichtet, das in kühner Gedankenverbindung jenes schwere Unglück, das der Himmel über uns verhängt habe, in Verbindung mit dem Widerstand des Reichstags gegen die Flottenbestrebungen Seiner Majestät brachte. Miquel beruhigte sich über diese allerhöchste Willenskundgebung, die ihn anfänglich verblüfft hatte, als ich ihm aus genauerer Kenntnis der Art des Kaisers darlegte, wie dieser, wenn ihn eine Idee so ganz erfülle, wie jetzt der Flottengedanke, nach jedem Argument greife, um seine Wünsche der Verwirklichung entgegenzuführen, wobei die allzu lebhafte Phantasie des hohen Herrn mitspiele. Auch als die

englische Regierung am 30. Juli 1897 den deutsch-englischen Handelsvertrag vom 30. Mai 1865 gekündigt und gleichzeitig den Abschluß eines neuen Meistbegünstigungsvertrags angeregt hatte, der aber lediglich die Beziehungen zwischen England und Deutschland, also unter Ausschluß der englischen Kolonien regeln sollte, sah der Kaiser in dieser Maßnahme eine direkte Bedrohung vitaler deutscher Interessen, die nur durch den beschleunigten Bau einer deutschen Flotte pariert werden könne, und richtete in diesem Sinne erregte Telegramme an den Reichskanzler und den preußischen Finanzminister. Das en clair an den greisen Fürsten Hohenlohe gerichtete Telegramm, das diesen aus seiner wohlverdienten Sommerruhe in Alt-Aussee aufscheuchen sollte, lautete: „Von tiefstem Herzen bedauere Ich die so plötzlich erfolgte Kündigung der Handelsverträge, welche einen schweren Schlag für unser armes, von Wetterkatastrophen so schwer heimgesuchtes Volk bedeutet. Dieses unqualifizierbare Vorgehen ist gleichbedeutend mit dem Beginn eines Krieges bis aufs Messer gegen unseren eben aufblühenden produktiven Staat. Das Volk wird nun erkennen, welche kostbare Zeit in den letzten zehn Jahren meinen Warnungen zum Trotz verlorenging. Hätte die sozialistische Partei nicht jahrelang alle Schiffsbauten auf das heftigste bekämpft und in unbegreiflicher Verblendung zu Fall gebracht, so wären wir jetzt nicht auf See so gut wie wehrlos und den Angriffen auf unseren Handel ganz preisgegeben. Hätten wir eine starke, Achtung gebietende Flotte gehabt, wäre die Kündigung nicht erfolgt. Als Antwort muß eine schleunige, bedeutende Vermehrung unserer Neubauten ins Auge gefaßt werden."

Bevor ich den Semmering verließ, hatte ich von Francesco Crispi, dem ich brieflich mein Bedauern ausgesprochen hatte, daß es mir nicht möglich gewesen wäre, persönlich von ihm Abschied zu nehmen, aus Palermo das nachstehende Telegramm erhalten: „Je vous remercie de vos sentiments. Je me rappelle avec le plus grand plaisir que pendant votre mission en Italie nous avons été d'accord en tout ce qui regardait le bien-être de nos pays et la paix de l'Europe."

Beim Kaiser in Kiel

Am 3. August 1897 stand ich wieder vor dem Kaiser in Kiel. Der Kaiser frug mich mit dem offenen und gewinnenden Gesichtsausdruck, den er hatte, wenn er in guter Stimmung war und solange ihm sein Visavis sympathisch blieb: „Nun, wie wird's mit meinen Schiffen? Was haben Sie sich in den österreichischen Bergen ausgedacht?" Ich wußte, daß Wilhelm II. Vorträge, und nun gar lange Vorträge, nicht goutierte. Um einem vorzeitigen Abbrechen der Unterredung vorzubeugen, entgegnete ich Seiner Majestät, daß es sich um einen Vortrag von immerhin ein bis zwei Stunden handele. Seufzend meinte der Kaiser, dann wollten wir die Konferenz ambulando abmachen. Wilhelm II. hatte von seiner Mutter die gesund-

heitlich sehr zuträgliche Leidenschaft für frische Luft geerbt. Namentlich in seinen ersten Herrscherjahren hatte er die Kräfte alter Exzellenzen aus der Regierungszeit seines Großvaters auf eine harte Probe gestellt, wenn er ihre Vorträge bei raschem Gehen oder gar auf schwankendem Schiff entgegennahm. Ich war körperlichen Anstrengungen gewachsen und ging gern auf den Vorschlag eines „tüchtigen Spaziergangs" ein. Der Kaiser ließ sich mit mir an Land setzen und schritt rüstig querfeldein. Er war damals das Bild der Gesundheit und Kraft, nicht so stattlich wie sein Vater, nicht ehrfurchtgebietend wie sein Großvater, aber voll Leben und Unternehmungsgeist, eine sehr anziehende Erscheinung. Wir begegneten auf unserer Wanderung, meist auf Sandwegen und längs der Holsteinschen Knicks, nur hin und wieder Arbeitern und Tagelöhnern. Es fiel mir auf, und ich freute mich, wie völlig gleichgültig und unbesorgt der Kaiser, obschon sich weder Polizisten noch Detektive in der Nähe zeigten, auch offenbar für seinen Schutz keinerlei Maßregeln getroffen waren, gegenüber jeder Attentatsgefahr erschien. Kritische Beobachter und Beurteiler Seiner Majestät, an denen es gerade in seiner Nähe nicht fehlte, meinten, das sei der Schneid der Unwissenheit. Der Kaiser fürchte nie, was er nicht mit Händen greifen könne; trete aber die Gefahr unmittelbar vor ihn, so sei deren Eindruck auf ihn desto stärker. Ich halte auch heute diese Beurteilung für ungerecht. Der Kaiser besaß zweifellos physischen Mut. Schon daß er sich mit nur einem brauchbaren Arm zu Pferde setzte, unverzagt darauf losritt, ja Hecken und Gräben nahm, bewies seine Furchtlosigkeit. Als sich mehrere Jahre später bei Wilhelm II. eine Wucherung im Halse zeigte, was in Erinnerung an das Krebsleiden seines Vaters wohl jeden Menschen stark impressioniert haben würde, verlor er in keiner Weise die Haltung. Nervöse Zusammenbrüche traten bei ihm ein nach großen seelischen Enttäuschungen oder wo er sich vor einer schweren politischen Gefahr sah oder zu befinden glaubte, die ihn aus dem Himmel seiner Phantasien riß. Ohne ein „fool" zu sein, lebte er nun einmal oft in „a fool's paradise". Für sein seelisches Gleichgewicht war ich oft besorgt, und zu den Gründen meiner auf die Erhaltung des deutschen Friedens gerichteten Politik gehörte, wenn auch nicht in erster Linie, die Überzeugung, daß Wilhelm II. nicht wie sein Vater und Großvater oder gar der große König seelisch den Wechselfällen und Prüfungen der ganzen Belastungsprobe eines großen Krieges gewachsen sein würde. Ich bin überzeugt, daß der Kaiser dies auch selbst fühlte und daß das einer der Gründe war, aus denen er lebhaft wünschte, daß ihm die Prüfung eines großen Krieges nicht auferlegt werden möge.

Während wir weiterschritten, frug der Kaiser zum zweiten Male: „Wie steht es also mit meinen Schiffen?" Ich entwickelte ihm nun

meine leitenden Gedanken in dieser Richtung. Es stehe für mich außer Zweifel, daß wir die Milliardenwerte schützen müßten, die wir nach und nach dem Meere anvertraut hätten, unsere Schiffahrt, unsern Handel, unsere gewaltig sich entwickelnde Industrie. Die Industrialisierung Deutschlands hätte sich mit einer Vehemenz vollzogen, die nur in den Vereinigten Staaten ihresgleichen habe. Noch Ende der siebziger Jahre habe die deutsche Landwirtschaft so viele Menschen ernährt wie Industrie und Handel zusammen, beim Rücktritt des Fürsten Bismarck habe sie allein hinter der Industrie um mehr als eine Million Berufsangehöriger zurückgestanden. Es werde immer eine der wundersamsten Erscheinungen der Geschichte bleiben, daß der Staatsmann, der wie kein zweiter aus der deutschen Erdscholle emporgewachsen war, der Gutsherr von Schönhausen und Deichhauptmann des Kreises Jerichow, der Mann, von dem, als er schon lange Reichskanzler war, seine Frau sagen konnte, eine Wruke (Kohlrübe) interessiere ihn mehr als die ganze Politik, der Mann, der noch am Ausgang seines Lebens sich um jede Einzelheit in der Landwirtschaft seiner Güter kümmerte, mehr zur Industrialisierung Deutschlands beigetragen habe als irgendein anderer: „Was er webt, das weiß kein Weber.“ Die Gefahren einer zu weit gehenden Industrialisierung habe Fürst Bismarck ex post nicht verkannt und ihnen durch kräftiges Eintreten für den Schutz der Landwirtschaft nach Möglichkeit entgegengewirkt. Fürst Bismarck habe die nach seinem Rücktritt erfolgte Herabsetzung der Getreidezölle durch Caprivi meines Erachtens mit Recht getadelt und trete ja gegenwärtig, wie ich glaube auch mit Recht, für die Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle ein. Mit den gegebenen Faktoren müsse man aber in der Politik immer rechnen. An der riesigen, vielleicht übertriebenen, aber nun einmal vorhandenen Entfaltung von Industrie, Handel und Schiffahrt sei nichts zu ändern. Wir müßten diese Erwerbszweige, von denen Wohlstand und Leben von Millionen Deutschen abhänge, zweifellos besser schützen, als dies bisher der Fall gewesen wäre. Sei das möglich, ohne mit England aneinanderzukommen? Ganz leicht würde das nicht sein, wie dies die Politik Englands in früheren Zeiten gegenüber seinen wirtschaftlichen Konkurrenten und namentlich seefahrenden Konkurrenten zeige. Die Voraussetzung des Erfolgs sei für uns eine ruhige, vorsichtige und, wenn ich mich so ausdrücken dürfte, einc elastische Politik von unserer Seite. „Nun, dafür sind Sie ja da!“ unterbrach mich der Kaiser. Ich bat Seine Majestät, nicht an meinem guten Willen zu zweifeln, dieser genüge aber nicht, ich müsse auch von ihm unterstützt werden. Er schlug mir auf die Schulter und meinte, ich könne auf seine volle Unterstützung und sein volles Vertrauen rechnen.

Ich deutete an, daß es sich nicht nur um aktive Hilfe von seiner Seitc handele, sondern auch, und zwar vor allem, um „negative Unterstützung“.

Er dürfe nichts tun und nicht zu viel sagen, was den inneren und unter Umständen auch den äußeren Frieden gefährden könne. „Aha!“ lachte der Kaiser, „nun fängt die Gardinenpredigt an! Na, nur immer los.“ Ich hob freimütig den sehr ungünstigen Eindruck hervor, den die Brandenburger Rede auch auf absolut königstreue Kreise ausgeübt habe, und wies darauf hin, daß es nicht vorsichtig und jedenfalls nicht nötig gewesen wäre, bei der Enthüllung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals in Köln am Waterloo-Tage England mit dem Dreizack, der in unsere Faust gehöre, vor der Nase herumzufuchteln. Ich wisse wohl, daß wir in Deutschland, wie die Verhältnisse bei uns nun einmal lägen, den Bau der zu unserer Verteidigung nötigen Flotte nur durchsetzen würden, wenn die dazu notwendige nationale Stimmung hervorgerufen werde. Marschall und Bötticher hätten das Ziel durch Verhandlungen mit den Fraktionen und Fraktionsführern erreichen wollen, das sei so aussichtslos wie die Bemühungen der Danaiden, Wasser in ein bodenloses Faß zu schöpfen. Bei den Konservativen sei vorläufig wenig Neigung für den Bau der Flotte vorhanden. Das Zentrum würde unter Umständen mitmachen, aber verlangen, daß ihm zur Belohnung eine große Extrawurst gebraten würde. Sicher wären eigentlich nur die Nationalliberalen und vielleicht ein Teil des Freisinns, die sogenannten Wadenstrümpfler, die Hofgänger um Rickert und Barth, schwerlich aber Eugen Richter in den Wasserstiefeln seiner etwas engen und philiströsen Anschauungen. Mit heftigem Widerstand von seiten der Sozialdemokratie wäre natürlich unter allen Umständen zu rechnen. Die Parteien und vor allem ihre Führer würden nur mitmachen, wenn wir im Lande eine starke Strömung für den Flottengedanken hervorriefen. Wir müßten die nationale Trommel rühren. „Nur zu, nur zu!“ rief freudig und begeistert der Kaiser. Ich sagte ihm, daß Flottenverein, Professoren und Patrioten von allen Richtungen gewiß das ihrige tun würden. Es käme aber darauf an, dadurch nicht die Beziehungen zu England in einer nicht wieder gutzumachenden Weise zu verderben. Ich sei fest überzeugt, daß wir den Bau einer für unsere Bedürfnisse, d. h. für unsere Sicherheit und zu defensiven Zwecken ausreichenden Flotte ermöglichen könnten, ohne mit England in Krieg zu geraten, wenn wir uns aller Exzentrizitäten enthielten, andererseits England aber auch nicht dadurch die Flanke zu erfolgreichem Angriff böten, daß wir mit Rußland in Feindschaft oder gar in ernstlichen Konflikt gerieten.

Der Kaiser beteuerte mir mit dem Akzent voller Aufrichtigkeit, daß er nichts sehnlicher wünsche, als mit Rußland die Freundschaft wiederherzustellen, die zu den Zeiten seines Großvaters und seines Urgroßvaters die beiden Höfe und die beiden Länder verbunden habe. „Und dann sollen die Engländer vor Neid platzen.“ Ich erwiderte, man dürfe sich in der Politik nie von dem Wunsche leiten lassen, diesen oder jenen zu ärgern. Also nicht Rußland

entgegenkommen, nur um England zu ärgern, und umgekehrt! Eine ruhige, sachliche Politik nach beiden Seiten, ohne sich weder von dem einen noch von dem andern vorschieben und ausbeuten zu lassen, aber auch ohne dem einen oder dem anderen naehzulaufen, damit kämen wir am weitesten. Ich fühlte, daß ich dem Kaiser schon etwas zu sehr als Mentor erschien, der seinen Telemach mit grauer Theorie plagt, statt ihm Früchte vom Baum des Lebens zu reichen. „Die Leute bei uns müssen aber Ziele haben", meinte er, „ohne Ziele, ohne daß die Leute sehen, daß wir etwas erreichen, daß wir auch mitsprechen, ist keine Stimmung zu erzielen. Bismarck hat doch auch Kolonien erworben."

Ich räumte die Richtigkeit dieses Hinweises ein. Vielleicht ließe sich auf diplomatischem Wege dies oder jenes in Polynesien machen. Auch in Ostasien liege für deutschen Unternehmungsgeist ein weites, überaus fruchtbares Feld. Ich hätte in den Akten, die ich im Semmering studiert habe, gesehen, daß von seiten der Marine an allerlei Stützpunkte an den zukunftsreichen Gestaden des Stillen Ozeans gedacht werde. Es käme darauf an, den richtigen Moment abzuwarten und dann zu erfassen. Ostasien auf der einen Seite, Kleinasien auf der anderen wären Länder, wo wir uns nicht ganz ausschalten lassen dürften. Wir müßten aber vorsichtig operieren.

Mein wiederholter Hinweis auf die gebotene Vorsicht namentlich auch in Worten wurmte den Kaiser, den meine Mißbilligung seiner Kölner Dreizackrede ohnehin verstimmt hatte. Ich bat ihn, mich nicht für ängstlich zu halten. Ich hoffte, ihm noch beweisen zu können, daß ich dies nicht wäre. Aber wir dürften die Lehren der deutschen Geschichte nicht vergessen. Das tragische Verhängnis der deutschen Geschichte sei ihr Mangel an Kontinuität. Treitschke habe mit Recht von den spärlichen Silberblicken in unserer Geschichte gesprochen, von jener deutschen Kaiserherrlichkeit des Mittelalters, die dahinging wie der Traum einer Sommernacht. Wir sähen in Deutschland auf keine einfache, ungebrochene Entwicklung zurück wie Frankreich, wo Thiers in einer für die Franzosen schwarzen Stunde, im Februar 1871, in Bordeaux in der Nationalversammlung tröstend auf die „admirable unité de l'histoire de la France" hingewiesen habe, wie in England, wo noch heute die Nachkommen der Staatsmänner regierten, die unter der Königin Elisabeth und mit König Wilhelm III. die Geschicke des Landes geleitet hatten, und wo die heute Regierenden die Geschäfte nach denselben Gesichtspunkten und ungefähr mit den gleichen Mitteln führten wie einst ihre Vorfahren. Wir dürften im Hinblick auf unsere oft unglückliche, verbogene Geschichte nie die Gefahr von Rückschlägen vergessen. Dazu fordere uns auch die preußische Geschichte auf mit ihren herrlichen Aufstiegen, denen aber bisweilen furcht-

bare Rückschläge gefolgt wären. Mein früherer Chef in St. Petersburg, General von Schweinitz, habe seinem ältesten Sohne selbst Geschichtsunterricht erteilt und dabei mit besonderer Sorgfalt und eingehend die Katastrophen von 1806 und 1848 behandelt. Solche Lehren unserer Geschichte mahnten zur Vorsicht.

Zu den vielen guten Eigenschaften Wilhelms II. gehörte eine ungemein schnelle Auffassungsgabe, wie sie mir gleich rasch selten vorgekommen ist. Wo er ohne vorgefaßte Meinung war, an der er freilich unter Umständen mit dem Eigensinn festhalten konnte, der ein Erbteil seiner welfischen Mutter war, und wenn keine persönliche Ranküne bei ihm bestand, war er für gute Argumente empfänglich. „Ja, der Mensch soll sich überwinden können", meinte er schließlich mit einer mich tief bewegenden, weil herzlichen Aufrichtigkeit. „Wer überwindet, der gewinnt! Diesen Spruch hat meine gute Frau auf Pergament mit blauen Buchstaben malen, ihn schön einrahmen lassen und mir dann auf meinen Berliner Schreibtisch gestellt. Ich werde unser heutiges Gespräch nicht vergessen. Pro pace et imperatore." Der Kaiser hatte für römische Schriftsteller und Dichter wenig übrig, liebte es aber, seine Gedanken in kurze lateinische Schlagworte zu fassen: Tamen, Semper talis, Nunquam retrorsum, pro Rege et grege u. ä.

Wir waren inzwischen wieder am Anlegeplatz der „Hohenzollern" angelangt, auf der schon das Mittagsmahl auf den Kaiser wartete. Am Abend des 4. August trat die „Hohenzollern" die Fahrt nach Peterhof an. Der Kaiser war auf dieser Reise begleitet von den Chefs seiner drei Kabinette, Herrn von Lucanus, General von Hahnke und Admiral Freiherrn von Senden, von dem Oberhof- und Hausmarschall Graf August zu Eulenburg, dem Kommandanten des Großen Hauptquartiers, General von Plessen, und von mir als kommissarischem Staatssekretär des Äußern.

Abfahrt nach Peterhof

Herr von Lucanus war dem Kaiser während dessen Kronprinzenzeit vom Fürsten Bismarck als Kabinettsrat mit den Worten empfohlen worden: „Der holt Ihnen die Mütze aus jedem Dreck."

Sein Vorgänger war Herr von Brandenstein gewesen, der Sprosse einer hochkonservativen Familie, Heidelberger Saxo-Borusse, Korpsbruder und Freund von Leo Buch, der später die Konservativen im Herrenhaus mit Festigkeit und Klugheit geführt hat. Brandenstein gehörte der schärferen Richtung der Konservativen an, die er hie und da auch nach außen zur Schau trug. Er sollte in späterer Zeit bei vielen braven Philistern Ärgernis durch eine Rede im Abgeordnetenhaus erregen, in der er darüber klagte, daß in der Neuzeit ein „anständiger" Mann in die Lage versetzt werden könne, in einem Abteil zweiter oder selbst erster Klasse mit Leuten zusammen zu sitzen, die Röllchen statt angenähter Manschetten trügen. Fürst Bismarck liebte seit seinen Reibungen mit den

Konservativen, die schon Ende der sechziger Jahre und in stärkerem Maße in der ersten Hälfte der siebziger begannen, die scharfen Konservativen nicht, obwohl er selbst aus ihren Reihen hervorgegangen war und manche ihrer Anschauungen bis an sein Lebensende teilte. Als dem Fürsten in seiner späteren Amtszeit für den Posten des Oberpräsidenten in Breslau ein Herr von Seydewitz vorgeschlagen wurde, der sich für diese Stellung nicht nur als geborener Schlesier, sondern auch durch andere Eigenschaften qualifizierte, schrieb er an den Rand: „Nein! Er ist ein Kreuzzeitungsmann, und die setzen den Parteistandpunkt über die Staatsräson." Brandenstein schien dem großen Kanzler für den künftigen Kaiser nicht der geeignete Berater. So wurde der tüchtige Mann aus der Umgebung des damaligen Kronprinzen entfernt und als Regierungspräsident nach Hannover versetzt. Im Hinblick auf seine Arbeitskraft, seine Geschäftskenntnisse und seinen aufrechten Charakter habe ich mich später bemüht, seine Fähigkeiten im Interesse des preußischen Staats zu verwerten. Ich nahm ihn als Oberpräsidenten für Königsberg in Aussicht, vielleicht mit einer Zwischenstation als Regierungspräsident in Düsseldorf, drang aber damit nicht beim Kaiser durch.

Als ich Brandenstein für Düsseldorf nannte, meinte der Kaiser lächelnd: „Das geht wirklich nicht, Brandenstein kneipt zu gern, und in Düsseldorf gibt es zu gute Rheinweine. Er wird sich, dort angekommen, bezechen und in den Rhein fallen, und ich bin mit meinem Regierungspräsidenten blamiert." Von Königsberg wollte der Kaiser noch weniger wissen. „Das geht erst recht nicht, da gibt es zu guten Grog." Woher diese Besorgnisse? Der Kaiser hatte vor Jahren in Hannover einem Liebesmahl bei seinem 13. Ulanenregiment, den Königsulanen, beigewohnt. Während des Essens war, wie dies gelegentlich vorkommt, nach allgemeiner und lebhafter Konversation eine Stille eingetreten. Wie man zu sagen pflegt: ein Engel ging durch das Zimmer. In diesem Augenblick hörte man einen Herrn ungewöhnlich laut sprechen. Der Kaiser fragte seinen Nachbar, den Generalfeldmarschall Grafen Alfred Waldersee, der nach dem deutsch-französischen Krieg die 13. Ulanen kommandiert hatte, wer da so laut krähe. Waldersee mochte Brandenstein nicht, der bei der streng denkenden, hoch kirchlichen Gräfin Waldersee, übrigens einer ausgezeichneten Frau, einer geborenen Amerikanerin mit puritanischer Weltanschauung, für einen losen Zeisig galt. „Das ist Brandenstein", antwortete also Waldersee Seiner Majestät, „der ist schon wieder betrunken." Wer in der Umgebung eines mächtigen Mannes lebt, möge dieser nun ein Souverän oder ein republikanischer Staatschef, ein Minister oder ein einflußreicher Parlamentarier sein, sollte, wie dies Beispiel zeigt, sich sorgsam vor abfälligen Bemerkungen über Außenstehende hüten. Lobende und anerkennende

Äußerungen finden selten dauernden Widerhall, tadelnde, gehässige und persiflierende Auslassungen haften dagegen sehr häufig.

„Der Menschen Sünden leben fort in Erz;
Ihr edles Wirken schreiben wir ins Wasser!“

sagt in Shakespeares „König Heinrich der Achte“ der Marschall der Königin Catharina, der würdige Griffith, zu seiner unglücklichen Herrin.

Herr von Lucanus war alles in allem von den beiden Bewerbern um die so wichtige Stelle zweifellos der geeignetere. Das Zentrum mochte ihn nicht, *Lucanus* weil es nicht vergessen konnte, daß Lucanus während des Kulturkampfes unter dem Minister Falk im Kultusministerium tätig gewesen war. Auch die Konservativen liebten Lucanus nicht, den sie für einen liberal gerichteten Beamten hielten. Er gehörte in der Tat zu jener Schule altliberaler Geheimräte, die unter Friedrich Wilhelm III. Preußen verwaltet hatten, unter Friedrich Wilhelm IV. vielfach von Romantikern, Pietisten und Hyperkonservativen verdrängt worden waren, von Bismarck nicht geliebt wurden, aber unter ihm doch wieder in die Höhe kamen, da sie ihm durch ihre Tüchtigkeit und durch ihr ausgesprochenes Staatsbewußtsein unentbehrlich waren. Herr von Lucanus besaß nicht nur eine jeder Anforderung gewachsene, immer parate Arbeitsfreudigkeit und Arbeitsfähigkeit und ungewöhnliche Kenntnisse auf allen Gebieten der Gesetzgebung und Verwaltung, sondern, und das ist das höchste Lob für ihn, sein Leitstern war im letzten Ende immer die Staatsräson. Er machte sich keine Illusionen darüber, daß manche Eigentümlichkeiten und Eigenschaften Kaiser Wilhelms II. ernste Gefahren für den Monarchen selbst wie für das Land in sich bargen. Aber eben deshalb sah er seine Aufgabe darin, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß die Regierung gerade dieses Monarchen für ihn selbst und sein Haus wie für Preußen und Deutschland ohne nachhaltigen Schaden ablaufe.

Herr von Lucanus besaß eine Schnelligkeit im Redigieren, wie sie mir selten begegnet ist. Als auf der „Hohenzollern“ im Sommer 1898 die Nachricht vom Tode des Fürsten Bismarck eintraf, verfaßte Herr von Lucanus, auf einer Bank der kaiserlichen Jacht sitzend, den Taschenbleistift in der Hand und einen Papierblock auf den Knien, in einer Viertelstunde die anläßlich des Heimgangs des größten deutschen Staatsmanns vom Kaiser an das deutsche Volk und seine Fürsten zu richtende Kundgebung, die, was in Deutschland nicht häufig ist, allgemeine Zustimmung fand. Fürst Bismarck grollte seit seinem Rücktritt Herrn von Lucanus, weil dieser ihm im unheilvollen Märzmonat 1890 die kaiserliche Weisung überbracht hatte, schleunigst seinen Abschied einzureichen. Der Fürst hatte sich selbst oft genug über jene Könige des Mittelalters lustig gemacht, die

den Boten, der eine Trauerkunde brachte, an dem nächsten Baum aufknüpfen ließen.

Das große Publikum sah in Herrn von Lucanus vor allem den Beamten, der den für den Abschied reifen Ministern die seidene Schnur zu überbringen hatte. Man konnte ihn auch dem Hermes-Psychopompos vergleichen, der im 24. Gesang der Odyssee die Seelen der erschlagenen Freier in den Hades und zur Asphodeloswiese führt, in den Händen den Machtstab, schön aus Gold gebildet, und schwirrend folgen die Seelen. Eugen Richter hat dieses Thema in seiner „Freisinnigen Zeitung" in vielen Variationen und nicht ohne Witz behandelt. Kiderlen, der eine lose Zunge hatte, war mehrfach, aber vergebens bemüht gewesen, Herrn von Lucanus dadurch beim Kaiser zu ridikülisieren, daß er erzählte, Lucanus sei der Sohn eines Halberstädter Apothekers. Damit hatte er auf Wilhelm II. gar keinen Eindruck gemacht. Der Kaiser dachte viel zu vorurteilslos, um irgend jemandem seine Abkunft vorzuwerfen, geschweige denn die Abstammung von einem Pharmazeuten, wo doch gerade die Apothekerkunst besondere Sorgfalt, Vorsicht und gute Kenntnisse verlangt und schon bei den Griechen wie bei den Arabern, im Italien des früheren und im Deutschland des späteren Mittelalters hoch in Ehren stand. Der Tod des Kabinettsrats von Lucanus, der im August 1908 mit 77 Jahren in seinem Amt verschied, war ein schwerer Verlust für Kaiser Wilhelm II., zumal der erfahrene und kluge Staatsmann, der zwei Jahrzehnte hindurch der Krone und dem Land hervorragende Dienste geleistet hatte, durch den subalternen, ganz mittelmäßigen Herrn von Valentini ersetzt wurde.

Hahnke

Der Chef des Militärkabinetts, der damalige Generaladjutant, spätere Generalfeldmarschall von Hahnke, war ein würdiger Vertreter der ruhmvollen Infanterie unseres alten Heeres. Er war aus der Gardeinfanterie hervorgegangen, an der er mit allen Fasern hing. Nahe Freundschaft hatte ihn viele Jahre mit einem anderen Vorbild jedes echten preußischen Gardeinfanteristen verbunden, mit dem Generaloberst von Pape, der am 18. August 1870 den Angriff der 1. Garde-Infanterie-Division auf St-Privat führte. Mochte die militärische Kritik aus Gründen der Taktik an diesem berühmten Angriff noch so viel aussetzen, mit Stolz gedachte jeder Gardist und jeder gute Preuße des herrlichen Angriffs, den ein Wandgemälde in der Ruhmeshalle darstellt. Der Garde war befohlen worden, nachdem sie geschossen hatte, sich auf die Erde zu werfen, damit die feindliche Salve über sie weggehe. Sie blieb aber stehen und schwenkte die Helme mit dem lauten Ruf: „Vorwärts! Nur immer vorwärts!" Im heftigsten Feuer war General von Pape die Front heruntergeritten. Von seinem zahlreichen Stabe wurden alle Offiziere getötet oder verwundet bis auf den Leutnant von Esbeck-Platen, der später lange Jahre diensttuender Zeremonienmeister war, ein

Fürst Bismarck .
auf dem Balkon seines Hauses in Friedrichsruh
beim Empfang studentischer Deputationen

unendlich höflicher, feiner Hofmann, dem man jene Feuerprobe nicht ansah. Er erinnerte ein wenig an die Figur des Aramis in dem berühmten Buch von Dumas père: „Les trois mousquetaires", das in meiner Jugend das Entzücken aller der französischen Sprache mächtigen Knaben war. Bei jenem Angriff auf St-Privat waren die Verluste für die damalige Auffassung unverhältnismäßig groß gewesen, die „Kreuzzeitung" schrieb, daß Preußens Adel ein Jahr lang in Trauer gehen werde, und der „Kladderadatsch" brachte aus der Feder von Ernst Dohm ein herrliches Gedicht auf die Ernte, die der Tod mit mähender Sichel unter der Blüte des Heeres gehalten habe. Seitdem haben wir uns an noch ganz andere, viel schwerere Blutopfer gewöhnen müssen, und die Prophezeiung des Fürsten Bismarck, daß auf den nächsten Krieg die französische Wendung von dem „saigner à blanc" zutreffen würde, fand eine nur zu furchtbare Bestätigung. Am 18. August 1870 hatte bei St-Privat die preußische Infanterie ihren größten Ehrentag seit Leuthen gehabt. Wie bei Leuthen war alles niedergebrochen, als sie vorrückte mit voller Wucht.

„Als ging durch alle Glieder der Front ein eisern Niet,
Trat sie vernichtend nieder in Staub, was nicht entflieht."

Der alte Russe Suwarow hatte bekanntlich gesagt, die Kugel wäre eine Närrin, das Bajonett aber ein braver Kerl. Ähnlich dachten von oben bis unten vor dem Weltkrieg viele im preußischen Heere und namentlich in der Garde. Vom taktischen, strategischen und Nützlichkeits-Standpunkt aus betrachtet, gewiß mit Unrecht. Aber zum ewigen Ruhme derer, die damals wie jetzt im Weltkrieg das höchste Heldentum betätigten, das die Welt seit Marathon und Platää gesehen hat.

General von Hahnke hatte auch im bürgerlichen Leben stets den Kopf hoch getragen. Er war längere Jahre Adjutant des Herzogs Ernst von Koburg gewesen, von dem König Friedrich Wilhelm IV. spöttisch behauptete, er trage sich mit dem Ehrgeiz, in Mitteldeutschland ein Königreich Ostfalen zu gründen, und der in der ersten Hälfte der sechziger Jahre als „Schützen-Ernst" eine gewisse Popularität besaß. Damals hieß es vielfach, Ernst II. wolle auf dem Wege der Volkswahl Deutscher Kaiser werden. Das Jahr 1866 machte allen solchen Velleitäten ein Ende. Der Herzog schloß sich mit Elan an Preußen an, nahm an der Schlacht von Langensalza, wenn auch mehr im Hintergrunde, teil und machte seinen Frieden mit Bismarck. Einen Augenblick soll Ernst II. gehofft haben, an die Stelle der Albertiner in Dresden treten und so für die ernestinische Linie des Hauses Wettin eine wenn auch späte Rache an den Albertinern für ihren Verrat von 1547 nehmen zu können.

General von Hahnke erzählte manches von dem Hofe des Herzogs, der es mit der ehelichen Treue nicht allzu genau nahm, was ihm die große Gutmütigkeit seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Baden, erleichterte. Die etwas lockeren Sitten am damaligen Koburger Hofe und insbesondere das Temperament des Herzogs sollen Gustav Freytag bei seinem Roman „Die verlorene Handschrift" vorgeschwebt haben. Der Hauptmann von Hahnke behauptete auch in diesem Milieu seine aufrechte und unabhängige Haltung. Nachdem er manches gesehen und erlebt hatte, was ihm nicht zusagte, ließ er seine Frau, eine Schwester des späteren Kommandierenden Generals des 8. und 14. Armeekorps, des Generaladjutanten Adolf Bülow, und des langjährigen Reisebegleiters Kaiser Wilhelms I. und nachmaligen Gesandten beim Vatikan, Otto Bülow, nicht mehr zu Hofe gehen. Der Herzog stellt ihn darüber zur Rede. Als er, die Gründe für die spröde Haltung seines Adjutanten ahnend, mit Schärfe daran erinnerte, daß die Frau Herzogin an den Festen des Herzogs gern teilnähme und keinen Anstoß an den Eingeladenen nähme, erwiderte Herr von Hahnke kurz: „Was sich für die Frau Herzogin paßt, paßt sich noch lange nicht für meine Frau." General von Hahnke hat mir oft gesagt, wie sehr ihn Wilhelm II. an seinen Onkel Ernst von Koburg erinnere. Natürlich nicht in puncto Moral, denn das Familienleben des Kaisers war vorbildlich, seine Ehe rein, seine Häuslichkeit, was das Verhältnis der beiden Ehegatten zueinander wie zu den Kindern betraf, konnte jedem deutschen Hause zum Vorbild dienen. Aber wenn General von Hahnke den Gang des Kaisers sah, der, wenn der hohe Herr sich ungezwungen gab, etwas trippelnd war, die hochgezogene Schulter, und vor allem wenn er den Kaiser erzählen und namentlich fabulieren hörte, fühlte sich der General lebhaft an Ernst II. erinnert. Der Herzog hatte sich während der Erhebung der Elbherzogtümer gegen Dänemark dem schleswig-holsteinischen Heere angeschlossen und befand sich gerade in Eckernförde, als das dänische Linienschiff „Christian VIII." die Stadt beschoß. Die Art und Weise, wie er diesen Tag beschrieb, hatte verschiedene Variationen oder, richtiger gesagt, Steigerungen durchgemacht. Zuerst war er nur Zuschauer gewesen, dann hatte er von einem Feldherrnhügel die Abwehr dirigiert und schließlich selbst den Schuß abgefeuert, der das dänische Schiff traf. Über seine Beteiligung an der Schlacht von Langensalza pflegte er auch mancherlei Phantastisches zu erzählen, und während des Deutsch-Französischen Krieges erregte er unliebsames Aufsehen durch die kritischen Bemerkungen, die er aus dem sicheren „Hôtel des Reservoirs" in Versailles, wo die deutschen Fürsten während der Belagerung von Paris sich aufzuhalten pflegten, über die militärischen Aktionen abgab, wobei es namentlich nicht an Seitenhieben gegenüber den beim Herzog von Koburg nicht gut angeschriebenen Sachsen des Königsreichs

fehlte. Der „Kladderadatsch“ widmete dem Herzog damals die nachstehenden köstlichen Verse:

An einen hohen Schlachtenbummler
Variationen über das Thema:
„hätten die Sachsen besser eingegriffen“

Zwar hast Du diesmal Dir den Kriegermut,
Die Heldentaten meisterlich verkniffen;
Bei manchem hübschen Kind, manch jungem Blut
Hast ehmals Du viel besser eingegriffen.
Gesichert, wo der eh'rne Würfel fiel,
Und fern der Wahlstatt, wo die Kugeln pfiffen,
Hast einst im lustigen Komödienspiel
Als Bolingbroke Du besser eingegriffen.
Die armen Sachsen, die Du rezensiert,
Mit einem Takt, so zart, so fein geschliffen!
Hätt'st Du statt dessen selbst sie angeführt,
Meinst Du, sie hätten besser eingegriffen?

Von Klatschbasen ist namentlich in England die Behauptung verbreitet worden, der wirkliche Vater des Herzogs Ernst von Koburg und seines Bruders, des Prince-Consort von England, sei nicht Herzog Ernst I. von Koburg, sondern ein Jude namens Simon Meyer gewesen. Daran wurden dann allerlei mehr oder weniger schlechte Witze über S. M. in seiner zweifachen Auslegung geknüpft. Es soll richtig sein, daß mancherlei gegen die Vaterschaft des Herzogs Ernst I. von Koburg spricht. An den thüringischen Höfen aber war man, wie mir gelegentlich ein thüringischer Prinz erzählte, fest davon überzeugt, daß es sich keinesfalls um einen Herrn Simon Meyer, sondern im schlimmsten Fall um einen Herrn von Ziegesar handle, und „das ist“, fügte jener thüringische Prinz beruhigend hinzu, „eine sehr anständige adlige Familie“. Ich habe nie etwas müßiger gefunden, als solche Recherche de la paternité. Nicht nur weil ein derartiges Herumschnüffeln widerwärtig ist, sondern auch weil wir vor Gott alle gleich sind, alle arme Menschen mit menschlichen Unvollkommenheiten und Schwächen, wie auch unsere Blutmischung sein möge. Das war übrigens auch die Ansicht Kaiser Wilhelms II., der mir einmal eine hübsche Äußerung seiner Tante, der Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, erzählte. Bei der Tragödie Struensee spielten die Beziehungen jenes Unglücklichen zu der Königin Karoline Mathilde von Dänemark eine große Rolle. Die Königin war durch einen niederträchtigen Betrug veranlaßt worden, unerlaubte Beziehungen zu dem früheren Arzt und späteren Staatsminister Struensee einzugestehen. Nicht lange nach der Hinrichtung von Struensee und der Verbannung der Königin wurde letztere von einer

Tochter entbunden, die später den Herzog von Augustenburg heiratete, den Großvater der Prinzeß Henriette und Urgroßvater der Kaiserin Auguste Viktoria. Nach Lage der Dinge war es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß jene nach dem Trauerspiel Struensee geborene Prinzessin Luise Auguste von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg die Tochter des Königs Christian VII. von Dänemark sein sollte. Als nun, erzählte mir der Kaiser, die Prinzessin Henriette gelegentlich von einer anderen Prinzessin wegen ihrer angeblichen Abstammung von Struensee gehänselt wurde, erwiderte sie: „Ich will lieber von einem gescheuten Arzt abstammen als von einem vertrottelten König." Kaiser Wilhelm II. fand diese Antwort ausgezeichnet. Er war wirklich kein Philister, wie ich gegenüber August Bebel einmal im Reichstag sagte.

Admiral von Senden-Bibran

Der Chef des Marinekabinetts, Admiral Freiherr von Senden-Bibran, war der Sohn eines schlesischen Barons, der im österreichischen Dienst gestanden hatte. Er selbst war in jungen Jahren in die deutsche Marine eingetreten, an der er mit Leidenschaft, man kann sagen mit Fanatismus hing. Außerhalb der Marine existierte nichts auf der Welt für den alten Junggesellen, der weder Weib noch Kind und nur wenige Freunde hatte. Solche Hingebung an die Sache war an sich schön und konnte auch nützlich wirken, wenn sie nicht zu völliger Einseitigkeit geführt hätte. Zu dem vielen, das, verglichen mit der Flotte, für Herrn von Senden nicht auf der Welt war, gehörten leider auch politische Rücksichtnahme und Vernunft. Die Liebe des Admirals von Senden für die Flotte ging so weit, daß er in ihrem Interesse auch den Admiral von Tirpitz hielt und stützte, den er persönlich haßte, aber für den einzigen Mann hielt, dessen organisatorische Befähigung und Energie einen raschen und zweckentsprechenden Ausbau der Flotte sicherten.

Zur Zeit des Admirals Hollmann, der von 1890 bis 1897 Staatssekretär des Reichsmarineamts gewesen war, der zu den sogenannten „Freunden" des Kaisers gehörte und, wie die meisten dieser Herren, Seiner Majestät gegenüber sehr nachgiebig war, hatte sich trotz aller Gegenvorstellungen des Admirals von Senden Wilhelm II. mehr als gut in Bau und Konstruktion der Kriegsschiffe eingemischt. Der Kaiser zeichnete mit Vorliebe Pläne für Häuser, für Schlösser, für Kirchen und namentlich für Schiffe. Die zeichnerische Begabung und die Lust am Zeichnen hatte Wilhelm II. wie vieles von seiner Mutter geerbt. Wie auf manchen anderen Gebieten war auch hier bei ihm die Kraft schwach, allein die Lust war groß. Während Admiral Hollmann Staatssekretär des Reichsmarineamts war, kam es häufig vor, daß der Kaiser die Konstruktionsabteilung direkt zu beeinflussen suchte. Er war bestrebt, hinsichtlich der Schiffsbauten überall und bei jedem Anlaß persönlich einzugreifen. In den neunziger

Jahren hatte der Kaiser bei einem Besuch in Italien die Bekanntschaft des damaligen italienischen Marineministers, des Admirals Brin, gemacht, der für einen der hervorragendsten Schiffskonstrukteure in Italien und selbst in Europa galt. Nach langen Gesprächen über die beste Art, Schiffe und insbesondere große Schlachtschiffe zu bauen, hatte der Kaiser den Admiral Brin gefragt, ob er ihm den Plan für den Bau eines Kampfschiffes übersenden dürfe, den er mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet habe und der die Frucht jahrelanger Studien, sauren Fleißes und vielen Nachdenkens wäre. Einige Wochen später erhielt der Minister Brin aus Potsdam den ihm in Aussicht gestellten Plan. Er schickte die Zeichnung dem Kaiser mit einem Brief zurück, der ein Meisterstück italienischer Feinheit, aber auch kühler Ironie war. „Das Schiff, das Eure Majestät bauen wollen", schrieb etwa der Admiral, „wird das mächtigste, furchtbarste und dabei schönste Kriegsschiff werden, das je gesehen wurde. Es wird eine Schnelligkeit entfalten, die noch nirgends erreicht wurde, seine Armatur übertrifft alles bis heute Dagewesene, seine Masten sind die höchsten, seine Geschütze die weittragenden der Welt. Dabei ist es im Innern prächtig eingerichtet, es muß ein wahres Vergnügen sein, auf diesem Schiff zu fahren, für die ganze Mannschaft, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen. Das herrliche Fahrzeug hat nur einen Fehler: wenn es auf Wasser gesetzt wird, geht es unter wie eine bleierne Ente." Der Kaiser hat dem Admiral diese Antwort gar nicht übelgenommen. Es war ein in hohem Grade sympathischer Zug des Kaisers, und dadurch unterschied er sich von vielen anderen Fürsten, daß er für eine mit Geist vorgebrachte Kritik nicht empfindlich war — vorausgesetzt, daß sie nicht nach außen drang. Darum hatten es seine persönlichen Freunde leicht mit ihm, denn zwischen ihnen und Seiner Majestät spielte sich alles in der Intimität ab. Die Minister hatten es schwer, denn sie standen vor der Öffentlichkeit und der Kaiser mit ihnen.

Des Kaisers Umgebung

Aus den soeben angedeuteten Gründen, weil neben seinem Eifer für die Marine keine andere Erwägung für ihn bestand, hat der Admiral von Senden auf die Beziehungen zwischen dem Kaiser und seinem Onkel, dem König Eduard VII., und damit auf die deutsch-englischen Beziehungen sehr schädlich eingewirkt. Senden war, was man in Norddeutschland „stur" nennt. Er war leider auch sehr taktlos. Die Herren, die Wilhelm II. umgaben, hatten mit verschwindenden Ausnahmen viele treffliche Eigenschaften. Sie wurden von Außenstehenden oft ungerecht beurteilt. Es fehlte ihnen weder an Pflichttreue, noch an Wahrheitsliebe, noch an Unabhängigkeit der Gesinnung, aber Takt war nicht die Signatur der neuen Generation. Am Hofe Kaiser Wilhelms I. war der Ton sehr taktvoll. Von dem Milieu, in dem Wilhelm II. lebte, ließ sich dies auch mit dem besten Willen nicht behaupten. Selbst Philipp Eulenburg und Kuno Moltke konnten und wollten

dies nicht bestreiten, hatten aber dafür eine Formel gefunden: „Taktlosigkeit ist Männlichkeit." Der Admiral von Senden wurde häufig vom Kaiser in besonderen Aufträgen nach England geschickt und kam fast nie zurück, ohne dort durch Mangel an Takt Anstoß erregt zu haben. Mit Vorliebe sprach er in den Londoner Klubs davon, daß wir uns eine Riesenflotte bauen und, wenn diese erst fertiggestellt wäre, ein ernstes Wort mit England sprechen würden. Besonders schädlich wirkte ein Zwischenfall, der sich kurz vor meiner Ernennung zum Staatssekretär abgespielt hatte. Der Kaiser hatte Senden nach London geschickt mit einem Geschenk für seinen Onkel, den damaligen Prinzen von Wales, das dem Kaiser schön und geschmackvoll erschien, das der verwöhnte und raffinierte Oheim aber nicht besonders goutierte. Da der lebenslustige Prinz von Wales überdies alle möglichen anderen Dinge vorhatte, so fand er nicht Zeit zu einer eingehenden Unterhaltung mit dem Abgesandten des Kaisers. Als der empfindliche Admiral bei seiner Rückkehr nach Potsdam Seiner Majestät dies meldete, wahrscheinlich en brodant un peu, mit einiger Ausschmückung und tendenziöser Zuspitzung, geriet der Kaiser in Zorn und schrieb seiner Großmutter, der Königin Victoria, einen Brief, in dem er sich in starken und stark übertreibenden Wendungen über die ihm durch die schlechte Behandlung seines Abgesandten widerfahrene Kränkung beschwerte. Der Prinz von Wales erklärte alles, was der Admiral von Senden über die ihm zuteil gewordene Behandlung erzählt hatte, für unwahr und hat ihm das, was er eine „häßliche Klatscherei" nannte, nie vergessen. Jedesmal, wenn der Kaiser nach England kam oder sein Oheim nach Deutschland, fanden lange und peinliche Verhandlungen darüber statt, ob der Oheim Herrn von Senden empfangen würde oder nicht.

Eduard VII. und Lonsdale

Es ist traurig, zu sagen, daß derartige persönliche Reibungen im letzten Ende oft weitreichende, selbst politische Konsequenzen hatten. Ich habe, unterstützt von anderen einsichtigen Männern, mir große Mühe gegeben, solche Steine des Anstoßes zwischen zwei so maßgebenden Persönlichkeiten, wie es der Kaiser und sein Oheim waren, aus der politischen Bahn zu entfernen. Senden war nicht der einzige und gefährlichste Stein. Es gab noch einen anderen Herrn, der zwischen dem Kaiser und seinem englischen Oheim ständig Anstoß und Ärger erregte, das war der Earl of Lonsdale. Der Kaiser schwärmte für diesen Mann, der in mancher Hinsicht der sympathische Typus eines lebensfrohen englischen Lords war: groß, breitschultrig, mit rotblonden Haaren und hochrotem Gesicht, riesenstark, immer bereit zu jeder körperlichen Anstrengung wie für jedes fröhliche Zusammensein, immer ein Goldstück in der Hand für jeden, der um etwas bat, und einen guten Spaß auf der Zunge. Er war einer der besten Reiter in England.

Er war auch ein großer Jachtman. Es war ein Vergnügen, ihn auf der Jacht „Meteor", auf die der Kaiser ihn oft zum Segeln mitnahm, stehen zu sehen, in korrektem englischem Jachtanzug, die Hemdsärmel zurückgekrempelt, die muskulösen Arme und die entblößte, breite und starke Brust, über und über mit durchstochenen Herzen, kleinen Flaggen und Doppelbuchstaben tätowiert, in gestickten Pantoffeln, um auf dem glatten Deck nicht auszugleiten, jedem Matrosen an Kraft und Geschicklichkeit überlegen. Er war wirklich a jolly good fellow, aber er war nun einmal die bête noire des Königs Eduard, der ihn „the greatest liar in England" nannte, es auch nicht richtig fand, daß der Kaiser intim mit einem Herrn verkehrte, über dessen Vermögen schon seit längerer Zeit der Konkurs ausgesprochen war. In letzterer Beziehung befand sich der Earl of Lonsdale in derselben Lage wie später ein anderer Freund des Kaisers, der Fürst Max Fürstenberg, der gleichfalls in finanzielle Schwierigkeiten geriet. Es war ein schöner Zug am Kaiser, daß er seinen Freunden die Treue hielt, das durfte aber nicht auf Kosten der Staatsräson geschehen, wie im Falle Lonsdale. Auch mußte ein Unterschied gemacht werden zwischen deutschen Freunden wie Senden, die als treue Kameraden angesprochen, behandelt und geschützt werden konnten, und einem frivolen Ausländer, von dem vorauszusehen war, daß er schwerlich an der Seite Seiner Majestät bleiben würde, wenn einmal die Trommel zum Streite wider Deutschland geschlagen werden sollte. Als England 1914 Deutschland den Krieg erklärte, hat, wie die Zeitungen meldeten, Lord Lonsdale, der im Gefolge des Kaisers an manchem deutschen Manöver zu Lande und zu Wasser teilgenommen hatte, auf seinem Schloß die vielen Bilder, die er vom Kaiser besaß, mit dem Gesicht gegen die Wand umdrehen lassen.

Senden und Paulis

Admiral von Senden war von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß er sich, im Gegensatz zu seinen Kollegen vom Zivil- und Militärkabinett, in die auswärtige Politik einzumischen liebte, seiner ganzen Richtung entsprechend natürlich in antienglischem Sinne. Er hat in dieser Beziehung manches verdorben. Das Wesen des Dilettanten besteht nach Goethe darin, daß er die Schwierigkeiten, die in einer Sache liegen, unterschätzt. Von dem einfachen, aber, in seiner Einfachheit einfältig angewandt, gefährlichen Gedanken ausgehend, daß man Rußland gegen England ausspielen müsse, hatte sich Herr von Senden mit dem russischen Marineattaché Paulis befreundet, mit dem er gern Gedankenaustausch über die Möglichkeit eines deutsch-russischen Zusammengehens gegen England pflog. Paulis war ein dunkler Ehrenmann, von dem niemand wußte, ob er nach seiner Herkunft Russe, Belgier oder Italiener war, und vor dem selbst der russische Botschafter leise warnte. In seiner Treue für seine „Freunde" ließ sich aber der Kaiser nicht an seinem Kabinettschef und Admiral à la suite irremachen.

V. KAPITEL

Die Kabinette • Die Hofstaaten • Die Adjutanten • Erste Meinungsverschiedenheit mit Wilhelm II., rasche Wiederverständigung • Ankunft in St. Petersburg • Impressionabilität Wilhelms II.

Das Kabinettssystem

Die Kabinette spielten unter Kaiser Wilhelm II. eine viel größere Rolle als unter seinem Großvater. Von dessen Kabinettsrat Herrn von Wilmowski wußte das große Publikum so gut wie nichts, denn er trat nie in die Öffentlichkeit. Herr von Lucanus dagegen gehörte zu den umstrittensten Persönlichkeiten seiner Zeit. Sein Name war in aller Munde, seine Karikatur war häufig in den Witzblättern anzutreffen, die von der Existenz des würdigen Herrn von Wilmowski keine Notiz genommen hatten. Das Ideal Kaiser Wilhelms II. wäre an und für sich das Kabinettssystem sans phrase gewesen. Im ehrlichen Glauben, so am raschesten alle Schwierigkeiten und Hindernisse zu beseitigen, die sich seinen ja nur auf die Beglückung seines Landes gerichteten Bestrebungen in den Weg stellten, hätte der Kaiser am liebsten alles Militärische, eventuell auch gegen den Kriegsminister und selbst gegen den Generalstab, durch sein Militärkabinett geregelt und bestimmt, die Flotte mit seinem Marinekabinett gebaut, um dann allein über sie zu verfügen, durch das Zivilkabinett im Innern regiert. Wie manche andere Pläne und Wünsche des Kaisers scheiterten auch diese Aspirationen, die ihn in den ersten Jahren seiner Regierung erfüllt hatten, an der Macht der Verhältnisse und der Tücke des Objekts. So zu regieren, wie es Wilhelm II. bei der Entlassung des Fürsten Bismarck vorschwebte, wäre, wie die Verhältnisse in Deutschland und in der Welt 1890 lagen, auch einem Friedrich dem Großen nicht möglich gewesen.

Der Kaiser hatte seitdem viel Wasser in seinen Wein gießen müssen. Aber die Kabinette behielten während seiner ganzen Regierungszeit zweifellos großen Einfluß. Das ging an, solange der kluge und ernste Herr von Lucanus an der Spitze des Zivilkabinetts stand, der vortreffliche, ehrwürdige General von Hahnke das Militärkabinett leitete; es ging von 1901 bis 1908 mit dem Grafen Dietrich Hülsen-Haeseler, der einen frischen und unbefangenen, gesunden Menschenverstand besaß, als Chef des Militärkabinetts. Es ging sogar mit dem Admiral von Senden, der bei allen

seinen Schrullen doch von heiligem Eifer für die Sache, das heißt für die ihm so teure Flotte, deren Ehre und Ruhm erfüllt war. Es ging nicht mehr, als Herr von Valentini dem Zivilkabinett, Admiral Müller dem Marinekabinett und General von Lyncker, ein untadliger Ehrenmann, aber kleinlich und engherzig, dem Militärkabinett vorstand. Die Kabinettswirtschaft während des Weltkrieges hat zweifellos das ihrige zu unserer Niederlage beigetragen. Wenn Großadmiral von Tirpitz in seinen Briefen an seine Frau sie als eine „Hydra" bezeichnet und die drei Kabinettschefs als die drei Köpfe dieser neuen lernäischen Schlange, wenn er gegen die „feste Stuckmauer um den Kaiser herum", gegen „die verfluchte Bande in Pleß" wettert, wenn er von „einer Kabinettsregierung wie vor Jena" spricht und ausruft, der Hydra müsse zu Leibe gegangen werden, die Kabinettschefs gehörten an den Laternenpfahl, so ist dieser Wutschrei des Erbauers der Flotte nach allem, was er selbst unter den Quertreibereien des Admirals von Müller gelitten hatte, wie nach den Beobachtungen und Wahrnehmungen, die er aus nächster Nähe über den traurigen Herrn von Valentini anstellen konnte, menschlich wohl begreiflich. Facit indignatio versum.

Wenn die Kabinette, die große und wichtige Interessenkreise des staatlichen Lebens wie in einem Brennpunkt zusammenfaßten, mir da und dort Sorge bereiten konnten und zum Teil auch bereitet haben, so stand ich der höfischen Welt, die den Kaiser umgab, mit voller Unbefangenheit gegenüber. Gewiß war weder der Einfluß der Maison militaire noch jener der eigentlichen Hofleute zu unterschätzen. Mit den Militärs, die sich in Politik kaum einmischten und von Wilhelm II. gelegentlich auch in ihre Schranken zurückgewiesen wurden, wenn sie an dies Gebiet rührten, und die zudem nach ihrer ganzen soldatischen Erziehung und ihrer Extraktion Leute von fest umgrenzten Ehrbegriffen waren, auszukommen, schien mir nicht schwierig. Was die Hofchargen anlangt, so wußte ich hier zu gut Bescheid, als daß ich von dieser Seite ernstliche Schwierigkeiten befürchtet hätte. Die ängstliche Furcht vor dem „großen Hof", in der mein armer Nachfolger gelebt hat, lag mir fern. „Ayant vécu dans le sérail, j'en connaissais les détours." Mir konnte dies Milieu nicht imponieren. Überdies besaß ich in der unmittelbaren Umgebung der Majestäten in dem Kabinettsrat der Kaiserin, meinem alten Kriegskameraden Bodo Knesebeck, einen unbedingt zuverlässigen Freund. Vor allem aber lag in der Persönlichkeit des Ober-Hof- und Hausmarschalls, des Grafen August Eulenburg, die Gewähr dafür, daß sich der Hof innerhalb der Schranken seiner Wirkungssphäre hielt.

August Eulenburg

Er war ein würdiger Sproß jenes ostpreußischen Adels, der dem preußischen Staat seit Jahrhunderten viele ausgezeichnete Männer in Krieg und Frieden gestellt hat. Als 1813 die Provinz Ostpreußen sich gegen die

Franzosen erhob und den König und das ganze Land mit sich fortriß, in unvergänglichen Worten hat es Heinrich von Treitschke im ersten Band seiner deutschen Geschichte geschildert, stand der ostpreußische Adel voran. Unvergeßlich sind die schönen Verse, die Max von Schenkendorf in seinem „Lied von den drei Grafen" den ersten Opfern im Heiligen Kriege, den Grafen Kanitz, Dohna und Gröben, gewidmet hat. Unser langjähriger Botschafter in St. Petersburg, General von Schweinitz, pflegte zu sagen, daß jeder preußische König „seinen Ostpreußen" gehabt hätte. Einer der treuesten Paladine unseres alten Kaisers war sein langjähriger Adjutant, der bei Königgrätz und bei Gravelotte an seiner Seite ritt, Graf Heinrich Lehndorff. Der hochgewachsene Mann mit dem Kaiser-Wilhelm-Bart, wie man damals sagte, war eine der stattlichsten Erscheinungen des preußischen Hofes. Die Sage ging, daß er in seiner Jugend viele Herzen gebrochen habe. Als älterer Mann heiratete er die schöne Gräfin Margarete Kanitz, mit der er in glücklichster Ehe lebte und die ihm unter drei Kindern einen ungewöhnlich begabten Sohn schenkte, der für die Diplomatie bestimmt wurde, der eine große Zukunft vor sich sah, als er im Weltkrieg vor der Front der Gardekürassiere fiel. Der Vater, Graf Heinrich Lehndorff, hatte mit unendlichem Takt und unbedingter Loyalität die amtlichen und persönlichen Beziehungen zwischen dem alten Kaiser und dem Fürsten Bismarck betreut. Männer wie Graf Lehndorff, General von Lindequist, Graf Fritz und Graf Louis Perponcher, General von Albedyll, Graf Stillfried, Graf Pückler, General Graf Alten, Fürst Anton Radziwill, General von Steinäcker und manche andere gaben dem alten Hof sein vornehmes Gepräge. Graf Heinrich Lehndorff hatte auch in politischen Fragen ein gutes und scharfes Urteil. Ich werde es mir immer zur Ehre anrechnen, daß dieser im besten Sinne des Wortes noble Mann mir in meiner Jugend ein freundlicher Gönner und in späteren Jahren ein gütiger Freund war. Die segensreiche Rolle, die Graf Heinrich Lehndorff am Hofe des alten Kaisers gespielt hatte, war bei seinem Sohn, dem damaligen Kronprinzen und späteren Kaiser Friedrich, dem Grafen August Eulenburg zugedacht gewesen. Dieser war schon in jungen Jahren als Hauptmann im 1. Garderegiment zu Fuß dem Kronprinzen als Adjutant zugeteilt worden. Als sein Vorgänger, Major von Schweinitz, der spätere Botschafter in Petersburg, durch Eulenburg abgelöst wurde, beschwor er die Frau Kronprinzessin, sich in ein möglichst freundschaftliches und vertrauensvolles Verhältnis zu Eulenburg zu stellen: einen besseren Führer und Berater im Labyrinth der Berliner Intrigen wie gegenüber den Problemen und Rätseln der Politik als den Grafen August Eulenburg werde sie schwerlich finden. Eine Zeitlang ging es; dann ließ sich die hochbegabte, aber impulsive und dabei doch wieder naive Frau von ihrem Kammerherrn, dem Grafen Seckendorff, gegen

Eulenburg einnehmen und ruhte nicht, bis letzterer ihren Hof verlassen hatte und als Ober-Zeremonienmeister zum großen Hof übergetreten war.

In dieser Stellung befand sich Graf August Eulenburg, als Wilhelm II. den Thron bestieg, der zunächst seinen bisherigen Hofmarschall, Herrn von Liebenau, zum Oberhofmarschall avancieren ließ. Herr von Liebenau war nach meinem Bruder Adolf militärischer Begleiter des Prinzen Wilhelm geworden, später sein Hofmarschall. Er hatte den Prinzen Wilhelm auf die Universität Bonn begleitet und stand ihm während der Potsdamer Dienstzeit beim 1. Garderegiment und bei den Gardehusaren zur Seite. Herr von Liebenau war äußerlich etwas rauher Krieger, er hatte nicht die Allüren eines Hofmarschalls. Die Hofdamen klagten über seinen „Wachtmeisterton", sie klagten noch mehr darüber, daß er ihnen zuviel Spazierfahrten und zu häufiges Ermüden der kaiserlichen Pferde verwies. Auch die Kaiserin fand ihn zu bärbeißig. So mußte Herr von Liebenau gehen, der übrigens trotz seiner martialischen Außenseite ein kluger, in seiner Weise sogar schlauer Hofmann war, der dem Kreise Normann-Stosch-Roggenbach nahegestanden hatte und zu liberalen Anschauungen neigte. Ich habe öfters beobachten können, daß liberal angehauchte Kammerherren, Adjutanten und Hofmarschälle den „höchsten Herrschaften" gegenüber nachgiebiger und überhaupt serviler waren als stramme Konservative und echte Junker. Liebenau verließ schwer gekränkt den Hof und zog sich nach Wiesbaden zurück, wo er die Schar der verabschiedeten höheren Offiziere und Beamten vermehrte, die in diesem reizenden Badeort am Fuße des Nerobergs Betrachtungen darüber anstellten, wie viel besser es um Staat und Armee bestellt gewesen wäre, als sie noch im Dienst waren. Liebenau wurde durch den Grafen August Eulenburg ersetzt, der alle Eigenschaften des Verstandes und des Charakters mitbrachte, um dem Kaiser wie dem Hofe und damit, wie die Verhältnisse lagen, dem Lande ernste und ersprießliche Dienste zu leisten. In einer für mich unvergeßlichen Unterredung hatte mir, wie ich seinerzeit erzählte, im Oktober 1879 Fürst Bismarck gesagt, es gebe manche gute und auch einige kluge Leute, aber wenige, die gleichzeitig gut und klug wären. Zu diesen seltenen Männern, zu diesen rarae aves gehörte August Eulenburg. Sein Verstand war ebenso klar, scharf und hell wie sein Charakter fest und zuverlässig. Er verlor nie den Kopf noch die Haltung, weder als Hofmarschall auf dem glatten Parkett des Hofes noch als Hausminister gegenüber den Stürmen der Novemberrevolution. Er gehörte zu den nicht vielen, denen Wilhelm II., dem es leider bisweilen an Takt fehlte, nie mankiert hat. Er wußte nach dem Umsturz durch seine vornehme und kühle Ruhe auch die demokratischen Parvenüs zu bändigen, mit denen er über die Vermögensangelegenheiten des königlichen Hauses zu verhandeln hatte. Er sah alles von hoher Warte, nahm das Große groß und

Herr von Liebenau

das Kleine klein, immer gewissenhaft und großzügig. Er war durch und durch ein scharfer preußischer Patriot und dabei von besten, konzilianten Formen. Ich hätte sehr gewünscht, ihn als Botschafter nach Petersburg, Wien oder London senden zu können, aber der Kaiser wollte nicht auf diese „Säule seines Hofes" verzichten. Es war kein Glück für den Kaiser und das Land, daß Graf Eulenburg vom Hofe in das Hausministerium übersiedelte, wo er den Kaiser seltener sah und nicht mehr auf Reisen begleitete. Es war namentlich kein Glück, daß Eulenburg durch den seichten und hohlen, dabei in seiner Selbstüberschätzung fast komisch wirkenden Herrn von Reischach ersetzt wurde, und das nicht lange vor dem Kriege, wo dem Kaiser ein kluger und charaktervoller Berater in unmittelbarer Umgebung doppelt not tat. Eulenburg hat dem Kaiser auch im Hausministerium und insbesondere nach der Novemberrevolution durch Besonnenheit und Einsicht hervorragende Dienste geleistet. Aber er fehlte in Koblenz und in Luxemburg, in Charleville und in Pleß. Er fehlte vor allem 1918 in Spa. Mit Graf August Eulenburg an seiner Seite wäre Kaiser Wilhelm II. nicht über die Grenze entwichen.

General von Plessen

Der Kommandant des Hauptquartiers, General von Plessen, der spätere Generaloberst, war schon Adjutant beim alten Kaiser gewesen und hatte die guten Manieren, das ruhige Wesen und die Diskretion, die dessen Umgebung auszeichneten. Er war verheiratet mit der Tochter des großen Chirurgen und Generalarztes der Armee, Bernhard von Langenbeck. Aus der Adjutantur des alten Kaisers war Plessen in die des Enkels übergetreten, der ihn bald nach seinem Regierungsantritt zum Kommandanten des Großen Hauptquartiers machte. Unter dem alten Kaiser, der zwei große Kriege geführt hatte, gab es im Frieden kein Hauptquartier. Kaiser Wilhelm II. hatte diese Institution in Rußland kennengelernt. Der Gedanke hatte ihm gefallen, seiner Suite auch im Frieden ein kriegsmäßiges Gewand umzuhängen. Der hohe Herr spielte gern Krieg im Frieden. Als aber aus dem Krieg im Frieden wirklicher, blutiger und furchtbarer Krieg wurde, schauderte sein Inneres, seine im Grunde weiche Natur und sein ganzes sensitives Wesen vor der Wirklichkeit zurück. Von dem Generaloberst von Plessen hat in seinem bekannten Roman „Der König" der Wiener Journalist Karl Rosner ein zu boshaftes Porträt entworfen. Rosner war als Vertreter des „Lokalanzeigers" dem Großen Hauptquartier attachiert worden. Dem Kaiser gefielen seine blumenreichen Kriegsberichte, die regelmäßig in den Scherlschen Blättern erschienen. Rosners Stil war echt wienerisch. Wenn Fürst Bismarck einen Artikel in die Presse zu glissieren wünschte, der in lebhaften Farben und mit einem sentimentalen Unterton gehalten sein sollte, so setzte er nach kurzer Skizzierung des Inhalts die Worte an den Rand: „Im Stylus austriacus." Es ist menschlich

begreiflich, daß Rosner die Herren der Umgebung des Kaisers nach der Beachtung einschätzt und schildert, die sie ihm zuteil werden ließen. Der Generaloberst von Plessen hat sich offenbar nicht viel um ihn gekümmert. Wohl darum schildert ihn Rosner als einen körperlich verbrauchten, geistig beschränkten, ziemlich albernen und dazu gefräßigen Herrn. General von Plessen war bis in seine letzten Dienstjahre ein körperlich elastischer, unermüdlicher und geradezu unverwüstlicher Generaladjutant mit besten Formen und normaler Intelligenz. Als solchen habe ich ihn viele Jahre gekannt. Er war weder Intrigant noch Schmeichler.

Wie weit sind die Vorwürfe berechtigt, die anläßlich der Flucht Kaiser Wilhelms II. nach Holland gegen den Generaloberst von Plessen erhoben worden sind? Nach jener furchtbaren Katastrophe wurde erzählt, es sei der General von Plessen gewesen, der dem Kaiser zur Flucht, zu dem verhängnisvollen Entschluß des Übertritts nach Holland geraten oder wenigstens es Seiner Majestät ermöglicht habe, diesen nicht wieder gutzumachenden Fehler zu begehen. Am Abend des 8. November 1918 habe Kaiser Wilhelm II. den Generalfeldmarschall von Hindenburg und die anderen bei ihm befindlichen Herren mit der Bemerkung entlassen, daß die Fortsetzung der Beratung am nächsten Morgen stattfinden solle. Am Morgen des 9. November hätten die sich wieder zum Vortrag meldenden Herren erfahren, der Kaiser wäre in der Nacht nach Holland abgereist. General von Plessen soll die nötigen Weisungen an das Eisenbahnpersonal und an die Dienerschaft in der Nacht erteilt und so die Hand zur Flucht geboten haben. Volle Wahrheit über diese unsäglich traurige Flucht wird wohl erst die Zukunft bringen. Aber selbst wenn General von Plessen einen diesbezüglichen kaiserlichen Befehl ausgeführt haben sollte, wäre es unbillig, deshalb über einen so lange im Dienst bewährten Offizier den Stab zu brechen. Fast 30 Jahre hatte er nie dem Kaiser widersprochen, fast drei Jahrzehnte hindurch war jeder Versuch, eine eigene Meinung zu äußern, vom Kaiser scherzhaft oder unwirsch abgewiesen worden. Gewiß hätte Plessen gut getan, in diesem fürchterlichen Moment der preußischen Geschichte den Kaiser beim Portepee zu fassen und ihm zu sagen, daß ein ehrenvoller Tod auf dem Schlachtfeld, und es wurde noch an der Front gefochten, für das Land, für die Dynastie und für den Kaiser selbst hundert- und tausendmal der Flucht vorzuziehen wäre. Aber eine solche Initiative war von einem so lange in Unselbständigkeit erhaltenen Begleiter nicht zu erwarten und nicht zu verlangen.

„Schon ja die Hälfte der Tugend entrückt Zeus' waltende Vorsicht
Einem Mann, sobald nur der Knechtschaft Tag ihn ereilet!"

sagt bei Homer zum Odysseus der treffliche Sauhirt Eumäos. Kaiser

Wilhelm II. war im Kern eine freundliche, wohlwollende und gutmütige Natur. Er wollte allen Herren seiner Umgebung wohl, er war immer erfreut, wenn er ihnen eine Freude bereiten konnte. Er war im Verkehr mit ihnen liebenswürdig und sogar gemütlich. Von Knechtschaft im banalen Sinne war bei der Suite des Kaisers wirklich nicht die Rede. Aber da Widerspruch den Kaiser verstimmte und die allgemeine Losung nun einmal war, der Kaiser müsse „in guter Stimmung" erhalten bleiben, so hatte ein großer Teil der Umgebung allmählich auf jede Initiative und bis zu einem gewissen Grade auf eine eigene Meinung verzichtet. Von heute auf morgen ändert sich aber der Mensch nun einmal nicht. Es wäre ein schreiender Mangel an Objektivität, es wäre mehr als ungerecht, wenn ich nicht hinzufügen wollte, daß ich weit entfernt bin zu glauben, solche geistige Knechtschaft existiere nur oder auch nur vorzugsweise an Höfen. Nirgends besteht sie ausgeprägter als in der sozialdemokratischen Herde. Ein Sozialist, aber ein Sozialist von Geist, der Franzose Proudhon, hat gesagt: „Auf meine Ehre und mein Gewissen, ich lasse mich lieber regieren von unseren alten Königen, die Jahrhunderte der Ehre und Wohlfahrt repräsentieren, als von Demagogen, die innerlich auf Volk und Staat pfeifen und die dem ersteren nur schmeicheln, um sich des letzteren zu bemächtigen." Und Voltaire meinte, alles in allem wolle er lieber von einem Löwen regiert werden, der après tout ein Herr aus gutem Hause wäre, als von hundert Ratten. Wer damals, als wir mit Kaiser Wilhelm II. gen Rußland fuhren, ein solches Ende seiner Regierung vorausgesagt hätte, wie es einundzwanzig Jahre später eintrat, der würde auf ebenso ungläubige Gesichter gestoßen sein wie nach dem 22. Kapitel des ersten Buches der Könige der Prophet Micha, der Sohn Jemlas, als er dem Könige Israels Niederlage und Sturz seines Thrones prophezeite. Der König Israels sammelte alle seine Propheten um sich, bei vierhundert Mann, und fragte sie, ob er gen Ramoth in Gilead ziehen solle, um zu streiten, oder das lieber anstehen lasse. Alle von ihm befragten Propheten antworteten Seiner Majestät als gute Höflinge: „Ziehe hinauf, der Herr wird's in die Hand des Königs geben." Nur Micha sprach sich weniger optimistisch aus und erklärte, er sähe im Geist ganz Israel zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Da schlug ihn ein höherer Hofbeamter, der Kammerherr Zedekia, auf die Backen, und der König befahl, daß man Micha in den Kerker setzen und mit Brot und Wasser der Trübsal speisen solle, bis Seine Majestät sieggekrönt wiederkomme. Er kam aber nie wieder.

Kaiserin Friedrich über ihren Sohn

Gewiß erfüllten schon in den ersten Regierungsjahren des Kaisers viele und ernste Sorgen manche Herzen. Der grollende Titan in Friedrichsruh machte kein Hehl daraus, daß seine Entlassung und vor allem die Art seiner Entlassung, die gleichzeitig erfolgte Kündigung des Rückversiche-

rungsvertrages mit Rußland und die Begleitumstände dieser Kündigung, daß manche exzentrische Reden und Handlungen des Kaisers und die ganze Regierungsweise des jungen Monarchen ihn mit tiefer Besorgnis erfüllten. Als die Kaiserin Friedrich Anfang der neunziger Jahre auf einer Reise nach Italien in Palermo weilte, besuchte sie dort meine Schwiegermutter, Donna Laura Minghetti, die bei ihrem Sohne erster Ehe, dem Fürsten Paolo Camporeale, in dessen schöner Villa an dem Olivuzze abgestiegen war. Beide Damen unternahmen zusammen eine Spazierfahrt nach dem zwischen Palermo und Termini gelegenen, meiner Frau gehörenden, seit Jahrhunderten in dem Besitz der Familie Camporeale befindlichen Altavilla. Der kleine Ort ist stolz auf eine 1277 von dem Normannenherzog Robert Guiscard, dem Eroberer von Sizilien, erbaute berühmte Kirche, La Chiesazza genannt, die ein wundertätiges Madonnenbild birgt. Man überblickt von der Chiesazza aus ein gutes Stück der Nordküste von Sizilien. Als die verwitwete Kaiserin selbst angesichts der herrlichen Landschaft, die vor ihren Augen lag, den traurigen Ausdruck bewahrte, der ihr seit dem Tode des Kaisers Friedrich eigen war, frug Donna Laura, ob das herrliche blaue Meer, das sich vor ihr ausbreitete, der malerische Monte Pellegrino mit der Kapelle der heiligen Rosalie im Hintergrunde, die Zitronen- und Olivenbäume, die schlanken Palmen sie nicht auf andere Gedanken zu bringen und ihren Schmerz zu lindern vermöchten. „Ich trauere nicht allein um meinen teuren Mann“, erwiderte die Kaiserin, „ich trauere auch um Deutschland.“ Und mit starrem Blick fügte sie hinzu: „Denken Sie an das, was ich Ihnen heute sage, Donna Laura: Mon fils sera la ruine de l'Allemagne.“ Entsetzt durch diese düstere Prophezeiung bat und beschwor Donna Laura, die eine optimistische Natur war und vor allem die höchste Meinung von deutscher Kraft und Macht hatte, die Kaiserin, sich nicht derartigen trüben Ahnungen hinzugeben. Diese aber wollte ihre Prophezeiung nicht zurücknehmen. Lange Jahre trennten uns damals noch von der furchtbaren Katastrophe, die im November 1918 über Dynastie und Land hereinbrach. Von allen, die in jenen Augusttagen 1897 auf der „Hohenzollern“ fuhren, sollten nur zwei, der Kaiser und General von Plessen, einundzwanzig Jahre später an jener Katastrophe handelnd teilnehmen. Ich selbst war neun Jahre vorher vom Kaiser in völliger Ungnade geschieden. Graf August Eulenburg war während des ganzen Krieges durch sein Amt als Hausminister an Berlin gefesselt, und so fehlten leider im kritischsten Augenblick der preußischen und deutschen Geschichte sein weiser Rat und sein ausgeglichener und fester Charakter dem Kaiser. Lucanus, Hahnke, Senden waren schon lange von dieser Erde abberufen worden, als in den düsteren Novembertagen 1918 der Zusammenbruch kam, und ich preise sie glücklich, daß sie das Furchtbare nicht mehr zu erleben

brauchten, das in jenen Augusttagen von 1897, unserem Auge verborgen, noch in so weiter Ferne lag.

Nach Peterhof unterwegs

Die Stimmung an Bord war heiter, der Kaiser in bester Laune wie immer, wenn er auf Reisen war und vor einem interessanten Erlebnis stand. Ich fragte den Kaiser einmal, wie es käme, daß er, der in so großer Stellung wäre und dem alles zur Verfügung stünde, eine solche Freude an Reisen, Besuchen und fürstlichen Entrevuen hätte. Ich gestünde ihm, daß ein einfacher Mann wie ich sich daraus eigentlich nicht viel mache. Ich wäre ganz gern mit Seiner Majestät zusammen, aber die Reisen und Entrevuen betrachtete ich mehr als das, was man im Französischen „une corvée" nenne. Der Kaiser meinte, das erkläre sich wohl dadurch, daß ich schon in meiner Jugend und erst recht später als Diplomat überall herumgekommen wäre, daß ich reisen konnte, wohin ich wollte, und vieles gesehen hätte. Er wäre in der ersten Zeit seines Lebens so gut wie gar nicht gereist, hätte außer dem englischen kaum einen fremden Hof kennengelernt, hätte auch nie fürstlichen Begegnungen beigewohnt, nun habe er Trieb und Bedürfnis, das alles nachzuholen. Außerdem glaube er, daß durch direkte Rücksprache unter Souveränen mehr zu erreichen sei als durch die schönsten Noten der Minister. Auch diese bedauerliche Überschätzung der für fürstliche Persönlichkeiten möglichen Einwirkung auf fremde Souveräne und Minister hatte der Kaiser von seiner Frau Mutter übernommen, die in der Zeit, wo sie gegen Wünsche und Willen des alten Hofes, des Kaisers Wilhelm I. und der Kaiserin Augusta, vor allem gegen den dezidierten Widerspruch des Fürsten Bismarck und zum Leidwesen ihres Gemahls, des Kaisers Friedrich, mit leidenschaftlicher Hartnäckigkeit die Verbindung ihrer Tochter Viktoria mit dem Fürsten Alexander Battenberg betrieb, überzeugt war, eine einstündige Unterredung mit Kaiser Alexander III. würde ihr genügen, den Zaren für jenes Heiratsprojekt zu gewinnen. Der Besuch, den sie bald nach der Entlassung des Fürsten Bismarck in Paris abstattete und der mit einem Fiasko endete, war aus der gleichen übertriebenen Einschätzung fürstlichen persönlichen Einwirkens hervorgegangen, die viele Jahre später ihren Sohn zu der Tragikomödie von Björkö verleiten sollte.

Mit Lebhaftigkeit erklärte mir der Kaiser schon am ersten Tage unserer Seefahrt nach Petersburg, er habe mir interessante und erfreuliche Mitteilungen zu machen. Der König von Belgien habe ihm in Kiel den Vorschlag gemacht, sich mit ihm an einigen großen Geschäften in Ostasien zu beteiligen, bei denen Millionen zu gewinnen wären. Dafür habe ihm der König in Aussicht gestellt, er werde seinen Einfluß in England und Frankreich dafür geltend machen, daß von den Mächten zum Gouverneur von Kreta ein Deutscher bestimmt werde, was für Deutschland eine gute Sache wäre. Ich verhehlte

Seiner Majestät nicht, daß mir finanzielle Spekulationen mit dem König von Belgien nicht besonders zusagten. Ich hätte in dieser Beziehung vielleicht antiquierte Anschauungen, aber für Könige und jedenfalls für den König von Preußen paßten sich solche Unternehmungen meines Erachtens nicht. Was aber Kreta anginge, so hätten wir allen Grund, unsere Finger aus dieser Pastete herauszuhalten. Wir hätten im Mittelmeer nur sekundäre Interessen. Was aus der Insel des Minos würde, könnte uns ziemlich gleichgültig sein, darüber möchten sich Russen und Engländer, Türken und Griechen streiten. Ein deutscher Gouverneur für Kreta wäre für uns eine Last und eine Verlegenheit, nicht eine Freude oder Auszeichnung.

Eine Idee des Herzogs von Urach

Mit schon etwas enttäuschter Miene kam der Kaiser jetzt mit seinem zweiten und wichtigeren Vorschlag heraus. Philipp Eulenburg habe ihm einen exzellenten Gedanken übermittelt, den ein vielgereister württembergischer Herzog von Urach zuerst gehabt hätte. Der betreffende Herzog war derselbe Urach, der während des Weltkrieges der Kandidat des Herrn Erzberger für den litauischen Thron war. Zwei Jahrzehnte vorher suchte er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf die Bäreninseln zu lenken, kleine Inseln im Nördlichen Eismeer, nördlich von Spitzbergen, kaum 600 qkm groß. Sie waren am Ende des sechzehnten Jahrhunderts von dem holländischen Seefahrer Willem Barents entdeckt worden, der versucht hatte, durch das Nördliche Eismeer nach China zu gelangen. Urach behauptete, und Phili glaubte, daß die Bäreninseln gewaltige Steinkohlenlager enthielten. Phili hatte nun Seiner Majestät den Vorschlag gemacht, wir möchten die Bäreninseln, die res nullius zu sein schienen, rasch okkupieren und sie dann den Russen als Kompensation für den von uns in China gewünschten Hafen anbieten. Der Kaiser hatte schon dem Admiral von Senden Weisung gegeben, ein Schiff bereitzuhalten, das auf telegraphische Order die Fahrt nach den Bäreninseln anzutreten haben würde. Als ich dieses Projekt, das die drei skandinavischen Nationen sicherlich beunruhigen würde, England und Rußland leicht verstimmen könnte, als unpraktisch und dabei phantastisch ablehnte, geriet der Kaiser in Erregung. Das hätte er nicht erwartet, als er mich berufen, ja sich nach mir als Minister gesehnt hätte. Er hätte angenommen, wir würden uns in allem verstehen. Das Gegenteil scheine der Fall zu sein. Ich wäre ja absprechender und schwerfälliger gegenüber neuen Gedanken als Marschall, über den er sich genug geärgert hätte. Das ließe er sich aber nicht gefallen. Ich fühlte, daß mein ganzes zukünftiges Verhältnis zum Kaiser, die Möglichkeit eines für das Land ersprießlichen Zusammenwirkens mit ihm und damit nach Lage der Verhältnisse ein gutes Stück unserer politischen Zukunft davon abhinge, jetzt nicht die Nerven zu verlieren, sondern fest zu bleiben. Ich hatte die Empfindung, die mich als jungen Husarenleutnant erfüllte, wenn ich bei einer

Parade auf einem unruhigen Pferde vor meinem Zuge ritt und mir sagte, daß, wenn ich mich jetzt nicht fest im Sattel hielte und das edle Roß fest am Zügel, dieses ausbrechen, die Schwadron in Unordnung geraten und die Parade verpfuscht sein würde. Ich erwiderte also Seiner Majestät in voller Ruhe und in respektvollstem Tone, aber sehr bestimmt, daß ich in keiner Weise an meinem Posten klebe. Ich wäre jeden Augenblick bereit, und gern bereit, nach Rom zurückzukehren, und wenn Seine Majestät mir Rom nicht wiedergeben wolle, so zöge ich mich auch ohne Schelten und Klagen ins Privatleben zurück. Ich könnte mich sehr gut selbst beschäftigen, ich läse sehr gern, und es gäbe eine Unzahl guter und interessanter Bücher, die ich kennenlernen möchte und noch nicht kenne. Am fernen Ufer tauchten die Türme von Memel auf, ich zeigte auf sie und fragte den Kaiser, ob er mich nicht in einer Pinasse dort absetzen lassen wolle. Es würde mir besonders interessant sein, bei diesem Anlaß die historische Stadt kennenzulernen, wo die preußische Monarchie ihre schwerste Stunde, aber auch den Ausgangspunkt ihres glorreichen Wiederaufstiegs gesehen hätte. Der Kaiser legte mir mit dem guten und dabei ehrlichen Ausdruck, den er haben konnte, die Hand auf die Schulter: „Nichts für ungut! Was sich zankt, das liebt sich. Wir werden schon miteinander auskommen, die Bären von Phili und Urach gebe ich auf."

Programm für St. Petersburg

Ich konnte nun dem Kaiser, der freundlich und aufmerksam zuhörte, eingehend darlegen, wie ich mir den Gang unserer politischen Konversationen in St. Petersburg vorstellte. Vor allem müßten wir in Peterhof vorsichtig in unseren Äußerungen über Frankreich und noch mehr über England sein. Die Franzosen wären nun einmal die Alliierten der Russen, und sie zu kritisieren nütze ebensowenig, als wenn man einem Ehegatten, der verliebt in seine Frau ist, Übles über sie sage. Noch gefährlicher wären abfällige Äußerungen über die Engländer. Denn bei den zahlreichen Beziehungen zwischen dem englischen und dem russischen Hofe würde jede von unserer Seite in St. Petersburg gegen England gerichtete Auslassung sofort, und mit besonderer Vorliebe von weiblicher Feder, nach Osborne House, Windsor und Sandringham gemeldet werden. Dagegen müßten wir die deutsch-russische Solidarität gegenüber den Polen wie gegenüber der Revolution und revolutionären Gefahren unbefangen und nachdrücklich betonen. Nicht spontan, aber wenn von russischer Seite die Rede darauf gebracht würde, könnten wir hinsichtlich der Dardanellenfrage ruhig sagen, wir hielten eine den russischen Wünschen entsprechende Regelung dieser Frage mit dem Fortbestand und auch mit der Unabhängigkeit der Türkei für wohl vereinbar. Was Ostasien angehe, so würde es meiner Ansicht nach am besten sein, wenn Rußland sich ungefähr gleichzeitig mit Deutschland an der chinesischen Küste einen Hafen aussuchte. Wir stünden

so England gegenüber gedeckter da. Die britische Eifersucht gegen jeden Mitbewerber auf irgendeinem Punkt der Erde, jener Ausfluß des bekannten englischen Standpunkts des „dog in the manger" würde dann bis zu einem gewissen Grade von uns abgelenkt werden. Wir wollten an Kiautschou festhalten, das die Marine mit seinem Hinterland Schantung wohl mit Recht als den für uns geeignetsten Stützpunkt betrachte, hätten aber nichts dagegen, daß sich die Russen an irgendeinem Punkt der Halbinsel Liautung etablierten, in welche Richtung ja anscheinend ihre Aspirationen gingen. Kaiser Wilhelm war mit diesem Programm, wie ich es skizzierte, durchaus einverstanden und nahm es in keiner Weise übel, als ich ihm sagte, der Zar möchte nicht gegenüber dem älteren, erfahreneren, willensstärkeren und bedeutenderen Kaiser bei persönlichem Zusammensein zu sehr in den Hintergrund treten, namentlich nicht vor seinen eigenen Untertanen.

Während der nächsten Tage fanden noch wiederholt ähnliche Besprechungen zwischen dem Kaiser und mir statt, bei denen sich seine Freundlichkeit und Güte immer gleich blieben. Wir waren inzwischen in den Finnischen Meerbusen eingelaufen:

„Currit iter tutum non secius aequore classis
Promisitque patris Neptuni interitum."

Das Wetter war herrlich, die Ostsee so ruhig wie ein Binnensee, was dem Kaiser erwünscht war, den leidenschaftliche Liebe zur See erfüllte, der aber wie seine Mutter, die Kaiserin Friedrich, und wie der Admiral Nelson an Seekrankheit litt. Die Kaiserin Friedrich pflegte zu sagen, sie habe eine unglückliche Liebe für die See.

Ankunft in Peterhof

Peterhof lag vor uns. Die Spannung des Kaisers hatte ihren Höhepunkt erreicht. Wenn er der Begegnung mit einem anderen Potentaten entgegensah oder seinen Fuß auf fremden Boden setzte, so bewegte ihn das aus Ungeduld, freudiger Erwartung und einer gewissen Nervosität zusammengesetzte Gefühl, mit dem ein junges Mädchen, einen Rosenstrauß in der Hand, zum erstenmal den Ballsaal betritt. Wie wird es abgehen? Wie werde ich abschneiden? Sind aber erst einige Rundtänze gut vorbeigegangen, haben sich beim Kotillon Buketts über Buketts auf dem Stuhl der Glücklichen gehäuft, so überkommt sie das Hochgefühl freudiger Erfüllung der kühnsten Wünsche. In dieser Stimmung war der Kaiser naturgemäß ausländischer Verführung besonders ausgesetzt. Es überkam ihn dann auch wohl eine Empfindung, die, wenn sie auch noch nicht Hybris war, doch die Grenzlinie zwischen Wunsch und Möglichkeit, Illusion und Realität leicht übersah. Es kam hinzu, daß der Kaiser mit seiner ungewöhnlichen geistigen Empfänglichkeit und Beweglichkeit sich in jedem Lande zu Hause fühlte. Was man von Alcibiades gesagt hat, daß er mit

seinen athenischen Landsleuten über Kunst und Philosophie diskutierte, bei den Spartanern die schwarze Suppe aß und bei den Persern das lange asiatische Gewand trug, traf auch auf Wilhelm II. zu, nur daß Alcibiades, wie ich annehme, bewußte Mimikry trieb. Bei Wilhelm II. war es mehr der Drang, zu gefallen und zu diesem Zweck sich zu assimilieren. In Rußland empfand er wie ein sehr vornehmer russischer Generaladjutant alten Stils oder auch wie ein aus Oldenburg, Altenburg oder Strelitz nach Rußland eingewanderter Prinz, in England wie ein Enkel der Königin und „Admiral of the fleet", in Wien schwarz-gelb und in Pest magyarisch. In Italien schillerte er in verschiedenen Nuancen. Im Quirinal war er ganz Casa Savoia, im Vatikan sah er sich im Geiste als Schutzherrn des römischen Papsttums, wie es einst die römischen Kaiser deutscher Nation gewesen waren oder wenigstens sein wollten, in Sizilien folgte er den Spuren der Hohenstaufen.

VI. KAPITEL

Unterredung mit Murawiew • Die Kiautschoufrage • Die Galatafel (7. VIII. 1897). Exzessiver Trinkspruch Wilhelms II. • Fürst Radolin • Finanzminister Witte • Audienz bei Nikolaus II. • Kaiserin Alexandra Feodorowna

Das russische Versailles

Während Wilhelm II. und Nikolaus II. die unter Souveränen üblichen Küsse auf beide Wangen austauschten, die im Laufe der Geschichte noch keinen Krieg und keinen Verrat verhindert haben, näherte sich mir Murawiew, begrüßte mich als alten Freund und sagte mir, daß der inzwischen zu Lande eingetroffene Fürst Hohenlohe ihn und mich zu einer Besprechung in seinem Appartement in Peterhof erwarte. Die Souveräne zogen sich zu einem ersten vertraulichen Gedankenaustausch zurück, während das Gefolge ein opulentes Frühstück einnahm, das auf den goldenen Tellern serviert wurde, die unter Nikolaus I. und Alexander II. das Erstaunen und die Bewunderung der damals noch bescheideneren deutschen Gäste erregt hatten. Inzwischen waren wir selbst reicher und ziemlich üppig geworden und ließen uns weniger leicht blenden. Aus den Fenstern des Eßzimmers sah man auf den Park von Peterhof, der wie das Palais selbst von Peter dem Großen in Nachahmung von Versailles angelegt worden war, mit herrlichen Baumanlagen und prächtigen Kaskaden, die über breite Stufen herunterstürzten, um die in einem großen Becken hoch aufspringende, in ganz Rußland berühmte Simson-Fontäne zu speisen. Nicht allein deutschen Fürsten waren Versailles und der Hof Ludwigs XIV. Vorbild und Muster gewesen. Bis zur fernen Newa und bis zur Stadt, wo, wie die Großfürstin Helene Paulowna klagte, die Straßen feucht und die Herzen kalt waren, drang der Ruhm des Sonnenkönigs. Der Einfluß französischen Wesens, französischen Glanzes und der raffinierten französischen Zivilisation auf den roheren, aber um so empfänglicheren Russen reicht weit zurück. Im Park von Peterhof hatte jene Rose geblüht, von der Fürst Bismarck gern erzählte. Er behauptete, Kaiser Nikolaus I. habe auf einem seiner Spaziergänge in diesem Park eine Schildwache bemerkt, die vor einem kahlen Rosenstrauch stand. Der Zar fragte die Schildwache, weshalb sie dort stünde. Der biedere Grenadier wußte keine Antwort. Der Kaiser ließ Nachforschungen anstellen, und es wurde konstatiert, daß zur Zeit der Kaiserin

Katharina II. jener Rosenstrauch einmal eine herrliche Rose getragen hätte. Damit sie nicht abgepflückt würde, hatte die Kaiserin dort einen Posten aufstellen lassen, der nach einem halben Jahrhundert und länger noch immer aufzog. Dem Fürsten Bismarck gefiel dieser Zug russischer Subordination und des mechanischen Gehorsams. Er war, namentlich seit seinem Ausscheiden aus dem Amte, mit seinem Souverän durchaus nicht immer einverstanden. Er war auch der Meinung, daß dem Jupiter manches gestattet sei, was dem „bos" nicht zieme, und nahm für sich gelegentlich das Recht weitgehender Kritik in Anspruch. Aber die Demokratie, was mit ihr zusammenhing und an sie erinnerte, war dem Fürsten durch Erziehung und Jugendeindrücke, nach seinem ganzen Wesen und seiner ganzen Mentalität unsympathisch, beinahe widerwärtig. Er wollte wohl gelegentlich nach seinem Ermessen und in den von ihm bestimmten Dosen das demokratische Gift anwenden, aber der preußische Staat und das deutsche Volkstum und Wesen durften nicht von ihm verseucht werden.

Im Laufe des Tages vereinigten wir uns, Hohenlohe, Murawiew und ich, zu einer Besprechung in dem Salon des Fürsten Hohenlohe, in dem ein großes Bild des Kaisers Nikolaus I. hing, das hochmütig und streng auf die Gegenwart herunterblickte. Als Fürst Hohenlohe das Gespräch sogleich auf Ostasien lenkte, unterbrach ihn Murawiew, um ihm freundlich lächelnd zu sagen, Kaiser Wilhelm habe dem Zaren in ihrer ersten Unterredung eröffnet, daß er nicht die Absicht habe, sich in Kiautschou festzusetzen. Er überlasse diesen schönen Hafen gern seinem russischen Vetter und Freund und bäte nur um die Erlaubnis, daß deutsche Schiffe dort einlaufen und Kohlen einnehmen dürften. Der alte Hohenlohe hatte die ausgezeichnete Eigenschaft, daß er sich nicht verblüffen ließ. Er war befangen, wenn er vor ihm geistig an und für sich keineswegs gewachsenen Volksvertretern sprechen sollte. Bei einer parlamentarischen Debatte war es ihm nicht möglich, anders zu reden als mit einem Zettel in der Hand, auf dem er sich alles sorgfältig notiert hatte. Seit der Novemberrevolution pflegen bei uns fast alle Minister und Reichskanzler ihre Reden vorzulesen. Dabei passiert es ihnen sogar gelegentlich, daß sie Wörter lateinischen oder gar griechischen Ursprungs falsch aussprechen. Der sozialdemokratische Kanzler Bauer las einmal eine ihm vom Ministerialdirektor Rauscher, einem typischen Novembersozialisten, ausgearbeitete Rede vor, in der das Wort „Politiker" vorkam. Mit Nachdruck und Pathos setzte er beim Vorlesen dieses Fremdwortes den Akzent auf die dritte Silbe. Als Rauscher dem Kanzler verzweifelt ins Ohr schrie: „Polítiker, Polítiker!" replizierte dieser unwirsch: „Was wollen Sie denn, ich habe ja ganz richtig abgelesen." Heute würde ein Kanzler, der in der Art des Fürsten Hohenlohe redete, kein Aufsehen erregen. Vor 25 Jahren war man anspruchsvoller, und darunter litt das

Prestige des Fürsten, der, abgesehen von seiner rednerischen Unvollkommenheit, so viele ausgezeichnete Eigenschaften besaß. Zu diesen gehörte in erster Linie, daß er sich von seinesgleichen, von Ministern wie von Fürstlichkeiten, nie imponieren ließ. Souveräne, erwiderte er sogleich dem russischen Minister, wären leicht geneigt, den edlen Regungen ihres großmütigen Herzens zu folgen. „C'est aux ministres qu'il incombe de mettre d'accord ces nobles élans avec les réalités politiques et les nécessités économiques." Murawiew lächelte und erwiderte, er schlüge vor, daß diese Frage, wie manche andere, zwischen mir und ihm gründlicher besprochen würde, als es jetzt möglich wäre. Wir wären alte und gute Freunde und würden eine Lösung finden.

Gespräch mit Murawiew

Später hatte ich eine zweistündige Unterredung mit dem Grafen Murawiew. Graf Michael Nikolajewitsch Murawiew, der einige Jahre älter war als ich, entstammte einem russischen Bojarengeschlecht. Ein Sproß dieser Familie, Graf Murawiew-Apostol, hatte 1825 zu den Führern der Dekabristen-Bewegung gehört. Zum Tode verurteilt, sollte er gehängt werden. Der Strick riß, und Murawiew fiel zu Boden. Während der Henker am Galgen einen neuen Strick befestigte, rief ihm der schwärmerische Jüngling zu: „En Russie on ne sait rien bien faire, pas même pendre." Sehr verschieden von diesem Idealisten war der sogenannte „Henker von Litauen", der dieselben Vornamen führte wie später der Minister des Auswärtigen. Als 1863 während des großen polnischen Aufstands, der Bismarck die Gelegenheit bieten sollte, durch seine stramm antipolnische Haltung sich das Vertrauen Alexanders II. für viele Jahre zu erwerben und so die Politik von 1864, 1866 und 1870 durchzuführen, die Zustände in Litauen immer bedrohlicher wurden und die Flammen des Aufruhrs bis Dünaburg und fast bis Pskow züngelten, ließ Alexander II., von Sorge erfüllt, den damaligen Minister der Reichsdomänen, den Grafen M. N. Murawiew, kommen und beauftragte ihn mit der Wiederherstellung der Ordnung in den weiten litauischen Gebieten. Murawiew erklärte sich bereit, verlangte aber vollkommen freie Hand. Alexander II., der, bei einer edlen Natur und einem weichen Herzen, wenn an seine Selbstherrschaft gerührt wurde, doch gelegentlich in das Wesen seines Vaters und Großvaters zurückfallen konnte, hatte ob dieser Zumutung zunächst einen förmlichen Wutanfall bekommen. Er faßte den Grafen beim Arm und fragte ihn, ob er als Rebell und Hochverräter erschossen zu werden wünsche. Da der zum Diktator in Aussicht genommene General aber dabei blieb, daß ein Diktator ohne diktatorische Befugnisse ein Unding sei, gab der Zar nach, wie jeder Autokrat nachgibt, wenn er Furcht hat. Vierundzwanzig Stunden später reiste Graf Michael Nikolajewitsch Murawiew nach Wilna ab. Zum Adjutanten hatte er sich einen jungen Offizier, den späteren Generaladjutanten Alexanders III., Tscherewin,

genommen, der mir, als wir uns während meiner Tätigkeit als Botschaftsrat in St. Petersburg von 1884 bis 1888 nähertraten, manches auch über seinen damaligen Chef und dessen Auftreten erzählt hat. Als beide, Murawiew und Tscherewin, in Wilna ankamen, bestellte sich der Diktator für Mitternacht das übliche russische Souper, zu dem der Polizeipräsident von Wilna anzutreten hätte. Das Souper und der Polizeipräsident erschienen um die befohlene Zeit. Der Diktator verlangte die Liste der Verdächtigen, die ungefähr hundert Namen enthielt. Während er soupierte, bezeichnete Murawiew zwanzig Namen mit einem Kreuz, das er mit seinem Bleistift neben die Namen setzte. Schüchtern bemerkte der Polizeipräsident, die von Seiner hohen Exzellenz Angestrichenen und für den Galgen Bestimmten wären die am wenigsten Schuldigen. „Das ist gerade gut", antwortete Murawiew, „wenn das Urteil einschlägt wie der Blitz aus der Wolke, man weiß nicht, woher er kommt, und wo und warum er trifft, das erzeugt den größten Schrecken." Als dem Diktator am nächsten Tage gemeldet wurde, daß polnische Frauen die Gräber der Gehenkten mit Blumen geschmückt hätten, ließ er die Leichen ausgraben und auf den Exerzierplatz bringen, nur wenig mit Erde bedeckt. Dann mußten dort zwei Kosaken-Regimenter so lange exerzieren, bis aus den Leichen formlose Klumpen und Knochensplitter geworden waren. Die Antwort auf solche Greuel sollten ein halbes Jahrhundert später die russische Revolution und der Bolschewismus geben. Das Hegelsche Gesetz von der Pendelschwingung trifft fast immer zu. Übrigens erregte die Brutalität des Diktators Murawiew schon zu seinen Lebzeiten bei edel Gesinnten Abscheu. Als Kaiser Alexander II. nach der Niederwerfung des litauischen Aufstands bei der Abendtafel fragte, welche Belohnung dem Grafen Murawiew zuteil werden könne, entgegnete ihm Fürst Suworow-Italijsky, der von 1848 bis 1861 den Ostseeprovinzen ein milder Generalgouverneur gewesen war: „Eure Majestät sollten Murawiew ein goldenes Beil verehren oder auch einen Miniatur-Galgen, auf der linken Brustseite neben anderen Medaillen zu tragen." Der Diktator Murawiew starb in voller Ungnade. Er hatte jenes tiefe Wort des Kaisers Alexander I. vergessen, der einmal zu einem übereifrigen Polizeiminister sagte: „Vergessen Sie nicht, daß die Fürsten zwar gelegentlich das Verbrechen lieben, aber selten diejenigen, die es ausführen."

Der Minister des Äußern, Graf M. N. Murawiew, war kein Unmensch wie der Henker von Litauen, aber die Schwärmerei des unglücklichen Murawiew-Apostol lag ihm noch ferner. Er sah wie ein echter Russe aus, breitschultrig und grobschlächtig, mit wasserblauen Augen und stumpfer Nase, obwohl er eine deutsche, seine russischen Feinde und Neider behaupteten eine deutsch-jüdische Mutter hatte, die, als sie älter wurde, sich aus dem kalt-feuchten St. Petersburg nach dem wärmeren Wiesbaden

zurückzog. Er selbst hatte in Heidelberg studiert und war dort Korpsstudent gewesen. Er sprach fast ebenso gut Deutsch wie Französisch, das jeder vornehme Russe wie seine Muttersprache spricht. Murawiew und ich hatten seit vielen Jahren die besten Beziehungen gehabt. Indem er dies betonte, ging er sofort in medias res. Die Verhältnisse lägen jetzt erheblich anders als in der ersten Hälfte der achtziger Jahre, wo wir Kollegen in Paris gewesen wären, und als in deren zweiter Hälfte, wo er als Botschaftsrat in Berlin gewirkt hätte. Seitdem hätten wir das Bündnisverhältnis zwischen Preußen-Deutschland und Rußland, das bis auf die Tage der Heiligen Allianz und tatsächlich bis auf jene berühmte Szene in der Potsdamer Garnisonkirche zurückgehe, wo sich Alexander I., Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise am Grabe Friedrichs des Großen umarmten, von unserer Seite und trotz aller russischen Vorstellungen und Bitten in schroffer Weise und unter bedauerlichen Begleitumständen gekündigt. Wir hätten den alten und wertvollen Draht zerrissen. „Tu l'as voulu, George Dandin!" d. h. nicht ich, sondern „ce pauvre Caprivi", der sich nach seinen eigenen Worten unfähig gefühlt hätte, mit mehr als zwei Kugeln zu jonglieren, und Marschall, der „ministre étranger aux affaires", der, nachdem er Rußland vor den Kopf gestoßen hätte, nicht lange nachher mit der Krüger-Depesche auch die Engländer mit einem Fußtritt regaliert habe. So sei die französisch-russische Allianz zustande gekommen, gegen die er, Murawiew, vom Standpunkt der innerrussischen Politik und der Sicherheit der Dynastie schwere Bedenken gehabt hätte und noch habe. Sie wäre aber nun einmal da und an ihre Aufhebung natürlich nicht zu denken. Er wolle mir sogleich offen sagen, daß bei dem in wenigen Wochen bevorstehenden Besuch des Präsidenten der Französischen Republik in den bei dieser Begegnung auszutauschenden Toasten die zwischen Rußland und Frankreich abgeschlossene Allianz erwähnt werden würde. Es werde in den Toasten nicht nur von den befreundeten, sondern ausdrücklich von den alliierten Nationen die Rede sein. Murawiew wiederholte noch einmal, es wäre ihm aus verschiedenen Gründen erwünschter, wenn er mit uns alliiert wäre als mit der Französischen Republik. Daran sei aber nichts zu ändern. Er könne sich nicht von Marianne scheiden lassen und wieder zu seiner früheren deutschen Frau zurückkehren. „Was wir aber können", fuhr er fort, „ist, daß jeder von uns, Sie und ich, in seiner Gruppe im Sinne des Friedens wirkt. Die Voraussetzung hierfür ist, daß wir die Franzosen von Dummheiten abhalten und Sie die Österreicher, das heißt vor nicht wieder gutzumachenden Dummheiten. Dummheiten kommen ja immer vor, es dürfen nur keine irreparablen Dummheiten sein. Dessen versichere ich Sie aus tiefster Überzeugung, daß der Kaiser Nikolaus und ich Frieden wollen, Frieden überall, aber besonders in Europa und ganz besonders zwischen

Deutschland und Rußland. Sie wissen, daß ich durch und durch Monarchist bin, ich halte für Rußland die Autokratie für die einzig mögliche Staatsform. Nicht als ob nicht auch in Rußland Reformen möglich und notwendig wären, aber ein rein parlamentarisches, ein radikales System würde in Rußland, wie der Charakter des Russen nun einmal ist, der immer ins Extreme geht, zu Anarchie und Auflösung führen."

Ein europäischer Krieg würde, setzte mir der russische Minister des Äußern weiter auseinander, für die innerrussische Entwicklung ernste Gefahren in sich bergen. Diejenigen irrten, die von einem großen Kriege für Rußland Erstarkung der dynastischen Gefühle im Volke und eine Hebung des Ansehens des Zaren und der Autokratie erhofften. Das Gegenteil würde der Fall sein, wie die Geschichte zeige: Auf den Krieg gegen Frankreich unter Alexander I. wäre die Dekabristen-Verschwörung gefolgt, deren Träger in Paris revolutionäre Ideen eingesogen hätten. Nach dem Krimkrieg hätte Alexander II. die von seinem Vater verweigerten Konzessionen machen müssen, und derselbe Alexander II. wäre nach dem von ihm geführten Türkenkrieg das Opfer der nach diesem Krieg entstandenen nihilistischen Bewegung geworden. Ich konnte diesen Ausführungen nur beistimmen und betonte, daß, wie die Verhältnisse in der Welt sich nach außen und im Innern allmählich gestaltet hätten, für jede Monarchie Krieg eine gewagte Sache wäre. Kaiser Wilhelm sähe dies vollkommen ein, er wäre durch und durch friedlich. Er würde natürlich keine Eingriffe in seine Rechte und keine Verletzung seiner Ehre dulden, von niemandem. Aber er würde ganz gewiß tun, was an ihm wäre, um den Frieden zu erhalten, Frieden in Europa und Frieden insbesondere mit Rußland. Schon deshalb wären wir erfreut über die gemeinsamen Noten, die die Kabinette von St. Petersburg und von Wien am 29. April dieses Jahres an die Regierungen der Balkanstaaten gerichtet hätten. Diese kleinen Kläffer verdienten nicht, daß sich ihretwegen große Reiche und alte Dynastien gegenseitig zugrunde richteten. Murawiew verhehlte mir nicht, daß das Verhältnis zwischen Rußland und Österreich viel komplizierter und delikater wäre als das zwischen Deutschland und Rußland. Da müsse eben mit Geschicklichkeit und mit einem gewissen Takt operiert werden. Die russische Regierung wolle trotz allem Geschrei der Slawophilen keinen Krieg gegen Österreich, mit dem ja Rußland noch niemals den Degen gekreuzt habe. Sie wolle auch Österreich nicht von der Balkanhalbinsel verdrängen. Sie habe durch den Reichsstatter Vertrag von 1876 freiwillig die österreichischen Rechte auf Bosnien und die Herzegowina anerkannt. Der Minister erwähnte hierbei, daß auch nach dem Reichsstatter Vertrag während des Berliner Kongresses zwischen Gortschakow und Andrássy und bei der Begegnung in Skiernicwice zwischen Giers und Kálnoky Briefe ausgetauscht worden wären,

wonach, wenn im Interesse der Ruhe des Orients und des europäischen Friedens Österreich es für angezeigt halten sollte, die Okkupation in eine Annexion zu verwandeln, Rußland dagegen keinen Anspruch erheben würde. Die stille Voraussetzung hierbei wäre, daß Österreich gewissen russischen Wünschen hinsichtlich der Durchfahrt durch die Dardanellen kein schroffes Veto entgegensetzen würde. „Nous avons fait la croix sur la Bosnie et cela depuis longtemps." Natürlich dürfe Österreich nichts Feindliches gegen Rußland auf der Balkanhalbinsel unternehmen. Rußland sei und bleibe eine slawische und orthodoxe Macht. Es könne nicht seiner ganzen Geschichte ins Gesicht schlagen. Übrigens stünde Österreich auf der Balkanhalbinsel fast besser da als Rußland, das in Belgrad wie in Sofia in keiner Weise prävaliere, von Rumänien gar nicht zu reden.

Die polnische Frage

Ein weiterer delikater Punkt wäre die polnische Frage. Österreich müsse sich aller Agitationen unter den Polen des Königreichs, den russischen Polen, enthalten. Er wisse wohl, daß Kaiser Franz Josef solche Wühlereien mißbillige. Auch Goluchowski sei, obwohl Pole, ganz korrekt. Aber von Galizien aus würde doch im Königreich Polen viel gewühlt und viel gesündigt. Jedenfalls wäre zwischen Deutschland und Rußland der gemeinsame Gegensatz gegen die polnische Irredenta nach wie vor ein sehr starkes Bindeglied. Ich erinnerte Murawiew daran, daß wir einmal vor Jahren in Paris zusammen einer polnischen Hochzeit beigewohnt hätten, der Heirat zwischen Georg Radziwill und Bichette Branicka, bei der Russen, Polen und Deutsche zugegen waren. Als wir von diesem Hochzeitsfest nach Hause gegangen wären, habe er mich auf dem Boulevard des Italiens gefragt, was die Polen mir gesagt hätten. Ich hätte wahrheitsgemäß geantwortet, sie hätten mir mit großer Liebenswürdigkeit und polnischer Lebhaftigkeit auseinandergesetzt, daß Deutsche und Polen, die beide zivilisierte Völker wären, sich sehr wohl verstehen und lieben könnten, nicht aber die Polen die barbarischen Russen. Er habe mir damals erwidert, ihm hätten die Polen, Damen und Herren, gesagt, zwischen Polen und Russen, die beide Slawen wären, bestünde kein unüberbrückbarer Gegensatz, den Deutschen aber würde der Pole nie lieben können. Wir würden also sehr einfältig sein, replizierte ich, wenn wir uns für die schönen Augen der Polen zerfleischen wollten. Und die Balkanvölker verdienten auch nicht, daß ihretwegen das Schicksal großer Reiche aufs Spiel gesetzt würde. Nicht lange vor dem Berliner Kongreß habe mir, der ich damals junger Geschäftsträger in Athen gewesen wäre, der griechische Minister des Äußern, als ich die Friedensliebe und die Friedenswünsche des Fürsten Bismarck betont hätte, mit feierlicher Miene geantwortet: „C'est bien, c'est bien, va pour le prince de Bismarck, mais moi je vous déclare qu'une grande guerre européenne

fera un bien énorme à l'Hellénisme." Als ich dies während des Berliner Kongresses dem Fürsten Bismarck erzählt hätte, habe dieser gemeint: „Wir sollen also die Welt in Flammen setzen, nur damit die Griechen Larissa annektieren oder Trikkala oder ein ähnliches Saunest, dessen Namen ich nicht einmal kenne."

Ich hatte es vermieden, von mir aus gegenüber Murawiew die ostasiatischen Fragen anzuschneiden, nachdem Fürst Hohenlohe mit kaum zu überbietendem Takt die Entgleisung des Kaisers bei seinem ersten Gespräch mit dem Zaren eingerenkt hatte. Aus eigenem Antrieb kam Graf Murawiew auf diese Materie mit dem Bemerken zu sprechen, daß er unsere Wünsche mit Bezug auf Kiautschou im Hinblick auf unsere großen und zunehmenden Handelsinteressen in Ostasien wie auf unsere Flottenpolitik wohl verstehe. Er neige persönlich zu der Ansicht, daß der Schwerpunkt der russischen Interessen mehr auf der Halbinsel Liautung liege. Er könne mir aber vorläufig nichts Bestimmtes sagen, da sich in dieser Beziehung am russischen Hofe noch verschiedene Strömungen und Wünsche durchkreuzten.

Großfürstin Maria Paulowna

Am gleichen Tage wurde ich von der Großfürstin Maria Paulowna empfangen. Sie war nicht mehr die blendende Schönheit, als die ich sie in vergangenen Zeiten gekannt hatte, aber mit ihren 43 Jahren noch immer eine sehr anziehende Erscheinung. Ich empfing bald den Eindruck, daß ihre Treue und Anhänglichkeit für ihre deutsche Heimat bei ihr, der mecklenburgischen Prinzessin, nicht mehr so unbedingt waren wie einst. Sie war „verrußt". Gleich geblieben war sie sich in ihrer alten Abneigung gegen die regierende russische Kaiserin und den „großen" Petersburger Hof. Sie hatte Maria Feodorowna nicht geliebt, sie liebte Alexandra Feodorowna ebensowenig, die Hessin sogar noch weniger als die Dänin. Sie klagte über die englische Steifheit der regierenden Kaiserin, durch die diese sich selbst und die ganze Dynastie unbeliebt mache. Der russischen Gesellschaft sei nun einmal nichts antipathischer als ein kaltes und unnahbares Wesen. Die regierende Kaiserin glaube ihren Hochmut und ihre „english stiffness" dadurch gutzumachen, daß sie einen übertriebenen Eifer für die orthodoxe Kirche an den Tag lege, was bei der indifferenten und skeptischen russischen Gesellschaft nur Spott hervorrufe. Überhaupt schien mir die Großfürstin nicht unbesorgt hinsichtlich der weiteren Entwicklung der innerrussischen Zustände. Im vollen Gegensatz zu der Zeit Alexanders III., unter dessen starker und wuchtiger Hand in Hofkreisen und unter den Upper ten Thousand mit der Möglichkeit eines Umsturzes nur von den wenigsten gerechnet wurde, fiel mir jetzt bei der Großfürstin wie auch bei anderen Damen der Petersburger Gesellschaft, die ich später sah, sehr auf, daß sie von einer Revolution in Rußland als von etwas wenn

nicht Wahrscheinlichem, so doch durchaus Möglichem sprachen. Wie weit für den Fall einer solchen Revolution die Großfürstin, wenn nicht für ihren Mann, dessen unbedingte Loyalität sie kannte, aber wenigstens für ihre Söhne an die Rolle dachte, die in Frankreich gegenüber der älteren Linie der Bourbons die Orléans gespielt hatten, will ich dahingestellt sein lassen. Über die deutsche Entwicklung während des letzten Dezenniums sprach die Großfürstin abfällig und nicht ohne Schärfe. Die Entlassung des Fürsten Bismarck sei ein ungeheurer Fehler gewesen. Die „schroffe und plumpe" Kündigung des Rückversicherungsvertrages, an dem Kaiser Alexander III., fast das ganze kaiserliche Haus und alle monarchisch und konservativ gerichteten Leute in Rußland festhalten wollten, wäre eine zweite und beinahe ebenso große „sottise". In diesem Augenblick trat der Großfürst ein, hörte die letzten Worte seiner Frau und meinte in seiner gutmütig-sarkastischen Weise: „Pourquoi abreuves-tu de reproches cet excellent Bülow pour des gaffes, dont il est parfaitement innocent?" In ernstem Ton fügte er hinzu, daß, wenn sich auch manches im Leben in seinen Folgen nicht wieder reparieren lasse, so bleibe es doch immer geboten, to make the best of every thing. Es käme darauf an, in Berlin wie in Petersburg ruhig Blut zu bewahren und keine neuen Ungeschicklichkeiten zu begehen. „Du sang froid et de l'habilité, voilà ce qu'il faut."

Wilhelm II. russischer Admiral

Am Abend des 7. August fand in Peterhof das übliche Galadiner statt. Vor dem Diner hatte der Zar den Kaiser zum Admiral der russischen Flotte ernannt. Es war die Art des Kaisers, daß er solche Äußerlichkeiten durchaus au sérieux nahm. Er legte in sie einen tieferen Sinn, den die anderen gar nicht damit verbanden. Derartige Formalitäten nahm er viel zu ernst, und bis zu einem gewissen Grade traf auf ihn zu, was Beaumarchais von den Höfen des Ancien régime sagte, daß sie les choses sérieuses avec frivolité, dagegen les choses frivoles avec sérieux nähmen. Wilhelm II. hatte schon bald nach seiner Thronbesteigung das Befremden des Fürsten Bismarck dadurch hervorgerufen, daß die Ernennung zum englischen Admiral, zum Real Admiral of the Fleet, ihn in helle Begeisterung versetzte. Er explizierte damals dem großen Kanzler, daß diese Ernennung politisch wie militärisch von großer Bedeutung sei. Er habe nun die Möglichkeit und das Recht, direkt in Bau, Organisation und Leitung der englischen Flotte einzugreifen. Er könne, wenn er englische Schiffe betrete, sofort das Kommando über sie übernehmen. Freilich war der Kaiser weit entfernt, die Rechte, die er aus einer solchen Ehrenstellung in einer fremden Marine für sich selbst ableitete, auch anderen zu konzedieren. Als in späteren Jahren der kaiserliche Gesandte in Lissabon einmal berichtete, der König von Portugal habe sich nach der Bai von Vigo begeben, um als Admiral der englischen Flotte, welche Ehrenstellung auch er bekleidete, das dort liegende englische

Geschwader zu inspizieren, meinte der Kaiser: „Dieser Fatzke! Es handelt sich um eine reine Ehrenstellung, die ihm gar keine Rechte gibt." Der große französische Historiker Hippolyte Taine gebraucht in seiner geistvollen und tiefen „Philosophie de l'art" gern den Ausdruck „qualité maîtresse". Er meint, daß wie ein Volk so auch der einzelne eine dominierende Eigenschaft, einen besonders hervorstechenden Charakterzug hätte. Die „qualité maîtresse" Wilhelms II. war sein Mangel an Logik. Das machte ihn in der Konversation unterhaltend und oft geistreich, deshalb war er kein Philister, sondern was die Franzosen „primesautier" nennen. Aber es erschwerte die Geschäfte und eine stetige Führung der Politik.

Als der Kaiser seinen Trinkspruch im Palais von Peterhof ausbrachte, stand er unter dem Eindruck der Freude über die Ernennung zum Admiral der russischen Flotte, die ihn schon beseelt hatte, als er dem Zaren Kiautschou anbot. Er sprach in seinem Toast von den „gnädigen Worten", mit denen ihn der Zar „so liebevoll" willkommengeheißen hätte. Er legte diesem seinen „tiefgefühltesten, freudigsten Dank zu Füßen" für die überraschende Einreihung in „Euer Majestät glorreiche Flotte". Das sei eine besondere Ehrung, die er in ihrer vollen Ausdehnung zu schätzen wisse und die auch seine Marine in besonderer Weise mit auszeichne. Er legte dann in „Euer Majestät Hände" das „erneute Gelöbnis ab", und dabei stehe, das wisse er, „sein ganzes Volk" hinter ihm, daß er dem Zaren seine kräftigste Unterstützung gegen jeden angedeihen lassen werde, der es versuchen sollte, das Friedenswerk des Zaren zu stören. Fürst Hohenlohe hatte einen mit mir redigierten Entwurf für den kaiserlichen Trinkspruch Seiner Majestät schon vor unserer Ankunft in Peterhof zugestellt. Der Kaiser aber hatte durch seine Zusätze unser Konzept so sehr verändert, daß der ursprüngliche Text kaum mehr zu erkennen war, und schoß ohne nochmalige vorherige Rücksprache mit uns seinen Toast ab. Ähnlich sollte es mir später nur zu oft mit den Entwürfen gehen, die ich Seiner Majestät für seine Briefe an den Zaren vorlegte. Der Kaiser war ein hervorragender Redner. Ich bin in den mir bekannten Parlamenten, und namentlich im Deutschen Reichstag, wo die rednerische Begabung seit jeher bescheiden war und seit der Revolution unter das Niveau jeder anderen zivilisierten Volksvertretung gesunken ist, wenigen so wirkungsvollen Rednern begegnet wie Wilhelm II. Er sprach kräftig und packend, ohne je banal zu werden, bilder- und farbenreich, ohne Schwulst, die Worte formten sich ihm leicht und anschaulich im Munde, er war nie in Gefahr, den Faden zu verlieren. Welcher Unterschied mit dem Zaren, der seinen Trinkspruch mit stockender Stimme mühsam von einem großen weißen Blatt vorgelesen hatte!

Nach Aufhebung der Tafel wurden dem Fürsten Hohenlohe, Lucanus und mir im Appartement des Reichskanzlers die Stenogramme der ausge-

tauschten Reden zur Korrektur vorgelegt. Ich plädierte dafür, die „gnädigen Worte" und die Wendung „zu Füßen legen" zu streichen, auch den Schluß etwas abzuschwächen, der ein Hieb gegen England sein sollte. Ich wies dabei darauf hin, daß die Rede des Zaren höflich und korrekt, aber farblos und banal gewesen wäre. Lucanus widersetzte sich jeder Änderung der kaiserlichen Worte, die den Kaiser nur unnütz irritieren würde, und sagte mir, bevor wir uns trennten: „Um Gottes willen, fangen Sie nicht gleich damit an, den Kaiser zu verstimmen. Wohin soll das führen?" Ich schwieg, da dies die erste Erfahrung dieser Art war, nahm mir aber vor, in Zukunft ein noch wachsameres Auge auf den Kaiser zu haben.

Botschafter Fürst Radolin

Während am 9. August in Krasnoje Selo eine große Parade stattfand, an der Kaiser Wilhelm teilnahm, fuhr ich mit Fürst Hohenlohe von Peterhof zu einem Frühstück bei unserem Botschafter, dem Fürsten Radolin, nach St. Petersburg. Fürst Radolin war rein polnischer Abstammung. Als er 17 Jahre alt geworden war, hatte ihn seine Mutter, eine kluge Frau, derselben Familie entsprossen wie ihr Mann, gefragt, ob er Pole bleiben oder Deutscher werden wolle. Sie ließe ihm freie Hand. Er möge aber kein Zwitterwesen werden, keine Fledermaus, die in der alten Fabel nicht wisse, ob sie zu den Säugetieren gehöre oder zu den Vögeln. Habe er seine Wahl getroffen, so müsse er ein ganzer Pole bleiben oder ein ganzer Deutscher werden. Hugo Radolin entschied sich für Deutschland und ist sich in dieser Beziehung bis zum Schluß seines Lebens treu geblieben. Merkwürdigerweise, aber bei dem schwachen Nationalgefühl, das uns Deutschen eigen ist, nicht verwunderlich, wurde seine zweite Frau, eine geborene Gräfin Oppersdorf, die Schwester des Renegaten Hans Oppersdorf, der nach Deutschlands Niederbruch zu den Polen überlief, mit der Zeit zu einer immer schlechteren Deutschen, halb polnisch und halb französisch. Ihre Mutter war eine Französin, eine Talleyrand gewesen. Hugo Radolin hatte als preußischer Gesandter in Weimar, in der ersten Hälfte der achtziger Jahre, einmal einer russischen Dame, der in Weimar ansässigen Baronin Olga Meyendorff, die ihn fragte, ob er nicht als Pole einem von Liszt zu Ehren des Schutzpatrons von Polen, des heiligen Stanislaus, komponierten Oratorium beiwohnen wolle, die unmutige Antwort gegeben: „Sachez, j'exècre tout ce qui est polonais." Als der sterbende Kaiser Friedrich während der 99 Tage den inzwischen zum Ober-Hof- und Hausmarschall avancierten Grafen Radolinski unter dem Namen Radolin in den Fürstenstand erhob, dankte ihm dieser mit den Worten: „Vor allem danke ich Euer Majestät, daß Sie mich von dem verfluchten ‚ski' befreit haben." Fürst Radolin war sehr gewandt, ganz Kavalier, eine schmiegsame, etwas naehgiebige Natur, weshalb ihn Fürst Bismarck den „Polen mit dem weichen Rücken" nannte.

Für einen Diplomaten war er zu empfindlich und übelnehmerisch. Er hatte sich als Botschafter in St. Petersburg nicht nur mit einer größeren Anzahl einflußreicher russischer Würdenträger, z. B. mit dem Oberzeremonienmeister Fürst Alexander Dolgoruki, à mort brouilliert, sondern auch mit der Großfürstin Wladimir. Mit Bezug darauf sagte ihm in meinem Beisein nach dem Diner in Peterhof Fürst Hohenlohe mit der Lebensweisheit eines vielerfahrenen Weltmanns: „Mein lieber Radolin, mit den Damen muß man sich immer gut stellen, besonders wenn sie hübsch sind, und ganz besonders wenn sie noch dazu Großfürstinnen sind." Über denselben Punkt meinte damals die geistreiche Gräfin Kleinmichl zu mir: „Pourquoi avez-vous envoyé à St. Petersburg un Polonais qui a tous les défauts des Allemands?" Der Deutsche gilt im Ausland für „pikierlich".

Witte

Bei diesem Frühstück lernte ich den Finanzminister Witte kennen, der schon damals der einflußreichste Mann in Rußland war. Sohn eines deutsch-baltischen Wachtmeisters, der, aus den Ostseeprovinzen nach dem Kaukasus verschlagen, dort eine Russin, die Schwester des bekannten Slawophilen Rastislaw Andrejewitsch Fadejew, heiratete, hatte Sergej Juliewitsch Witte von seinem deutschen Vater Arbeitskraft und den Trieb, zu lernen, sich auszubilden und damit vorwärtszukommen, geerbt, von der russischen Mutter besaß er die erforderliche Rücksichtslosigkeit und, wo es not tat, die Brutalität, ohne die in Rußland nie erfolgreich regiert worden ist. Das russische Volk ist vielleicht das gutmütigste und in gewisser Beziehung das weichste aller Völker, aber die Geschichte beweist seit den Tagen der Waräger, daß es nur mit brutaler Faust zu regieren ist und vielleicht auch nur so regiert werden will. In diesem Punkt besteht kaum ein Unterschied zwischen der Zeit des Zaren Iwan, des Schrecklichen, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und der Regierungspraxis des Herrn Lenin. Äußerlich war Witte ganz Russe, ein großer, stämmiger Mann mit groben, aber intelligenten Zügen und eingedrückter Nase. Sein starkes Kinn deutete auf einen starken Willen, der breite Mund auf Genußfreudigkeit, der Ausdruck der scharfen Augen war nicht gerade sentimental. Er sprach nur mittelmäßig Deutsch, vielleicht absichtlich, um seine deutsche Provenienz zu verwischen. Er sprach dagegen leidlich Französisch. Er hatte sich von unten in die Höhe gearbeitet, was in meinen Augen immer für einen Mann spricht. Er kannte das Räderwerk der russischen Bürokratie, ihren schwerfälligen und dabei komplizierten Mechanismus und vor allem das Eisenbahnwesen von Grund aus. Ein Zufall hatte die Aufmerksamkeit der maßgebenden Stellen in Rußland auf ihn gelenkt. Als in den Anfängen der Regierung Kaiser Alexanders III. wieder einmal ein Attentatsversuch entdeckt worden war, von dem die Kunde bis in die Provinz drang, verfaßte Witte im ersten Rausch seiner patriotischen Entrüstung über die immer wieder versuchten Mord-

Besuch bei Bismarck in Friedrichsruh am 28. Juni 1897

Fürst Bismarck zwischen dem Fürsten Hohenlohe und dem neuernannten Staatssekretär von Bülow. Im Hintergrund der Chef der Reichskanzlei v. Wilmowski

anschläge gegen den Zaren eine Denkschrift, in der mit gesundem Menschenverstand und einem gewissen Mutterwitz Vorschläge für die Organisation von umfassenden Maßnahmen zum Schutze der geheiligten Person des Selbstherrschers gemacht wurden. Witte sandte diese Denkschrift an seinen Onkel, den General Fadejew, nach Petersburg, und dieser wußte sie zur Kenntnis des Großfürsten Wladimir zu bringen. Daraufhin bekam Sergej Juliewitsch den Auftrag, nach Paris zu fahren, um die dortigen russischen Flüchtlinge zu überwachen. Er hat mir selbst später in amüsanter Weise erzählt, wie er diese Mission vor allem benutzt hätte, um sich mit den Freuden des Pariser Tag- und Nachtlebens vertraut zu machen, aber auch, um seinen politischen Horizont zu erweitern. Er scheint gut berichtet zu haben. Von da an war er en vue und avancierte rasch in dem Lande, von dem (wie ich anläßlich meiner Begegnung mit dem Reichssekretär Polowzew im Juli 1884 erzähle) schon vor 150 Jahren ein französischer Beobachter gesagt hatte, daß die Möglichkeit und Leichtigkeit, Karriere zu machen, das zaristische Rußland vor einer allgemeinen Revolution bewahre. Als ich Witte kennenlernte, befand er sich in jener Periode des Lebens, die für einen ehrgeizigen Mann vielleicht die anziehendste ist.

„Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg!“

Witte war 1897 noch nicht auf der Höhe angelangt, aber die Welt traute ihm zu, daß er die Höhe erklimmen würde. Er war schon berühmt, man drehte den Kopf nach dem Finanzminister um, und auch der Neid und der Haß hatten sich eingestellt, die Begleiter, aber auch die sichersten Zeugen des Erfolgs. Bei Kaiser Nikolaus stand Witte damals in hoher Gunst, ihr gegenseitiges Verhältnis war noch durch nichts getrübt. Witte genoß auch das Vertrauen der beiden für den russischen Kredit wichtigsten Bankhäuser, des Hauses Rothschild in Paris und des Hauses Mendelssohn in Berlin. Witte hatte nicht lange vor dem Besuch unseres Kaisers in Peterhof einen großen persönlichen und gesellschaftlichen Erfolg erreicht. Er hatte viele Jahre intime Beziehungen zu einer Dame der St. Petersburger Halbwelt unterhalten, die Mathilde hieß. Als sie ihm eine Tochter schenkte, heiratete er Mathilde, die allgemein für gutmütig galt und namentlich keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ihren großen Einfluß auf den Minister zum Besten ihrer früheren zahlreichen Verehrer aus den beiden elegantesten Regimentern der russischen Armee, den Gardes à cheval und den Chevaliers-Gardes, geltend zu machen, übrigens nur aus Gutmütigkeit, kostenfrei. Nach längerem Sträuben von seiten der beiden Kaiserinnen war Frau Witte auf Wunsch des Zaren von seiner Mutter wie von seiner Gemahlin empfangen worden. Auf jenem Diner bei Fürst Radolin hatte ich eine längere

Unterhaltung mit dem russischen Finanzminister, die den Grund für unsere späteren freundschaftlichen Beziehungen legen sollte.

Audienz beim Zaren

Am 10. August wurde ich von Kaiser Nikolaus in Audienz empfangen. Kaum übermittelgroß, schmal, feingliedrig, machte der Zar keineswegs einen kränklichen, aber doch einen zarten Eindruck. Er war in seiner äußeren Erscheinung sehr verschieden von dem massiven Vater Alexander III. wie von dem stattlichen, hochgewachsenen Großvater Alexander II. Er hatte schöne, etwas melancholische Augen, lange und schmale Hände, eine leise und sympathische Stimme. Er hatte die allerbesten Manieren. Man würde ihn, ohne ihn zu kennen, in einem Londoner, Wiener oder Pariser Salon, in St. Moritz wie in Biarritz für einen vornehmen jungen Mann gehalten haben, für einen österreichischen Grafen oder englischen Herzogssohn. Alles an ihm war distinguiert, auch die Art und Weise, wie er seine Umgebung behandelte, mit der er ebenso rücksichtsvoll und höflich umging wie mit Großfürsten oder mit fremden gekrönten Häuptern. Er trug immer nur Oberstenuniform, welche Charge er bekleidet hatte, als sein Vater starb. Er legte so wenig Orden als möglich an. Wenn Kaiser Wilhelm II., der unerschöpflich war in der Erfindung von Medaillen, Aiguilletten und allen möglichen Schnallen, die zur Bekräftigung seiner Freundschaft mit dem Zaren zwischen den beiden Souveränen ausgetauscht werden sollten, ihm eine solche Dekoration verlieh, so dankte der Zar in verbindlichster Weise und verschloß dann die betreffenden Geschenke des Kaisers in einer Schublade, um sie nur hervorzuholen, wenn eine Begegnung mit dem deutschen Monarchen bevorstand.

Der Zar ließ mich an seinem Schreibtisch ihm gegenüber Platz nehmen, gab seiner Freude über den Besuch des Kaisers Ausdruck und wiederholte dann, in großen Zügen und ohne sich auf Einzelheiten einzulassen, ungefähr was mir Graf Murawiew gesagt hatte. Aus seinen Worten sprach das traditionelle Mißtrauen, von dem das russische Kaiserhaus gegen Österreich seit dem Verhalten der Habsburger während des Krimkrieges beseelt war, jenem Verhalten, das nach russischer Version in seiner Undankbarkeit und verräterischen Hinterlist das „große Herz" des Kaisers Nikolaus I. gebrochen hatte. Noch offenherziger äußerte sich der Zar über die „kleinen Japaner", denen er sichtlich die Wunde noch nicht verziehen hatte, die ihm während seiner Reise durch Ostasien ein japanischer Fanatiker beigebracht hatte. Ganz ehrlich klang die Versicherung des Kaisers Nikolaus, daß er den Frieden gerade so lebhaft wünsche wie Kaiser Wilhelm, von dessen Friedensliebe er überzeugt sei. Von der Friedensliebe der Franzosen schien dagegen der Zar weniger zu halten. Er glaubte offenbar, daß diese seine Alliierten, sobald dies mit einiger Aussicht auf Erfolg möglich wäre, losschlagen würden. Er werde aber dafür sorgen, daß die Franzosen nicht über

die Stränge hauten. Deutschland hätte die gleiche Aufgabe gegenüber den Österreichern. Für die Balkanvölker empfinde er keine besondere Sympathie; sie hätten Rußland viel Blut und Geld gekostet, ohne daß Rußland wirklichen Dank und echte Treue geerntet hätte. Die Balkanvölker dächten nur an sich selbst, sie wären durch und durch egoistisch. Aber freilich dürfe Rußland als orthodoxe und slawische Macht seine Glaubens- und Stammesgenossen auf der Balkanhalbinsel nicht zu grunde richten lassen. „Ces petits peuples doivent être sages, mais, naturellement, nous ne pouvons pas les laisser écraser." Über die innerrussischen Verhältnisse fielen einige Bemerkungen, die zeigten, daß der Zar wenig Lust hatte, Reformen zu bewilligen. Ganz wie Murawiew meinte er, man könne ja an eine allmähliche Ausgestaltung der „Semstwos" denken, der Kreis- und Gouvernementsvertretungen, aber ein wirkliches parlamentarisches System würde das Ende von Rußland bedeuten. Im Gegensatz zu seiner sonst eher gewählten Ausdrucksweise zitierte er das russische Sprichwort: „Wenn man ein reinliches Haus haben will, darf man das Schwein nicht zu Tisch einladen." Der Zar zeigte Interesse für alles, was ich sagte; ich habe ihn auch später öfters Gespräche, selbst in größerer Gesellschaft, mit höflicher und liebenswürdiger Aufmerksamkeit verfolgen sehen. Und doch hatte ich den Eindruck, daß eine große, eine sehr große Gleichgültigkeit der Grundzug seines Wesens wäre. „L'empereur Nicolas", sagte mir gelegentlich der russische Botschafter in Berlin, der alte Graf Osten-Sacken, der vier russische Kaiser gekannt hatte, „a une indifférence qui frise l'héroïsme." Diese bis zum Heldenmut steigerungsfähige Gleichgültigkeit zeigte Nikolaus II. bekanntlich auch, als von ihm im Eisenbahnwaggon die Abdankung erzwungen wurde. Möge sie ihm auch in der entsetzlichen Stunde treugeblieben sein, wo in dem Keller eines sibirischen Dorfhauses nach Abschlachtung seiner Frau und seiner Kinder vor seinen Augen er selbst ermordet wurde.

Aus den Fenstern des Peterhofer Appartements des Zaren, das sich im oberen Teil des Schlosses befand, sah man nicht nur die vergoldete Kuppel der Isaakskirche, sondern auch die lang auslaufende goldene Turmspitze der Peter- und Paulskirche, wo die Herrscher aus dem Hause Romanow ruhen, nicht weit von den niedrigen, engen, kalten und nassen Kerkerlöchern, in denen damals mancher von denen schmachtete, die zwei Jahrzehnte später das lange für unerschütterlich gehaltene Zarentum stürzen sollten.

Bei der Zarin

Nach dem Zaren empfing mich die Kaiserin Alexandra Feodorowna in kurzer Audienz. Sie war die jüngste Tochter der Großherzogin Alice von Hessen-Darmstadt, der zweiten Tochter der Königin Victoria von England. Bei aller in der englischen Königsfamilie traditionellen und aufrichtigen Verwandtschaftsliebe bestand zwischen den beiden Schwestern Viktoria und

Alice seit jeher eine gewisse Rivalität. Die ältere war Princess Royal of Great Britain and Ireland, die nachgeborene war es nicht. Die ältere sollte Königin von Preußen und Deutsche Kaiserin, die zweite nur Großherzogin von Hessen-Darmstadt werden. Der Gemahl der Prinzessin Viktoria von England, Kaiser Friedrich, war eine der schönsten und edelsten Erscheinungen der deutschen Geschichte, der Großherzog von Hessen ein tapferer, kreuzbraver Mann und gewissenhafter Regent, der aber den Durchschnitt nicht überragte. Die Großherzogin Alice war politisch und namentlich kirchlich ebenso frei gesinnt wie ihre Schwester, die Kronprinzessin Die Großherzogin hatte aus den Händen von David Friedrich Strauß mit Freuden und mit Dank das Buch entgegengenommen, das der große Gelehrte über Voltaire geschrieben und der Großherzogin gewidmet hatte. Da es auf dieser Welt meist Kompensationen gibt, so waren die Töchter der Großherzogin als Entschädigung für ihren bescheideneren Rang in der fürstlichen Hierarchie schöner als die Töchter der deutschen Kronprinzessin.

Die mit dem Großfürsten Sergej vermählte Großfürstin Elisabeth Feodorowna war in der Tat die „präraffaelitische Schönheit", als die sie 1884 der Botschafter von Schweinitz in seinem Bericht über ihre Vermählung gefeiert hatte. Die Prinzessin Alix, die nachmalige Zarin, war, wie ihre Großmutter von England einmal von ihr gesagt hatte, „very showy", ihr Ausdruck hoheitsvoll, sie war herrlich gewachsen, der vornehmste Gang. Incessu patuit dea. Man würde sie überall auf eine Fürstin, eine wirkliche Fürstin taxiert haben. Es sind über diese unglückliche und edle Frau, deren Ende so gräßlich sein sollte, abscheuliche Verleumdungen verbreitet worden. Es wurden ihr unnatürliche Laster angedichtet, sie wurde niedriger Intrigen bezichtigt. Sie soll die Beute eines ordinären Betrügers, des Priesters Rasputin, geworden sein. Sie soll auch zu dessen Helfershelferin, der Wyrubowa, einer auf derselben Stufe stehenden Russin aus dem Volke, unwürdige Beziehungen unterhalten haben. Ich glaube nicht an diese Schauermären. Die Kaiserin Alexandra Feodorowna war im abgeschiedenen Darmstadt sorgsam und streng erzogen worden, nach Art kleiner deutscher Residenzen, höfisch und dabei fast kleinbürgerlich. Sie kannte außer Darmstadt eigentlich nur den großen englischen Hof, den Hof der Großmutter, der alten Königin Victoria, um die sich die Prinzen und Prinzessinnen bewegten wie kleine Planeten um die große Zentralsonne. In Darmstadt wie auch in Osborne und in Balmoral in dem Hause der ehrwürdigen Großmutter wehte eine gesunde, durchaus moralische Luft.

Früh war der Prinzessin Alix gesagt worden, daß sie einmal den russischen Thronfolger heiraten und Kaiserin von Rußland werden solle. Noch ganz jung war sie „zur Probe" an den Petersburger Hof geschickt worden, wie das seit der Kaiserin Katharina II. mit so vielen deutschen

Prinzessinnen der Fall gewesen war. Der erste Versuch war nicht geglückt. Die hessische Prinzessin gefiel damals dem Thronfolger nicht. Sie mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Der künftige Kaiser Nikolaus II. stand damals noch unter dem Einfluß einer schönen polnischen Tänzerin, die ihm, als er zum Jüngling herangereift war, zugeführt wurde, pour le déniaiser. Während des Winters der Brautschau hatten sich, sobald der Hofwind sich gegen die junge fremde Prinzessin zu drehen schien, die meisten von ihr zurückgezogen. Nur der Flügeladjutant, Graf Orlow, blieb gleich aufmerksam für sie. Als er sich vor ihrer Abreise von St. Petersburg von ihr verabschiedete, schenkte sie ihm eine Blume und sagte ihm, sie würde seine Freundlichkeit nicht vergessen. Aus dieser völlig unschuldigen Bemerkung, die nur für das gute Herz der Prinzessin sprach, wurde später ein förmlicher Roman konstruiert und ihr nachgesagt, sie wäre in jenen Flügeladjutanten sterblich verliebt gewesen, das sei nach ihrer Verheiratung herausgekommen, Orlow wäre verbannt worden und habe im Ausland Hand an sich selbst gelegt. Alles Märchen! Noch viel niederträchtiger sind die Verleumdungen gegen die Kaiserin Alexandra Feodorowna wegen anormaler Zuneigung zu Frauen. Auch hier handelt es sich nur um die Empfindungen eines für Freundschaft im besten Sinne empfänglichen Herzens. Zu den Freundinnen ihrer ersten Jugendzeit gehörte eine Gräfin Rantzau, ein kränkliches, etwas verwachsenes Mädchen, aber herzensgut und das, was man einst eine „schöne Seele" nannte. Die Prinzessin Alix korrespondierte auch nach ihrer Verheiratung mit der jungen Komteß, und als letzere, die von Kindheit auf kränklich gewesen war, in frühen Jahren starb, scheute die Kaiserin von Rußland bei ihrer ersten Reise nach Darmstadt nicht den Umweg über Kiel, um am Grabe der armen Freundin Blumen niederzulegen.

Die Kaiserin Alexandra Feodorowna verdankte ihre Heirat, die längere Zeit unsicher geworden war, am letzten Ende der Initiative ihres Vetters, des Kaisers Wilhelm. In Koburg war anläßlich der Vermählung der Prinzeß Viktoria mit dem Großherzog Ernst Ludwig von Hessen eine große Familienzusammenkunft gewesen. Zu den Hochzeitsfeierlichkeiten hatte sich auch die Schwester des Bräutigams, die Prinzessin Alix, eingefunden. Aber auch ihr leiblicher Vetter Wilhelm II. und Kaiser Nikolaus von Rußland, der ein Neffe der Herzogin-Mutter von Koburg war, wohnten der Einsegnung jener von der gemeinsamen Großmutter, der Königin Victoria, arrangierten oder richtiger gesagt befohlenen Verbindung zwischen den Häusern Wettin und Hessen bei, die wenig glücklich werden sollte. Nachdem sich im alten Schloß Ehrenburg während einiger Stunden Prinzessin Alix und der russische Thronerbe nicht ohne Verlegenheit gegenübergestanden hatten, nahm Kaiser Wilhelm letzteren in seiner frischen und zugreifenden

Art unter den Arm, führte ihn in dessen Zimmer, ließ ihn dort seinen Säbel umschnallen, die Pelzmütze in die Hand nehmen, steckte ihm einige Rosen in die Hand und sagte zu ihm: „Nun gehen wir und halten um Alix an.“ Am Abend wurde die Verlobung proklamiert. Aber auch hier galt wie so oft im Leben das

„Sic vos non vobis nidificatis aves,
Sic vos non vobis vellera fertis oves,
Sic vos non vobis mellificatis apes,
Sic vos non vobis fertis aratra boves“,

das der größte römische Dichter, Virgil, zur Unehre seines Plagiators, des erbärmlichen Bathyllus, an das Tor des Kaisers Augustus schrieb. Die Kaiserin Alexandra Feodorowna war Kaiser Wilhelm für sein verwandtschaftliches und erfolgreiches Eingreifen in ihr Leben in keiner Weise dankbar. Sie mochte nicht daran erinnert werden und konnte als Kaiserin von Rußland den Deutschen Kaiser nicht leiden, obschon ihre Schwester, die vortreffliche Prinzessin Irene, sich mit dem einzigen Bruder Kaiser Wilhelms, dem Prinzen Heinrich von Preußen, vermählt hatte. Während der kurzen Audienz, die ich bei der Kaiserin Alexandra Feodorowna hatte, beschränkte sie sich auf nichtssagende, beinahe mühsam hervorgebrachte Bemerkungen und taute erst auf, als sie herausfand, daß ich in der Nähe ihres geliebten Darmstadt, in Frankfurt am Main, meine erste Jugend verbracht hatte.

VII. KAPITEL

Rückfahrt • Besprechung der Flottenfrage • Erziehung des künftigen Kaisers durch Hinzpeter, dessen Urteil über Wilhelm II. • Rückkehr nach Kiel (14. VIII. 1897) • In Wilhelmshöhe • Tirpitz zum Vortrag • Konferenzen über die Flottenfrage

Rückfahrt nach Kiel

Am 11. August verabschiedeten sich die beiden Monarchen voneinander. Jeder von ihnen war in bester Stimmung. Kaiser Wilhelm, weil er die Empfindung hatte, gut, sogar sehr gut abgeschnitten zu haben. Kaiser Nikolaus, weil er sich wieder ungestört dem Familienleben hingeben konnte. Es hat wohl kaum einen Menschen gegeben, der sich glücklicher in seinen vier Wänden mit Frau und Kindern fühlte als der (vorläufig) letzte Zar.

„Où peut on être mieux
Qu'au sein de sa famille!"

So heißt es in dem hübschen Liedchen des guten alten Grétry, und so denkt noch heute mancher brave Familienvater, wenn er am Abend zu den Seinen zurückkehrt. So empfand auch der Autokrat über 120 Millionen Menschen. In diesem seinem häuslichen Glück wollte er so wenig wie möglich gestört werden. Jeder Besuch, und nun gar ein fürstlicher Besuch, erschien ihm als Störung. Es gab Wochen, wo der Zar niemanden zu Tisch bei sich sah, nicht einmal seine nächsten Verwandten, so wohl war ihm in der Intimität der Seinigen. Das war moralisch, das war rührend, aber es reichte nicht aus, um ein Riesenreich zu beherrschen und ein Volk, von dessen revolutionären Elementen Karl Marx schon Anfang der achtziger Jahre geschrieben hatte, sie seien die Vorhut des internationalen Proletariats. Wenn der Geist Peters des Großen in jenen Augusttagen von 1897 durch die von ihm geschaffenen Anlagen des Parks von Peterhof schritt, so wird er von dem Tun oder vielmehr von dem Nichtstun seines Enkels kaum erbaut gewesen sein. Ich verließ Peterhof und Petersburg nicht in so gehobener Stimmung wie Kaiser Wilhelm II., aber mit der erneuten Überzeugung, daß unser Verhältnis zu Rußland eine Frage diplomatischer Geschicklichkeit sei.

Die mehrtägige Rückfahrt nach Kiel benutzte der Kaiser, um mir ein

Privatissimum über Flottenpolitik zu halten. An der Hand der von ihm selbst gezeichneten Schiffstabellen, die er dem Reichstag übersandt hatte, vorläufig mehr zu dessen Befremden als wirklichem Vergnügen oder gar wirklicher Überzeugung, setzte mir der Kaiser auf dem Oberdeck der „Hohenzollern" stunden- und stundenlang auseinander, wie schwach wir noch zur See wären und wie notwendig die von ihm und seinem Tirpitz in Aussicht genommene Verstärkung unserer Flotte sei. Er gab sich beträchtliche Mühe, mich mit beständig wiederholten Argumenten für den bevorstehenden parlamentarischen und publizistischen Kampf auszurüsten. Inzwischen versandte die Sonne glühenden Brand, kein Lüftchen regte sich, glatt wie ein Spiegel lag die Ostsee. Um dem Kaiser und mir überflüssigen Zeit- und Kräfteverbrauch bei drückender Hitze zu ersparen, wies ich darauf hin, daß ich seit Jahren von der Notwendigkeit ausreichenden Schutzes für die von uns dem Meere anvertrauten Milliarden und Volkskräfte überzeugt wäre et qu'il prêchait un converti. Aber er ließ sich nicht irremachen. Es lag in der Natur des Kaisers, daß, wenn ihn eine Sache interessierte, er selbst mit Hand anlegen wollte.

Er war von Haus aus eine tätige und leistungsfähige Natur. Dieser ihm von der Natur verliehene schöne Trieb war durch seinen Erzieher, den Professor Hinzpeter, noch in jeder Weise gefördert und verschärft worden. Hinzpeter hatte sich bei der Erziehung des künftigen Königs und Kaisers die Persönlichkeit eines besonders tüchtigen und verdienstvollen thüringischen Fürsten aus der Vergangenheit zum Vorbild genommen. Der Name dieses Regenten ist mir entfallen: Johann Friedrich der Großmütige oder Ernst der Fromme oder ähnlich. Jedenfalls war es ein Fürst gewesen, der überall eingegriffen, jederzeit nach dem Rechten gesehen und nie gefehlt hatte, wo etwas los war. Ihn sollte sich der junge Prinz Wilhelm zum Vorbild nehmen und es einst ebenso machen. Hinzpeter hatte nur vergessen, daß die Verhältnisse in einem kleinen thüringischen Herzogtum des 16. oder 17. Jahrhunderts wesentlich verschieden waren von denen unserer heutigen Zeit. Bei dem Naturell des Kaisers und angesichts der Unmöglichkeit, in der sich heute selbst ein Friedrich der Große oder Napoleon I. befunden hätte, alles persönlich zu übersehen und zu bestimmen, konnte der Tätigkeitsdrang Wilhelms II. leicht mehr Unheil anrichten als Gutes schaffen. Ich weiß nicht, welcher französische Historiker von dem Fürsten Talleyrand gesagt hat, que sous Napoléon Ier dont l'activité exagérée était devenue un fléau, le prince de Talleyrand avait élévé la paresse à la hauteur d'une vertu. Man hat mir nie Unfleiß vorwerfen können, ich bin auch weit davon entfernt, Wilhelm II. mit Napoleon I. zu vergleichen oder mich mit Talleyrand. Aber richtig ist, daß die übertriebene Aktivität Wilhelms II. ihre großen Gefahren hatte. Miquel drückte sich darüber in einer melan-

cholischen Stunde einmal mit den Worten aus: „Den Kaiser interessiert nur, wobei er selbst mitmachen kann; macht er aber selbst mit, so verdirbt er die Sache.“ Das war zu scharf. Aber für zutreffend halte ich auch heute, was ich dem Kaiser unter vier Augen einmal sagte, nämlich daß seine Pläne, Ideen und Absichten nicht immer, aber häufig richtig, gut und selbst genial wären; in den Wegen und Mitteln, diese Ziele zu erreichen, irre er aber nicht selten, das wäre weniger seine Sache. Der Kaiser, der in einer guten Stunde war, stimmte mir zu und meinte, da hätte ich nicht unrecht, aber gerade deshalb ergänzten wir beide uns gut.

Hinzpeter als Erzieher

Ob Hinzpeter für den Kaiser der richtige Erzieher war? Er war der Kronprinzessin Viktoria Anfang der siebziger Jahre durch den damaligen englischen Gesandten in Darmstadt, Sir Robert Morier, empfohlen worden, der Hinzpeter in dem Hause des Grafen Goertz kennengelernt hatte, wo er als Hauslehrer wirkte. Es war eine eigentümliche Fügung, daß gerade Morier, der spätere englische Gesandte in München und Botschafter in St. Petersburg, der einer der innerlich gehässigsten und durch seine genaue Kenntnis deutscher Verhältnisse wie deutscher Schwächen gefährlichsten Feinde des neuen, des Bismarckschen, des starken Deutschlands war, politisch ein Vorläufer Eduards VII., den Mann lancierte, der die Ausbildung des künftigen Deutschen Kaisers leiten sollte. Hinzpeter war vor allem sehr herrschsüchtig, er wollte überall die Hand im Spiele haben. Obwohl nicht ohne Eitelkeit, legte er auf äußere Ehren weniger Gewicht als auf realen Einfluß. Der Zweck stand ihm über den Mitteln. Man konnte ihn einen protestantischen Jesuiten nennen, wenn man die Jesuiten so sieht, wie sie ihren Gegnern erscheinen. Hinzpeter, der auch, nachdem Wilhelm II. erwachsen war, großen Einfluß auf ihn ausübte, was in zahlreichen kaiserlichen Gunstbezeigungen zutage trat, dachte über manche Fragen verständig. Er war wie ich der Ansicht, daß die von Wilhelm II. zeitweise gehegte und namentlich von dem Forschungsreisenden und Hochgipfel-Bezwinger Paul Güßfeldt genährte Abneigung gegen die klassischen Sprachen und das humanistische Gymnasium eine Verirrung war. Die wahre deutsche Bildung ruht auf den alten Sprachen. Die humanistischen Gymnasien sind die Pflanzschulen unserer Kultur, nichts kann die Vorbilder und die Lehren ersetzen, die uns die alte Geschichte und die alten Schriftsteller für Vaterlandsliebe, Tapferkeit und alle Mannestugenden bieten. Einer der führenden Männer des deutschen Wirtschaftslebens, Albert Ballin, sagte mir einmal: „Wenn ich für einen Posten in meinem Betrieb der Hapag zwei Bewerber habe, einen, der den Homer und den Virgil in der Ursprache lesen kann, und einen anderen, der in alle Feinheiten der doppelten Buchführung eingeweiht und mit dem Effektengeschäft ebenso vertraut ist wie mit der Diskontierung von Wechseln, so ziehe ich

den ersteren vor.“ Ballin war dabei im besten Sinne des Wortes ein Selfmademan. Hinzpeter begriff auch den Ernst der sozialen Fragen und der sozialistischen Bewegung, dachte aber in dieser Richtung für meine Auffassung zu pessimistisch. Er nährte bei dem Kaiser mit Recht dessen Interesse für soziale Politik, war aber innerlich überzeugt, daß das alles doch nichts hülfe, da der Sieg der sozialen Demokratie so unabwendbar wäre wie ein von den Meteorologen vorhergesagtes Gewitter oder eine von den Astronomen seit Jahrhunderten berechnete Sonnenfinsternis. Hinzpeter war sehr originell. Er hat mir erzählt, daß, wenn er mit dem jungen Prinzen Wilhelm spazierenging, er ihn aufforderte, über jeden Vorübergehenden rasch ein bestimmtes Urteil abzugeben. Diese Art von Pädagogik hatte nur zu gut angeschlagen. Schon der junge Wilhelm neigte zu vorschnellem Urteil über Menschen und Dinge, Hinzpeter wollte vor allem das Selbstbewußtsein des jungen Prinzen stärken, das ohnehin ziemlich entwickelt war.

Er behauptete mir gegenüber, er wäre kein grundsätzlicher Gegner des Fürsten Bismarck gewesen. Er habe seinen Zögling sogar selbst einmal zum Fürsten Bismarck geführt, damit er wisse, wie ein wirklich großer Mann aussehe. Es ist mir aber doch zweifellos, daß Hinzpeter zu dem Sturz des Fürsten Bismarck im Jahre 1890 das Seinige beigetragen hat, sei es aus prinzipiellem Widerspruch gegen die antisozialdemokratische Politik des Fürsten, sei es, was mir wahrscheinlicher ist, weil er sich vom Fürsten Bismarck zu wenig beachtet und honoriert glaubte. Frau Dr. Hinzpeter war übrigens eine Französin, die ihrerseits die Schwestern Wilhelms II. erzogen hatte. Unsympathisch war an Hinzpeter, daß er hinter dem Rücken des Kaisers oft recht bissig über ihn sprach, ihm selbst aber gleichzeitig Briefe schrieb, die an Kriecherei ihresgleichen suchten. Der Kaiser zeigte mir häufig solche Briefe, was Hinzpeter freilich nicht wußte. Unter vier Augen vertrat Hinzpeter mir gegenüber die Ansicht, daß seinem Zögling jede philosophische, höhere, ins Innere gehende Begabung fehle. Er sei nur für mechanische Dinge, das Handwerksmäßige, befähigt. „Er hätte Maschinenbauer werden sollen.“ Jeder Seeoffizier würde mir sagen, daß niemand sich besser auf Flottensignale verstehe als Wilhelm II., daß kein Kapitän so genau jeden schiffstechnischen Ausdruck kenne, daß der Kaiser dabei aber unfähig wäre, das kleinste Schiff von Kiel nach Eckernförde zu führen. Zu Lande wäre es ebenso. Er könne Manöver kritisieren, aber in keiner Weise selbst Heere führen. Das wäre insofern ein Glück, als der Kaiser schon deshalb den Krieg scheue und, wenn es zu einem Krieg käme, sicherlich anderen ganz die Führung und die Verantwortung überlassen würde. Höchstens in Marineangelegenheiten werde er sich einmischen wollen. Ich will nicht verschweigen, daß ich seit dem Umsturz mancher republikanischen „Größe“ begegnet bin, auf die das geistvolle Wort von

Leibniz zutraf: Es gebe wenige Menschen, die alles wüßten, aber viele, die alles besser wüßten.

In beinahe grausamer Weise führte Hinzpeter die starke Neigung des Kaisers, durch den Schein zu wirken und ihn für Wirklichkeit zu nehmen, auf seinen seit seiner Geburt verkrüppelten linken Arm zurück. Schon als Kind habe er, namentlich von dem Prinzen Friedrich Karl, der roh sein konnte, häßliche Äußerungen gehört, daß ein Einarmiger nicht König von Preußen werden dürfe. Das habe in ihm das Bedürfnis erzeugt, durch ein möglichst forsches Auftreten nach außen, durch Uniformen und Orden, durch den baumlangen Leibgardisten hinter sich und den vorgestreckten Marschallstab in der Rechten auf Truppe und Volk zu wirken. Dies Urteil ist ungerecht. Zu dem vielen, was nicht nur sympathisch, sondern achtungs- und selbst bewunderungswürdig an Wilhelm II. war, gehörte die Energie, mit der er, ohne seinen unbrauchbaren linken Arm irgendwie zu verstecken, die durch ihn verursachten Schwierigkeiten meisterte. Hinzpeter hatte einen bissigen Humor. Anläßlich der Einsegnung eines jüngeren Sohnes des Kaiserpaares fand im kaiserlichen Schloß ein Diner statt, bei dem der Kaiser einen Toast ausbrachte, der mit einem feurigen Bekenntnis zu unserem Herrn und Heiland schloß. Nach Tisch meinte Hinzpeter zu mir: „Ich dachte schon, der kaiserliche Toast würde mit den Worten schließen: ‚Unser Herr Jesus Christus, hurra, hurra, hurra!'" Hinzpeter äußerte sich bisweilen so scharf über den Kaiser, daß ich, der ich die submissen Briefe kannte, die er an den Kaiser richtete, manchmal den Eindruck hatte, er spiele die Rolle eines Agent provocateur. In einem Punkt war sein Einfluß auf den Kaiser zweifellos kein günstiger gewesen. Hinzpeter war taktlos. Bald nach der Thronbesteigung des Kaisers erschien sein Buch „Kaiser Wilhelm II.", das ungefähr mit den Worten anfing: Der junge Kaiser, der eine Mischung von hohenzollerischem Egoismus mit welfischem Eigensinn sei, wäre nicht leicht zu erziehen gewesen. Als sie diese Worte aus dem Munde eines Prinzenerziehers und Geheimrats vernahm, lief der ganzen alten Generation in Berlin ein Schauer übern Leib, wie dem armen Gretchen, dem es in seinem Stüblein so schwül, so dumpfig wird und die dann das unvergängliche Lied vom König von Thule leise singt. Die Alten überkam eine Vorahnung der Taktlosigkeiten, die uns bevorstanden, nachdem wir fast dreißig Jahre lang durch den taktvollsten aller Fürsten, Wilhelm I., verwöhnt worden waren.

Nach Wilhelmshöhe

Als wir am 14. August 1897 wieder in Kiel eintrafen, war mein Privatissimum in nauticis zur Zufriedenheit des Kaisers beendigt, und er forderte mich auf, baldmöglichst nach Wilhelmshöhe zu kommen, wohin er auch Tirpitz befohlen habe. Ich erledigte so rasch als möglich die in Berlin auf mich wartenden Geschäfte und begab mich nach dem alten Schloß, das

sich die hessischen Kurfürsten am Habichtswald in einem großartigen Park mit herrlichen Wasserkünsten errichtet haben.

Ich habe in Wilhelmshöhe immer besonders gern geweilt. Nicht nur wegen seiner landschaftlichen Schönheit, sondern auch weil dies Schloß wie kaum ein anderes zum Nachdenken über die Wechselfälle der deutschen Geschichte, ihre Gipfel, aber auch ihre Abgründe auffordert. Hier hatte nach der Schlacht von Sedan, dem Höhepunkt der neueren deutschen Geschichte, Napoleon III. als Gefangener während sieben Monate von seiten unseres alten Kaisers die ritterlichste Behandlung, von seiten der Kaiserin Augusta fast übertriebene Aufmerksamkeiten erfahren. Hier hatte aber auch sechzig Jahre früher König Jérôme mit seinen Favoritinnen getändelt, die leider zum Teil aus dem deutschen Adel hervorgegangen waren, hier soll er in Rotwein gebadet haben, hier hatte er abends seine Hofleute mit den berühmten Worten entlassen: „Morgen wieder lustik!" Und dieses Schloß war von den hessischen Kurfürsten erbaut worden mit dem Sündengeld, das sie schmählicherweise durch den Verkauf ihrer Landeskinder an das in Nordamerika kriegführende England verdient hatten. Friedrich Kapp, gleichzeitig Flüchtling von 1848 und Vater des Regisseurs jenes Putsches von 1920, der die völlige politische Direktionslosigkeit seines Urhebers bewies, aber auch den Regierenden der jungen Republik Gelegenheit bot, sich durch ihre überstürzte Flucht nach Stuttgart lächerlich zu machen, hat über den Soldatenhandel der deutschen Fürsten ein gutes Buch geschrieben. Ich habe es dem Kaiser gelegentlich zu lesen gegeben, um ihm zu zeigen, wie tief deutsche Fürsten sinken konnten. Er las das Buch mit Interesse und mit aufrichtiger Entrüstung.

Tirpitz

Vor mir war schon Admiral Tirpitz in Wilhelmshöhe eingetroffen. Der Großadmiral von Tirpitz gehört zu den bedeutendsten Männern, die mir im Leben begegnet sind. Schon seine äußere Erscheinung war imposant. Seine Gegner, und es fehlte ihm nicht an Gegnern, behaupteten, daß, wenn man ihm seinen großen und langen Bart abnähme, alle Welt zurückschrecken würde vor der Häßlichkeit seiner Züge und seines Ausdrucks. Ich enthalte mich in dieser Beziehung jedes Urteils, da ich Tirpitz nie ohne seinen mächtigen Bart gesehen habe und auf allen Gebieten nicht viel von Konjekturalpolitik halte. So wie Tirpitz war, lenkte er jedenfalls die Aufmerksamkeit auf sich. Der hochgewachsene, breitschultrige Mann mit dem ruhigen und festen Ausdruck seiner bedeutenden Augen würde nie und nirgends unbeachtet geblieben sein. Er hatte den Gang des Seeoffiziers, der auch auf dem Festland die Gewohnheit verrät, sich bei schwankender See in Gleichgewicht zu halten. Selbst in einem Volk, das wie das deutsche Volk so starke Anlage und so regen Trieb zum Organisieren hat, war der Admiral von Tirpitz ein Organisator von ungewöhnlichem Maß. Er war großer

Konzeptionen fähig, der allergrößten, und dabei drang sein Blick in jede Einzelheit. Er verband kühne Phantasie mit nüchterner Berechnung.

Tirpitz hatte, wie gesagt, viele Feinde. Es war natürlich, daß in einer späteren Zeit Herr von Bethmann Hollweg ihn haßte, denn die Unzulänglichkeit liebt nie die Überlegenheit, und der Mittelmäßige sieht in dem Hervorragenden gern seinen persönlichen Feind. Es war auch begreiflich, daß Admiral Müller, den sich Wilhelm II. leider gerade für die Kriegszeit als Chef des Marinekabinetts ausgesucht hatte, ein Gegner des Admirals von Tirpitz war, denn Müller gehörte zu jenen von Bismarck gebrandmarkten Beamten, die, gleichgültig für die Folgen ihrer Handlungen, ruhig schlafen, wenn sie sich nur durch eine auf diesem oder jenem Wege erschlichene allerhöchste Willensäußerung gedeckt wissen. Man konnte auch verstehen, daß der Schwager des Admirals von Müller, der Admiral von Holtzendorff, ein hohler Schwadroneur und Renommist, dabei leider Favorit des Kaisers, den sachlichen und ernsten Tirpitz nicht goutierte. Aber auch unter Gutgesinnten hatte der Admiral Tirpitz manche Gegner. Man mißtraute ihm. Er galt für intrigant, für unzuverlässig. Er galt für unwahrhaftig. Richtig war, daß Tirpitz, das Ziel vor Augen, nach dem er mit allen Kräften drang, unter Umständen auch Um- und Schleichwege nicht verschmähte, um seine Absichten durchzusetzen. Das Ziel: die Flotte, war ihm alles, und mit dem Psalmisten konnte er von sich sagen (Psalm 69, 17): „Ich eifre mich schier zu Tode um dein Haus." Der Eifer um und für die Flotte verzehrte ihn.

Tirpitz galt unter Kameraden und Kollegen für unverträglich. Das war an und für sich noch nicht so sehr zu tadeln, bedenklicher war seine Neigung, andere, ebenfalls wichtige und beachtenswerte Interessen seinen Zielen zu opfern. Fürst Bismarck klagte oft über den in Deutschland und unter deutschen Beamten herrschenden Schwadronspatriotismus, d. h. jene Mentalität, die den Rittmeister der dritten Schwadron gleichgültig macht für den Futtermangel bei der zweiten Schwadron, wenn nur die Gäule seiner eigenen Schwadron blitzblank aussehen. Es lag eine gewisse Gefahr vor, daß Tirpitz, indem er alles auf die Flotte konzentrierte, sich verleiten lassen könnte, die Marine auf Kosten der Armee zu fördern. Die Armee aber war und blieb der Atlas, auf dessen Schultern wie zur Zeit des großen Königs Preußen und Deutschland ruhten. Und wenn Léon Gambetta einst von der französischen Armee gesagt hatte, sie wäre der Stolz Frankreichs und das Fundament nicht nur seiner Größe, sondern seiner Existenz, „notre dernier salut et notre suprême espoir", so galt das mindestens ebensosehr für Deutschland. Tirpitz hatte einen Fehler: Er war kein eigentlich politischer Kopf, es mangelte ihm wie den meisten Land- und Seesoldaten der Sinn für Nuancen. Er war geneigt anzunehmen,

daß die Dinge immer nur so oder so lägen. Sie liegen aber häufig bald so, bald so oder auch so und so. Er ging zu oft davon aus, daß es nur zwei Wege gäbe. Es gibt dazwischen aber gewöhnlich noch Mittelwege, die vorübergehend oder auch dauernd einzuschlagen nützlich sein kann. Diese Fehler des Admirals sind die gewöhnlichen Fehler ausschließlich militärischen Denkens, was zu der Annahme führen könnte, daß ein guter Militär schwer ein guter Diplomat und erfolgreicher Staatsmann sein wird — und umgekehrt. Gerade die Eigenschaften, die für den Feldherrn unentbehrlich sind, können dem Politiker und Diplomaten sehr gefährlich werden, und die Mittel, mit denen der Diplomat meistens seine Erfolge erzielt, werden dem Militär leicht zum Verderben. Tirpitz eignete sich auch deshalb nicht für die Leitung oder Beeinflussung der auswärtigen Politik, weil seine bei aller äußeren Ruhe leidenschaftliche Natur dazu neigte, nach Sympathie und Antipathie zu urteilen und zu handeln. Es fehlte die kalte Ruhe, die eisige Kühle, die, losgelöst von Liebe und Haß, nur das im entscheidenden Moment für das Land Opportune im Auge hat. Das führte ihn gelegentlich zu unzutreffenden Urteilen und Betrachtungen nicht nur über Dinge, sondern auch über Menschen, z. B. über unseren Botschafter in London, den Grafen Paul Metternich. Das führte ihn auch gelegentlich zu Illusionen über Rußland und selbst über Frankreich, bei denen er nach einem Rückhalt gegen das ihm vor allem verhaßte Albion suchte.

Wenn sich Caprivi in der Zeit des „neuen Kurses" und Bethmann Hollweg nach meinem Rücktritt in den Gedanken verbohrt hatten, der Krieg mit Rußland sei unvermeidlich, so war der überlegene Geist des Großadmirals von einer solchen Betrachtungsweise weit entfernt. Gewiß bestanden in England wie in Rußland gegen Deutschland sehr üble und sehr gefährliche Stimmungen, viel Neid und großer Haß. Es war durchaus richtig, daß wir stets auf dem Qui vive sein mußten, wie das schon Friedrich der Große seinem Nachfolger eingeschärft hatte. Aber ebenso bemüht mußten wir nach 1871, nach der Wiedererrichtung des Reichs sein, unseren Gegnern nicht die Flanke zu bieten, sondern mit Würde und mit Geschicklichkeit einem großen Kriege auszuweichen. Das erwartete Tirpitz von mir als dem Leiter unserer auswärtigen Politik. In meinen dahin gehenden Bemühungen unterstützte er mich, soweit dies sein Eifer für die Marine zuließ. Die Voraussetzung für die von mir für richtig gehaltene, feste, zielbewußte und dabei doch vorsichtige Politik war, daß wir einen Konflikt, sei es mit England, sei es mit Rußland, nicht von vornherein für ganz unvermeidlich hielten. Die Fatalitätstheorie und jedes Anerkennen der Zwangsläufigkeit lähmt die Energie, schläfert die Ressourcen des Willens und des Geistes ein und führt schließlich die Stimmung herbei, in der der Kolibri der Schlange ins giftige Maul fliegt. Das sollte im Unheilssommer 1914 unser Fall sein.

Tirpitz schrieb vortrefflich: klar, logisch, überzeugend. Er sprach nicht so gut. Seine Stimme war leise, wie ich glaube infolge asthmatischer Beschwerden, wegen deren er auch die reine Luft des Schwarzwaldes aufzusuchen pflegte, wo er in St. Blasien ein Häuschen besaß. Dieser mächtige Mann spraeh ohne Schwung, und dieser feine Geist sprach ohne Ironie, wo doch Pathos und Sarkasmus die großen Vehicula des Redners sind. Deshalb und auch weil Tirpitz die eigentliche politische Begabung fehlte, hat später seine Schöpfung und Leitung des Vaterlandsvereins bei den allerbesten Absichten mehr geschadet als genützt. Ich habe Tirpitz vom ersten bis zum letzten Tage meiner Amtsführung persönlich und politisch unterstützt, was er auch bei meinem Rücktritt in einem an mich gerichteten, herzlichen Schreiben in warmer Weise anerkannte. Nach unserem zu spät erfolgten, aber ruhmvollen Seesieg bei Skagerrak antwortete der Großadmiral auf meinen Glückwunsch, mein Anteil an diesem Sieg sei so groß wie sein eigener. Ich habe den Staatssekretär nicht nur aus persönlicher Freundschaft unterstützt, auch in der Überzeugung, daß ich damit meine Pflicht dem Vaterland gegenüber erfüllte und dem deutschen Volke nützte.

Wäre die deutsche Flotte, das ist meine feste Überzeugung, sogleich nach dem Beginn des Krieges, im August 1914, eingesetzt und gegen den Feind geschickt worden, so würde nicht nur Deutschland sich in ganz anderer Lage befinden als heute, auch das Urteil über Tirpitz würde bei vielen anders lauten. Die unselige Scheu des Kaisers, seine Lieblinge, seine ihm ans Herz gewachsenen Riesenschiffe aufs Spiel zu setzen, die Servilität und Weichheit des damaligen Chefs des Marinekabinetts, des Admirals Müller, und endlich die Verblendung von Bethmann, dessen leitender Gedanke es war, auch nachdem der Kampf auf Leben und Tod entbrannt war, ein Kampf, der zu vermeiden war, der aber, einmal entbrannt, mit voller Kraft geführt werden mußte, nur nicht die Engländer zu „reizen", verhinderten die Seeschlacht, die im richtigen Augenblick nach der Ansicht der großen Mehrheit unserer Marineoffiziere gute Chancen bot. Ein mir befreundeter italienischer Offizier, der, von Geburt Amerikaner, Englisch wie ein Engländer spricht, erzählte mir gelegentlich, er habe 1918 oder 1919 in New York einem großen Festessen beigewohnt, das amerikanische Seeoffiziere englischen Kameraden gaben. Man unterhielt sich ungeniert vor meinem italienisch-amerikanischen Freund, den man für einen unverfälschten Amerikaner hielt, und er beobachtete, wie zwischen englischen und amerikanischen Seeoffizieren Übereinstimmung darüber bestand, daß, wenn Deutschland sofort nach Eröffnung der Feindseligkeiten im August 1914 seine ganze Kriegsflotte für einen großen Vorstoß eingesetzt hätte, der Krieg eine andere Wendung genommen haben würde. Soviel ist sicher: Schlimmer, als es der Flotte und uns mit der Taktik des Herrn von Beth-

mann, des Herrn von Müller und leider auch des Kaisers ergangen ist, mit jener Taktik, die zu der entsetzlichen Schmach der Auslieferung unserer Flotte führte, konnte es für uns nicht kommen. Darum kann kein Deutscher die „Erinnerungen" von Tirpitz, die er mit seinem Herzblut geschrieben hat, ohne tiefe Bewegung lesen. Wäre Tirpitz zu Beginn des Krieges nicht durch die Eifersucht und Kleinlichkeit der einen, die Schwäche der anderen und durch unseligen Irrtum des Kaisers lahmgelegt und von jedem Einfluß auf die Leitung und Einsetzung der Flotte ausgeschaltet worden, so wäre vieles anders gekommen, und er würde als der Scharnhorst unserer Flotte dastehen.

Das Schicksal des Admirals von Tirpitz ist tragisch, wie sein Buch über den Krieg tragisch ist und wie vor allem das Schicksal des deutschen Volkes, das Schicksal unseres Vaterlandes eine der größten Tragödien der Weltgeschichte ist und bleibt. Aber trotz des schließlichen, unter so schauerlichen Begleitumständen erfolgten Untergangs der Flotte wird das deutsche Volk ihre früheren Heldentaten, wird es die Schlacht am Skagerrak und die Schlacht bei den Falklandsinseln, den Grafen Spee mit seinen beiden Söhnen, Otto Weddigen und sie alle, die auf den U-Booten fuhren und kämpften, nie und nimmer vergessen. Sie werden fortleben im Herzen unseres Volkes wie die Helden der deutschen Sage, wie Siegfried und Roland, wie die Heroen unserer frühsten Geschichte, wie Totila und Teja und der Cherusker. Und auch Tirpitz wird in der deutschen Geschichte fortleben. Daran werden die Schmähungen nichts ändern, mit denen er nach seinem Rücktritt überhäuft worden ist. Die Angriffe eines entgleisten Marineoffiziers wie des Kapitäns Persius werden vergessen werden, vergessen wie der Tadel und die Schmähungen des freisinnigen Abgeordneten Peter Struwe, Dr. med., Arzt für Haut- und Harnleiden in Kiel, der seine nautischen Kenntnisse auf Spaziergängen am Kieler Hafen erwarb und aus Gesprächen mit Matrosen und Marineinfanteristen, die von den Pfeilen der Venus getroffen, bei ihm ärztliche Hilfe suchten. Und erst recht werden die plumpen und dabei albernen Angriffe vergessen werden, die wie gegen Ludendorff so auch gegen Tirpitz Professor Dr. Hans Delbrück richtete, der schon in jungen Jahren wegen seiner Takt- und Direktionslosigkeit von seinen Freunden „Hans Taps" genannt wurde. Von ihm sagte mir, nachdem Delbrück durch sein verbohrtes Eintreten für den Bet- und Unglücksmann, auch nachdem dessen Unzulänglichkeit klar zutage getreten war, wie für alle polnischen Raubpläne die vaterländischen Interessen wie kaum ein anderer geschädigt hatte, der verewigte Abgeordnete Bassermann, er nenne Hans Delbrück nur noch „Hans-Narr". Alle werden sie längst vergessen sein, wenn der Name Tirpitz noch immer deutsche Herzen rühren und ergreifen wird.

Das Verhältnis zwischen Tirpitz und Wilhelm II. hat viele und große Schwankungen durchgemacht. 1897, in Wilhelmshöhe, schwärmte der Kaiser für den Staatssekretär des Reichsmarineamts, und wenn er mit mir in dem schönen Schloßpark spazierenging, so fand er für ihn nicht genug Worte des Lobes, der Anerkennung und der Bewunderung. Der Kaiser nannte damals Tirpitz den „Meister", einen Beinamen, den dieser schon als junger Offizier von seinen Kameraden erhalten hatte, die seine Überlegenheit fühlten. Aber es folgten später Zeiten, wo das Verhältnis zwischen dem Kaiser und dem Admiral sich trübte. Einerseits überhäufte ihn der Kaiser mit Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen — Tirpitz wurde Staatsminister, er wurde geadelt, er erhielt den hohen Orden vom Schwarzen Adler, er wurde Großadmiral — aber gleichzeitig fielen von allerhöchster Stelle auch unfreundliche Äußerungen über ihn, und der Kaiser war mit dem Admiral, auch wenn dieser vor ihm stand, nicht selten ungnädig und gereizt. Die Besorgnis, daß man Tirpitz und nicht den Kaiser selbst für den Schöpfer der allmählich immer stattlicher werdenden Flotte halten könnte, präokkupierte den Kaiser, und sein Mißtrauen in dieser Richtung wurde von Tirpitz feindlicher Seite aus Neid oder Niedertracht genährt.

In demselben Wilhelmshöhe, wo ich 1897 vom Kaiser so viel Schönes über den „Meister" Tirpitz vernommen hatte, unternahm ich gerade zehn Jahre später in derselben schönen Sommerzeit mit dem Kaiser einen Spaziergang, der uns zu dem farnesischen Herkules hinaufführen sollte. Man gelangt dorthin auf einem schmalen, etwas steilen Fußpfad. Der Kaiser ging voran, ich folgte. Ich weiß nicht mehr, wie das Gespräch auf den Staatssekretär des Reichsmarineamtes kam, erinnere mich aber, wie der Kaiser mir lebhafte Vorwürfe machte, daß ich ihn gezwungen hätte, Tirpitz zu behalten. Darüber würde ich mir noch auf meinem Totenbett bittere Vorwürfe machen. Ich hätte ihm Tirpitz aufgezwungen. Ich entgegnete, daß ich Tirpitz kaum gekannt hätte, als der Kaiser ihn vor meinem Amtsantritt zum Nachfolger des Admirals Hollmann bestimmt habe. Ich wäre immer der Ansicht gewesen, daß wir für einen ausreichenden Schutz unserer Seeinteressen sorgen müßten, nachdem wir durch die natürliche wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Volkes nun einmal auf diesen Weg gedrängt worden wären. Aber die Flottenvorlagen wären doch das Werk, das vom Kaiser freudig begrüßte und wiederholt anerkannte Werk von Tirpitz gewesen. Nachdem wir seit dem Ende der neunziger Jahre diesen Weg eingeschlagen hätten, sei ich allerdings der Ansicht gewesen, daß Admiral von Tirpitz mit seinen eminenten organisatorischen Fähigkeiten und seiner enormen Arbeitskraft für die schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, um die es sich handele, der beste Mann wäre. Daran hätten auch ziemlich häufige, bisweilen recht erhebliche und nicht

ohne Schärfe ausgetragene Meinungsverschiedenheiten über Maß und Umfang unserer Schiffsbauten zwischen mir und Tirpitz nichts geändert. Jedenfalls flöße er mir mehr Vertrauen ein als mancher andere, der mit dem Munde Größeres leiste als Tirpitz, aber weniger mit der Hand und noch weniger mit dem Kopf. Gereizt durch diese Anspielung auf einen von ihm bevorzugten, Tirpitz feindlich gesinnten Admiral, der wahrscheinlich gegen den Staatssekretär gehetzt hatte, replizierte der Kaiser ziemlich erregt: „Sie wollen mich nicht genötigt haben, Tirpitz zu behalten? Mit geballter Faust haben Sie mich dazu gezwungen." Ich hatte es mir zur Regel gemacht, um so ruhiger zu bleiben, je lebhafter der Kaiser wurde. Ich erwiderte also respektvoll, aber bestimmt: Es sei wohl möglich, daß ich Seiner Majestät gelegentlich in der Diskussion zu lebhaft widersprochen hätte. Auch hätte ich den Fehler, den meine Frau mir gelegentlich vorhielte, daß ich in der Konversation anderen ins Wort fiele. Aber eine derartig unziemliche Haltung, wie sie der Kaiser mir vorwürfe, sei nicht meine Art. Der Kaiser drehte sich um, schüttelte mir die Hand und ging lachend weiter. Er hatte eine ungewöhnliche Gabe, im persönlichen Verkehr Entgleisungen wieder einzurenken und Verstöße wiedergutzumachen. Er war auf die Länge etwas ermüdend, aber sehr gutherzig, und vor allem die Natürlichkeit selbst. Das war doppelt angenehm in einem Lande, wo leider nicht wenige unnatürliche, steife und gezierte Menschen herumlaufen.

Nach meinem Rücktritt haben die Beziehungen zwischen dem Kaiser und Tirpitz noch manche ‚ups' und ‚downs' durchgemacht. Nicht lange vor dem Weltkrieg äußerte der Kaiser zu einem mir befreundeten Bundesratsvertreter: „Ein Tirpitz ist zehn Bethmänner wert." Im Weltkrieg trübte sich das Verhältnis immer mehr, und schließlich wurde Tirpitz nach fast zwanzigjähriger Ministertätigkeit in vollster Ungnade entlassen, weil sein Verhältnis zum Kaiser, wie der Admiral aus der Umgebung Seiner Majestät hörte, „als unwiederherstellbar" betrachtet wurde. Tirpitz war nicht der einzige Minister Wilhelms II., dem dieses Schicksal widerfuhr. Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Friedrichs des Großen, errichtete im Schloßpark von Rheinsberg eine Säule, auf die er die Namen derjenigen eingravieren ließ, die von seinem Bruder, dem König, nach der Ansicht des Prinzen ungerecht behandelt worden waren. Wenn für die Opfer der Ungnade Wilhelms II. eine Säule errichtet werden sollte, so würde sie noch viel mehr Namen tragen. An der Spitze stünde der große Name des Fürsten Bismarck; die Namen von Caprivi, von Waldersee, von Miquel, von Tirpitz, von Bronsart von Schellendorf, unserem besten Kriegsminister seit Roon, von Ludendorff, von manchen anderen würden folgen, und auch mein Name würde nicht fehlen dürfen. Wir alle sind von Wilhelm II. teils vorübergehend, teils dauernd als „Verräter" bezeichnet worden, obwohl es in

Deutschland keinen zurechnungsfähigen Menschen gibt, der nicht davon überzeugt wäre, daß, wenn auch gewiß der eine oder der andere der Genannten in dieser oder jener Frage geirrt hat, sie doch alle keine andere Richtschnur kannten als das Wohl des Staates, der Dynastie und des Kaisers selbst.

Die Flottenvorlage

Die dem Reichstag zu unterbreitende Flottenvorlage wurde 1897 in Wilhelmshöhe von dem Kaiser, Tirpitz und mir eingehend durchgesprochen, teils à trois, teils auch in Einzelgesprächen zwischen dem Kaiser und mir und zwischen mir und dem Staatssekretär des Reichsmarineamts. Tirpitz legte uns die Grundzüge der Marinevorlage dar, die einige Monate später veröffentlicht werden sollte. In der Vorlage sollte betont werden, daß die verbündeten Regierungen nicht uferlose Flottenpläne verfolgten und ebensowenig die Rechte des Reichstags verletzen wollten. Unser Ziel sei, in gemessener Frist eine deutsche Marine zu schaffen, leistungsfähig und stark genug, um die Seeinteressen des Reichs wirksam zu vertreten. Aus dieser Vorlage wehte ein ganz anderer Wind als aus allen früheren Marinevorlagen. Aus ihr sprach ein klarer Geist und ein starker Wille. Das ganze Projekt wie seine einzelnen Bestimmungen waren aus einem Guß. Es war vorläufig nur ein Projekt, aber ein Plan, der große, sehr große und weite Horizonte eröffnete. In diesen Horizonten, in dieser Projektion auf die Zukunft lag die Größe, aber auch die politische Gefahr der Tirpitzschen Marinevorlage. Ich wiederholte dem Admiral und ich betonte nochmals gegenüber Seiner Majestät, ich zweifelte nicht daran, daß man dem deutschen Volk in seiner großen Mehrheit die Notwendigkeit einer Verstärkung unserer Flotte werde klarmachen können. Ich sei auch überzeugt, daß ein richtiges Auftreten und Sprechen der Regierung in Kommission und Plenum den Reichstag mit fortreißen würde. Ich hätte noch keine parlamentarische Erfahrung, aber mein Gefühl sage mir, daß die Vorlage im Reichstag durchgehen würde. Zweifelhafter wäre mir, ob England uns die Möglichkeit und die Zeit lassen würde, die weitausschauenden und weitreichenden Pläne des Admirals Tirpitz durchzuführen. Hier liege der Knotenpunkt der ganzen Frage und unserer ganzen Lage. Schon vor vielen Jahren, vor fast einem halben Jahrhundert, habe unser alter Ernst Moritz Arndt, gewiß ein treuer Patriot, geschrieben: „Welche dreifache Eifersucht würde England sogleich offenbaren, wenn Deutschland jemals in die würdige Stellung kommen könnte, nur den Anfang einer Seemacht zu bilden!“ Wir dürften uns nicht in die Abhängigkeit von England begeben, denn wenn wir uns ganz an England bänden, würde dieses uns nicht gestatten, unsere wirtschaftliche Entfaltung, die den britischen Vetter schon sehr stark beunruhige, durch einen Stacheldraht zu schützen, der uns ihm gegenüber selbständig mache. Wir dürften England weder provozieren noch uns

an England binden. Zwischen dieser Szylla und jener Charybdis liege die Gefahrzone, die zu durchmessen wäre. Die politische Lage würde mir sehr erleichtert werden, wenn bei unseren Neubauten die großen Schiffe nicht zu sehr in den Vordergrund geschoben und der Akzent mehr auf die Kreuzer, auch auf Torpedos und Küstenbefestigungen gelegt würde. Das Gegenteil sei aber der Fall. Tirpitz wolle sogar ausdrücklich auf neue Küstenpanzerschiffe verzichten.

Meine Einwürfe riefen den lebhaften Widerspruch des Kaisers hervor. Sie verstimmten ihn. Er ließ sich mir gegenüber unter vier Augen zu der Bemerkung hinreißen, das sei mir wohl von dem „bösen Alten in Friedrichsruh“ beigebracht worden. Der habe ja auch Tirpitz geraten, keine großen Kampfschiffe zu fordern, sondern nur Kreuzer. Ich konnte dem Kaiser wahrheitsgetreu erklären, daß Fürst Bismarck mit mir über die Marinevorlage und Marinepolitik überhaupt nicht gesprochen habe. Der Admiral von Tirpitz motivierte in Wilhelmshöhe gerade die Forderung von Linienschiffen mit soviel Sachkenntnis und so überlegener Beherrschung der Materie, daß es für einen Laien schwer war, ihm auf diesem Gebiete mit Erfolg zu widersprechen. Ich ließ auch keinen Zweifel darüber, daß ich nicht geschmacklos genug wäre, den Bönhasen zu spielen, der den Meistern der Zunft ins Handwerk pfuscht. Ich dürfe aber nicht verschweigen, daß die politische Sicherung der Durchführung der Flottenpläne um so diffiziler würde, je mehr wir die Aufmerksamkeit der Engländer auf die großen Schiffe lenkten. Ich wäre vorläufig nicht der Meinung, daß England durch unseren Flottenbau zu einem gewaltsamen Coup veranlaßt werden würde, zu einem Ultimatum oder gar zu einem Vorgehen, wie es Albion vor neunzig Jahren gegenüber Dänemark angewandt hätte. Unser politisches Verhältnis zu England werde aber außerordentlich schwierig werden: Wenn wir uns vertragsmäßig an England bänden, läge darin schon mehr oder weniger der Verzicht auf die Durchführung unserer Flottenpläne, denn sie seien kaum vereinbar mit einem wirklich aufrichtigen und vertrauensvollen deutsch-englischen Bündnis. Aber auch wenn wir volle Bewegungsfreiheit behielten, müßten wir nach Möglichkeit vermeiden, was zwischen uns und der größten Seemacht zu unnötigem Mißtrauen und überflüssigen Friktionen Anlaß geben könnte. Wir müßten den Risikogedanken als den eigentlichen Zweck des deutschen Flottenbaus in den Vordergrund stellen, immer wieder hervorheben, daß unser Flottenbau keine offensive Bedrohung bedeute, sondern nur gegenüber fremdem Angriff für den Bedroher unseres Friedens ein stets wachsendes Kriegsrisiko schaffen solle.

Tirpitz versprach mir, daß ich in dieser Beziehung auf seine Unterstützung rechnen könne, und er hat diese Zusage gehalten. Er war stets bemüht, die Stapelläufe der Kriegsschiffe möglichst wenig dekorativ zu

gestalten, was ihm bei der Vorliebe des Kaisers für nach außen wirkenden Pomp oft recht schwer wurde. Er suchte den Flottenverein zu einer ruhigen und besonnenen Haltung und Sprache zu veranlassen, was gleichfalls mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft war. Er hat sich auch während des Burenkriegs bemüht, das Überschäumen der damals in Deutschland grassierenden törichten Burenbegeisterung einzudämmen. Ich versprach meinerseits nochmals, das meinige zu tun, um die Vorlage meines Kollegen von der Marine im Reichstag durchzubringen. Unsere Politik müsse zielbewußt und beharrlich, einsichtig und mutig sein, entsprechend der Größe des Reichs, unserer ruhmvollen Vergangenheit und der starken Art unseres Volkes. Wir könnten und dürften die Hand nicht vom Pfluge lassen im Augenblick, wo es gelte, unseren Acker zu bestellen.

VIII. KAPITEL

Wilhelm II. bei der Herbstparade in Koblenz • Würzburg • Manöver des 2. Bayrischen Armeekorps • Fahrt nach Nürnberg mit den bayrischen Ministern (2. IX. 1897) Ministerpräsident Freiherr von Crailsheim, Finanzminister von Riedel, Kriegsminister Freiherr von Asch • Der preußische Gesandte beim Münchener Hofe Graf Monts, dessen Briefe an Bülow und über Bülow • Kaisermanöver in Hessen • König Humbert und Königin Margherita von Italien • General von Schweinitz • Der Gibraltar

Paradediner in Koblenz

Ich machte mich in Wilhelmshöhe so bald als möglich wieder frei, um mich in Berlin den Geschäften meines Ressorts zuzuwenden. Der Kaiser begab sich von seinem hessischen Schloß Ende August zu den Manövern des 8. Armeekorps nach Koblenz. Hier hielt er bei dem Paradediner am 30. August 1897 einen Trinkspruch, der oratorisch eine seiner glänzendsten Leistungen war. Es gab nicht viele, die imstande gewesen wären, so schön und so hinreißend zu sprechen. Das Lob, das er dem früheren Kommandierenden General des 8. Armeekorps, dem Freiherrn Walter von Loë, spendete, diesem General, dessen Name Tapferkeit, dessen Wesen Ritterlichkeit und dessen Leben Treue auf dem Schlachtfelde und im Frieden gewesen sei, mußte nicht nur jedem alten Königshusaren ans Herz greifen, der, wie ich, in Loë seinen Kriegsobersten verehrte und liebte, sondern wurde in der ganzen Rheinprovinz mit Begeisterung aufgenommen. Wenn aber Wilhelm II. auf dem ihm von der Provinz gegebenen Feste von dem Königtum von Gottes Gnaden, „mit seiner furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein, von der kein Mensch, kein Minister, kein Abgeordnetenhaus, kein Volk den Fürst entbinden kann", sprach, wenn er die Rheinprovinz dazu beglückwünschte, daß der „geweihte Fuß des großen Kaisers" sie betreten habe, so war das eine Sprache, die weder in unsere Zeit noch in die heutige Gedankenwelt paßte. Sie erinnerte an Friedrich Wilhelm IV. Nur daß hinter den glänzenden und schillernden Perioden Wilhelms II. ein stärkerer Wille stand als hinter den rednerisch ebenso schönen Ausführungen des Großoheims.

Ich mußte mit Betrübnis feststellen, daß meine Bemühungen, den Kaiser zu einer mehr der Gegenwart und den Realitäten des deutschen Denkens und Lebens angemessenen Sprechweise und Haltung zu ver-

anlassen, bisher wenig Erfolg gehabt hatten. Es war alles an ihm abgeglitten wie Wasser am Entenflügel, um eine Bismarcksche Wendung zu gebrauchen. Oder noch besser, um mit Goethe zu sprechen, der Seidenwurm ließ sich das Spinnen nicht verbieten.

Prinzregent Luitpold

Am 1. September traf ich mit dem Kaiser in Würzburg wieder zusammen. Hier sollte die große Herbstparade des 2. Bayrischen Armeekorps stattfinden. Die alte Bischofsstadt, im Norden überragt von der Feste Marienburg, anmutig an den Ufern des rebhügelumkränzten Mainstroms hingelagert, bot mit ihrer prachtvollen, von dem genialen Pinsel eines großen italienischen Meisters, des Tiepolo, geschmückten Residenz, die Napoleon I. nicht ohne Malice „la plus belle cure de l'Europe", das schönste Pfarrhaus in Europa, genannt hatte, mit ihren Adelspalästen von feiner Kultur einen stimmungsvollen Rahmen für die Begegnung des Kaisers mit dem ehrwürdigen Regenten Bayerns, der in Würzburg das Licht der Welt erblickt hatte und besondere Anhänglichkeit für seine Vaterstadt empfand. Der Prinzregent Luitpold, der damals schon im 76. Lebensjahr stand, aber noch fünfzehn Jahre leben sollte, schaute aus wie ein aus seinem Rahmen zur Erde gestiegener Ritter des Mittelalters. Wer ihn ansah, konnte sich ungefähr vorstellen, wie im 12. oder 13. Jahrhundert ein fränkischer, bayrischer oder schwäbischer Herzog sich ausnahm. Er sah immer gleich vornehm aus, ob er als Großmeister des Ordens vom heiligen Hubertus in prächtigem Kostüm mit dem achtstrahligen silbernen Bruststern und geschmückt mit der goldenen Ordenskette aus Schilden, auf denen abwechselnd der heilige Hubertus und der Hirsch zu sehen waren, mit dem dunkelrot und grün geränderten Bande des schon 1444 von Gerhard V. von Jülich und Berg gestifteten Ordens auftrat oder in einfacher Jagdjoppe den Spessart durchstreifte. Unter den vielen deutschen Fürsten, die dem Schutzpatron der Jäger gehuldigt haben, war Prinzregent Luitpold wohl einer der eifrigsten Verehrer jenes Heiligen, den der mit einem Kreuz zwischen dem Geweih geschmückte Hirsch von der Jagd und aus der Welt ins Kloster rief. Die Jagd regulierte das Leben des Prinzregenten. Er widmete ihr den größten Teil seiner Wochentage, am Sonntag besuchte er die Messe und erledigte dann am Nachmittag die Geschäfte. Diese wurden darum in keiner Weise schlecht wahrgenommen. Prinzregent Luitpold hatte ungewöhnlich tüchtige Minister, die sich nicht nur durch Fleiß und Begabung, sondern auch durch lange Amtsdauer auszeichneten.

Drei von ihnen, Graf Crailsheim, Herr von Riedel und Graf Feilitzsch, waren an dreißig Jahre im Amt. Der Prinzregent ließ seinen Ministern freie Hand, war aber weit davon entfernt, sich von ihnen abhängig zu machen. Er war von tiefer Religiosität erfüllt, hielt aber die Geistlichkeit in wohlbemessener Entfernung, stand straff auf dem Boden der Parität und hatte

in kirchlichen Fragen wirkliches Vertrauen nur zu dem von ihm als Freund behandelten Stiftsprobst von Türk, der alljährlich am Gründonnerstag die Beichte des alten Herrn hörte. Auch dem Heiligen Stuhl gegenüber vertrat er, aller persönlichen Deferenz ungeachtet, die Hoheitsrechte seines Hauses mit Nachdruck, was deutlich in einem Handschreiben zum Ausdruck kam, in dem er die vertrauliche Anregung des Papstes Pius X. zur Vornahme gewisser Verfassungsänderungen strikte ablehnte. Als der Minister Graf Podewils, dem er besonders gewogen war, sich politisch festgefahren hatte, entließ er ihn mit demselben Gleichmut, mit dem er einen Jäger hätte gehen lassen, der ihn auf einem seiner Jagdgründe einen falschen Weg geführt hätte. Am Abend des Tages, wo Graf Podewils gegangen und nicht gern gegangen war, ließ sich der alte Prinzregent einmal wieder die Hühneraugen schneiden. Als der biedere Münchner, der mit der Pflege der alten Füße des inzwischen neunzig Jahre alt gewordenen Fürsten betraut war, ihn frug, wie es ihm ginge, antwortete ihm dieser: „Gut geht's mir! Ich habe heute alle meine Minister fortgeschickt. Und da sagen die Leut, ich würde alt!“

Der Prinzregent hatte einen eisernen Körper. Er badete täglich kalt, und im Winter mußte im Teiche des Schlosses Nymphenburg ein Loch ins Eis gehauen werden, damit er dort sein Bad nehmen konnte. Es kam vor, daß er, stark von der Jagd erhitzt, auf einer ein- oder zweistündigen Rückfahrt bei rauhem Herbstwetter und strömendem Regen jede Umhüllung, Mantel oder dergleichen, zurückwies, dann erst seine Joppe, hierauf die Weste öffnete, schließlich das Hemd, und sich so den kalten Regen mit Vergnügen auf die breite Brust ergießen ließ. Halb erstarrt vor Kälte saß dann wohl neben ihm sein Minister Podewils, der eine zarte Gesundheit hatte und nur durch ungewöhnliche Energie des Willens und ausgeprägtes Pflichtgefühl seinen schwachen Körper arbeitsfähig erhielt.

Ich wurde im Palais des Freiherrn von Würtzburg untergebracht, einem feingegliederten Renaissancebau aus der besten Kunstperiode Würzburgs. Baron Würtzburg war das Bild eines fränkischen Edelmanns, der typische Vertreter einer der uralten reichsritterschaftlichen Familien Frankens, deren Wappen im hohen Dom, auf einem vor dem Hauptaltar aufgestellten Silberschrein vereinigt, vom Glanz des Hochstifts Würzburg Zeugnis ablegen. In der Bayrischen Ersten Kammer, der er als erbliches Mitglied angehörte, trat Baron Würtzburg wiederholt mit Wärme und Überzeugungskraft für den Reichsgedanken ein und bewährte sich auch im Flottenverein als patriotischer, aber maßvoller und besonnener Politiker. Er sollte der letzte seines Stammes sein. Sein einziger Sohn, Edmund Freiherr von Würtzburg, fiel als Held schon 1914 bei einer mit besonderer Bravour ausgeführten Patrouille an der Westfront.

Von Würzburg wurde am 2. September 1897, dem Sedantage, nach Nürnberg gefahren.

Fahrt nach Nürnberg

Wenn einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll.

In dieser herrlichen Stadt weilte Wilhelm II. besonders gern. Hier hatte sein Haus lange das Burggrafenamt innegehabt. Der König von Preußen führte als vierten Titel nach dem Kaiser, nach dem König, nach dem Markgrafen von Brandenburg, den Titel, Burggraf zu Nürnberg. Es ist allgemein bekannt, wie schwer es 1866 dem Fürsten Bismarck wurde, nach den preußischen Siegen in Böhmen seinen alten König zu einem maßvollen Frieden zu bewegen. Der König hätte nicht nur gern das schöne und reiche Böhmen behalten, er wünschte vor allem die 1806 verlorengegangenen fränkischen Fürstentümer der Hohenzollern wiederzugewinnen, die Markgrafschaft Bayreuth, die seit 1248, und die Markgrafschaft Ansbach, die seit 1362 im Besitz der Hohenzollern gewesen war. Wilhelm I. erhob auch Anspruch auf den Stammsitz seines Hauses, auf Nürnberg, wo die Hohenzollern seit 1190 als Burggrafen gewaltet hatten. Nach dem Donnerschlag von Sadowa herrschte in München große Besorgnis, daß Franken der bayrischen Krone verlorengehen könne. Von trüben Ahnungen erfüllt, war der damalige bayrische Ministerpräsident, Freiherr von der Pfordten, im preußischen Hauptquartier erschienen. Die erste Begrüßung durch den Grafen von Bismarck-Schönhausen war nicht geeignet, die Besorgnisse des bayrischen Ministers zu zerstreuen. Graf Bismarck fing damit an, Herrn von der Pfordten zu sagen, sein Besuch sei eigentlich ein Überfall, er habe verboten, ihn vorzulassen, und werde den Hauptmann, der ihm trotzdem Durchlaß gewährt hatte, vor ein Kriegsgericht stellen lassen. Der preußische Ministerpräsident hatte dann Herrn von der Pfordten alle Dienste ins Gedächtnis zurückgerufen, die Preußen im Laufe der Zeit gerade Bayern erwies: an die Rettung der Selbständigkeit Bayerns durch Fricdrich den Großen in jener Stunde, wo ein bayrischer Kurfürst, weil ihn das reiche und kultivierte Belgien mehr lockte als das damals ziemlich primitive Bayern, im Begriff stand, Bayern an Österreich zu vergeben. Graf Bismarck erinnerte auch daran, daß er 1866, noch kurz vor dem Kriege, Bayern ein Kondominat in der Weise vorgeschlagen hatte, daß Preußen in Nord- und Bayern in Süddeutschland die Führung übernehmen solle. Der bayrische Ministerpräsident sah im Geiste schon Ansbach und Bayreuth und das herrliche Nürnberg verloren. Als nun Graf Bismarck schließlich einlenkte und dem bayrischen Minister erklärte, wenn Bayern sich zum Abschluß eines Schutz- und Trutz-

bündnisses mit Preußen bereit erkläre, solle es mit ganz unbeträchtlichen Gebietsabtretungen und einer sehr mäßigen Kriegsentschädigung davonkommen, wurde Herr von der Pfordten, der die Empfindung hatte, nach kurzer Pein im Fegefeuer ins Paradies versetzt zu werden, derartig von Rührung übermannt, daß er seinem großen Gegenüber, der übrigens jahrelang sein Kollege am Frankfurter Bundestag gewesen war, mit den Worten um den Hals fiel: „Ich sehe, daß auch Sie ein deutsches Herz haben!" Lächelnd erwiderte Bismarck: „Haben Sie mich denn bisher für einen Botokuden gehalten?"

Als kleines Pflaster für das gekränkte dynastische Bewußtsein des alten Königs Wilhelm wurden dem König von Preußen später im preußisch-bayrischen Friedensvertrag gewisse Ehrenrechte in der Burg von Nürnberg eingeräumt: er durfte dort in einem dem preußischen Königshaus „auf ewige Zeiten" eingeräumten Flügel wohnen, auch seine Hausfahne aufziehen. Ich erinnere mich nicht, ob Wilhelm I. von diesen Befugnissen je Gebrauch gemacht hat. Wilhelm II., der auf dergleichen Ehrenrechte hohen Wert legte, kam nie nach Nürnberg, ohne auf der Burg die schwarzweiße Fahne aufzuziehen und die dort für ihn bestimmten Zimmer zu beziehen. Das erfreute nicht gerade das Herz der Wittelsbacher, aber es ging doch stets ohne jede ernstliche Verstimmung ab. Die deutschen Fürsten fühlten, daß es ihnen nie so gut gegangen war als in dem durch Bismarcks Politik wiedererrichteten Deutschen Reich. In der napoleonischen Zeit waren manche von ihnen, speziell die süddeutschen Häuser Wittelsbach, Württemberg, Zähringen, rasch avanciert, aber unter der brutalen Faust des fürchterlichen Korsen war dem deutschen Serenissimus doch nie ganz wohl zumute gewesen. Im Jahre 1848 hatten sie alle für ihre Throne gezittert und waren zum Teil nahe daran gewesen, freiwillig zu abdizieren. Erst seit der großen Wende von 1866 bis 1871 fühlten sich die deutschen Könige, Großherzöge, Herzöge und Fürsten in voller, durch den Quaderbau der Reichsverfassung gewährleisteter Sicherheit. Die Genialität des Fürsten Bismarck tritt wohl nirgends deutlicher zutage als in der Verfassung des Norddeutschen Bundes, aus der die Verfassung des Deutschen Reiches werden sollte, jene Verfassung, die aus seinem genialen Haupte hervorging wie die Pallas Athene aus dem Haupt des Zeus. Er hat ihre Grundzüge in einer Nacht des Jahres 1866 an zwei seiner Mitarbeiter diktiert. Der eine war der spätere Oberpräsident, Minister des Innern und Ministerpräsident Botho Eulenburg, der von der Wiege bis zum Grabe ein konservativ gerichteter, dabei durchaus vorurteilsloser und aufgeklärter Typus des hohen preußischen Beamten war, ein an Charakter und an Fähigkeiten gleich hervorragender Staatsmann. Der andere war Lothar Bucher, Steuerverweigerer von 1848, als solcher verurteilt und zur Flucht nach

London genötigt, wo er im Exil in nahe Beziehungen zu Karl Marx trat. So wußte Bismarck alle Kräfte dem einen großen Ziel der Einigung Deutschlands und seiner Erhebung zur wirklichen Großmacht dienstbar zu machen. Was in langen Jahrhunderten nicht gelungen war, erreichte Bismarck: den Ausgleich zwischen der berechtigten Eigenart der deutschen Stämme und Gebiete und der notwendigen Einheit der Nation, zwischen den überlieferten Traditionen und den unerläßlichen Neuerungen. Er hatte das schöne Wort des alten Kirchenvaters in die politische Wirklichkeit überführt: In necessariis unitas, in dubiis libertas. Zu seinem genialen Wurf verhält sich das mühsam zusammengeflickte Elaborat des Professors Dr. Hugo Preuß wie in Wagners unvergänglichen „Meistersingern" das Gemecker des Schreibers Beckmesser zu dem himmelanstrebenden Gesang des Ritters Walter von Stolzing.

Die Fahrt nach Nürnberg legte ich gemeinsam mit den bayrischen Ministern zurück. Der Ministerpräsident Freiherr, später Graf von Crails- *Crailsheim*
heim war der Sohn eines alten fränkischen ritterschaftlichen Geschlechts, ein hochgewachsener, schlanker, sich immer kerzengerade haltender Mann von vornehmen Manieren und durchaus vornehmer Gesinnung, der beste Ministerpräsident, den Bayern im vergangenen Jahrhundert gehabt hat, und einer der ausgezeichnetsten Männer des neueren Deutschland. Er war durch und durch reichstreu, aber ebenso sorgsam und gewissenhaft wie über die nationale Einheit wachte er über die verfassungsmäßigen Rechte des zweitgrößten deutschen Bundesstaates. Der Staatssekretär des Reichspostamts, General von Podbielski, der den Kaiser Wilhelm II., zu dessen Freunden er gehörte, durch einen hübschen Coup erfreuen wollte, kam bald nach seiner Ernennung auf den Gedanken, Bayern zur Aufgabe seines Briefmarken-Monopols zu bewegen. Er fuhr nach München und wurde von dem Ministerpräsidenten in dessen Arbeitszimmer empfangen mit der diesem eigenen Würde und in etwas reservierter Art, freundlich, aber gemessen. Podbielski, der eine joviale Natur war, selten etwas übelnahm und sich freute, wenn man ihn Pod nannte, ging direkt auf den bayrischen Ministerpräsidenten zu, der sich von seinem Arbeitsstuhl erhoben hatte, und meinte in seinem jokosen Ton: „Ich möchte als alter Husar gern eine Attacke auf Sie reiten. Wie wäre es mit der Aufgabe der blau-weißen Briefmarken? Sie haben nichts davon, und uns würde es freuen." Ruhig und fest erwiderte Crailsheim: „Ein bayrisches Reservatrecht soll ich aufgeben? Nur über meine Leiche." Pod zog unverrichteter Sache wieder ab, nahm seinen Abfall aber in keiner Weise tragisch.

Neben Herrn von Crailsheim trat in der damaligen bayrischen Regierung der Finanzminister Riedel hervor, einer der besten Finanzminister, die ich *Riedel*
gekannt habe. Er war ungewöhnlich häßlich, wußte das und scherzte gern

darüber. Als Riedel einmal in Berlin weilte und an einem großen Hofball teilnahm, zeigte man ihm eine wunderschöne Frau, die er staunend bewunderte und die ihn schließlich zu dem Ausruf veranlaßte, daß er zu einer solchen Schönheit kaum die Augen erheben könne. Irre ich nicht, war sie die Frau des argentinischen oder mexikanischen Gesandten, den er bald nachher auch kennenlernte und der noch mehr als Riedel selbst das Gegenteil eines Adonis war. Befriedigt meinte Riedel: „So schön bin i a!" Freiherr von Riedel hatte eine ungewöhnlich rasche und klare Auffassung. Ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich die Grundzüge des Zolltarifs und die Direktiven für seine parlamentarische Behandlung bei der ersten Beratung der Vorlage im Bundesrat in einer Fensternische des großen Bundesratssaales im Reichsamt des Innern während eines halbstündigen Gesprächs mit ihm festgelegt habe. Wir verstanden uns sofort. Als ich Reichskanzler wurde, sagte mir der bayrische Gesandte in Berlin, Graf Hugo Lerchenfeld, ein Mann von nüchternem und gesundem Menschenverstand: „Sie werden es machen. Es gibt nämlich in Berlin sehr viele Leute, die jeden Baum im Walde kennen, jeden Ast und jeden Zweig und jedes Blatt aufzählen und beschreiben können; aber es gibt nicht viele, die außer und über den Bäumen auch den Wald sehen, und zu diesen wenigen, glaube ich, gehören Sie." Zu diesen wenigen gehörte jedenfalls der bayrische Finanzminister Riedel.

Während unserer Eisenbahnfahrt nach Nürnberg machte mich der Kriegsminister, General von Asch, ein im Krieg 1870 bewährter, tapferer Offizier, darauf aufmerksam, daß unter den anwesenden bayrischen Ministern die Franken und die Evangelischen überwögen. „Und das ist gut", fügte der Minister hinzu, „denn die Franken und Protestanten sind uns über. Das sage ich, obschon ich selbst Katholik und Altbayer bin." Mit Ernst und Würde, nicht ohne Strenge protestierte der Ministerpräsident. Allerdings wäre es ein leuchtender Beweis für die Weisheit des Hauses Wittelsbach, daß es seit fast einem Jahrhundert bestrebt gewesen wäre, die Nichtaltbayern und Nichtkatholiken Bayerns durch besonders freundliche Behandlung fest an das Herrscherhaus und an den bayrischen Staat zu knüpfen. Gerechtigkeit und volle Parität seien aber dabei nie zu Schaden gekommen. Alle Anwesenden stimmten zu.

Bei der Paradetafel hielt der Prinzregent eine kurze, warme Ansprache, Wilhelm II. sprach oratorisch wirkungsvoll wie immer und, ebenso wie sein Gastgeber, mit von Herzen kommender und zu Herzen gehender Wärme von der kerndeutschen alten Stadt Nürnberg. Er erinnerte daran, daß der deutsche Kaiser Heinrich VII. bei seinem Römerzug den Hohenzollern Friedrich V. und den nachherigen deutschen Kaiser Ludwig von Bayern auf der Wiese am Tiber, beim Pons Milvius, am gleichen Tage zu

Rittern geschlagen habe. Ich saß neben dem Grafen Crailsheim. Kein Teiresias hätte damals vorausgesehen und keine Kassandra vorausgesagt, daß auf dem Stuhl des Grafen Crailsheim einmal der aus Galizien über Berlin nach München verschlagene Aventurier Kurt Eisner sitzen würde und daß unter ihm in den Tagen der Räteherrschaft als Minister katilinarische Existenzen wirken würden, die, wie die Hébertisten 1794 und die Pariser Kommunisten von 1871, wenn nicht ins Zuchthaus, so doch ins Irrenhaus gehörten. Und wer hätte geahnt, daß einundzwanzig Jahre nach jenem Festtage in Nürnberg den Platz des damals auf der Höhe der Macht stehenden Deutschen Kaisers, der in der deutschesten aller deutschen Städte, den Regenten des zweitgrößten Bundesstaats neben sich, in hochgemuter Rede „die herrliche kerndeutsche alte Stadt Nürnberg" feierte, ein aus Heidelberg nach Bremen verschlagener Sattlergeselle einnehmen würde, der dort eine Wirtschaft eröffnet hatte und vermutlich an demselben 2. September 1897 seinen Gästen schäumendes Bier oder einen steifen Grog kredenzte und sich mit ihnen über die goldene Zeit unterhielt, welche die völkerbefreiende, völkerverbindende Sozialdemokratie, wenn sie nur erst am Ruder wäre, über Deutschland herbeiführen würde. Dieser biedere Gastwirt hieß Fritz Ebert. Die Sozialdemokratie ist zur Macht gelangt. Aber ihre Zusagen und Versprechungen hat sie nicht erfüllt. Das Hochkommen der Sozialdemokratie führte in Rußland, in Ungarn und, wo ihr linker Flügel dies vermochte, auch in Deutschland an manchen Orten zu Blutvergießen und jeder Art von Greueln. Selbst ihre verständigere Mehrheit hat weder ein besseres Verhältnis zwischen den Völkern noch wahre Freiheit herbeiführen können.

Monts in München

Je wohltuender und beruhigender die Eindrücke waren, die ich in persönlichem Verkehr bei meinem ersten Besuch in Bayern von den bayrischen Staatsmännern empfing, je befriedigter ich durch die loyalen, vom Geiste aufrichtiger Reichstreue getragenen Erklärungen sein konnte, die der treffliche Graf Crailsheim mir gegeben hatte, um so unerfreulicher mußte ich die Haltung finden, die Graf Monts, damals preußischer Gesandter am bayrischen Hofe, gegenüber der bayrischen Regierung einnahm und von der einige bereits von mir wiedergegebene Briefe nur allzu beredt sprachen. Die preußischen Gesandten, die in München seit der Gründung des Reichs beglaubigt waren, hatten sicherlich oft mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, aber sie erfreuten sich durchaus persönlicher Wertschätzung, und das Palais an der Türkenstraße war eines der Zentren der Münchener Geselligkeit. Monts war im Gegensatz zu seinen Vorgängern und Nachfolgern in allen Kreisen der bayrischen Hauptstadt wenig gern gesehen und hatte nur eine mäßige Stellung. Nach meinem Besuch in Würzburg und Nürnberg schrieb der Königliche Gesandte in München, Graf Monts, an meine Frau:

„In Franken hatte ich jetzt Gelegenheit, zu beobachten, mit welcher Geschicklichkeit Ihr Gatte die Leute zu behandeln versteht und wie er auch sonst geistig und, last not least, auch mit seinen körperlichen Kräften seiner schweren Aufgabe in jeder Beziehung gewachsen ist. Es war mir, wenn auch nicht überraschend, so doch eine große Beruhigung und Freude, dies beobachten zu können, und eile ich, Ihnen davon Mitteilung zu machen. Sie reden Bernhard wohl nicht von diesem Brief, den ich eben nur an seine von mir hochverehrte Frau richte, hoffend, dadurch etwas zu Ihrer Beruhigung beitragen zu können. Ich sage Ihnen ja nichts Neues, wenn ich Ihnen von den vorzüglichen Eigenschaften Ihres Gatten rede. Freuen und beruhigen und mit Stolz erfüllen muß es Sie aber, wenn ich Ihnen mitteile, daß alle Bayern voll des Lobes über Ihren Bernhard sind. Das Maßvolle, Ruhige und Wohlwollende in seinem ganzen Wesen hat die Leute kaptiviert; wer wie Crailsheim eingehender mit ihm Geschäftliches besprach, staunt über die rasche Orientierungsgabe Ihres Gatten und seine tiefe Bildung auf allen Gebieten des Wissens. Das Rüstzeug für seine Aufgabe hat Ihr Gatte, mögen nun die unsterblichen Götter seinem Beginnen ihre Gunst zuwenden.“ Die Bitte, mir nicht von diesem Brief zu reden, war natürlich nicht ernst gemeint. Der Brief war nur für mich geschrieben, sollte aber durch jene feine Wendung als spontaner Herzenserguß erscheinen.

Während der nächsten zwölf Jahre begleiteten mich die Huldigungen des Grafen Monts, wie in der antiken Tragödie der Chor der Handlung folgt. Zu Nutz und Frommen aller Streber und Kriecher gebe ich einige der Schlußwendungen wieder, mit denen er seine Briefe an mich eindrucksvoller zu gestalten bemüht war:

Seien Sie der dankbarsten Anhänglichkeit versichert Ihres .....

Ich verbleibe in dankbarster Gesinnung stets Ihr getreuer Diener Monts.

(An meine Frau): Seien Sie, gnädigste Gönnerin, versichert der unwandelbaren, dankbarsten Verehrung Ihres getreuen Dieners A. Monts.

Zu Neujahr (auch an meine Gattin): Nochmals gratuliere ich zum Capo d'anno und bleibe im alten wie im neuen Jahr Ihnen und Bernhard stets treu und dankbarst ergebener A. Monts.

Täglich preise ich mich glücklich, in München (Rom) zu sein, und weiß wohl, daß ich es nur und einzig und allein Bernhard verdanke.

Gott behüte Sie in alle Wege!

Möge Gott Sie in seinen fernern, steten Schutz nehmen!

Gratias quam maximas ago, semperque agam.

In dankbarster Ergebenheit Ihr diplomatischer Kleinkünstler.

Ihr treuer Prokonsul in Pannonien (München, Rom).

Die Anrede war: Hochverehrter Gönner (an meine Frau: Gnädigste Gönnerin).

O et praesidium et dulce decus meum!

Hatte Graf Anton Monts uns besuchen dürfen, so schrieb er mir: „Im Verkehr mit Ihnen gewinne ich den Glauben an die Menschheit wieder. Alle guten Leute sind ja leider meist dumm, alle klugen in der Regel schlecht. Sie aber und Ihre Gattin sind klug und gut, jede Kleinlichkeit ist Ihnen fern. Nochmals Dank für alles Gute! Ich begreife jetzt immer mehr, daß alle Legationssekretäre, die das Glück hatten, unter Ihnen zu stehen und in Ihrem Haus gute Sitte, Anstand und Grazie des Lebens zu studieren, so ganz anders werden." Namentlich der Ausdruck seiner unwandelbaren Dankbarkeit kehrt in seinen Briefen immer wieder. „Ich verehre in Bülow", schrieb er an meine Frau, „den geistigen Vater meiner Münchener Gesandtschaft (meiner römischen Botschaft), ich habe also alle Ursache, ihm dankbar zu sein. Gott lohne ihm seine Freundschaft!" Schon als er seiner Freude über meine Ernennung zum Botschafter in Rom Ausdruck gab, schrieb er mir: „Übrigens versichere ich Sie, daß meine Freude ganz neidlos ist. Wie ich immer willig Ihre Überlegenheit anerkannt und oft vertreten habe, als Sie keineswegs Persona grata bei gewissen Herren waren (Anspielung auf Marschall, Holstein und Kiderlen, denen er früher ebenso eifrig den Hof gemacht hatte), so freue ich mich jetzt von Herzen, daß es wenigstens einem guten Mann seinem Verdienst gemäß geht."

„Der Verkehr mit zwei so seltenen Menschen, wie Sie und Ihre Gattin sind, ist immer ein wahrer Genuß für mich."

„Sie aber, mein alter lieber Bülow, sind der Guten Zuflucht und Hoffnung."

An meine Frau: „Ich erflehe die Gunst aller Nixen auf die schönste und liebenswürdigste aller Botschafterinnen herab. Servitore umilissimo Monts."

An mich: „Ich möchte immer im Schatten des Bülowschen Banners hausen."

„Gratias aus vollem Herzen für Ihre und Ihrer Gattin Neujahrswünsche. Ich erwidere dieselben in gleicher Aufrichtigkeit und bitte, auch Donna Laura meine submissen Gratulationen zu Füßen zu legen. Mehr als sonst irgendeine italienische Dame verkörpern für mich Mutter und Tochter mit ihrer vollendeten Liebenswürdigkeit, mit ihrem Geist und ihrem Geschmack die italienische Grazie. Nur daß vielleicht Ihre Gattin noch mehr Güte des Herzens besitzt, als man selbst bei der vortrefflichsten Italienerin zu finden berechtigt ist."

Und einige Tage später, auch an meine Frau: „Ich verdanke Bernhard schon so viel und bin nicht imstande, ihm auch nur einigermaßen das zu vergelten, was er in für mich nicht leichten Zeiten für mich Gutes getan hat. Möge er daher immer auf meine Ergebenheit rechnen und, welcher Dienst es auch sei, von mir verlangen! Ihr getreuer, gehorsamer Monts."

Es gibt ein Gedicht von Chamisso, das sich „Vetter Anselmo“ nennt und die Psyche des Strebers und Speichelleckers so glänzend schildert, als ob der sinnige Dichter ein Staatsmann oder Minister gewesen wäre, der solches Gewürm um sich zu beobachten Gelegenheit hatte. Fürst Bismarck hat über die Moral dieses Gedichts tiefsinnige Betrachtungen angestellt:

„O Dankbarkeit, du süße Pflicht,
Du Himmelslust, du Himmelslicht!
Wie hab' ich dich mir eingeprägt,
Wie habe ich stets dich heilig gehegt!“

So spricht zum Magier Yglano sein demütig bettelnder Vetter Anselmo. So sprach auch Graf Anton Monts zu mir, solange er meiner Unterstützung und Gunst bedurfte. Um an unsere alten Beziehungen zu erinnern und doch Devotion durchblicken zu lassen, begann er seine Briefe, nachdem ich sein Vorgesetzter geworden war, gelegentlich auch mit „lieber Bülow“, fügte dann aber hinzu: „Verzeihen Sie, wenn ich auch jetzt noch diese vertrauliche Anrede gebrauche, weiß ich doch, daß in Ihnen nie der Vorgesetzte den Freund verdrängen wird.“ Nun folgen einige politische Ausführungen, aber mit dem rührenden Zusatz: „Doch Sie wissen ja all dies besser als ich und werden vielleicht da, wo ich nur eine Mauer sehe, mit Ihrem weiteren Blick doch noch einen Ausweg erspäht haben. Meine besten Wünsche begleiten Sie jedenfalls, wie Sie ja auch stets auf meine unbedingte Ergebenheit und Ehrlichkeit rechnen mögen.“

Der weitere Verlauf meiner Erinnerungen wird leider zeigen, daß, als die Tage meines amtlichen Wirkens sich zu neigen begannen, weder von der Treue und Anhänglichkeit noch von der Verehrung und Liebe und am allerwenigsten von der Ehrlichkeit etwas zu spüren war, die Monts mir so oft und so feurig beteuert hatte und deren Quintessenz er im Frühjahr 1909 in Venedig gegenüber Wilhelm II. in die Worte zusammenfaßte: „Ich habe nie etwas von Bülow gehalten.“

Kaisermanöver in Hessen

Auf die bayrischen Manöver folgte das Kaisermanöver in Hessen. Zu diesem Kriegsschauspiel waren, einer besonderen Einladung des Kaisers folgend, auch der König und die Königin von Italien erschienen. Mancherlei Mißstände, die gerade bei den großen Kaisermanövern hervortraten, wurden damals in der Presse, besonders in den Bismarckschen „Hamburger Nachrichten“, scharf kritisiert. Man tadelte die Überanstrengung der Truppen zu Paradezwecken. Man kritisierte die nicht kriegsmäßigen großen Kavallerieattacken. Die militärischen Übungen dürften nicht zu Prunkschaustellungen werden, die von starken Unwahrscheinlichkeiten ausgingen und falsche Kriegsbilder vorführten. Die einzelnen Gefechtsakte müßten kriegsgemäßer, unter besserer Berücksichtigung der Feuerwirkung

Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst

des Gegners im Ernstfall, unter besserer Terrainbenutzung, auch ruhiger und langsamer stattfinden. Es käme nicht auf die Bequemlichkeit der fürstlichen und nichtfürstlichen Manövergäste an, sondern auf die Ausbildung von Offizieren und Mannschaften für den Ernstfall. So insbesondere das große Hamburger Blatt, das dem Fürsten Bismarck nahestand, dessen Tage nun zur Neige gingen, dessen Augen aber noch scharf und besorgt in die Zukunft blickten. In Homburg vor der Höhe, das ein Lieblingsaufenthalt Kaiser Wilhelms II. war, der während des Deutsch-Französischen Krieges als elfjähriger Knabe mit seiner Mutter und seinem Bruder Heinrich dort längere Zeit geweilt hatte, fand am 4. September 1897 die große Paradetafel statt. Wenn der von Friedrich Rückert besungene Chidher, der ewig junge, Zeit gefunden hätte, auf seiner Fahrt auch einmal die lieblichen Gelände des Taunus zu durchstreifen und dabei den großen Saal des Kurhauses von Homburg zu betreten, so würde er, der diesen Saal gekannt hatte mit grün überzogenen langen und breiten Tischen, mit dem eintönigen Surren der rollenden Roulettekugel und mit dem monotonen dreifachen Ruf des Croupiers: „Faites votre jeu, messieurs! Le jeu est fait! Rien ne va plus!", in demselben Kasinosaal die kaiserliche Galatafel erblickt haben, an deren Längsseite drei Königinnen saßen: die Königin Margherita von Italien, die Kaiserin und Königin Friedrich und die regierende deutsche Kaiserin Auguste Viktoria. Mein Platz war den Königinnen gegenüber, und der Kaiser fragte mich bei Tisch scherzend, ob ich schon einmal vis-à-vis von drei Königinnen gesessen hätte, was ich verneinte. Welcher von diesen drei Fürstinnen war im Leben das unglücklichste Los beschieden? Der Kaiserin Friedrich, die den edelsten Gemahl verloren hatte und damit die Möglichkeit, die hochfliegenden Pläne und Gedanken auszuführen, mit denen sie sich für den Fall seiner Regierung während vieler Jahre getragen hatte? Oder der Königin Margherita, der man wenige Jahre später ihren ritterlichen Gatten als blutüberströmte Leiche in das Schloß zu Monza tragen sollte, in denselben Saal, in dem sie sich eine Stunde vorher von König Humbert getrennt hatte? Oder war es der regierenden deutschen Kaiserin bestimmt, die unglücklichste der drei Frauen zu werden, sie, die 21 Jahre später die Niederlage des Vaterlandes und die Flucht ihres Gatten erleben und dann in der Fremde langsam und qualvoll sterben sollte?

„Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
In der Schnelle des Augenblicks!"

Nach Aufhebung der Tafel begegnete ich vor einer der geöffneten Flügeltüren meinem alten und verehrten Chef aus St. Petersburg, dem

General von Schweinitz. Er hatte sich nach seinem Scheiden von Petersburg, wo er als Botschafter lange und hervorragend gewirkt hatte, in Kassel zur Ruhe gesetzt. Er lud mich scherzhaft ein, als „aktiver Botschafter und Minister" vor ihm durch die Tür zu gehen. Ich verweigerte das mit dem Wort des Martial: „Cedo majori." Lachend meinte Schweinitz: „Na, endlich sehe ich wieder einen Menschen, der die alten Schriftsteller kennt und eine gebildete Sprache spricht." Ich kann beschwören, daß ich jenes Zitat nicht dem Büchmann verdankte. Ich hatte schon als Gymnasiast die Neigung oder den Fehler, zu zitieren. Wenn mir ein Gedanke durch den Kopf schoß, liebte ich es, ihm die Form zu lassen, die vor mir ein großer Schriftsteller oder Dichter gefunden hatte. Während meiner Amtszeit pflegten mich die Witzblätter häufig mit dem Büchmann in der Hand abzubilden, was mir großes Vergnügen bereitete. Den Büchmann selbst habe ich tatsächlich erst nach meinem Rücktritt in die Hand bekommen, wo ihn mir sein Verleger in schönem Einband und mit einem freundlichen Brief übersandte, in dem er ausführte, daß die Übersendung des berühmtesten Buches seines Verlages während meiner Amtszeit falsch hätte interpretiert werden können und deshalb unterblieben wäre. Jetzt aber gestatte sich der Verlag, das Buch zu übersenden, zumal inzwischen auch einige Aussprüche von mir aufgenommen worden wären.

General von Schweinitz verabredete mit mir ein Rendezvous für den nächsten Tag, wo wir uns ungestört aussprechen könnten. Wir trafen uns denn auch in dem Garten eines Homburger Hotels in einer schattigen Laube bei einem Glase Moselwein und sprachen eingehend die äußere und innere Lage durch. Schweinitz neigte mit seinem Gefühl mehr zu England als zu Rußland. Er war schon in früher Jugend in England gewesen, sprach vortrefflich Englisch und liebte den einzelnen Engländer. Er stimmte mir aber völlig darin bei, daß Rußland auch jetzt noch der Pivot unserer auswärtigen Politik wäre. Solange wir nicht mit Rußland karambolieren, würde uns Frankreich nicht angreifen und England noch weniger. Kämen wir aber mit Rußland in Krieg, so würde sicherlich Frankreich, vielleicht auch England, losschlagen. Im Laufe unserer Unterredung erwähnte ich eine Äußerung des Fürsten Bismarck, der in meinem Beisein, Ende der achtziger Jahre, einmal bemerkt hätte: „In dem russischen Faß gärt und rumort es bedenklich, das könnte einmal zu einer Explosion führen. Am besten für den Weltfrieden wäre es wohl, wenn die Explosion nicht in Europa, sondern in Asien erfolgte. Wir müßten uns dann nur nicht gerade vor das Spundloch stellen, damit der Zapfen nicht uns in den Bauch fährt." Lebhaft griff Herr von Schweinitz dieses Wort des Fürsten Bismarck auf: „Da hat der grand old man wieder mal recht. Rußland braucht für die in ihm gärenden bösen Säfte ein Dérivatif. Früher diente als solches die Balkanhalbinsel,

der nahe Osten. Das ist heute, wo wir die Verbündeten von Österreich-Ungarn geworden sind, zu bedenklich, namentlich wenn unsere Politik einmal mit nicht sehr feiner und dabei fester Hand geführt werden sollte. Bleibt nur Ostasien, der fernere Osten, da muß der Russe hin." Hinsichtlich meiner innerpolitischen Aufgaben und insbesondere meines Auftretens im Parlament erinnerte mich Schweinitz an einen klugen Ausspruch des Sokrates. Dieser weise Mann hätte den jungen Alcibiades, der vor seinem ersten Auftreten auf der Pnyx von einem gewissen Lampenfieber ergriffen wurde, gefragt, ob er sich etwa fürchte, mit dem Wursthändler Ariston oder dem Schuster Leander einzeln zu reden. Da dies nicht der Fall sei, brauche er sich auch nicht vor denselben Leuten zu fürchten, wenn sie zusammenstünden. Ich möge mir unsere verehrlichen Deputierten nur einmal einzeln und in der Nähe ansehen, dann würden sie mir schwerlich noch imponieren. „Aber die schwierigste Seite Ihrer Aufgabe", fuhr Herr von Schweinitz fort, „haben wir noch nicht berührt. Das ist das Verhältnis zum Kaiser. Sehen Sie, als ich ein junger Offizier in Potsdam war, vor 1848, wir lebten damals in sehr einfachen Verhältnissen, da erregte in Potsdam ein Zirkus großes Interesse, in dem wurde ein Maulesel vorgeführt, der hieß Gibraltar. Hundert Taler wurden demjenigen versprochen, der den Gibraltar dreimal um die Bahn des Zirkus herumreiten würde. Viele Ulanen, Kürassiere und Husaren meldeten sich. Manche ritten den Gibraltar nur einmal durch die Bahn, vor dem zweiten Versuch wurden sie heruntergebockt. Einigen wenigen gelang es zweimal, aber dreimal hat ihn keiner herumgeritten. Auf die Dauer mit unserem allergnädigsten Herrn auszukommen, erscheint mir ungefähr ebenso schwierig."

An den Gibraltar habe ich oft zurückdenken müssen.

IX. KAPITEL

Paradetafel in Homburg (4. IX. 1897) • Schwärmerei Wilhelms II. für Königin Margherita • Sein Brief an Philipp Eulenburg über seinen Besuch in St. Petersburg • Erste Begegnung mit dem späteren König Ludwig III. von Bayern • Die Adlerhorte • Rückkehr nach Berlin • Fühlungnahme mit den fremden Botschaftern: Graf Szögyényi, Graf Lanza, Sir Frank Lascelles, Graf Osten-Sacken

Toast auf Königin Margherita

Bei der Paradetafel in Homburg am 4. September 1897 hatte Kaiser Wilhelm II. einen Toast ausgebracht, der die Königin Margherita von Italien in so poetischen Wendungen feierte, wie sie in Staatsreden von Souveränen noch nicht vernommen worden waren. „Ich heiße", sprach Wilhelm II., „zugleich im Namen meines Volkes, in tiefster Dankbarkeit die hohe Königin willkommen, die es nicht verschmäht hat, aus ihrer Ruhe und ihrer der Kunst und Literatur gewidmeten Tätigkeit herzukommen, um hier inmitten des Feldlagers unserer Soldaten ihre holde Erscheinung zu zeigen. Eure Majestät sind uns Deutschen ganz besonders lieb und wert, weil Sie gleichsam das Ebenbild des hohen Gestirns sind, auf das Ihr Volk und Vaterland vertrauensvoll blickt, weil der Künstler, der Weise, der Musiker, der Gelehrte stets freien Zutritt zu Eurer Majestät haben." Mir sind in meinem langen Leben wenige Fürsten begegnet, die so eifrig wie Wilhelm II. bestrebt waren, sei es durch Ansprachen und Toaste, sei es durch Geschenke, Besuche, Glückwunschtelegramme und Aufmerksamkeiten, jede Art Freude zu bereiten und Herzen zu gewinnen. Das hing zweifellos zusammen mit der Gutmütigkeit und Naivität, die Kaiser Wilhelm II. menschlich sympathisch machten. Das war aber auch auf seine Überschätzung aller Äußerlichkeiten zurückzuführen. Da ihm, obschon er auf seiner breiten Brust kaum noch Platz für irgendeinen Orden hatte, jede neue Dekoration die größte Freude bereitete, da ihm jede Chefstelle in einer fremden Armee als ein persönlicher Erfolg erschien, auf den er stolz war wie einst der Grieche, der auf Korinthus' Landesenge seine Schläfe mit der Fichte Kranz umwinden durfte, so nahm er an, daß es kein besseres Mittel gäbe, andere, namentlich Ausländer und vor allem fremde Fürstlichkeiten, für sich einzunehmen, sie zu gewinnen und zu beeinflussen, als ihnen möglichst viele Attentionen zu erweisen. Dabei überschritt er nicht selten

die Grenzen des guten Geschmacks, trug die Farben zu stark auf und vergab seiner eigenen Würde und damit der Würde der Kaiserkrone. Wenn er dem Prinzen Ludwig von Bayern, der ihm einen Besuch abstatten wollte, selbst den Wagenschlag öffnete, wenn er den Expräsidenten Rooscvelt am Tore des königlichen, altehrwürdigen Berliner Schlosses empfing und ihn in eigener Person in das für ihn bestimmte Appartement geleitete, so waren das Übertreibungen. Dazu kam, daß Wilhelm II. nicht selten dieselben Persönlichkeiten, denen er allzu stürmisch gehuldigt hatte, nicht lange nachher in einem Anfall von schlechter Laune oder von mehr oder weniger berechtigter Empfindlichkeit vor den Kopf stoßen konnte. Das Endergebnis war, daß er am Schluß seiner Regierung gerade unter den Fürsten, seinen Kollegen, wie er sie scherzhaft zu nennen liebte, keinen einzigen wirklichen Freund besaß, daß er allen auf die Nerven ging, daß sie ihn alle im Grunde nicht mochten. „Juvenile consilium, latens odium, privatum commodum, haec tria omnia regna perdiderunt", so sprach zu den sein Sterbebett umstehenden Großen seines Reichs der Ungarnkönig Mathias Corvinus, der siegreich gegen die Türken, Polen und Böhmen gekämpft, Schlesien, Mähren und die Lausitz erobert und in Wien residiert hatte. Er hatte sogar, was ich ihm noch höher anrechne, denn ich bin ein passionierter Bücherliebhaber, in Ofen eine der reichhaltigsten Bibliotheken der Welt errichtet, die berühmte Corvina. Die treffliche Sentenz des Ungarnkönigs hat Kaiser Wilhelm II. leider in allen drei Richtungen verletzt. In jugendlicher Unbesonnenheit, mit juvenile consilium, hatte er den Fürsten Bismarck, um mit dessen eigenen bitteren Worten zu sprechen, fortgejagt wie einen unehrlichen Bedienten. Den an vielen Orten, in vielen Ländern, bei vielen Menschen gegen ihn angesammelten Haß, das latens odium, sah er nicht. Und er war endlich subjektiv in einem Grade, wie er mir sonst nur bei Virtuosen vorgekommen ist.

Was jenen Homburger Toast auf die Königin Margherita angeht, so war diese kaiserliche Huldigung an und für sich wohl berechtigt. Die an Geist und Charakter gleich bedeutende, durch Anmut wie durch Würde hervorragende Königin Margherita war in der Tat eine echte Tochter des Hauses Savoyen, das viele tapfere Ritter und staatskluge Regenten, das manche stolze Königin, das auch von der Kirche zu Heiligen erhobene Frauen hervorgebracht hat. Wenn nach Shakespeare König Lear „every inch a king" war, so konnte von der Gemahlin des Königs Humbert gesagt werden, daß sie jeder Zoll eine Königin war. In einer Unterredung, die sie in Homburg vor der Höhe mit mir führte, hatte ich geäußert, daß die mir in Berlin bevorstehende Aufgabe im Gegensatz zu meiner Tätigkeit im Pallazzo Caffarelli mehr Dornen als Rosen böte. Mit Bezug hierauf übersandte mir die Königin am nächsten Tage einige in deutscher Sprache

geschriebene Worte, die ich folgen lasse, weil sie charakteristisch sind für ihren hohen Sinn, ihren Geist und ihren Charme:

„Pflücke mutig die Rosen! Gott hat sie dir gegeben, um dir das Herz und die Gedanken durch die Pracht ihrer Farben und den süßen Geruch ihrer Blätter zu erfreuen! Und lasse dich nicht durch ihre Dornen erschrecken! Die Freude, die dir im Leben jede kleine, scheinbar vielleicht auch unansehnliche Rose bringen kann, ist hunderttausend Dornenstiche wert. Denn der Schmerz der Dornenstiche ist bald geheilt und vergessen, der süße Duft der Rose, selbst wenn sie schon lange verwelkt ist, bleibt noch für lange Zeit, vielleicht für dein ganzes Leben in deiner Erinnerung, und der Gedanke daran kann dir noch die Seele erhellen. Viele Leute verderben sich das Leben, weil sie aus feiger Angst vor den Dornen die Rosen, die die Engel Gottes auf ihre Straße gepflanzt haben, nicht pflücken! Wehe ihnen! Das sind die wirklich Unglücklichen dieser Erde. Denn sie sind unglücklich, weil sie es sein wollen!

Homburg, 9. Settembre 1897.

Margherita."

König Humbert antwortet

Als Antwort auf den schwungvollen Toast des Kaisers verlas in Homburg an jenem 4. September 1897 König Humbert eine offenbar von seinem Minister des Äußeren aufgesetzte, nicht originelle, eher banale, aber verständige und ruhige Rede. Der König sprach die Stellen der Rede, die seine Freundschaft für den Kaiser und seine Bewunderung für das deutsche Heer zum Ausdruck brachten, mit Bewegung und Schwung. Am Tage nach der Galatafel unternahm das deutsche Kaiserpaar mit den italienischen Majestäten und deren Gefolge von Homburg aus eine mehrstündige Rundfahrt. Unser Weg führte über Ursel, Kronberg, Königstein, Höchst und Frankfurt zurück nach Homburg.

Ich hatte den italienischen Minister des Äußeren gebeten, in meinem Wagen Platz zu nehmen. Der Marchese Visconti-Venosta war keine expansive Natur. Deutschland und allem Deutschen stand er kühl gegenüber, kühl bis ans Herz hinan. Er war Mailänder, und in dieser großen Stadt, die im alten römischen Reich die Roma secunda hieß, waren starke französische Sympathien lebendig geblieben, seitdem der General Bonaparte, wenige Tage nachdem er, die Trikolore in der Hand, die Addabrücke bei Lodi erstürmt hatte, in Mailand eingezogen war, bestrahlt von der aufgehenden Sonne seines ungeheuren Ruhms. Die damalige Begeisterung der Mailänder für die Franzosen hat Stendhal in seinem Meisterroman „La Chartreuse de Parme" geschildert. Sechzig Jahre später, nach Magenta und Solferino, stieg der Enthusiasmus für Frankreich noch einmal so hoch,

daß Mailand beschloß, dem Neffen des großen Korsen, Napoleon III., ein Reiterdenkmal vor dem herrlichen Dom zu errichten, den ein Deutscher, Meister Heinrich Arler von Gmünd, erbaute. Doch mit des Geschickes Mächten ist nun einmal selten ein längerer Bund zu flechten. Als Napoleon III., elf Jahre nach Magenta, bei Sedan die Schlacht und mit ihr seine Krone verlor, war sein Monument gerade fertig geworden. Es kam nie zur Aufstellung und steht, wenn ich mich nicht irre, noch heute in einem Mailänder Schuppen.

Aber trotz aller Discrimina rerum blieben die Sympathien für Frankreich in Mailand lebendig. Emilio Visconti-Venosta hat sich nie von ihnen befreit. In jener Zeit, wo er noch republikanischen Anschauungen huldigte, hatte er als Privatsekretär von Mazzini mehr als einmal in geheimem Auftrag des großen Verschwörers Paris besucht. Als Minister erschien er mehrfach am Tuilerienhof, während Napoleon III. und die Kaiserin Eugénie dort residierten. Nach Paris zog es ihn noch, als Italien sich dem Dreibund zuwandte. Nur ungern und unter dem Einfluß des damaligen Ministerpräsidenten Marco Minghetti begleitete Visconti als Minister des Äußeren 1873 den König Viktor Emanuel II. nach Berlin, wo er dem Fürsten Bismarck durch seine allzu reservierte Art ebenso mißfiel, wie ihm der freimütige, bei aller Klugheit durch und durch loyale und edle Minghetti gefiel.

Unsere Taunus-Fahrt führte Visconti und mich im September 1897 auf den besten Chausseen der Welt, die unsere an schlechtere Landstraßen gewöhnten italienischen Gäste in Erstaunen setzten, durch freundliche, reiche Dörfer, vorüber an reizenden Villen, an saftigen Wiesen, an langen Reihen prächtiger Obstbäume. Wie ein Garten war das Land zu schauen. Ich konnte beobachten, wie die anfängliche Gleichgültigkeit des italienischen Ministers mehr und mehr in Erstaunen, ja in Bewunderung überging. „Que ce pays est beau, qu' il est riche! Quel bien-être! Comme tout est bien tenu! Quel ordre, quelle propreté. Tout respire le travail, le bien-être. Ah, vous êtes un grand pays, un pays bien gouverné." Ich selbst hatte meine erste Jugend in dieser Gegend verlebt. Auch ich war erstaunt über die inzwischen gemachten Fortschritte. Um so erstaunter, als ich, seit ich von Frankfurt und dem Taunus schied, die größere Hälfte meines Lebens im Ausland verbracht hatte. Wie schön war damals Deutschland! In meinem Innern erklangen die Worte, die in der ersten Blüte- und Glanzzeit des deutschen Volkes, in der Hohenstaufenzeit, unser Walther von der Vogelweide gesungen hatte, daß kein Land über Deutschland gehe. Und wie hatte sich unter preußischer Verwaltung Frankfurt entwickelt! Aus dem gemütlichen und behaglichen, aber doch ein wenig krähwinkligen Frankfurt der Bundestags- und Biedermeierzeit war eine der reichsten, lebendigsten.

prächtigsten Städte in Europa geworden. Hier fühlte man, was deutsche Arbeit zu leisten imstande war.

„Das war die deutsche Treue,
Das war der deutsche Fleiß,
Der sonder Wank und Reue
Sein Werk zu treiben weiß."

Hier verstand man, was deutsche Kultur bedeutete, diese deutsche Kultur, die durch Ruhmredigkeit und Taktlosigkeit von unserer Seite, noch mehr durch die Perfidie und Gehässigkeit unserer Feinde als „culture allemande avec un K" seitdem außerhalb unserer Grenzen in Verruf geraten ist. Auf jener Fahrt 1897, long, long ago, empfand ich so recht, daß Kultur für uns Deutsche wirklich von „colere" kommt, daß unsere Kultur im Grunde Bebauen, Bestellen, Bearbeiten eines Ackers bedeutet, das Bebauen und Bestellen mit unermüdlichem Fleiß, die Pflege der Bäume und Pflanzen, schließlich eines ganzen Landes und davon aufsteigend alles dessen, was das geistige Leben umfaßt, Religion und Philosophie, Wissenschaft und Kunst. Wie ein verlorenes Paradies liegt das Deutschland jener Tage vor den Augen des trauervoll in die schönere Vergangenheit Zurückblickenden.

Wie konnten wir von solcher Höhe so tief sinken? Woran gingen wir zugrunde? Mit der Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager müssen wir einräumen: „Das Ärgernis kam von oben." Wilhelm II. besaß als Mensch viele, sehr viele sympathische, interessante, schöne und gute Züge. Es fehlten ihm aber zu unserem und zu seinem eigenen Unheil gerade diejenigen Eigenschaften, die den erfolgreichen Regenten ausmachen. In früheren Jahrhunderten sind manche „Fürstenspiegel" geschrieben worden, die das Muster eines Fürsten schilderten und alle Eigenschaften, die ein guter Fürst haben müsse. An Wilhelm II. lassen sich leider viele der Fehler und Schwächen nachweisen, die ein Fürst vermeiden muß, wenn seine Regierung erfolgreich verlaufen, wenn er wie Wilhelm I. beim Scheiden mit Befriedigung auf seine Regierung zurückblicken, mit Ruhe dem Urteil der Geschichte entgegenblicken, wenn er das Recht haben soll, wie der sterbende Augustus seinen Freunden zuzurufen: Plaudite amici, bene egi actum vitae.

Wilhelm II. an Phili

Während ich mit dem Kaiser dem hessischen Manöver beiwohnte, übersandte mir Philipp Eulenburg die Abschrift eines Briefes, den Kaiser Wilhelm nach der Rückkehr von Peterhof an ihn gerichtet hatte. Obwohl ich den Kaiser seit Jahren kannte und nun seit Monaten Gelegenheit gehabt hatte, ihn noch näher kennenzulernen, war ich von diesem Brief entsetzt. Welche Übertreibungen! Welche Illusionen! Welche bedenkliche Art, Menschen und Dinge so zu sehen, wie man sie im Affekt sehen

möchte. Ich war noch peinlicher berührt durch die Unbefangenheit, mit der der Kaiser nicht nur mit der Wirklichkeit, sondern auch mit der Wahrheit umsprang, mir Worte und Anschauungen in den Mund legte, die ich nicht nur nicht geäußert hatte, sondern die ungefähr das Gegenteil meiner Wünsche, meiner Ratschläge und aller meiner Ausführungen ihm gegenüber waren. Wie ein Scheinwerfer beleuchtete dieser Brief alle Schwierigkeiten meiner Aufgabe: mit diesem in mancher Richtung sehr begabten, liebenswerten Menschen, der aber als Regent so sehr zu Fehlschlüssen, Übertreibungen und Illusionen neigte, das Reich vor den Gefahren zu bewahren, die uns von außen wie im Innern drohten. Unter dem 20. August 1897 hatte der Kaiser aus Wilhelmshöhe an Philipp Eulenburg geschrieben:

„Lieber Phili!

Innigsten Dank für Deinen so wertvollen und interessanten Brief nebst einliegender Aufzeichnung, deren ich mich noch recht genau entsinne. Deine freimütige Aussprache, die Behandlung der Marine-Angelegenheiten betreffend, hat mich gefreut, und ich bin Dir besonders dankbar dafür; denn wenn Du nicht von der Leber weg reden willst, wer soll es dann sonst? Du scheinst in rebus maritimis besorgt zu sein, besonders betreffend der sogenannten ‚Stimmung' im Süden des ‚geeinten' deutschen Vaterlandes. Da wird es Dir von Interesse sein, zu hören, was darin geschehen ist. Das Marine- oder ‚Flottengesetz' ist im großen und ganzen fertig, hat meine Billigung, die prinzipielle des Kanzlers schon erhalten. Es sieht vor einen Stand der Flotte, der bis 1905 zu erreichen ist und erreicht werden muß und kann. Es bedingt die Erhöhung des Ordinariums um 28 Millionen und die Ausgaben für Bauten jährlich auf 56 Millionen statt 30—40 Millionen, wie es jetzt ist. Das ist der ganze Zauber! Die brave deutsche Nation ist auf Milliarden gefaßt, und wenn diese Vorlage an den Tag kommt, wird sie mit einem sehr dummen Gesicht dasitzen. Um so mehr als die zu fordernden ersten Raten genau in derselben Höhe wie bisher gefordert werden und nicht verändert werden sollen. Das ist im großen das Gesetz und sein Aussehen. Nun zur Frage der Behandlung desselben! Tirpitz hat zunächst ein großes Bureau konstruiert, was direkt, teils durch Mittelspersonen, gegen 1000—1500 Zeitungen und Blätter mit Maritima versorgt. In den großen Universitätsstädten ist überall das sehr bereitwillig entgegenkommende Professorenelement gewonnen für Mitwirkung, durch Wort, Schrift und Lehre, das Verständis für die Daseinsberechtigung einer Flotte zu stärken. Ferner hat Tirpitz seinen Aufenthalt in St. Blasien benutzt, Onkel Fritz von Baden* sich zu nähern und ihm Vorträge zu

* Großherzog Friedrich von Baden.

halten. Der Effekt derselben ist gewesen, daß der wie ein großer Teil unserer Fürsten und Völker völlig nichts ahnende und verstehende Großherzog so überrascht gewesen ist von der Kleinheit der Forderung, dem entsetzlichen Zustand der aktuellen Lage und der nationalen Notwendigkeit des Durchgehens dieses Gesetzes, daß er ein glühender Verfechter Meiner durch Tirpitz in Praxis umgesetzten Ideen geworden ist. Der Admiral kam mit der Message von Onkel an mich, daß er erfüllt sei von der Richtigkeit meiner Pläne und mit seiner ganzen Person uns in dem ‚Kampf um die Flotte' (sic!) beistehen und helfen wolle. Er werde die badische Presse dirigieren, er werde aber noch mehr, ‚sämtlichen Reichsfürsten' ungesäumt klarmachen, daß es ‚ihre Pflicht und Schuldigkeit' sei, den Kaiser hierbei zu unterstützen. Und sollte das dadurch in Erscheinung treten, daß sämtliche Bundesratsgesandten im Parlamente energische Erklärungen abgeben sollen, welche demselben jeden Zweifel darüber benehmen sollen, daß die vereinigten Fürsten nicht hinter dem Kaiser stünden!! Jagemann werde dahin instruiert! Tirpitz geht von hier nach Friedrichsruh, um mit dem ‚alten bösen Mann' wegen des Stapellaufes zu sprechen, von da nach München, Stuttgart, Darmstadt, um auch dort Vorträge an die Fürsten zu halten und dieselben zu orientieren; Onkel Fritz hat ihm überall Empfehlungen mitgegeben und will auch für die Besuche das Terrain vorbereiten.

So weit Tirpitz und die deutschen Fürsten. Du siehst daraus, wenn solche Fürsprache in Aussicht steht, ich meinen Schnabel natürlich halten und nur zum Essen und Trinken und Rauchen benutzen werde! Welch herrliche Saat fängt an aufzugehen und welcher Lohn Gottes für alle die Mühen und Sorgen und den Kummer, den ich auf diesem Gebiet gelitten habe. Was nun die Behandlung der Marine im Ministerium betrifft, so ist im allgemeinen Einigkeit da! Aber noch eine große Portion Angst vor Kämpfen und vor Abgeordneten etc. Der größte Angstmeier ist zu Meinem größten Kummer der aalglatte Miquel! Und hat sich dieser von Charakter an ein Rohr erinnernde Herr so weit hinreißen lassen, daß er gestern in ‚Norddeutsche' und ‚Post' einen gegen die — der Außenwelt und (im Detail) auch den Kollegen noch unbekannten — Vorlagen Tirpitz' inspirierten Artikel losgeschossen hat. Das hat ein scharfes Telegramm des letzteren an Hohenlohe zur Folge gehabt und einen geharnischten Befehl an die ‚Norddeutsche', sich nicht nochmal zu unterstehen, als Regierungsblatt solche Streiche auszuspielen. Zudem hat Bernhard (Prachtkerl!!!) umgehend Auswärtiges Amt und Presse eins auf den Kasten gegeben, und insbesondere hat er es übernommen, dem ‚charaktervollen' Vizepräsidenten Meines Staatsministeriums einige Freundlichkeiten von Mir zu sagen und ihm gehörig auf den Deckel eins zu geben. Er ist sogar ermächtigt, dem Ministerium zu

sagen, daß, wer von den Herren Meinen Befehlen nicht gehorchen wolle und meine Politik nicht billige, derselbe augenblicks sich davonzutrollen habe. Es sei endlich Zeit, daß das Kulissentreiben aufhöre und Gehorsam gegen den einmal ausgesprochenen Königswillen gehalten werde. Wie es Friedrich der Große vor der Schlacht von Leuthen von seinen Generälen auch verlangte!

Was die Gesetzgebung, den Umsturz betreffend, angeht, so habe ich bereits meine Absicht dahin ausgesprochen, daß wir viel eher zum Ziele kommen, wenn wir durch schwere Strafen vom Streik, Boykott etc. abschrecken, zugleich den willigen Arbeiter gegen gewaltsame Arbeitshinderung schützen, als durch ein sogenanntes Sozialistengesetz, d. h. eine Verschärfung des Strafgesetzbuches, indem alle Taten, welche die Sozialisten jetzt ungestraft verüben, mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren belohnt werden. Das wird sehr bald ziehen. Denn keiner geht ins Zuchthaus, da dadurch der Nimbus doch sehr leidet. Bernhard teilt meine Ansicht vollkommen.

Der Besuch in Rußland ist über alles Erwarten hinaus gut verlaufen, und habe ich mich in mehreren eingehenden Privatgesprächen vollkommen über alle großen politischen Fragen mit Nicky geeinigt, so daß wir beiden sozusagen über die Welt disponiert haben! Eine Rückgabe der Reichslande an Frankreich mit russischer Hilfe ist absolut, glatterdings ausgeschlossen. Daher ein Krieg zwischen Gallien und uns, und Rußland und uns, so Gott will, nicht mehr zu befürchten. Die Kontinentalsperre gegen Amerika und eventuell England ist beschlossene Sache. Rußland hat sich verpflichtet, Frankreich dazu bon gré, mal gré mitzubringen. An Dir wird es liegen, Wien von London zu trennen! Nicky und ich sind als innig, sich zärtlich liebende und absolut auf einander bauende Freunde wieder geschieden; und sind augenblicklich unsere Beziehungen so, wie sie unter Bismarck nie, vielleicht in der allerersten Zeit zwischen Nikolaus I. und Großpapa gewesen sind. Bernhard hat sich vorzüglich gemacht, und adoriere ich ihn! Mein Gott! Welch ein Unterschied mit dem süddeutschen Hochverräter! Welche Freude, mit jemand zu tun zu haben, der einem mit Leib und Seele ergeben ist und einen auch verstehen will und kann. Kiderlen hat ausgespielt, nachdem er versucht hat, durch absichtlich auf der Nordlandreise liegengelassene Depeschen, den Gouverneur von Kreta betreffend, Bernhard bei mir hineinzulegen! Und uns mit Goluchowski zu entzweien! Doux pays! Auswärtiges Amt arbeitet mit Dampfüberdruck, geht spanischen Tritt und mit Grundeis vor Bernhard, tant mieux. Wilhelm I. R.“

Als ich diesen Brief las, begriff ich, daß Fürst Hohenlohe schon zweimal, seitdem ich ihm als Minister des Äußeren zur Seite getreten war, ruhig und

mit Ernst die Frage an mich gerichtet hatte, ob ich Wilhelm II. für einen geistig ganz normalen Menschen hielte. Er habe, meinte der alte Fürst, schon einmal in seinem Leben das Unglück gehabt, erster Minister eines Souveräns zu sein, der in geistige Umnachtung verfallen wäre. Er möchte nicht, daß ihm das zum zweitenmal passiere. Ich stünde ihm und seiner Familie seit vielen Jahren nahe. Er bäte mich, und er erwarte gerade von mir, daß ich ihm reinen Wein einschenken, ihm die reine Wahrheit sagen würde. Ich erwiderte sofort, ohne mich einen Augenblick zu besinnen, was ich auch heute auf diese Frage erwidere: „Nein! Wilhelm II. ist nicht geisteskrank. Die Parallele mit Ludwig II. trifft schon deshalb nicht zu, weil der unglückliche Bayernkönig sexuell abnorm veranlagt war, dem Alkohol huldigte und in hohem Grade menschenscheu war. Unser Kaiser ist physisch ganz normal, durch und durch gesund, sittlich ein vorbildlich reiner Mensch. Aber er ist ein Neurastheniker und schwankt als solcher bisweilen zwischen allzu großem Optimismus und ebenso übertriebenem Pessimismus. Es hat viele begabte, ja hochbedeutende Menschen gegeben, die neurasthenisch veranlagt waren. Bedenklich ist, daß unser junger Kaiser in vollem Gegensatz zu seinem Vater, Großvater und Urgroßvater zur Hybris neigt, einer bei Fürsten seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden häufigen und sehr gefährlichen Eigenschaft. Bei Wilhelm II. äußert sich die Hybris in einer Renommiersucht, die nicht nur antipathisch wirkt, sondern auch politisch gefährlich ist. Sie entspringt vielfach dem Wunsch, die innere Unsicherheit, ja Bangigkeit zu verdecken, die der Kaiser häufiger fühlt, als dies die Welt glaubt. Er ist im Grunde keine mutige, sondern eine ängstliche Natur. Und endlich ist Wilhelm II. sehr taktlos, und Takt ist bekanntlich eine Eigenschaft, die angeboren sein muß und sich nicht erlernt. Nachdem ich so offen, so rückhaltlos die an mich gerichtete ernste und schwere Gewissensfrage beantwortet habe, darf ich erwarten, daß ich auch Glauben finden werde, wenn ich auf Ehre und Gewissen erkläre: Wilhelm II. ist nicht geisteskrank, Wilhelm II. wird, so weit menschliche Voraussicht reicht, nie geisteskrank werden.“ Der alte Fürst schwieg längere Zeit. Dann meinte er: „Geisteskrank oder nicht, da gibt es viele Nuancen. Jedenfalls bedarf der junge Herr kluger und geschickter Ratgeber an seiner Seite mehr als wohl irgendein anderer Souverän.“

Und während an der Spitze des Reichs ein Monarch stand, der als Mensch in seinem Unglück vollen Anspruch auf das Mitleid aller Fühlenden und auf die Tränen aller Empfindsamen hat, als Regent aber, auf der Wage der Geschichte gewogen, zu leicht befunden werden wird, verrichtete unter der Oberfläche des von Bismarck aufgeführten stolzen Reichsbaues die Sozialdemokratie ihre Totengräberarbeit. Ihr Tun gemahnte an das der Termiten, jener in den Tropen vorkommenden Ameisenart, welche die

Natur mit besonders vollkommenen Zerstörungswerkzeugen ausgerüstet hat. Diese Insekten leben unterirdisch, errichten feste Bauten aus Ton, nähren sich von Holz und bringen es durch eine in ihrer Art erstaunliche Technik fertig, das stärkste Holzwerk auf der Oberfläche zu zerstören. Sie bilden förmliche Staaten und gehen in allem mit System und Methode vor. Setzen wir an die Stelle von Holzwerk Größe, Macht und Wohlfahrt des Reichs, so ist die Analogie vollkommen. An der Spitze eine unberechenbare Persönlichkeit, in der Tiefe der zähe Wille der Zerstörer. Gewiß, noch war das Verhängnis in keiner Weise unabwendbar. Es war vor allem klar, daß keine Wühlarbeit den noch immer starken Oberbau zum Einsturz bringen konnte, solange wir mit Würde, aber auch mit Einsicht, Voraussicht und Umsicht, natürlich auch mit der erforderlichen Geschicklichkeit, den Krieg vermieden. Nur ein Krieg, und zwar ein für uns unglücklicher Krieg, vermochte in Deutschland den Umsturz herbeizuführen und dadurch der Sozialdemokratie in den Sattel zu helfen. Das hatte Bebel gemeint, als er auf einem internationalen sozialistischen Kongreß den französischen Genossen zurief, daß sie ihre Republik dem deutschen Siege bei Sedan verdankten, und hinzufügte: Übrigens hätte die deutsche Sozialdemokratie nichts dagegen, wenn die französischen Genossen ihnen auf gleiche Weise zur deutschen Republik verhülfen. Kein französischer, kein englischer, kein italienischer Sozialist hat je so gesprochen. Aber der deutschen Sozialdemokratie hatte Karl Marx die Vaterlandslosigkeit, die Gleichgültigkeit, ja den Haß gegen vaterländische Gesichtspunkte, Traditionen und Gefühle in die Wiege gelegt.

Prinz Ludwig von Bayern

Während der Homburger Tage wurde mir der Vorzug zuteil, mir das Vertrauen und das gnädige Wohlwollen des Prinzen Ludwig von Bayern, des nachmaligen Königs Ludwig III., zu erwerben. Bei einer zufälligen Begegnung am ersten Tage fand ich den hohen Herrn sehr verstimmt, beinahe gereizt. Als ich mich nach der Ursache dieses fürstlichen Mißvergnügens erkundigte, wurde mir die Antwort: „Soll ich vergnügt dreinschauen, wo der gleichzeitig mit mir hier anwesende russische Großfürst in einem königlichen Wagen fährt, mit einem königlich preußischen Kutscher, der am Hut die Adlerborte trägt! Ich aber, ein bayrischer Prinz, fahre in einem Frankfurter Mietswagen, und mein Kutscher trägt an einem drekkigen Zylinder eine große Nummer.“ Ich entgegnete sofort, es könne sich nur um ein beklagenswertes Mißverständnis handeln. Ein Wort von mir an den stets korrekten und liebenswürdigen Ober-Hof- und Hausmarschall Grafen August Eulenburg würde genügen, um Seiner Königlichen Hoheit Satisfaktion zu geben. Am nächsten Morgen begrüßte mich der Prinz mit den Worten: „Es ist alles in schönster Ordnung, ich werde Ihnen das nicht vergessen.“ Glückliche Zeiten, wo die deutschen Prinzen und Fürsten keine

anderen Sorgen und Nöte hatten! Der nachmalige König Ludwig III. ist mir stets ein freundlicher Gönner gewesen und auch nach meinem Rücktritt geblieben. Er zeigte mir das schon in Homburg, indem er sich, wenn wir abends beim Kaiser zusammentrafen, mit mir über sein Lieblingsthema unterhielt, die stolze Vergangenheit seines Hauses, das ja auch in der Tat eines der ältesten und ruhmvollsten Fürstengeschlechter ist. „Sehen Sie", setzte er mir auseinander, „ich könnte König von Italien sein, denn wir stammen in direkter Linie von König Berengar ab, dem Sohn König Eberhards von Friaul und Enkel Kaiser Ludwigs des Frommen, der nach Karls des Dicken Tode 888 zum König von Italien erhoben und gekrönt, leider aber 924 ermordet wurde. Es ist mir übrigens ganz lieb, daß ich nicht König von Italien bin", fuhr der hohe Herr scherzend fort, „denn zwischen den Ansprüchen des italienischen Volks auf Rom als Capitale di Regno und meiner Ehrfurcht vor dem Heiligen Vater käme ich in eine mißliche Lage. Ich stamme aber auch von den Stuarts ab, und jedes Jahr erhalte ich von englischen Jakobiten ein Huldigungstelegramm zu meinem Geburtstag. Aber darum keine Kriegserklärung an die Dynastie Hannover-Koburg! Daß mein Haus in Schweden und von Schweden aus in Polen regiert hat, wissen Sie. Die österreichischen Niederlande, das heißt Belgien, sind uns 1786 wenigstens angeboten worden. Wir haben aber auch prächtige Länder verloren: ich komme nie nach Ludwigshafen, ohne daran zu denken, daß Mannheim einst meinem Hause gehörte, und ohne in der Ferne nach Heidelberg auszuschauen, wo wir residiert haben. Nun, wie Gott will."

Aus solcher Denk- und noch mehr Gefühlsweise gingen während des Weltkriegs die Aspirationen des Königs von Bayern auf das Elsaß hervor; er soll sogar an eine Personal-Union zwischen Bayern und Belgien gedacht haben, da er sich für besonders geeignet hielt, letzteres uns zu assimilieren. Ludwig III. war durchaus nicht der einzige deutsche Fürst, der sich zu vergrößern wünschte. Kaum hatte Bayern seine Ansprüche auf das Elsaß angemeldet, als Sachsen als „Kompensation" wenigstens Mülhausen, Thann und Altkirch verlangte, Württemberg nach Mömpelgard (Montbéliard) mit der Begründung schielte, daß diese Grafschaft bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts dem Hause Württemberg gehört hätte. Nur Baden war saturiert und wünschte, daß Elsaß Reichsland bleibe. Vergrößerungstrieb und Ländergier waren allen deutschen Fürsten und Dynastien seit Jahrhunderten eigen und flackerten kurz vor ihrem Zusammenbruch noch einmal auf, nicht nur im Westen, sondern auch im Osten, wo Kurland, Finnland, Litauen die Begierden reizten.

Szögyényi-Marich

Während Kaiser Wilhelm sich weiter den Manöverübungen widmete, kehrte ich nach Berlin zurück. Es erschien mir wünschenswert, mit den dort akkreditierten Botschaftern persönliche Fühlung zu nehmen. Öster-

reichischer Botschafter war 1897, und sollte es bis zum Ausbruch des Weltkriegs bleiben, Herr von, später Graf Ladislaus Szögyényi-Marich, damals schon an sechzig Jahre alt, früher ungarischer Minister am Königlichen Hoflager, vorher erster Sektionschef im gemeinsamen Ministerium des Äußeren, Vlies-Ritter wie sein Vater, der eine große Rolle in der Politik seiner engeren Heimat Ungarn gespielt hatte, während der Sohn sich bereits in jungen Jahren dem auswärtigen Dienst des Gesamtstaats zuwandte. Graf Ladislaus Szögyćnyi war ein vortrefflicher Mann mit kleinen Eigenheiten und großen Eigenschaften. Er war durch und durch zuverlässig, ein patriotischer Magyar, der aber einsah, daß Ungarn im eigenen Interesse nichts Besseres tun könne, als im Geiste von Andrássy und Franz Deák an der Verbindung mit Österreich festzuhalten, an der gemeinsamen auswärtigen Politik und an der gemeinsamen Armee. Die Aufrechterhaltung der von Bismarck mit Andrássy ins Leben gerufenen Allianz war ihm nicht nur Verstandes-, sondern auch Herzenssache. Er sah aber vollständig ein, daß in diesem Bündnisverhältnis Deutschland die Führung gebühre, und zwar auch im eigensten Interesse der schwächeren und in sich zerklüfteten österreichisch-ungarischen Monarchie. Er fand meinen Standpunkt ganz in der Ordnung, den ich ihm mehr als einmal dahin zusammenfaßte: Deutschland dürfe und werde Österreich-Ungarn nicht preisgeben, es werde sich aber andererseits durch die Donaumonarchie auch nicht in einen unter allen Umständen bedenklichen Krieg mit Rußland hineinziehen lassen. Szögyényi hat mir mehr als einmal spontan gesagt, er bedauere auch von seinem Standpunkt aus, daß Caprivi, Holstein und Marschall die Erneuerung des Rückversicherungsvertrages so schroff und unter unerquicklichen Begleitumständen abgelehnt hätten. „Dieser Vertrag lag auch in österreichisch-ungarischem Interesse, denn seine Existenz verhinderte uns, Dummheiten zu machen, zu denen in Wien wie in Pest immer eine gewisse Neigung besteht." Es war kein Glück, daß Graf Szögyényi im Sommer des unseligen Jahres 1914, unter dem Vorwand, daß der in Wirklichkeit körperlich noch rüstige, geistig frische Botschafter „zu alt" sei, von seinem Posten enthoben und durch einen nur von höfischen Erwägungen und kleinlichen Gesichtspunkten beherrschten, dabei leichtsinnigen und oberflächlichen „Kavalier", den Prinzen Gottfried Hohenlohe, ersetzt wurde. Der neue Botschafter forcierte, schon um nicht wegen seiner reichsdeutschen Herkunft den Wiener Hof- und Adelskreisen verdächtig zu werden, in seinen Berichten die schwarz-gelbe Note. Andererseits war er durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu manchen maßgebenden Berliner Persönlichkeiten, insbesondere zu dem eitlen und geschwätzigen Hofmarschall Reischach, mehr als andere österreichische Diplomaten in der Lage, die österreichischen Interessen auf Kosten der

deutschen zu fördern. Es wäre manches anders gekommen, wenn Graf Szögyényi statt des Prinzen Gottfried Hohenlohe während des Weltkriegs der Vertreter Österreich-Ungarns in Berlin gewesen wäre. Szögyényis kleine Eigenheiten schadeten niemandem. Er war eifrig, und seine Besuche dauerten meist eine bis zwei Stunden. Er war wißbegierig, und wenn er beim Reichskanzler und dem Staatssekretär des Äußeren vorgesprochen hatte, versäumte er selten, zum Schluß die vortragenden Räte der politischen Abteilung aufzusuchen, um auch sie auszufragen. He was very inquisitive. Er hatte auch die kleine Marotte, jeden Bleistift, den er sah, einzustecken, was zu manchen Neckereien und Scherzen Anlaß gab. Alles in allem ein loyaler und einsichtiger Mittelsmann zwischen den beiden Zentralmächten.

Graf Lanza

Der italienische Botschafter Graf Lanza war wie Graf Szögyényi ein vornehm denkender Mann von erprobter Zuverlässigkeit. Er war von Hause aus Soldat, langjähriger Adjutant des Königs Viktor Emanuel II. und des Königs Humbert. Er war während Jahren italienischer Militärattaché in Wien gewesen, war dort freundlich aufgenommen worden und schon deshalb bemüht, nach Möglichkeit auf eine Besserung der italienisch-österreichischen Beziehungen hinzuwirken. In der deutsch-italienischen Allianz sah er Fundament und Angelpunkt der italienischen Politik. Lanza verehrte und liebte Kaiser Wilhelm II., der dieses Gefühl erwiderte und Lanza sehr früh den Schwarzen Adlerorden verlieh, ihn aber später nach der Ermordung des Königs Humbert durch seine Antipathie gegen die Königin Elena oft in Sorge, bisweilen in Verzweiflung versetzte, zumal sich diese Abneigung nur allzu oft in unvorsichtigen Redewendungen Luft machte. Wenn verständige und dem Kaiser Wilhelm II. wirklich ergebene Männer solche „Ecarts de langage" beklagten, so pflegte der Historiograph Kaiser Wilhelms II., Professor Theodor Schiemann, den in der Kunst, dem Monarchen zu schmeicheln, nur Adolf von Harnack übertraf, darauf hinzuweisen, daß sich auch Friedrich der Große bisweilen maliziöse Äußerungen über die Kaiserin Maria Theresia, die Kaiserin Elisabeth von Rußland und die Marquise Pompadour erlaubt habe, was nicht verhindert hätte, daß diese drei Damen in allegorischer Reproduktion über dem Neuen Palais in Potsdam die siegreiche preußische Krone hochhielten. Das „si duo faciunt idem, non est idem" des Terenz bleibt aber nun einmal eine unbestreitbare Wahrheit.

Sir Frank Lascelles

Die freundlichsten und ältesten Beziehungen verbanden mich mit dem englischen Botschafter Sir Frank Lascelles. Wir waren viele Jahre hindurch Kollegen in Bukarest gewesen und hatten Tag für Tag gemeinsam die „Chaussée", die Avenue des Champs-Elysées der rumänischen Hauptstadt, durchwandelt. Sir Frank war ein schöner Typus der englischen Rasse, der man politisch so oder so gegenüberstehen kann, deren sehr große und sehr

gute Eigenschaften aber nur Voreingenommenheit und Ungerechtigkeit bestreiten können und denen sich gerade der Deutsche nicht verschließen sollte, wäre es nach dem furchtbarsten aller Kriege auch nur nach dem römischen Grundsatz: Disce ab hoste.

Der damalige russische Botschafter in Berlin, Graf Nikolaj Dimitrijewitsch von der Osten-Sacken, verkörperte in sich die Qualitäten, welche die alte russische Diplomatie auszeichneten. Er sprach und schrieb ausgezeichnet Französisch und konnte so viel Deutsch, um zu verstehen, was in seiner Gegenwart auf Deutsch geäußert wurde, und auf diese Weise manches Interessante aufzuschnappen, zumal er grundsätzlich so tat, als ob ihm die deutsche Sprache verschlossen wäre. Er verband die besten Formen, ein würdiges Auftreten und eine unbedingte Korrektheit mit nicht wenig Schlauheit. Seine Lieblingsanekdote war die von der berühmten Ansprache, die der Fürst von Talleyrand, das Vorbild aller Diplomaten der „guten alten Zeit", an seinen Nachfolger richtete, als er von Napoleon I. seines Amtes enthoben worden war. „Mon cher Duc", sprach der Fürst der Diplomaten zu dem neuen Minister, dem Duc de Bassano, „je vous présente le personnel du ministère, tous gens de mérite et surtout, grâce à moi, nullement zêlés. Il y a peut-être parmi eux quelques jeunes attachés qui, en cachetant une lettre, exécutent cette opération délicate avec un peu trop de précipitation. Mais j'espère que vous les corrigerez de ce léger défaut." *Osten-Sacken*

Graf Osten-Sacken war längere Zeit Gesandter in München gewesen während der Regierung des Königs Ludwig II. Dieser unglückliche Monarch hatte unter anderen Eigenheiten auch die, daß ihm Empfänge in hohem Grade zuwider waren, und namentlich das Empfangen von Diplomaten. So hatte er auch längere Zeit den russischen Gesandten in München nicht empfangen. Durch einen Zufall hatte Alexander III. dies vernommen. Der stämmige Zar hielt ohnehin von den kleinen Höfen nicht viel. Zum Entsetzen der Königin Olga von Griechenland, seiner Kusine, der Tochter des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, hatte er einmal vor ihr mit einem Faustschlag auf den Tisch geäußert: „Tous ces petits rois de droite et de gauche ne me disent absolument rien." Da sein Gesandter in München den König von Bayern nie zu sehen bekam, so beschloß er, diesen völlig unnötigen Posten eingehen zu lassen. Darob große Aufregung in München, wo man hohes Gewicht auf ein möglichst vollzähliges und glanzvolles Korps ausländischer Diplomaten legte, an dessen Spitze der Nuntius mit Botschafterrang prangte.

Auch der spanische Botschafter in Berlin gehörte, wenn auch nur im Nebenamte, zum Münchener Diplomatischen Korps und wurde, wenn er einmal jährlich seinen Zeremonialbesuch in der bayrischen Metropole abstattete, mit Würde und Wichtigkeit empfangen. Es ist sehr charakteristisch

für die vorsichtige und den Traditionen, selbst den kleinlichen Traditionen und Eitelkeiten deutscher Höfe Rechnung tragende Politik des Fürsten Bismarck, daß er eine diplomatische Aktion in St. Petersburg unternahm, um die Aufrechterhaltung des russischen Gesandtenpostens in München durchzusetzen. Diese Aktion wurde insofern schlecht belohnt, als die russische Mission in München sich 1914 bei Ausbruch des Krieges durch ihre deutschfeindlichen Umtriebe übel bemerkbar machte. Sollte dies dem Fürsten Bismarck im Elysium vorgehalten worden sein, so wird er allerdings vermutlich geantwortet haben, daß es mit ihm und unter ihm überhaupt nicht zum Weltkrieg gekommen wäre.

Graf Osten-Sacken war, als ich die Geschäfte des Auswärtigen Amts in Berlin übernahm, schon nahe der Grenze der siebziger Jahre. Er hatte noch lebhafte Erinnerungen an die Regierung des Kaisers Nikolaus I., dessen Günstling sein Vater gewesen war, ein ausgezeichneter General der Kavallerie, der sich in den Kriegen gegen die Türkei, im polnischen Feldzug und auch noch im Krimkrieg hervorgetan hatte. Sein Großonkel, Fabian Wilhelmowitsch von Osten-Sacken, war Fürst und russischer Feldmarschall geworden, hatte sich in allen türkischen, polnischen und französischen Kriegen ausgezeichnet und 1813 an der Katzbach den rechten Flügel des Blücherschen Heeres befehligt. Von diesem Kriegshelden hatte der russische Botschafter in Berlin nicht viel. Er war ganz Salondiplomat. Der Unterschied zwischen unserer Auffassungsweise und der altrussischen Mentalität wurde mir nie klarer, als wie mir der Botschafter Osten-Sacken gelegentlich aus seiner Jugend nachstehenden kleinen Zug erzählte. Er habe einen älteren Bruder gehabt, der ein zarter Knabe war. Kaiser Nikolaus I., der den Kleinen zufällig bei dessen Vater bemerkt hatte, habe letzterem gesagt, er bestimme den Jungen für das Kadettenkorps oder die Pagerie. Der Vater bat, davon abzusehen, da sein Söhnchen kränklich wäre, der Autokrat bestand aber auf seinem Willen. „Natürlich", fuhr Graf Osten-Sacken fort, „starb mein Bruder nach wenigen Wochen. Und nun denken Sie sich, wie herzensgut, wie rührend der Kaiser Nikolaus war! Um meinen Vater zu trösten und auch um ihn für seinen Gehorsam zu belohnen, folgte er zu Fuß dem Sarg meines Brüderchens."

X. KAPITEL

Der spanisch-amerikanische Konflikt • Stellungnahme Wilhelms II. zu auswärtigen Komplikationen • Reise nach Budapest zu den dortigen Herbstmanövern (18. IX. 1897) • Audienz bei Kaiser Franz Josef • Die innerpolitischen ungarischen Verhältnisse Ungarische Grafen und Staatsmänner

Internationale Konflikte

Als ich in den ersten Septembertagen 1897 in Berlin eintraf, standen zwei Fragen im Vordergrund: die drohende Gefahr eines Konflikts zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten und die Nachwehen des Krieges zwischen der Türkei und Griechenland. In der einen wie in der anderen Richtung hatte sich Wilhelm II. bereits eine bestimmte Meinung gebildet. Vorgänge, die kriegerische Zusammenstöße zwischen fremden Staaten vorzubereiten schienen, wirkten auf seinen lebhaften und phantasievollen Geist mit besonderer Stärke. Es war bei ihm nicht der egoistische Standpunkt des Bürgers im „Faust“:

„Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit in der Türkei,
Die Völker aufeinanderschlagen.“

Noch weniger war es die macchiavellistische Erwägung des: Duobus litigantibus tertius gaudet. Kaiser Wilhelm II. verfolgte Kriege anderer mit der Spannung eines Theaterbesuchers, vor dessen Augen sich ein Stück abspielt, das ihn auf das lebhafteste interessiert, bei dem er sich aber unbeteiligt weiß. Er reservierte sich nur das Recht der Kritik und, als Kaiser, das Privileg, nach Gutdünken nach dieser oder jener Seite Kränze auszuteilen. Er konnte, wenn ausländische Kriege drohten, kaum erwarten, daß der Vorhang aufging. Gegenüber dem sich vorbereitenden spanisch-amerikanischen Kriege standen seine Sympathien ganz auf spanischer Seite, schon weil Spanien eine Monarchie und Amerika eine Republik war. Er fand, daß es Pflicht der europäischen Souveräne wäre, die Königin-Regentin Christine von Spanien, „unsere brave Kollegin“, nicht im Stich zu lassen. Ich sorgte deshalb nach Möglichkeit dafür, daß sich der Kaiser bei seinem Mitte September bevorstehenden Besuch in Budapest nicht allzusehr im

antiamerikanischen Sinne äußere. Die Königin-Regentin von Spanien, übrigens eine vortreffliche Frau und tüchtige Regentin, war die Tochter des Erzherzogs Karl Ferdinand von Österreich, eine Nichte des Erzherzogs Albrecht, des Siegers von Custozza, und eine Schwester der Erzherzöge Karl Stefan und Eugen, die von allen österreichischen Erzherzögen dem Deutschen Kaiser die sympathischsten waren.

Während des türkisch-griechischen Zusammenstoßes, der sich vor meiner Übernahme der auswärtigen Geschäfte abgespielt hatte, stand der Kaiser völlig auf der Seite des Halbmonds. Auch hier waren persönliche Stimmungen für ihn entscheidend, die bei seinem Naturell nun einmal meist die Oberhand gewannen. Ich habe kaum eine beweglichere, sensiblere Natur gekannt als die Wilhelms II., der, da er sich jedem Eindruck hingab, imstande war, an einem Tag zwei- bis dreimal seine Ansichten zu wechseln. Aber auf der anderen Seite ist mir kaum jemand vorgekommen, dessen Wesen in seinen Grundzügen so konstant war. In den Grundlinien seines Charakters dürfte, wie ich meine, Wilhelm II. in Haus Doorn heute ungefähr derselbe sein, der er war, als er 1897 nach der schweren Niederlage der von dem Kronprinzen Konstantin von Griechenland geführten Hellenen in Thessalien ein Telegramm an seine mit Passion griechisch gesinnte Mutter richtete, damit sie die „Blamage" ihres Schwiegersohnes und seiner Hopliten baldmöglichst erführe. Es haben sich in Wilhelm II. so viele getäuscht, und es ist selbst das scharfblickende Auge des Fürsten Bismarck in sein Wesen nicht ganz eingedrungen, weil meist nicht erkannt wurde, daß er nur nach persönlichen Stimmungen handelte. Er war 1897 antigriechisch, weil er damit seine Frau Mutter ärgern wollte, die er im Grunde für ihren Geist, für ihre Bildung und auch für die Hartnäckigkeit in ihrem Charakter bewunderte, die er sogar in gewissen Momenten liebte, jedenfalls weit mehr liebte als sie ihn, zu der er sich jedoch in stetem Gegensatz befand.

Viele haben nie die jähe und in ihrer unbesonnenen und unvernünftigen Durchführung für das Land und für ihn selbst so verderbliche Schwenkung begriffen, die Wilhelm II. nicht lange nach seinem Regierungsantritt gegenüber dem großen Kanzler seines Großvaters vornahm, den er noch während der neunundneunzig Tage als den Fahnenträger des Reichs in dithyrambischen Wendungen gefeiert hatte, um ihn bald nachher als unbotmäßigen Rebellen zu behandeln, zu schmähen und zu bedrohen. Die Quelle seiner Begeisterung für Bismarck während seiner Prinzenzeit war weniger eigene Einsicht gewesen als der Wunsch, sich dadurch in Gegensatz zu seinen Eltern und namentlich zu seiner Mutter zu stellen. Er wußte, daß er sie damit ärgern würde. Sobald Wilhelm II. auf dem Thron saß, wurde ihm Bismarck als Mentor oder, wie er sich im Gespräch mit seinem Intimus

Phili Eulenburg ausdrückte, „als Hauslehrer, wenn nicht Hausmeier" bald lästig. Mit einem anderen großen Genie, mit Richard Wagner, ging es nicht viel anders. Die Frau Kronprinzessin besaß kein Verständnis für den gewaltigen Meister von Bayreuth. Sie liebte nun einmal die zahme Musik von Händel und Mendelssohn und verhinderte leider ihren Gemahl, dem Genius von Wagner zu huldigen. Ohne seine Frau würde Kaiser Friedrich durch seine Liebe für alles echt Deutsche, für das Romantische, für die großen Erinnerungen der Nation, wie sie aus „Lohengrin", aus den „Meistersingern", aus dem „Tannhäuser", aus dem „Ring des Nibelungen" sprechen, sonst gewiß nach Bayreuth geführt worden sein. Als seit der Thronbesteigung Wilhelms II. der Gegensatz zur Mutter nur noch innerlich fortbestand, kühlte sich die Bewunderung Seiner Majestät für Wagner erheblich und allmählich ganz ab. Als Kaiser ließ er das Trompeterkorps seines in Bamberg stationierten bayrischen Ulanenregiments noch einmal, übrigens zum Entsetzen des weihevollen Hauses Wahnfried, lärmende Fanfaren an der Gruft des Meisters blasen, ging aber selbst nicht mehr nach Bayreuth, liebte auch Bayreuth nicht mehr und ließ schließlich mit absichtlicher Opposition gegen Bayreuth an den Königlichen Theatern von Berlin und Wiesbaden mit Vorliebe Auber, Lortzing und ähnliche Komponisten aufführen. Nicht zu reden von den „Hugenotten" Meyerbeers, die Wilhelm II. auch einmal in Begeisterung versetzten und die mit großem Aufwand aufgeführt werden mußten. Dem Komponisten der Oper „Zar und Zimmermann", dem biederen Albert Lortzing, wurde auf Allerhöchsten Befehl sogar ein Marmordenkmal im Tiergarten errichtet.

In Budapest

Ich gab, als ich wieder in Berlin weilte, die Direktive aus, gegenüber dem sich verschärfenden spanisch-amerikanischen Zwist Neutralität und große Reserve zu beobachten, gegenüber dem Residuum des türkisch-griechischen Krieges, der kretischen Frage, völlige Indifferenz an den Tag zu legen.

Kaiser Wilhelm hatte mir schon bei meiner ersten Berufung nach Kiel gesagt, er wünsche, daß ich ihn wie nach Peterhof so auch nach Budapest begleite, wo er sich für die Herbstmanöver zum Besuch angesagt hatte. Ich traf am 18. September 1897 beim Kaiser ein, der mit seinem Gefolge in der Burg, dem hochgelegenen Schlosse des Königs von Ungarn in Ofen, abgestiegen war, wo angeblich schon Attila nach der ersten Besitzergreifung von Pannonien durch die Magyaren, der „prima occupatio", wie es in dem alten ungarischen Kurialstil hieß, residiert hatte. Aus den Fenstern genossen wir eine schöne Aussicht auf das herrlich emporstrebende Pest und die majestätische Donau. Prächtige Kais schlossen das Strombett des größten deutschen Stromes ein, den mächtige Brücken überspannten. Die berühmteste von ihnen lag gerade unter unseren Blicken, die Kettenbrücke, wo 1848 der von Kossuth aufgehetzte Pöbel den Generalkommandanten

Grafen Franz Philipp von Lamberg ermordet hatte, dieselbe Brücke, von der während der terroristischen Periode von 1919 unter Bela Khun und Samuely die ungarischen Bolschewisten zahlreiche Unschuldige in die Donau gestürzt haben. Als dann die Reaktion einsetzte, die auf revolutionäre Exzesse zu folgen pflegt, wurden wiederum nicht wenige Unglückliche, namentlich Juden, ermordet und ihre Leichen in den Fluß geworfen.

Audienz bei Franz Josef

Am Tage nach meiner Ankunft wurde ich von Kaiser Franz Josef in fast zweistündiger Audienz empfangen. Der hohe Herr war mir damals sehr wohlgesinnt. Er wußte, daß ich als Botschafter in Rom gute Beziehungen zu seinen Vertretern, dem Freiherrn von Bruck und dem Baron Pasetti, unterhalten hatte. Er wußte insbesondere, daß ich während meiner Amtszeit in Bukarest in engen amtlichen und persönlichen Beziehungen zu meinem österreichisch-ungarischen Kollegen, dem inzwischen zum K. und K. Minister des Äußeren aufgerückten Grafen Agenor Goluchowski, gestanden und mich Österreich dort nützlich gemacht hatte. Die Österreicher waren zwar nicht unbedingt zufrieden, daß ich in Bukarest einen für Deutschland günstigen Handelsvertrag mit Rumänien erreicht hatte, den die österreichisch-ungarische Konkurrenz als einen Eingriff in ihre frühere Monopolstellung ansah. Aber politisch bedeutsamer und wichtiger war für die habsburgische Monarchie und insbesondere für den greisen Kaiser Franz Josef, daß ich Rumänien entschieden und, wie bei richtiger Leitung unserer Politik anzunehmen war, dauernd in das Fahrwasser der Zentralmächte gebracht hatte.

Diese Erinnerungen sicherten mir 1897 beim Kaiser Franz Josef einen gnädigen Empfang. Sein Wohlwollen sollte mir während meiner ganzen Ministertätigkeit treubleiben. Insbesondere hat der Kaiser mir wiederholt seine uneingeschränkte Zufriedenheit für die Art und Weise aussprechen lassen, wie ich die bosnische Krisis von 1908-09 entwirrte. Er sagte nicht lange vor meinem Rücktritt zu dem österreichisch-ungarischen Botschafter in Berlin, dem Grafen Szögyényi: „Diese Angelegenheit hat der Bilof (Kaiser Franz Josef sprach meinen Namen nach Wiener Art aus) ausgezeichnet geführt. Er hat einerseits unsere berechtigten, auf Verträgen und Abmachungen seit vielen Jahren gegründeten Rechte auf Bosnien und die Herzegowina siegreich durchgefochten. Aber er hat es dabei doch nicht zum Kriege kommen lassen. Das muß ich ungemein loben, denn ich alter Mann will keinen Krieg mehr führen.“ Gleichzeitig hatte mir der alte Herr seinen höchsten Orden, den Stefansorden in Brillanten, mit einem huldvollen Telegramm übersandt. Ich besitze auch eine Photographie des hohen Herrn in der Uniform seines preußischen Regiments, des Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2, mit eigenhändiger Unterschrift und in prächtigem Goldrahmen, sowie sein lebensgroßes Ölbild, das, von einem

ausgezeichneten Künstler gemalt, einen nicht unbedeutenden Wert besitzt. Kaiser Franz Josef wollte keinen Krieg, und er wußte warum. Er hatte den Krieg von 1859 um Italien geführt, Italien ging verloren. Er hatte den Krieg von 1866 um Deutschland geführt, und die Hegemonie in Deutschland ging seinem Hause verloren. Eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß, wenn es während seiner Regierung zum drittenmal zu einem Kriege komme, diesmal über Balkanfragen und gegen die südslawischen Aspirationen, auch dieser Krieg ein unglücklicher und der letzte sein könnte, den Habsburg und das alte Österreich führen würden. Im Herbst 1914, bald nach dem Ausbruch des Krieges, äußerte der Kaiser zu seiner Freundin, der Frau Katharina Schratt: „Ich werde froh sein, wenn wir mit einem blauen Auge davonkommen!" Im zweiten Kriegsjahr seufzte der alte Herr: „Der Kampf geht über unsere Kräfte." Er sollte das Ende des Weltkrieges nicht mehr erleben, aber wenn mich nicht alles täuscht, wird er mit dunklen Ahnungen aus diesem Leben geschieden sein.

Das gnädige Wohlwollen des Kaisers Franz Josef ging mir erst während meiner römischen Mission 1914-15 verloren. Er zürnte mir, daß ich, um einem Zusammenstoß zwischen den Zentralmächten und Italien vorzubeugen, für rechtzeitige österreichische Konzessionen an Italien eintrat. Er begriff nicht mehr, daß ihm und seinem Reich durch die Amputation eines Fingers das Leben gerettet werden sollte. Hierbei spielten, wie ich später darlegen werde, freilich auch Berliner Intrigen mit. Unter dem wohlwollenden Auge von Bethmann bemühten sich sowohl der Botschafter von Tschirschky wie einige ausrangierte Diplomaten vom Schlage des Grafen Monts mich in Wien anzuschwärzen. Die Frage, ob das an allen Fronten kämpfende Deutschland noch einen Gegner und einen starken Gegner mehr bekommen sollte, schien diesen Herren nebensächlich, verglichen mit der Besorgnis, daß ein Erfolg in Rom mir die Rückkehr auf den Reichskanzlerposten bahnen könnte, nach dem ich, soweit es sich um meine persönlichen Wünsche handelte, gar keine Sehnsucht empfand.

Bei jener Audienz in der Ofener Burg, zwei Jahrzehnte vor dem beinahe gleichzeitig erfolgenden Zusammenbruch der habsburgischen Monarchie und des von Bismarck gezimmerten neuen, starken und glücklichen Deutschen Reichs, ahnte der alte Kaiser weder das in der Zukunft drohende Verhängnis seines Reichs noch den Ärger, den ich ihm, gerade um diesen völligen Zusammenbruch abzuwenden, später bereiten mußte. Er lud mich sogleich zum Sitzen ein, in der schlichten, immer korrekten, stets würdigen Art, die ihm eigen war. Man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken als zwischen dem Kaiser Franz Josef und dem Kaiser Wilhelm II. Vielleicht war gerade deshalb Kaiser Franz Josef ungefähr der einzige Souverän in Europa, mit dem Wilhelm II. nie Friktionen gehabt hat. Die stärksten

Reibungen hatte Wilhelm II. mit seiner eigenen Frau Mutter, der er in vielen Zügen und besonders in seiner Begabung, in seinem Charme, in seiner natürlichen Art, sich zu geben, in der Empfänglichkeit und Lebhaftigkeit seines Wesens, freilich auch in seinem Eigensinn, in seiner Launenhaftigkeit, mit seinen vorgefaßten Meinungen so ähnlich war. „Es gibt nicht zwei Menschen", sagte mir einmal der Oberhofmeister der Kaiserin Friedrich, Graf Goetz Seckendorff, „die sich so ähnlich sind wie die Kaiserin und ihr ältester Sohn. Nur daß der letztere Hosen an hat und mit umgeschnalltem Säbel geht, die Mutter aber in langen Kleidern und mit einem Schleier." Als mir die Kaiserin Friedrich einmal besonders beweglich über ihren ältesten Sohn, den Kaiser, klagte, erwiderte ich ihr, die Mißverständnisse und Reibungen zwischen beiden hohen Herrschaften kämen wohl daher, daß sie einander zu ähnlich wären. Sie glichen einander wie eine Billardkugel der anderen, die sich auch gegenseitig abstießen. Die Kaiserin Friedrich protestierte mit Lebhaftigkeit. Sie wollte nichts mit ihrem Sohn gemein haben, ihm in keiner Weise gleichen. War die Verschiedenheit zwischen Wilhelm II. und Franz Josef I. vielleicht der Grund, daß sie gut miteinander auskamen, so ging diese Unähnlichkeit freilich bis zu einem Gegensatz, wie er sich größer kaum denken läßt. Wilhelm II. war stets und in allem persönlich, das Subjektive war recht eigentlich der Kern seines Wesens, er war, um ein neuerdings totgehetztes Wort zu gebrauchen, egozentrisch. Kaiser Franz Josef war unpersönlich wie ein Schatten, und in der Tat konnte der Vers auf ihn angewandt werden:

„Ein Schatten wandelt durch die Weltgeschichte,
Doch der ihn warf, ist nicht zu sehen."

Wilhelm II. war ruhmredig, er ließ sich hier und da zu geschmacklosen Renommistereien verleiten. Er wollte immer im Vordergrunde der Bühne stehen. Kaiser Franz Josef prahlte nicht, er hielt sich, soweit seine Regentenpflichten dies erlaubten, so sehr wie möglich im Hintergrunde und sprach nie von der Schaubühne herab. Wilhelm II. liebte den Prunk, er legte, wie schon gesagt, soviel Orden wie möglich an. Sein Selbstgefühl wuchs, wenn er den Feldmarschallstab in die Hand nehmen konnte oder an Bord eines Schiffes das Fernrohr des Admirals, das auf dem nassen Element den Stab des Feldmarschalls ersetzte. Kaiser Franz Josef trug nur, wenn er fremde Souveräne empfangen oder besuchen mußte, andere Orden als seine eigenen und auch diese en miniature. Ich glaube nicht, daß er je einen Feldmarschallstab in die Hand genommen hat. Der Gedanke, eine Hofjagduniform mit Kanonenstiefeln, Sporen und Federhut anzuziehen, die Wilhelm II. an diejenigen seiner Freunde und Diener verlieh, die dem edlen Weidwerk huldigten, würde ihn mit Entsetzen erfüllt haben. Kaiser Franz

Josef ging zur Jagd in demselben einfachen Anzug wie jeder österreichische Kavalier. Die Sprechweise des Deutschen Kaisers war, was der Franzose „saccadé“ nennt, ruck- und stoßweise, die des österreichischen Kaisers gemessen, gleichmäßig, monoton, beinahe einschläfernd. Der Deutsche Kaiser vergaß innerlich nie seine hohe Stellung, aber er wurde mit den Menschen, die ihm sympathisch waren, leicht familiär, was bisweilen zu Rückschlägen führte. Er duzte alle deutschen Prinzen, nicht nur die Angehörigen souveräner Häuser, sondern auch die aus nichtsouveränen Familien. Kaiser Franz Josef gewährte das „Du“ nur seinen nächsten Verwandten und den Prinzen seines Hauses. Der Gedanke, jeden Lobkowitz oder Esterházy zu duzen, wäre ihm für beide Teile geschmacklos erschienen.

Max Egon Fürstenberg

Ich erwähne hierbei, daß Kaiser Wilhelm mich nie Du genannt hat, wie vielfach erzählt und geglaubt wurde. Es war mir das übrigens sehr erwünscht. Es ist für die Geschäfte nicht nützlich, wenn ein Minister mit seinem Souverän auf zu familiärem Fuß steht. Der Engländer sagt: „Familiarity breaths contempt.“ Eine zu große Familiarität verleitet leicht den Souverän dazu, seine Minister nicht mehr au sérieux zu nehmen oder gar schlecht zu behandeln, während sie den Minister dazu verführt, in seinem Souverän nicht mehr das Oberhaupt des Landes zu sehen, für dessen Wohl er verantwortlich ist, sondern einen ihm persönlich nahestehenden Freund, den man nicht verstimmen oder ärgern mag. Wilhelm II. hatte in der zweiten Hälfte seiner Regierung eine große Vorliebe für den Fürsten Max Egon Fürstenberg, der durch Erbschaft auch in Baden ansässig, aber von Geburt, durch sein Wesen, seine Traditionen und Neigungen ganz Österreicher war. Er besuchte Fürstenberg jedes Jahr, nahm ihn auf Reisen mit und, ähnlich wie den Earl of Lonsdale, auch auf die deutschen Manöver. Der Deutsche Kaiser hatte keine Geheimnisse vor dem Österreicher Fürstenberg, weder persönliche noch politische, er zeigte diesem selbst sekrete Berichte, schimpfte vor ihm über seine eigenen Minister und über fremde Potentaten, ließ sich völlig vor ihm gehen. Kaiser Franz Josef begriff solche Intimitäten nicht. „Ich kann mich nicht genug darüber wundern“, bemerkte er zu einem anderen österreichischen Fürsten, der es mir wiedererzählte, „daß der Deutsche Kaiser ein solches Wesen aus dem Max Fürstenberg macht, der doch gar nichts gelernt hat und dem jeder Ernst fehlt. Warum er sich nur den Max Fürstenberg zu seinem Spezi ausgesucht hat? Nun, mir kann es recht sein.“ Die Intimität zwischen dem Kaiser und Max Fürstenberg konnte dem Kaiser Franz Josef auch wirklich nur recht sein, denn Fürstenberg bemühte sich, soweit sein Verstand und seine Geschicklichkeit reichten, am preußischen Hofe die österreichischen Interessen zu fördern. Er hat dadurch unsere Beziehungen zu Rußland, auch zu Italien wiederholt ungünstig beeinflußt. Der österreichisch-ungarische

Botschafter in Berlin, Graf Szögyényi, hat mir proprio motu gesagt, daß Fürstenberg über alles politisch Interessante, was er am preußischen Hofe höre, nach Wien berichte. Das wäre begreiflich bei einem Österreicher, der durch Geburt wie durch Sympathien, durch seine Mutter und durch seine Frau Vollblut-Österreicher sei. Seine, des Botschafters Pflicht, Gewissens- und Anstandspflicht wäre es, mir dies offen zu sagen.

Kaiser Franz Josef hatte sich bei allem Ernst, der ihm eigen war und den die schweren Schicksale, die ihn während seiner mehr als sechzigjährigen Regierung betroffen hatten, naturgemäß noch erhöhten, den österreichischen Hang zum Humor, zu gutmütigem und gutartigem Humor bewahrt. Er stand bis in sein hohes Alter sehr früh auf, zwischen vier und fünf Uhr morgens, ging dafür aber abends so früh wie möglich, wenn es anging, nicht nach neun Uhr, zu Bett. Sein Minister des Äußeren, Graf Goluchowski, hatte gerade entgegengesetzte Gewohnheiten. Er legte sich erst lange nach Mitternacht schlafen, stand aber dafür vormittags möglichst spät auf. Als er seinen Kaiser auf einer Reise nach Rumänien begleitete, sagte ihm dieser lächelnd: „Mein lieber Graf, ich weiß, daß Sie früh gern ausschlafen. Darum bitte ich Sie, nicht schon um fünf Uhr, sondern erst um sechs Uhr morgens zum Vortrag bei mir zu erscheinen." Von einem grimmigeren Humor zeugt eine mir verbürgte Äußerung, die Kaiser Franz Josef im Herbst 1866 machte. Es war auf einer Jagd. Der Kaiser befand sich, wie sich dies nach einem verlorenen Krieg begreifen ließ, in trüber Stimmung. Seine Adjutanten glaubten die Laune Seiner Majestät dadurch zu verbessern, daß sie nach Möglichkeit auf die Preußen schimpften, und natürlich besonders auf Bismarck. Einer der Herren verstieg sich zu der Behauptung, er wisse aus sicherer Quelle, daß Bismarck sich täglich in Schnaps besaufe. „Ach Gott", meinte Kaiser Franz Josef, „wenn meine Minister doch auch Schnaps trinken wollten!" Kaiser Franz Josef hat sich bekanntlich selbst einmal mit den Worten charakterisiert, er glaube, daß er ein vorzüglicher Hofrat geworden sein würde. Ähnliches soll schon sein Großvater, Kaiser Franz I., von sich selbst gesagt haben. Es lag eine gewisse Tragik darin, daß derselbe Monarch, den es nach dem bescheidenen Lorbeer eines biederen Beamten gelüstete und dessen intimste Neigungen eine gutmütige und harmlose Natur verrieten, in der Phantasie ganzer Völker als grausamer Henker lebte. Die Italiener nannten ihn den „gran Impiccatore", den großen Hänger, und bis an sein Lebensende konnte ihm ein großer Teil der Ungarn nicht die vielen Todesurteile verzeihen, die er nach der Niederwerfung des ungarischen Aufstandes 1849 in Pest, in Temesvár, in Arad hatte vollzichen lassen. Die letzten Jahre seiner Regierung sollten wieder durch zum Teil grausame Exekutionen in Galizien, in Dalmatien, an der Save und an der Narenta, in

Bosnien und in der Herzegowina getrübt werden. Und in Rom gemahnt eine gegenüber dem Palazzo Venezia, dem langjährigen Sitz der Österreichischen Botschaft beim Vatikan, angebrachte Marmortafel, aber auch eine Marmorbüste auf dem Pincio an die grausame Hinrichtung des Bürgermeisters und Abgeordneten von Trient, Cesare Battisti, der während des Weltkriegs in der Schlacht mit den Waffen in der Hand in österreichische Gefangenschaft geriet und, obwohl schwerverwundet, gehängt wurde. Als Kaiser Franz Josef starb, wiesen englische und französische Blätter darauf hin, daß wohl nie ein Monarch, wenigstens kein nicht asiatischer und nichtafrikanischer Fürst, während seiner Regierung so viele Todesurteile unterzeichnete habe. Das „Erst wollen wir einmal a bißl hängen", das der einzige geniale österreichische Staatsmann, Fürst Felix Schwarzenberg, 1849 den um schonendere Behandlung der magyarischen und italienischen Rebellen bittenden ungarischen und lombardischen Aristokraten zurief, galt vom Beginn bis zum Ende der achtundsechzigjährigen Regierung des Kaisers Franz Josef, einer der längsten Regierungen der Weltgeschichte.

Wohl der wichtigste Unterschied zwischen ihm und Kaiser Wilhelm bestand darin, daß dem Oberhaupt der Doppelmonarchie alle und jede Phantasie versagt war, die dem Deutschen Kaiser die Natur nur allzu verschwenderisch in die Wiege gelegt hatte. Darum war Franz Josef I. außerstande, die leitenden Strömungen der Gegenwart, die Ideale und innersten Aspirationen, die Tugenden wie die Fehler seiner vielen Völker zu verstehen, geschweige denn sie für staatliche Zwecke klug zu benutzen. Wie er die Gegenwart oft falsch sah, so fehlte ihm auch die Intuition für das Kommende. Wilhelm II. sah oft, leider sehr oft, falsch, recht falsch, aber er hatte Visionen, Zukunftsperspektiven, er hatte Geist. Wenn er sich bisweilen zu schwungvoll gab, so war Kaiser Franz Josef ganz schwunglos. Es ginge vielleicht zu weit, zu sagen, er wäre gefühllos gewesen, aber er zeigte seine Empfindungen nur den allerwenigsten. Es ist ihm kaum je gelungen, in persönlicher Rücksprache, unter vier Augen, einen Gegner in einen Freund zu verwandeln, einen Politiker einzufangen. Er war kein Menschen-, kein Seelenfänger, während Wilhelm II. mit dem unleugbaren Zauber seines Wesens mehr als einen für sich gewonnen hat, der mit innerem Widerstreben gegen die Pläne und Ideen des Monarchen zu ihm gekommen war. Im Gegensatz zu seinen österreichischen und namentlich seinen Wiener Untertanen fehlte Franz Josef I. jeder sentimentale Zug. Wie er stoisch eigene Schicksalsprüfungen trug — und welche Schicksalsschläge! persönlicher wie politischer Natur! — so war er auch für die Schicksale und Leiden anderer unempfindlich und brachte es gegenüber den vom Unglück Betroffenen im besten Falle zu einigen ganz banalen, ganz konventionellen Worten. Wilhelm II. war ergreifend in seiner Teil-

nahme für Menschen, die ihm lieb waren. Franz Josef I. verlor niemals die Haltung gegenüber seinen Ministern, jedenfalls nicht mehr, nachdem die erste Jugend vorüber war. Aber er weinte auch denen keine Träne nach, die gut bei ihm angeschrieben gewesen waren. Es schmerzte Wilhelm II., es kränkte ihn persönlich und ließ einen starken Stachel in ihm zurück, als der Reichskanzler Hohenlohe 1895 sanft, aber unerbittlich auf der Ausschiffung des Ministers des Inneren Ernst Matthias von Köller bestand, den der Kaiser persönlich gern mochte. Schon als Kronprinz hatte Wilhelm II. die während der neunundneunzig Tage mit stillschweigender Zustimmung des Fürsten Bismarck erfolgte Verabschiedung des Ministers Robert von Puttkamer, eines persönlichen Freundes, mit Bedauern gesehen und dieser seiner Empfindung auch nach außen hin lebhaften Ausdruck gegeben. Franz Josef I. ließ seinen Jugendfreund Taaffe so gleichgültig abgehen wie den von ihm als „schlechten Österreicher" gehaßten Giskra. Als Kaiser Franz Josef den Grafen Bernhard Rechberg, der ihm in kritischen Jahren seiner Regierung, von 1859 bis 1865, als Minister des Äußeren besonders nahegestanden hatte, nach Dezennien bei einem zufälligen Besuch in Schwechat unter den dort versammelten Honoratioren zum ersten Male wieder erblickte, fand er für den inzwischen einundneunzig Jahre alt gewordenen, in vielen Stellungen bewährten Staatsmann nur die Worte: „Wir haben uns lange nicht gesehen." Dem Deutschen Kaiser war niemand ganz gleichgültig. Pro oder contra nahm er zu jedem Stellung. Kaiser Franz Josef ließ, ohne sich äußerlich etwas anmerken zu lassen, als ungarischen Minister Franz Kossuth über sich ergehen, dessen Vater Ludwig Kossuth als ungarischer Diktator auf dem Reichstag zu Debreczin 1849 die Absetzung des Hauses Habsburg-Lothringen vorgeschlagen und durchgesetzt hatte. Wilhelm II. sperrte sich während des ganzen Weltkrieges und noch im Sommer 1918 gegen meine Rückberufung zu den Geschäften, obschon ich dem Lande und ihm in langer Amtszeit einige Dienste hatte leisten können, nur weil er mir meine durch das Interesse des Reichs wie der Krone gebotene Haltung in den Novembertagen von 1908 ex post übelgenommen hatte. Andererseits lassen sich an Wilhelm II. viele menschlich gute und schöne Züge nachweisen.

Es wäre übrigens ein Irrtum, zu glauben, daß Wilhelm II. dem Kaiser Franz Josef persönlich sympathisch gewesen wäre. Der Habsburger schätzte die Bundestreue des Hohenzollern, er setzte Vertrauen in dessen Loyalität, aber persönlich ging Wilhelm II. dem so viel älteren und von ihm sehr verschiedenen Franz Josef auf die Nerven, so sehr er auch bemüht war, dies zu verbergen. Er sah Begegnungen mit Wilhelm II. mit Unbehagen entgegen, er begrüßte den Abschied von ihm mit einem Seufzer der Erleichterung. Er fand Wilhelm II. originell, aber nicht ganz würdig.

Die Späße und Kalauer seines deutschen Kollegen erschienen ihm vulgär, dessen ganze Art nicht wirklich vornehm. Da Wilhelm II. bei glänzender Begabung Flair und Takt abgingen, so merkte er nicht, daß bei dem zwischen den beiden Monarchen bestehenden Altersunterschied eine größere Reserve von seiner Seite den alten Kaiser wohltuend berührt hätte, daß es diesem lieber gewesen sein würde, wenn der Deutsche Kaiser nicht gar zu häufig an der schönen blauen Donau erschienen wäre. Franz Josef war Mensch nur in seinem Verhältnis zu Frau Katharina Schratt. Ich füge sogleich hinzu, daß es sich um ein rein freundschaftliches Verhältnis handelte. Frau Schratt war nicht nur eine begabte Schauspielerin, sondern auch eine liebenswürdige und behagliche Frau, heiter, graziös, vor allem natürlich, wie es die Wienerinnen sind. Sie hielt sich der Politik völlig fern, was die strebsamen Gesandten kleinerer Staaten in Wien nicht abhielt, ihr eifrig zu hofieren und ihr harmloses Geplausch gewissenhaft und wichtig nach München und Dresden zu melden. Frau Schratt stand in den allerbesten Beziehungen zur Kaiserin Elisabeth, die aufrichtig erfreut war, daß ihr hoher Gemahl im Verkehr mit Kathi Beruhigung und Trost für die Widerwärtigkeiten der Politik und die furchtbaren Prüfungen in seiner Familie fand. Der Kaiser nannte Frau Schratt in seinen Briefen an sie „hochverehrte, gnädigste Frau." In ihrem Salon hing ein großes Bild der Kaiserin Elisabeth, das diese der Freundin des Kaisers geschenkt hatte. Der Kaiser liebte es, mit Frau Schratt Tarock zu spielen, ein in den Donauländern populäres Kartenspiel. Der Dritte bei diesem Tarock war ein trefflicher Ministerialbeamter, der Schulz hieß. Als eine der Töchter des Kaisers, die übrigens wie ihre Mutter für Frau Schratt schwärmte, ihren Vater darauf aufmerksam machte, es sei vielleicht nicht ganz in der Ordnung, daß er mit einem Herrn Schulz Karten spiele, wurde diesem die Exzellenz verliehen und so die schwierige Angelegenheit im Geiste der Hofburg glänzend erledigt. Wie er war, war Kaiser Franz Josef der letzte österreichische Kaiser und würdig, der Letzte dieser langen Reihe zu sein. Es wäre eine Beleidigung für das alte Kaiserhaus, wenn man Kaiser Karl als den letzten der Kaiser aus dem Hause Habsburg bezeichnen wollte. Dieser Ephialtes unter den Fürsten, der verlogen, feige und verräterisch zum Feinde überging und seinen Bundesgenossen verriet, der sich (leider durch Österreich) in den furchtbarsten aller Kriege hatte verstricken lassen, war ein Schandfleck in der Geschichte Habsburgs und Österreichs. Als ihr Schlußpunkt soll und darf er nicht gelten.

Das Haus Habsburg hat am deutschen Volk viel, sehr viel gesündigt. Seine falsche Politik hat die Schweiz, hat Holland vom Reiche abgestoßen. Die Ferdinandeische Politik der Gegenreformation führte den Dreißigjährigen Krieg herbei, das größte Unglück, das Deutschland vor dem Welt-

krieg betroffen hat. Aber Österreich ist und bleibt ein Glied am deutschen Körper. Die österreichische und die habsburgische Geschichte sind zu eng mit der deutschen verflochten, als daß wir der alten Donaumonarchie nicht einen würdigen Abschluß wünschen sollten. Ich habe nie vor Kaiser Franz Josef gestanden, ohne, obwohl ich durch und durch Preuße bin und nicht die Sünden der Habsburger an Deutschland vergesse, innerliche Bewegung zu empfinden bei der Erinnerung an die alten Zusammenhänge zwischen uns und diesem Hause. Wie viele und wie große Ereignisse, welche Höhen und welche Tiefen umfassen die sechs Jahrhunderte zwischen dem Tage, an dem Graf Rudolf von Habsburg 1273 die Habichtsburg im Aargau, wo seines Stammes Hoheit ausgegangen, verließ, um nach Frankfurt am Main zu reiten, und dem Zusammenbruch des habsburgischen Reichs im Jahre 1918: die Wahl Rudolfs zum deutschen König, der Sieg über den Böhmenkönig Ottokar, die Erwerbung von Österreich und Steiermark, von Kärnten und Krain, von Tirol und vom Breisgau, von Istrien und Triest, die Heirat mit Maria von Burgund, die Verbindung mit Johanna von Aragon. Tu felix Austria nube! Das Zepter der Habsburger erstreckte sich vom deutschen Kaiserthron über Spanien, Holland, Belgien, über ganz Italien von Mailand bis Palermo, über die Freigrafschaft, über einen Teil des heutigen Frankreich. Habsburg herrscht über Südamerika, Zentralamerika und einen großen Teil von Nordamerika. Es gewinnt Böhmen, Schlesien, Ungarn, Kroatien. „Österreich, an Ehren und an Siegen reich." Prinz Eugenius, der edle Ritter, Zenta, Belgrad, Erzherzog Karl und der Sieg bei Aspern, den Heinrich von Kleist jubelnd begrüßt, und noch im vergangenen Jahrhundert der alte Radetzky: In seinem Lager war Österreich. Kaiser Franz Josef, der bei all seinen Schwächen und Fehlern nicht nur durch die Länge seiner Regierung, sondern auch durch alle Schicksalschläge, die auf ihn niederstürmten und nur in den Schicksalstragödien des Sophokles und in den Königsdramen des Shakespeare ihresgleichen finden, immer ehrwürdig sein wird, ist für die Geschichte ein Abschluß, der Wehmut und das Gefühl des Vergänglichen alles Irdischen ohne häßliche Reminiszenzen hervorruft. Dem deutsch-österreichischen Stamm aber möge die Zukunft vergönnen, daß er einmal als Glied des Deutschen Reiches den Rückweg zur Mutter Germania findet.

Kaiser Franz Josef begann am 19. September 1897 in der Burg zu Ofen die Unterredung mit mir, wozu der Genius loci aufforderte, mit einem Rundblick auf die Balkanfürsten. Am schlechtesten kam dabei Fürst Ferdinand von Bulgarien weg. Fürst Ferdinand hatte in jungen Jahren in der österreichischen Armee gedient. Er war, wie manche andere Sprossen des Hauses Koburg, geistig sehr begabt und zweifellos aus dem Holz, aus dem erfolgreiche Fürsten geschnitzt werden. Er war an Beweglichkeit, an Freiheit

und Feinheit des Geistes den meisten Monarchen seiner Zeit überlegen, aber er war während seiner mehrjährigen Dienstzeit im österreichischen Heere ein mäßiger Husarenoffizier gewesen. Während Kaiser Franz Josef bis in sein hohes Alter kerzengerade zu Pferde saß und jeden Graben nahm, betrachtete Fürst Ferdinand das Pferd als seinen persönlichen Feind. Das gefiel dem alten Kavalleristen Franz Josef nicht. Noch mehr, noch viel mehr mißfiel ihm, daß Fürst Ferdinand seinen ältesten Sohn, den Kronprinzen Boris, zwei Jahre nach der katholischen Taufe durch eine neue, vom Metropoliten von Rustschuk vorgenommene orthodoxe Taufe in den Schoß der „rechtgläubigen" bulgarischen Landeskirche hatte aufnehmen lassen. Kaiser Franz Josef war ein treuer Sohn der katholischen Kirche, aber weder intolerant noch bigott. „Für drei neue Kavallerie-Regimenter", äußerte einmal ein langjähriger Generaladjutant Graf Paar, „gibt der Kaiser alle Bischöfe." Die Staatsräson ging ihm über alles. Man konnte von ihm sagen, daß er die verkörperte österreichische Staatsräson war, wenn auch nicht geistig bedeutend genug, um immer dementsprechend zu handeln. Er war weit entfernt von der glühenden Glaubensinbrunst seines Neffen, des Erzherzogs Franz Ferdinand, der einmal nach dem Vortrag eines Jesuitenpaters über den Segen der Ferdinandeischen Gegenreformation diesem mit leuchtenden Augen und bewegter Stimme erklärte, sein Vortrag sei für ihn, den Erzherzog, einer der tiefsten und schönsten Eindrücke seines Lebens gewesen. Kaiser Franz Josef war noch weiter entfernt von der Einfältigkeit seines Neffen Karl, der, als er zum Unheil der habsburgischen Monarchie und ihres deutschen Bundesgenossen den Thron bestieg, einen süddeutschen Kapuziner bat, ihm für die Leitung des kompliziertesten und schwierigsten Mechanismus der Welt, nämlich für die Führung der inneren und äußeren Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie, ein Regierungsprogramm zu entwerfen. Und dieser biedere Konventuale war ein weniger bedenklicher Gewissensrat als Angehörige anderer Orden, mit deren Hilfe Kaiser Karl und Kaiserin Zita, seine intrigante Gemahlin, später den Verrat am deutschen Bundesgenossen einfädeln sollten, der sich für und durch die habsburgische Monarchie in den fürchterlichsten aller Kriege hatte verwickeln lassen.

Was Kaiser Franz Josef dem Fürsten Ferdinand bei der Umtaufe seines Sohnes übelnahm, war das, was der Kaiser Charakterlosigkeit nannte. Er erzählte mir mit Wohlgefallen maliziöse Anekdoten über den Bulgarenfürsten, die er von seinem Minister des Äußeren, Graf Goluchowski, hatte, der die Umtaufe des bulgarischen Kronprinzen fast noch strenger beurteilte als sein Souverän. Mit Serbien war der alte Kaiser zufriedener. Dort bekämpften sich seit fast einem Jahrhundert die Häuser Obrenowitsch und Karageorgewitsch mit den Praktiken, die im Hause der Atriden üblich

waren und unter Verwandten in der Familie Borgia. Noch zutreffender ist vielleicht der Vergleich mit den Mitteln, zu denen in einem korsischen Dorfe die Angehörigen zweier Familien greifen, zwischen denen die Vendetta entbrannt ist. König Milan aus dem Hause Obrenowitsch hatte durch seinen Leichtsinn Österreich viel zu schaffen gemacht, sich aber immer zu Österreich gehalten, von dem er reichliche Subsidien bezog. Nach einem langen ehelichen Zwist mit seiner Gemahlin Natalie Ketschko hatte Milan das ihm allmählich langweilig gewordene Belgrad verlassen, um sich mit gelegentlichen Ausflügen nach Paris in dem Capua an der Donau, in dem schönen und leichtlebigen Wien, seines Lebens zu freuen. Sein Sohn Alexander wandelte politisch in den Fußtapfen seines Vaters, und man war damals in Wien mit ihm zufrieden. Die serbische Circe, Frau Draga Maschin, war dem jungen Herrscher noch nicht erschienen. Mit wahrer Sympathie sprach der Kaiser von dem König Carol von Rumänien, der ihm durch sein ausgeglichenes Wesen, durch seine ruhige Besonnenheit und seine vortrefflichen Umgangsformen stets sympathisch gewesen war. „Zwischen uns und Rumänien geht alles gut", meinte der Kaiser Franz Josef. Ich wußte nur zu wohl, daß zwischen beiden Ländern nicht alles gut ging. Ich hatte zu lange in Bukarest gewirkt, um nicht zu wissen, wie große Gefahren für die habsburgische Monarchie die exzessive ungarische Nationalitätenpolitik in sich barg.

Magyarische Nationalitätenpolitik

Einer der gescheitesten Ungarn, Benjamin von Kallay, von 1879 bis 1882 Sektionschef im Ministerium des Äußeren, seitdem Reichsfinanzminister und mit der Verwaltung von Bosnien und der Herzegowina betraut, Verfasser einer guten Geschichte der Serben, hatte einmal in den neunziger Jahren in einer ergreifenden Rede sein Volk vor der Überspannung der Nationalitätenpolitik gewarnt. Er erinnerte an die Fata Morgana, die sich bisweilen auf der ungarischen Puszta zeigt. Der Ungar nennt sie „Delibab". Sie verlockt den unvorsichtigen Reisenden, der ihr traut, in Sümpfe, in denen er versinkt. Ich hatte in Bukarest nur zu sehr beobachtet, daß die Mischung von Größenwahn und psychologischer Kurzsichtigkeit, von fanatischer Unduldsamkeit und advokatischer Rabulistik, welche die magyarische Nationalitätenpolitik charakterisierte, die Rumänen und Serben maßlos erbitterte. Aber die Verachtung des Magyaren für die kleineren Völker innerhalb des Bereiches der Stefanskrone war zu tief eingewurzelt, als daß Vernunftgründe gegen sie etwas ausgerichtet hätten. Der Rumäne war dem Magyaren der „büdos allah", der stinkende Wallach; den Serben und Kroaten galt sein Sprichwort: „Der Slawe ist kein Mensch." Umsonst hatte Franz Deák seiner Nation Besonnenheit und Maß gepredigt, umsonst Graf Gyula Andrássy ihr zugerufen, das ungarische Schiff sei vom Glück so voll beladen worden, daß jede Unze Ladung mehr, sei es nun

Staatssekretär Freiherr Marschall von Bieberstein

Dreck, sei es Gold, das Fahrzeug zum Kentern bringen könnte. Die Parlaments- und Adelsregierung, die in Ungarn das Heft in der Hand hielt, jagte dem Phantom der völligen Assimilierung oder Ausrottung der nichtmagyarischen Nationalitäten im Reich der Stefanskrone mit der Verblendung nach, von der keiner der ungarischen Staatsmänner, die nach Deák und Andrássy von Einfluß waren, freigesprochen werden kann. Der größte unter ihnen war Graf Stefan Tisza, der, wenn er ebensoviel Maß besessen hätte wie Kraft, so viel Überlegung und Vorsicht wie glühende Vaterlandsliebe, zu den ganz großen Staatsmännern gerechnet worden wäre. Aber auch er opferte dem Gedanken der Durchführung der absoluten Vorherrschaft des magyarischen Stammes jede andere Rücksicht und Erwägung. Tisza sollte dadurch seinem Lande schweren Schaden zufügen. Aber als ein Mann, der allezeit sich selbst treu blieb, ist er eine große geschichtliche Figur. Er war der einzige der maßgebenden ungarischen und österreichischen Staatsmänner, der gegen die unsinnige Politik war, die im Sommer 1914 mit dem Ultimatum eingeleitet wurde. Er stand einem ebenso wahnwitzigen Schritt, der Proklamierung der Unabhängigkeit Polens durch die Zentralmächte, kühl gegenüber. Er war gegen übertriebene Annexionen, schon weil sie ihm für das Übergewicht der Magyaren im Gesamtstaat bedenklich erschienen. Mit eiserner Hand hielt er die Ordnung aufrecht. Als Kaiser Karl, dem Graf Tisza schon als Nichtkatholik unsympathisch war, ihn bald nach seinem Regierungsantritt fortschickte, nachdem er schon einige Zeit vorher geäußert hatte, der „kalvinische Papst" sei nun zum längsten im Amt gewesen, schallte der Doppelmonarchie und dem Hause Habsburg die Totenglocke, es stand die Uhr, der Zeiger fiel, es war die Zeit für sie vorbei. Stefan Tisza überlebte nicht den Untergang seines Volkes. Er fiel unter Mörderhand, furchtlos, wie er gelebt hatte.

Graf Gyula Andrássy Sohn und Graf Albert Apponyi waren in der Behandlung der Nationalitäten ebenso unverständig wie Tisza, besaßen aber nicht dessen Charakterstärke. Aber Apponyi war wohl die größte oratorische Begabung, die mir vorgekommen ist. Er sprach glänzend und in jeder Sprache gleich gut: auf Ungarisch, auf Deutsch, auf Englisch, auf Französisch, wahrscheinlich auch auf Italienisch und auf Lateinisch. Er sprach über jedes Thema, über Politik und über Musik, über Unterrichtswesen und über Landwirtschaft. Er hatte aber das Unglück gehabt, vielleicht gerade durch seine Vielseitigkeit, dem Kaiser Franz Josef zu mißfallen. Dieser hatte ihm sein Mißfallen zu deutlich zu verstehen gegeben, und der empfindliche Apponyi war seitdem ein sehr gehässiger Gegner nicht nur des alten Kaisers, sondern auch des österreichisch-ungarischen Ausgleichs von 1867 geworden. Auf der anderen Seite versäumte man in Wien, den Grafen Albert Apponyi, der aus einem streng konservativen,

bis dahin ganz kaisertreuen Hause stammte, rechtzeitig wiederzugewinnen. Als Apponyi seine erste antiösterreichische und in gewissem Grade antidynastische Rede hielt, sagte mir der Botschafter Graf Szögyényi, der schon mit dem Vater des Grafen Albert Apponyi befreundet gewesen war: „Als ich die Rede von Albert Apponyi las, war ich so entsetzt, als wenn ich meine verstorbene Mutter auf dem Kirchhof hätte Cancan tanzen sehen." Derselbe Szögyényi meinte aber auch, daß Wien, als Albert Apponyi anfing eine parlamentarische Rolle zu spielen, ihn mit dem Gesandtenposten in Athen hätte gewinnen können, nach einigen Jahren noch mit einer Botschaft, jetzt aber täte er es nicht mehr unter der Entthronung des alten Kaisers. Graf Andrássy machte alle Übertreibungen des Grafen Albert Apponyi mit. Er war gegen die Hofburg nicht von gleicher Ranküne erfüllt, aber mindestens ebenso ambitiös.

Als ich an jenem 20. September 1897 vor Kaiser Franz Josef stand, hätte ich ihm auf Grund meiner Bukarester Eindrücke und Erfahrungen gegen die magyarische Nationalitätenpolitik manches sagen können. Aber einen alten Kaiser zu belehren, einen Fürsten, der so viel gesehen, so viel erlebt, so viel gestritten und gelitten hatte wie Kaiser Franz Josef, der schon auf dem Throne saß, als ich geboren wurde, ist nicht so leicht und einfach wie eine Replik im Parlament oder bei einer Ministerialsitzung. „Den möcht' ich kennen, der den Kaiser Franz Josef auf einen Gegenstand hinzulenken verstünde, den er nun einmal vermeiden will", hat ein Österreicher, der Finanzminister Kaizl, nach einer Audienz bei Franz Josef I. gesagt, in der es ihm unmöglich gewesen war, sein Anliegen vorzubringen. Und vor allem: das deutsch-österreichische Bündnis war von Bismarck mit dem Magyaren Andrássy abgeschlossen worden, der, das ungarische Volk hinter sich, im Sommer 1870 Beust, den Erzherzog Albrecht und den Kaiser Franz Josef verhindert hatte, sich Frankreich gegen Preußen-Deutschland anzuschließen. Als ich im Sommer 1884, anläßlich meiner Versetzung von Paris nach St. Petersburg, in Varzin weilte, hatte Fürst Bismarck auf eine Karte gedeutet und dabei bemerkt: „Da sitzen zwischen Donau und Karpathen die Ungarn. Für uns ist das gerade so, als ob dort Deutsche säßen, denn ihr Schicksal ist mit dem unsrigen verknüpft, sie stehen und fallen mit uns. Das unterscheidet sie funditus von Slawen und Rumänen. Der ungarische Faktor ist für uns der wichtigste innerhalb des ganzen Balkangebiets, das bekanntlich auf der Wiener Landstraße beginnt." Fürst Bismarck lehnte es ebenso wie später ich mit Entschlossenheit ab, sich durch die Magyaren in einen Krieg mit Rußland hineinziehen zu lassen, aber er wollte sich in innerungarische Verhältnisse auch mit Ratschlägen nicht einmischen. Was aber Kaiser Franz Josef angeht, so darf, wer gerecht sein will, nicht übersehen, wie

schwer es ihm fallen mußte, sich gerade zu der ungarischen öffentlichen Meinung, ungarischen Leidenschaften und ungarischen Vorurteilen, den Wünschen ungarischer Minister in Gegensatz zu setzen. Gegenüber starken, sehr starken Passiven hatte seine Regierung nur wenige aktive Posten aufzuweisen, und unter diesen stand die Versöhnung mit der ungarischen Nation für Kaiser Franz Josef an erster Stelle. Sie war teuer, vielleicht zu teuer bezahlt worden. Gerade deshalb wollte er diesen Gewinn nicht verscherzen, und er wußte, daß er Gefahr lief, ihn einzubüßen, sobald er den überspannten magyarischen Nationalgefühlen entgegentrat. Die Magyaren waren nun einmal ein aristokratisches Herrenvolk, dem eine damals noch sehr unterwürfige und dabei magyarisch-chauvinistisch gesinnte Judenschaft die erforderlichen Rechtsanwälte, Ärzte, Journalisten und Finanziers lieferte. Im Grunde hat sich die ganze ungarische innere Politik, die so viel Staub aufwirbelte, während Jahrzehnten um den Kampf zwischen einigen Grafen und ihrer Gefolgschaft gedreht: dem Grafen Gyula Andrássy, dem Grafen Albert Apponyi, dem Grafen Bánffy, dem Grafen Khuen-Hedervàry, dem Grafen Michael Károlyi und dem größten von ihnen, dem Grafen Stefan Tisza, denen ab und zu einige Sprossen der Gentry wie Koloman von Szell, Wekerle, Féjervàry angegliedert wurden.

XI. KAPITEL

Rede Wilhelms II. bei der Paradetafel in Budapest (18. IX. 1897) • Der Cercle, die Erzherzöge • Kaiser Wilhelm in Wiesbaden, der Zar in Darmstadt • Zusammenkunft der beiden Kaiser • Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise von Baden • Ernennung zum Staatssekretär (20. X. 1897) • Mit dem Kaiser auf der Saalburg • Wilhelm II. und die römischen Kaiser • Seine Stellung zu Denkmälern • Theaterintendant Graf Georg Hülsen • Lauff und Knackfuß • Wilhelm II. in Kunstfragen • Besuch in Schillingsfürst bei Fürst und Fürstin Hohenlohe

Kaiserliche Bankettrede

Kaiser Franz Josef war während der langen Unterredung, mit der er mich beehrt hatte, sehr liebenswürdig gewesen. Aber der mir durch die Äußerungen aller Österreicher und Nichtösterreicher, die ihn näher kannten, schon früher vermittelte Eindruck, daß kühle Nüchternheit in seinem Wesen überwiege, konnte durch meine Audienz nur bestärkt werden. Das ließ mich wünschen, daß in den Toasten bei der für den 21. September angesagten Paradetafel die temperamentvolle Art Wilhelms II. nicht allzusehr von der Abgeklärtheit seines Gastgebers abstechen möge. Als ich diesen Wunsch dem Kaiser aussprach, erwiderte er mir ohne eine Spur von Gereiztheit in freundschaftlichstem Tone, ganz gemütlich: „Mein lieber Bernhard, Sie sind gewiß viel klüger als ich. Aber auf Reden verstehe ich mich besser. Sie haben, soviel ich weiß, noch nie eine öffentliche Rede geschwungen. Ich habe schon viele Reden gehalten und kann ohne Eitelkeit sagen, daß meine Reden nicht übel waren. Lassen Sie mich ruhig nach meiner Art reden."

Bei dem Festmahl verlas Kaiser Franz Josef mühsam, stockend und mit müder Stimme seinen von seinem Minister des Äußeren aufgesetzten, sehr vorsichtigen, eher kühlen, ganz nüchternen Trinkspruch. Kaiser Wilhelm erhob sich sofort und hielt eine der schwungvollsten Reden, die ich aus seinem Munde gehört habe. Ich kenne kaum eine andere Rede des Kaisers, die für seine Art so bezeichnend wäre. Er begann mit der Versicherung, daß der im herrlichen Budapest ihm gewordene großartige Empfang ihn überwältigt habe. Von Napoleon I. sagte Talleyrand, er wäre „le moins amusable des hommes". Wilhelm II. war dagegen leicht zu unterhalten, leicht zu gewinnen und namentlich leicht zu begeistern. Ich bin während meiner Amtszeit selten irgendwo mit ihm eingetroffen, ohne daß er mir

nach seinem Einzug erklärt hätte, das sei der allerschönste Empfang seines Lebens. So war es in Peterhof und in Windsor, in Budapest und in Wien, in Konstantinopel und in Venedig, in Rom und in Jerusalem, in Neapel und in Palermo, in Damaskus und in Beirut, bei jedem Besuch, bei jedem Manöver. Napoleon war nur wohl im Sturm und Gewitter ungeheurer Schicksale. Wie er, der Sohn der trotzigen Insel Korsika, Frankreich und der Welt zuerst im Pulverdampf und Kanonendonner vor Toulon erschienen war, so beschloß er seine kurze, meteorgleiche, kaum zwanzigjährige Laufbahn im Abendrot einer einsamen, weit, weit entfernten Insel des Atlantischen Ozeans. Anders Wilhelm II.

„Jung ward ihm der Thron zuteil,
Und ihm beliebt es, falsch zu schließen,
Es könne wohl zusammengehn
Und sei recht wünschenswert und schön:
Regieren und zugleich genießen."

Diese Verse, die Goethe vorahnend im zweiten Teil seines „Faust" dem Mephisto über den Kaiser in den Mund legt, geben in prägnanter Weise das Naturell Wilhelms II. wieder. Und wenn auf diese Worte Faust erwidert:

„Ein großer Irrtum. Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden,
Ihm ist die Brust von hohem Willen voll,
Doch, was er will, es darf's kein Mensch ergründen.
Was er den Treusten in das Ohr geraunt,
Es ist getan, und alle Welt erstaunt.
So wird er stets der Allerhöchste sein,
Der Würdigste — genießen macht gemein —",

so bleibt das ewig wahr. Aber Wilhelm II. empfand und dachte anders. Für jeden schönen, interessanten Eindruck empfänglich, war er einer der genußfähigsten Menschen, die mir vorgekommen sind, wobei ausdrücklich bemerkt sei, daß niedrige Vergnügungen, insbesondere sinnlicher Natur, ihm ganz fernlagen.

Nun folgte im Budapester Trinkspruch Wilhelms II. ein wahrhaft dithyrambisches Lob der Magyaren. Mit sympathischem Interesse verfolge man in Deutschland die Geschichte des ritterlichen Ungarvolkes, dessen Vaterlandsliebe sprichwörtlich geworden sei, das Gut und Blut für die Verteidigung des Kreuzes zu opfern nie gezögert habe. Namen wie Zriny und Szigeth ließen noch heute das Herz eines jeden deutschen Jünglings höher schlagen. Mit Bewunderung habe Deutschland beobachtet, wie das

getreue Ungarvolk seinen tausendjährigen Geburtstag in „überraschender Herrlichkeit“ gefeiert habe, nachdem es sich durch die stolzesten Baudenkmäler, durch seinen Kunstsinn, durch gewaltige öffentliche Arbeiten, durch seine Fortschritte in Handel und Verkehr einen gleichberechtigten Platz unter den großen Kulturvölkern errungen habe. Ich saß an der Tafel den beiden Kaisern gegenüber und konnte in den Zügen des Kaisers Franz Josef beobachten, daß dieser glühende Enthusiasmus des Gastes für die Magyaren, der ohne alle unerlaubten politischen Hintergedanken aus dem warmen, expansiven Herzen des Deutschen Kaisers kam, dem Gastgeber zu weit ging und ihm nicht gefiel. In augenscheinlich tiefer Bewegung feierte Wilhelm II. am Schluß seiner Rede den alten Kaiser Franz Josef, für den in Europa und vor allem beim deutschen Volke unbeschränkte Begeisterung „erglühe“, eine Begeisterung, deren auch er, Wilhelm II., sich teilhaftig zu nennen „erkühne“, indem er „nach Sohnes Art“ zu Franz Josef als zu seinem väterlichen Freund aufblicke. Auch das war allzu emphatisch.

Franz Josef liebte im Grunde das neue Deutschland ebensowenig wie er das neue Italien liebte. Er liebte es vielleicht noch weniger, denn er war 1870 durchaus bereit gewesen, Hand in Hand mit dem „kirchenräuberischen“ und in fünfzigjährigem Kampf gegen Österreich großgewordenen Königreich Italien sich auf die Seite der Franzosen gegen Preußen-Deutschland zu stellen. Eine solche Wendung hatte damals nächst der genialen Entschlossenheit und Klugheit der Bismarckschen Politik vor allem Andrássy verhindert, der, unterstützt durch unsere raschen und durchschlagenden militärischen Erfolge gegen Beust, gegen den Erzherzog Albrecht und gegen den Kaiser Franz Josef die Aufrechterhaltung der österreichisch-ungarischen Neutralität durchsetzte. General von Schweinitz, von 1867 bis 1876 erst Gesandter, dann Botschafter in Wien, hat mir oft erzählt, eine der peinlichsten Unterredungen seines Lebens habe er im Januar 1871 mit dem Kaiser Franz Josef geführt, dem er die Wahl des Königs von Preußen zum Deutschen Kaiser und die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches offiziell anzukündigen hatte. Oder vielmehr: es war überhaupt keine Unterredung, denn während geraumer Zeit konnte sich der Kaiser von Österreich nicht entschließen, auch nur eine Silbe zu sagen. Schließlich erkundigte er sich kurz bei Schweinitz, ob des Kaisers preußisches Regiment, das 2. Garde-Grenadier-Regiment Kaiser Franz, große Verluste im Kriege gehabt hätte, und entließ ihn dann so kühl, wie er ihn empfangen hatte. Im letzten Ende war es auch nur die Furcht vor Rußland, vor dessen panslawistischer Propaganda, seiner unermeßlichen Menschenzahl und seinen damals gewaltigen Hilfskräften, die Kaiser Franz Josef bewogen hatten, seine Zustimmung zu dem 1879 von Andrássy mit Bismarck abgeschlossenen Vertrage zu geben. Und noch im Laufe des Welt-

krieges sagte mir ein dem Wiener Hofe nahestehender, mir seit langen Jahren befreundeter österreichischer Aristokrat, die besten Stunden, die der alte Kaiser seit dem Beginn des Krieges gehabt habe, wären die gewesen, wo er hörte oder las, daß auch die „Preißen" einmal eine Schlappe erlitten hätten.

Nach der Paradetafel vom 21. September 1897 fand ein langer Cercle statt. Die große Zahl der Erzherzöge fiel mir auf. Sie machten, was der Franzose nennt, „tapisserie", d. h. sie standen, meist mit ziemlich einfältigen Gesichtern und ganz gleichgültigem Ausdruck, einer neben dem anderen längs der Wand. Durch sein energisches Gesicht und seine männliche Haltung fiel mir nur Erzherzog Franz Ferdinand auf. Wohl lag in seinen Augen etwas von dem bösen, ja grausamen Ausdruck seines Großvaters mütterlicher Seite, des vorletzten Königs beider Sizilien, des berüchtigten Königs Ferdinand II., den die Italiener wegen des von ihm angeordneten Bombardements seiner eigenen Stadt Messina „Re Bomba" nannten. Der Gesamteindruck, den ich von dem präsumtiven Thronerben hatte, war doch der, daß er an Willenskraft und Verstand kein gewöhnlicher Mensch sei. Eine mir seit vielen Jahren befreundete und intelligente österreichische Fürstin — nebenbei gesagt ganz schwarz-gelb gesinnt — sagte mir einmal: „Ein Habsburger muß immer in den alten Geleisen bleiben, sonst endigt er schlecht. Die beiden einzigen über das Mittelmaß hinausreichenden österreichischen Souveräne Karl V. und Josef II. starben, der eine im Kloster von St. Just, der andere an gebrochenem Herzen. Der geistvolle Kronprinz Rudolf brachte sich selbst um, der phantastische Kaiser Maximilian wurde in Mexiko erschossen, der hochbegabte Johann Orth wurde von den Wellen bei Kap Horn verschlungen." Die Fürstin schloß mit den Worten: „Darum sollen die Herren Erzherzöge nur hübsch in den alten Bahnen bleiben. Für sie gilt doppelt der schöne Vers, den Nestroy in der Metternich-Zeit auf Österreich prägte:

Franz Ferdinand

Wenn einer alles kann,
Stellen's ihn erst recht net an.
Das muß einen antreiben,
Ein Esel zu bleiben."

Übrigens konnte der alte Kaiser seinen Neffen und Erben, den Erzherzog Franz Ferdinand, nicht ausstehen. Es war begreiflich, daß er den Neffen nicht mochte, der an den Platz seines von ihm zärtlich geliebten einzigen Sohnes getreten war. Die morganatische Heirat des Neffen sollte diese Abneigung noch verschärfen.

Nach Aufhebung der Tafel ließ Kaiser Wilhelm seinen Botschafter in Wien, den Grafen Philipp Eulenburg, und mich zu sich in sein Appartement

bitten. Phili war von dem Elan des kaiserlichen Toastes so hingerissen, daß er beim Eintreten auf den Kaiser zustürzte und Seiner Majestät vor mir beide Hände mit den Worten küßte: „Ich bin überwältigt, ich bin ganz fassungslos." Die allzu laute Huldigung Wilhelms II. für die Magyaren hatte übrigens zur Folge, daß Kaiser Franz Josef schon nach achtundvierzig Stunden einen Erlaß an den ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Bánffy richtete, in dem er diesem eröffnete, daß er auf eigene Kosten zehn ungarischen Nationalhelden Denkmäler errichten werde. Der alte Kaiser wollte sich in Anerkennung und Liebe für die Magyaren von dem Deutschen Kaiser nicht übertrumpfen lassen. Die albernen Gerüchte, die während der nächsten zehn bis zwölf Jahre durch die französische und englische Presse gingen, gelegentlich auch in Ungarn selbst umliefen, daß einer der Söhne des Deutschen Kaisers für den ungarischen Thron bestimmt sei, sind im letzten Ende auf jene Rede des Kaisers Wilhem II. vom 21. September 1897 zurückzuführen. Wurde ja sogar erzählt, daß der zweite Sohn des Deutschen Kaisers, Prinz Eitel Fritz, zum Träger der Stefanskrone bestimmt wäre und daß sein Name „Eitel", nebenbei gesagt ein alter Hohenzollernscher Name, nur die deutsche Form für das ungarische Attila wäre.

Der Kaiser in Wiesbaden

Im Oktober 1897 suchte Wilhelm II., wie meist in dieser Jahreszeit, Wiesbaden auf, das ihm durch seine schöne Natur, sein warmes Klima und sein Theater besonders sympathisch war, obwohl das dortige verhältnismäßig kleine Schloß nicht besonders bequem zu bewohnen war. Um dieselbe Zeit, wo der Deutsche Kaiser Wiesbaden besuchte, weilte Kaiser Nikolaus von Rußland mit seiner Gemahlin zu Besuch bei seinem Schwager, dem Großherzog von Hessen, in Darmstadt. Nikolaus II. zog den Aufenthalt in der kleinen süddeutschen Residenz jedem anderen Aufenthalt vor. Einmal fühlte sich seine Gemahlin dort sehr wohl, die innig an ihrer hessischen Heimat hing. Dann wußte sich der Kaiser in Hessen sicher vor Attentaten, die in Rußland immer möglich waren, und endlich konnte er an dem bescheidenen Flüßchen Darm frei und still leben als einfacher Privatmann. Gibt es einen besseren Beweis für die Nichtigkeit höfischen Glanzes, als daß der Selbstherrscher über hundert Millionen Russen selig war, wenn er mit seinem Schwager Ernst Ludwig von Hessen im Bummelzug, möglichst unerkannt, in zweiter Klasse von Darmstadt nach Frankfurt fahren und dort auf der Zeil Krawatten und Handschuhe einkaufen konnte?

In diesem anspruchslosen, aber nach Lage der Dinge begreiflichen Vergnügen wollte der Zar nicht gestört werden und scheute deshalb gerade in Darmstadt vor Entrevuen mit anderen Fürstlichkeiten zurück. Seine Ruhe sollte trotzdem 1897 zweimal unterbrochen werden. Kaiser Wilhelm ruhte nicht, bis er einen Besuch des Zaren in Wiesbaden mehr oder weniger

erzwungen hatte. Nachdem briefliche Andeutungen keinen Erfolg gehabt hatten, entsandte Wilhelm II. ohne vorherige Rücksprache mit mir seinen Adjutanten Scholl, der von Geburt Hesse war, nach Darmstadt, der dort den Großherzog so lange bearbeitete, bis dieser sich bewegen ließ, seinerseits auf den Zaren zu drücken, und so endlich am 20. Oktober der Zar in Wiesbaden erschien. Ich erblickte ihn nur wenige Augenblicke vor und nach dem Luncheon. Er sah gelangweilt aus und lächelte mir halb verlegen, halb wehmütig zu. Mit derartigen erzwungenen Begegnungen, denen schon einige ähnliche vorausgegangen waren und dann später noch manche andere folgen sollten, wurde natürlich nur das Gegenteil von dem gewünschten Erfolge erreicht. Das hatte Fürst Bismarck schon früh erkannt. Als ihm Wilhelm II., nicht lange nach seiner Thronbesteigung, nach einem Besuch Alexanders III. in Berlin triumphierend mitteilte, er sei vom Zaren zu den russischen Manövern in Narwa eingeladen, schwieg der Kanzler. Als Wilhelm II. verstimmt und ungnädig frug, weshalb der Fürst ihm zu seinem „Erfolge" nicht gratuliere, antwortete dieser, er glaube nicht, daß die Anwesenheit seines Allergnädigsten Herrn bei den russischen Truppenübungen dem russischen Herrscher wirklich angenehm sein würde. Der Fürst hatte in der Sache völlig recht: Alexander III. war schweigsam, Wilhelm II. redselig; Alexander III. ritt nur Schritt, Wilhelm II. flotten Galopp. Schon deshalb war der letztere dem ersteren gerade bei einem Manöver durchaus unerwünscht, und die Teilnahme des Kaisers Wilhelm II. an den Narwa-Manövern, zu der es nach dem Sturz des Fürsten Bismarck trotz dessen ernster Warnung doch kam, hat nicht zu einer Verbesserung, sondern zu einer Verschlechterung der Beziehungen zwischen den beiden Herrschern geführt. Der Widerspruch des Fürsten Bismarck in dieser Angelegenheit aber hat zu der Entfremdung zwischen ihm und Wilhelm II. nicht unwesentlich beigetragen.

Der Zarenbesuch in Wiesbaden hatte im gleichen Monat Oktober 1897 noch ein Nachspiel. Es gab keine verehrungswürdigeren Fürstlichkeiten als den Großherzog Friedrich und die Großherzogin Luise von Baden. Er war recht eigentlich ein Typus, und ein schöner Typus, des populären deutschen Regenten mit fürstlicher Erscheinung, mildem Herzen, gemütvoller Beredsamkeit und darüber hinaus vorbildlicher Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit im Großen und im Kleinen. Die Großherzogin Luise mußte jedem Deutschen als einzige Tochter unseres alten Kaisers wie als Schwester des Kaisers Friedrich teuer und lieb sein, und sie verdiente auch diese Liebe durch ihren hohen Sinn, ihre unermüdliche Fürsorge für alle Leidenden und Hilfsbedürftigen, ihre feine Bildung. Das badische großherzogliche Paar gehörte darin ganz dem alten Regime an, daß es sehr korrekt war. Der Gedanke, daß das russische Kaiserpaar in Deutschland,

noch dazu nicht weit von Karlsruhe weilte, ohne sich mit dem großherzoglichen Paar zu begegnen, war dem Großherzog Friedrich und der Großherzogin Luise gleich unerträglich. Dazu kam die Verwandtschaft zwischen beiden Höfen. Nachdem einige leise und vorsichtige Sondierungen des Karlsruher Hofes bei dem Hof in Darmstadt erfolglos geblieben waren, beschlossen die badischen Herrschaften, direkt nach Darmstadt zu fahren, wo sie sich am Abend vor ihrer Abreise anmeldeten. Auf diese Anmeldung erfolgte in zwölfter Stunde aus Darmstadt die Antwort, der Zar habe schon über die Tage bis zu seiner Abreise von Darmstadt verfügt und könne die großherzoglichen Herrschaften nicht empfangen. Das verkündete der Hofbericht der „Karlsruher Zeitung" am nächsten Tage der erstaunten Welt. In Deutschland war man über diese Abweisung des edlen Fürstenpaars sittlich entrüstet und an und für sich gewiß mit Recht. Kaiser Nikolaus aber äußerte in Darmstadt, es sei unerträglich, daß er nicht nach Deutschland kommen könne, „sans être embêté".

Bülow definitiv ernannt

Während ich an der Seite des Kaisers in Wiesbaden weilte, erfolgte am 20. Oktober 1897 meine Ernennung zum Staatsminister und Staatssekretär des Äußern. Mein Nachfolger in Rom wurde der bisherige Botschafter in Konstantinopel, von Saurma, an dessen Stelle in Konstantinopel Freiherr Marschall von Biberstein trat, der dort ein weites Feld für seine große Arbeitskraft und seinen nicht minder großen Ehrgeiz finden sollte. Zu meiner endgültigen Ernennung zum Staatssekretär des Äußern schrieb mir der damalige Botschafter in Madrid, Herr von Radowitz, der mich vierundzwanzig Jahre früher in Berlin in die Geschäfte eingeführt hatte und unter dem ich siebzehn Jahre vorher an der Pariser Botschaft tätig war: „Ich kann es in Ihre Seelen hinein verstehen, wie ungern Sie und Ihre Frau den Wechsel zwischen Rom und Berlin vollzogen haben. Aber gerade darum sind wir Ihnen alle Dank schuldig, daß Sie das Opfer Ihres persönlichen Wohlbefindens nicht gescheut haben, um die Last und die Verantwortung der Berliner Aufgabe zu übernehmen. Vor vierundzwanzig Jahren, im Spätherbst 1873, kam ich aus Varzin nach Berlin zurück mit dem Endbericht an den Kaiser über die Ernennung Ihres Herrn Vaters zum Staatssekretär. Am 8. Oktober übernahm er die Geschäfte, über die ich ihm in den ersten Tagen Vortrag zu halten hatte. Am 15. Oktober kam dann auch der Kanzler, und als er mit Ihrem Vater die erste Besprechung gehabt hatte, sagte er mir: ‚Herr von Bülow sitzt ja schon in allem so fest, als sei er seit zehn Jahren Staatssekretär.' Jetzt, wo Sie nach einem Vierteljahrhundert der Nachfolger Ihres unvergeßlichen Vaters werden, wird auch die Erinnerung an die Zeit lebendig, mit der sein Name verknüpft bleibt und deren Tradition, dessen bin ich sicher, in Ihren Händen fest gewahrt ist. Die Verhältnisse, die Menschen, die Aufgaben haben sich

geändert, und neue Ziele sind gesteckt. Aber der Geist und die vornehme Methode, die früher die Leitung des Auswärtigen Amtes gekennzeichnet haben, werden immer die besten bleiben."

Wiesbaden und Homburg waren dem Kaiser auch deshalb besonders lieb, weil sie ihm die Möglichkeit zu häufigen Besuchen der Saalburg boten. *Die Saalburg* Dieses römische Grenzkastell im Taunus war im 2. und 3. Jahrhundert nach Christus der Standort der zweiten Kohorte der Räther gewesen, denen der ehrenvolle Beiname „cives Romani" verliehen worden war. In den rückwärtigen Standquartieren waren die VIII. und die XXIII. Legion untergebracht gewesen, einschließlich mehrerer Kohorten von Hilfstruppen. Schon in meiner Kindheit, in den fünfziger Jahren, wurde dort „gebuddelt", wie man es nannte. Seit den siebziger Jahren wurden unter der Leitung des trefflichen Baurats Jacobi, des späteren Direktors des Saalburgmuseums in Homburg v. d. Höhe, planmäßige Ausgrabungsarbeiten vorgenommen, für die sich Wilhelm II. auf das lebhafteste interessierte. Die Geschichte der römischen Kaiser übte eine starke Anziehungskraft auf ihn aus. Der Subjektivität seines Wesens entsprechend war er überzeugt, daß eine Verherrlichung der römischen Kaiser günstig auf die Stellung jetzt regierender Monarchen einwirken müsse. Er war der Ansicht, daß die Lehrerschaft zu sehr geneigt wäre, die Helden der römischen Republik, Marcus Porcius Cato und Marcus Junius Brutus, die Brüder Tiberius und Gajus Gracchus, auf Kosten der Imperatoren zu verherrlichen. Dem sollte durch möglichste Hervorhebung der Verdienste der römischen Kaiser entgegengewirkt werden. Denn die großen Männer des republikanischen Rom erschienen Wilhelm II. nun einmal im Lichte neuzeitlicher Freisinniger oder gar als fluchwürdige Attentäter. Einige Tage vor meiner Ankunft in Wiesbaden hatte der Kaiser in der Saalburg, gewissermaßen als Ouvertüre für die nun beginnenden Restaurationsarbeiten großen Stils, mit der Wiesbadener Theatertruppe, die zu diesem Zweck, Schauspieler und Statisten, in altrömische Kostüme gesteckt wurde und als Legionäre und Liktoren, Centurionen und Präfekten figurierte, ein Huldigungsfest veranstalten lassen, bei dem die Vertreter des alten, seit fast zweitausend Jahren im Meer der Ewigkeit versunkenen Römischen Reichs dem Beherrseher des neuen und mächtigen Deutschen Reichs ihre Verehrung bezeigen sollten. Die Theatralik dieser Veranstaltung hatte sogar ältere Hofdamen entsetzt.

Solche kleine Episoden zogen rasch vorüber und durften sich nur nicht zu sehr häufen. Ernster war dagegen, daß der Kaiser in seiner plötzlich erwachten Vorliebe für die Cäsaren des alten Rom auf den Gedanken verfiel, den geschichtlichen Unterricht der Gymnasien auf diese seine Vorliebe einstellen zu lassen. Er hatte schon früher dem Kultusminister Bosse, einem hervorragend gewissenhaften, tüchtigen und verdienten Beamten,

sagen lassen, im Unterricht sollten viel mehr als bisher Größe und Verdienste der römischen Kaiser gewürdigt werden. Dr. Bosse, der selbstverständlich dagegen war, bat mich um meine Unterstützung, die ich ihm, obwohl die Angelegenheit damals außerhalb meiner Kompetenz lag, doch gern gewährte. Ich legte, und zwar auf einem Ausflug nach der Saalburg, dem Kaiser eingehend dar, daß unter den römischen Kaisern alles in allem die bösen die guten überwögen. Kein Reglement könne die Lehrer verhindern, ihre Schüler auf die Scheußlichkeiten von Domitian und Caracalla, auf die Minderwertigkeit von Vitellius und Marcus Salvius Otho hinzuweisen, noch das halb oder ganz verrückte Scheusal Nero zu brandmarken. Dagegen kämen selbst Titus und Trajan schwer auf. Die gebildete Welt betrachte nun einmal die römische Kaisergeschichte mit den Augen eines der größten, der eindruckvollsten Historiker aller Zeiten, des durch Kraft wie durch Tiefe des Geistes gleich hervorragenden Cornelius Tacitus, aus dem noch heute zu uns die Tugenden sprächen, die das republikanische Rom groß gemacht hätten. Der Kaiser brummte ein wenig, dann ließ er den Gegenstand fallen und ist später nicht wieder darauf zurückgekommen. Dagegen blieb in seinem guten Gedächtnis für lange Jahre haften, was ich ihm auf der Saalburg als letztes und herrliches Wort des Kaisers Septimius Severus erzählte, der sterbend für seine Legionen als Losung ausgab: Laboremus!

Was das französische Sprichwort von den Tagen sagt, qu'ils se suivent mais ne se ressemblent pas, galt auch von den Stimmungen des Kaisers Wilhelm II. Sein Enthusiasmus für die Cäsaren schmolz wie Schnee an der Sonne, als er ein Jahr später unter den Einfluß von Houston Stewart Chamberlain geriet, dessen Werk über die „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" ihn so gepackt hatte, daß er jeden Abend daraus der Kaiserin und ihren Hofdamen vorlas, von denen bei dieser ernsten und schweren Lektüre die eine oder andere einzuschlafen pflegte. Damit soll nichts gegen den edlen Idealisten gesagt werden, der aus selbstloser Liebe zum deutschen Wesen, das ihm in und durch Bayreuth erschlossen worden war, aus einem Engländer zu einem Deutschen wurde, und ebenso wenig gegen sein bedeutendes Buch. Mit der Begeisterung Seiner Majestät für die römischen Kaiser verschwand glücklicherweise auch die Neigung, störend in den Gymnasialunterricht und insbesondere in die Pflege der klassischen Sprachen einzugreifen. Es kam eine Zeit, wo den humanistischen Lehranstalten weit ernstere Gefahren drohen sollten von seiten einer Partei, die, schon weil ihre materialistische Geschichtsauffassung nur wirtschaftliche Triebe für das Leben der Völker gelten läßt, eine Gegnerin der auf die alten Sprachen und die Ideenwelt der Antike begründeten humanistischen Bildung sein muß und damit echter und wahrer Kultur. Es ist zu besorgen, daß die

Preisgabe der allgemeinen Wehrpflicht, die uns im Versailler Frieden aufgezwungen wurde, auf die körperliche Haltung und die äußeren Formen des Deutschen nicht grade günstig einwirken wird. Je mehr andererseits die klassischen Sprachen aus dem Lehrplan unserer Schulen ausgeschaltet und die humanistischen Lehranstalten eingeschränkt werden, je näher rückt die Gefahr, daß der Deutsche, dem einst Goethe und Schopenhauer, Wilhelm Humboldt und Friedrich Hölderlin die Fackel vorantrugen, geistig zum Banausen und Böotier wird. Ob für solchen Niedergang unserer Bildung sozialdemokratische Politik und Verwaltung einen ausreichenden Ersatz gewähren werden?

Ein Kaiser-Friedrich-Denkmal

Am Tage meiner Ernennung zum Staatsminister und Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten fand in Wiesbaden die Enthüllung eines Denkmals für Kaiser Friedrich statt. Wilhelm II. interessierte sich für Denkmäler seines Vaters nicht besonders lebhaft. An die neunundneunzig Tage wie an die qualvolle Krankheit des Vaters dachte er ungern zurück. Er wünschte, daß sein Vater nur als „der Kronprinz" in der Geschichte und in den Augen seines Volkes fortleben sollte. Er selbst faßte sich als den direkten Nachfolger und Vollender seines Großvaters auf. Was Wilhelm I. für die Armee geleistet hatte, wollte er für die Marine vollbringen. Wenn Wilhelm I. die Einigung Deutschlands geglückt war, so wollte er deutsche Seegeltung und damit deutsche Weltstellung begründen. Allerdings mit der Einschränkung und mit dem wesentlichen Unterschiede, daß er sich nicht, wie dies (nach seiner völlig irrigen Auffassung) seinem Großvater widerfahren sei, den eigenen Ruhm durch Minister oder Kanzler, Generale und Admirale verdunkeln lassen wollte. Die Regierung Kaiser Friedrichs sollte nur ein Intermezzo sein, als „Kronprinz" aber durfte er gefeiert werden.

Huldigungen für Kaiser Friedrich als den Sieger von Weißenburg und Wörth, noch besser als den Beschützer der Wissenschaften und der Künste, stand, sofern sie keine taktlose Spitze gegen den Sohn trugen, Wilhelm II. nicht so ablehnend gegenüber wie allem, was zur Verherrlichung des Fürsten Bismarck dienen sollte. Lucanus, obwohl persönlich von Groll gegen Bismarck erfüllt, weil ihn dieser nach seinem Sturz als den Überbringer der seidenen Schnur persönlich, und in der Tat mit Unrecht, schlecht behandelt hatte, bedauerte doch aus Gründen der Staatsräson, daß Wilhelm II. den an der Errichtung von Bismarck-Monumenten und Bismarck-Türmen als Künstler, Komiteemitglieder oder Spender beteiligten Personen grundsätzlich keine Auszeichnung gewährte, während auf alle, die sich bei der Errichtung von Denkmälern für Wilhelm I. herandrängten, Orden und Allerhöchste Photographien sich ergossen. Das 1901 errichtete Berliner Bismarck-Denkmal vor dem Reichstag ließ der

Kaiser allenfalls gelten, denn es war unter seinen Augen und nach seinen Wünschen entstanden. Die nonchalante Haltung des großen Mannes, der für militärische Augen beinahe saloppe Anzug stellten den Fürsten so dar, wie er, soweit es vom Kaiser abhing, der Nation erscheinen sollte: als der schneidige Junker, der dem Reichstag den Rücken zuwendet, der mit Volksvertretungen umzuspringen weiß und Volksvertretern gegenüber die richtige Tonart kennt. Welch ein Unterschied mit der würdigen, feierlichen, verklärten Haltung des ebenfalls nach den Wünschen und Winken Seiner Majestät und auch von Reinhold Begas schon 1897 ausgeführten, großen Denkmals des alten Kaisers in Berlin, der als Sieger in das ehrwürdige Schloß seiner Väter zurückkehrt, geleitet von der Viktoria. Ganz antipathisch war Kaiser Wilhelm II. das herrliche Bismarck-Denkmal, das sich über den Hamburger Hafen auf der Elbhöhe erhebt. Der Kaiser kannte dies Denkmal nur aus Abbildungen, die er in illustrierten Zeitungen erblickt hatte. Das hatte aber genügt, um ihm das Meisterwerk von Lederer so erscheinen zu lassen, wie er nicht wünschte, daß der erste Kanzler vor dem deutschen Volk stünde: als die Verkörperung deutscher Kraft und deutschen Wesens, als der Genius des deutschen Volkes, als die gewaltige Figur, die den Schiffern, den Reisenden, die aus der Ferne elbaufwärts in den Hamburger Hafen und in die Heimat zurückkehren, an Roland und Siegfried, an den Cherusker, an Karl den Großen und an Barbarossa, an Wotan selbst, an die ganz oder fast mythischen Gestalten der deutschen Sage und Geschichte erinnert. Wilhelm II. hat dieses Denkmal niemals besichtigen wollen und dahin gehende Bitten des sonst von ihm sehr geschätzten Hamburger Bürgermeisters Burchard immer wieder abgelehnt. Als es bei einer gemeinsamen Fahrt durch Hamburg dem Bürgermeister einmal gelang, den Kaiser, ohne daß dieser es merkte, auf das Heilige-Geist-Feld, ganz in die Nähe des Bismarck-Denkmals zu bringen, und er dann den Kaiser auf dieses hinwies, wandte Wilhelm II. starr das Gesicht nach der entgegengesetzten Seite und sah erst dann wieder freundlich in die Welt, als das Bismarck-Denkmal hinter ihm lag.

Die Festrede bei der Einweihung des Wiesbadener Monuments für Kaiser Friedrich hielt der Theaterintendant von Wiesbaden, Georg von Hülsen. Er und sein Bruder Dietrich, damals Flügeladjutant, später Generaladjutant und Chef des Militärkabinetts, haben unter der Regierung Wilhelms II. eine große Rolle gespielt. Sie waren Söhne des langjährigen Theaterintendanten unter Wilhelm I., des 1886 verstorbenen Botho von Hülsen, der die Bête noire der Wagnerianer war, weil er als ein Gegner der Wagnerschen Musik galt und in der Tat nur selten und ungern Wagnersche Opern aufführte. Das war gewiß nicht zu loben, aber es darf nicht übersehen werden, wie verständnislos in den fünfziger und sechziger Jahren

des vorigen Jahrhunderts die weitesten Kreise und gerade Berliner Kreise dem unsterblichen Genius von Wagner gegenüberstanden. Wer heute die Artikel liest, mit denen fast die gesamte Berliner Musikkritik den „Tannhäuser", den „Lohengrin", „Tristan und Isolde" begrüßte, der wird mit Faust ausrufen:

„Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen."

Botho von Hülsen und seine Gemahlin, eine geborene Gräfin Haeseler, waren nicht nur in der Künstlerwelt beliebt und geachtet, sondern führten in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Berlin ein Haus, an das sich alle gern erinnern werden, die Bildung, Geist und Liebenswürdigkeit zu schätzen wissen. Der zweite Sohn dieses gastfreundlichen Ehepaars, Graf Georg von Hülsen-Haeseler, trat in die Fußtapfen seines Vaters und wurde, nachdem er mehrere Jahre als Intendant in Wiesbaden gewirkt hatte, 1903 Generalintendant in Berlin, was er bis zur Novemberrevolution blieb. Es wurde über ihn gewitzelt, er mag auch der Vorliebe des Kaisers für mittelmäßige Musik à la Meyerbeer, Lortzing und Auber zu sehr nachgegeben haben, aber er war doch ein Mann von Geist und Herz. Bedeutender war sein Bruder, Graf Dietrich von Hülsen-Haeseler, von 1894 bis 1899 Militärattaché in Wien, 1899 bis 1901 Chef des Stabes des Gardekorps, seit 1901 Chef des Militärkabinetts. Er war ein Mann, der in humorvoller Form — er drückte sich gern in unverfälschtem Berliner Dialekt aus — sehr treffende Bemerkungen machte, freimütig gegenüber dem Kaiser, voll von gesundem Menschenverstand, dabei von nobler Gesinnung. Daß er, gerade während der Novembertage, am 14. November 1908 in Donaueschingen vom Schlage gerührt plötzlich starb, war ein schwerer Verlust für Wilhelm II., dem er vor und in dem Weltkrieg sehr gefehlt hat.

Lauff-Première

Der 18. Oktober, jedem guten Preußen und vaterländisch gesinnten Deutschen doppelt heilig als Jahrestag der Völkerschlacht von Leipzig wie als Geburtstag des Kaisers Friedrich, sollte 1897 in Wiesbaden durch eine Festvorstellung im Königlichen Theater gefeiert werden. Gegeben wurde auf Allerhöchsten Befehl „Der Burggraf" von Joseph Lauff. Ich glaube nicht, daß jemals über die Bretter irgendeiner deutschen Bühne ein Stück gegangen ist, das so wenig selbst den bescheidensten Ansprüchen genügte, die auch das bescheidene Publikum einer bescheidenen Kleinstadt an ein Theaterstück zu stellen gewöhnt und berechtigt ist. In einem Lande, das unsterbliche Meisterwerke der größten Dichter, eines Goethe und Schiller, eines Lessing und Kleist und Hebbel sein eigen nennt, durfte dem Publikum ein solches Stück nicht geboten werden. Ich saß in einer Parterreloge

mit Lucanus und Philipp Eulenburg. Ich verhehlte beiden Herren meine Eindrücke nicht. „In diesem großen und schönen Theatersaal", sagte ich ihnen, „ist, wie wir alle drei wissen, außer dem Kaiser kein Mensch, der dieses Stück nicht abgeschmackt und albern fände. Und der Kaiser klatscht begeistert Beifall! Ich finde das unheimlich." Lucanus lächelte in seiner nüchternen Art. „Natürlich haben Eure Exzellenz ganz recht. Aber das Publikum jubelt, wenn es den Kaiser sieht und die Fanfarenklänge hört, die ihn ankündigen, das Stück ist dem Publikum völlig gleichgültig. Und was Seine Majestät angeht, so ist es besser, er treibt solche kindlichen Spiele, als wenn er Eurer Exzellenz in Ihre Politik hineinpfuscht." Eulenburg meinte seufzend: „Und während hier solche Schmarren aufgeführt werden, will mein geliebter Kaiser nicht den Befehl geben, daß mein wundervolles Drama ‚Der Seestern', das schon vor Jahren mit dem größten Beifall aufgeführt wurde, endlich wieder auf den Spielplan gesetzt wird." Im Foyer irrte der Dichter Joseph Lauff umher, der als Lohn für sein Stück den Charakter als Major erhalten hatte und Glückwünsche zu dieser Auszeichnung entgegennahm. Der „Burggraf" wurde in Wiesbaden nur gegeben, solange der Hof dort weilte. Später wurde er auch in Berlin im Königlichen Schauspielhaus in Szene gesetzt, an zwei Tagen mit Hofansage, durch welche die Hofgesellschaft zum Besuch des „Burggrafen" genötigt wurde. Sobald die Hofansage wegfiel, fanden sich keine Besucher mehr ein, und der „Burggraf" verschwand in jenen Orkus, in dem die kläglichen Schatten dramatischer Fehlgeburten umherirren.

Das Seitenstück zum Dramatiker Lauff war der Maler Hermann Knackfuß, mit Palette und Pinsel ein ebenso großer oder vielmehr kleiner Stümper wie Lauff auf dem Pegasus. Ich glaube, daß wenig Dinge Wilhelm II. bei dem gebildeten Teil des deutschen Volkes mehr geschadet haben als seine einseitige, oft blinde, fast immer unduldsame Stellungnahme zu künstlerischen Fragen, die nun einmal dem Deutschen seit jeher ernst am Herzen liegen, als die kaiserliche Vorliebe für Maler, die sich auf die Herstellung kolorierter Bilderbogen hätten beschränken sollen, deren jämmerliche Produkte aber nie und nimmer in die Königlichen Museen und Galerien gehörten, für Dichter, die keine der neun Musen je auf die Stirn küßte. Nachdem ich mit Seiner Majestät über diesen Gegenstand schon einige Auseinandersetzungen gehabt hatte, die deshalb unerquicklich waren, weil der Kaiser jede Einmischung in seine persönlichen Liebhabereien begreiflicherweise übler nahm als Widerspruch in politischen Fragen, mußte ich im November 1908 wiederum darauf hinweisen, daß die allmählich immer höher gestiegene Flut gegen das persönliche Regiment nicht zum geringsten Teil auf das autokratische Eingreifen in rein literarische und ästhetische Angelegenheiten zurückzuführen wäre. Namentlich der Fall Tschudi und die

kaiserliche Boykottierung des Malers Liebermann hatten viel böses Blut gemacht. Der Kaiser gab damals nach, aber er hat mir mein Eintreten für die modernen Maler und Dichter fast noch mehr nachgetragen als meine sonstigen Vorstellungen. Daß ich mich auch bei diesem Anlaß nur von Rücksichten auf das Gemeinwohl und von staatlichen Erwägungen leiten ließ, geht schon daraus hervor, daß ich bei aller Anerkennung für das Talent von Max Liebermann und aller Bewunderung für das Genie von Gerhart Hauptmann der modernen Richtung in Dichtung und Kunst zwar ohne Voreingenommenheit, aber auch ohne besondere Schwärmerei gegenüberstehe.

Der Lippesche Erbfolge-Streit

Von Wiesbaden begab ich mich nach Frankfurt a.M., um gemeinsam mit dem damaligen General à la suite, späteren Kommandierenden General des Gardekorps und endlich Gouverneur von Berlin, Gustav von Kessel, meinen Bruder Adolf zu besuchen, der dort die 21. Kavallerie-Brigade kommandierte. Das Gespräch drehte sich während der Abendmahlzeit um die Erregung, in die der Kaiser durch den Lippeschen Erbfolgestreit versetzt worden war. Der Abgeordnete Eugen Richter hatte sich, gereizt durch die alberne Überspannung des Ebenbürtigkeitsbegriffs, die bei diesem Anlaß zutage trat, bewogen gefühlt, in der „Freisinnigen Zeitung“ die Genealogie der regierenden Kaiserin zu beleuchten. Er hatte dabei darauf hingewiesen, daß, wenn die Schaumburger den Biesterfeldern ihr Fräulein Modeste von Unruh, eine Gräfin von Wartensleben und sogar ein bürgerliches Fräulein Halbach vorrückten, das Haus Biesterfeld darauf hinweisen könne, wie auch die regierende Kaiserin Damen des sogenannten niederen Adels, ja, horribile dictu, Pastoren- und Küstertöchter unter ihren Aszendenten zähle. Der Kaiser, dem dieser Artikel zu Gesicht gekommen war, hatte geäußert, er werde, wenn der Abgeordnete Richter fortfahre, sich mit den Verhältnissen der kaiserlichen Familie zu befassen, zwei Flügeladjutanten zu ihm schicken, um ihn, „den Revolver in der Faust“, zu Entschuldigung und Zurücknahme zu zwingen. Kessel hielt es nicht für unmöglich, daß ein solcher Allerhöchster Befehl erfolge. Es käme nur darauf an, daß der betreffende Offizier Einsicht genug habe, den Befehl gar nicht oder nur zum Schein auszuführen. Mein Bruder war weniger pessimistisch und meinte: „Bei unserem guten Kaiser ist vom Wort bis zur Tat immer noch ein weiter Schritt.“ Ich erinnerte daran, daß einer der klügsten Botschafter in der Zeit des Fürsten Bismarck, von Bismarck selbst als „das beste Pferd im Stalle“ bezeichnet, Graf Paul Hatzfeldt, mir in den achtziger Jahren einmal als Regel eingeschärft hätte: „Bleiben Sie bei der Ausführung Bismarckscher Aufträge immer einen Vierteltakt zurück. Hinterher ist der Fürst oft froh, wenn man seine Weisungen nicht zu scharf ausgeführt hat.“ Mein Bruder meinte dazu: „Nun, bei unserem jetzigen Kaiser

bleibt man am besten drei Vierteltakte zurück. Das rate ich dir in dem Augenblick, wo du dich auf ein gefährliches Terrain begibst."

Während des Abendessens bei meinem Bruder erhielt ich ein chiffriertes Telegramm, aus dessen Entzifferung ich ersah, daß in der Hauptstadt von Haiti, in Port-au-Prince, der deutsche Kaufmann Lüders widerrechtlich verhaftet und unter falschem Vorwand mehrere Wochen im Gefängnis zurückgehalten worden war. Unser noch jugendlicher Vertreter, Graf Ulrich Schwerin, hatte sich fest und dabei umsichtig benommen. Sein Protest war von seinem nordamerikanischen Kollegen, mit dem er in guten Beziehungen stand, unterstützt worden. Ich wies Berlin sogleich an, von der Regierung der Negerrepublik Entschädigung und Genugtuung zu verlangen und dieser Forderung nötigenfalls durch Entsendung von Kriegsschiffen Nachdruck zu geben. So unbeträchtlich dieser Zwischenfall an und für sich war, so bot er doch offenbar ein brauchbares Argument für die Notwendigkeit unserer Flottenforderung.

Besuch bei Hohenlohe

Am nächsten Morgen fuhr ich von Frankfurt a. M. nach Schillingsfürst, wo ich mich beim Fürsten Hohenlohe zum Vortrag angemeldet hatte. Mein Bruder Adolf brachte mich zum Bahnhof. Es war das letztemal, daß ich ihn in diesem Leben sah. Schillingsfürst, der Stammsitz des damaligen Reichskanzlers, liegt wie viele fränkische Schlösser auf einer kleinen Anhöhe mit weitem Rundblick auf die fruchtbare Gegend. Die Räume des Schlosses machten einen stattlichen, aber keineswegs besonders komfortablen Eindruck. Der Fürst legte wenig Wert auf die äußeren Annehmlichkeiten des Lebens. Er hat nie eine Chaiselongue benutzt, was ich übrigens auch von mir sagen kann. Als Fürst Hohenlohe während seiner Pariser Botschafterzeit von nicht ungefährlichen Herzbeklemmungen heimgesucht wurde und der Arzt ihm tägliches längeres Ausruhen auf einem Sofa dringend anriet, machte er die ihm vorgeschriebene Liegekur auf drei harten Rohrstühlen durch. Die Fürstin, die lieber auf der Bärenjagd als im Salon weilte, legte erst recht gar keinen Wert auf Bequemlichkeit. Als der Fürst mich in mein Zimmer führte, machte er mich im Treppenhaus auf ein Basrelief aufmerksam, das in sehr realistischer Darstellung Leda mit dem Schwan wiedergab. Dabei erzählte er mir, daß einige Jahre früher sein Bruder, der Kardinal Gustav Hohenlohe, sich zum Besuch in Schillingsfürst angemeldet und dabei mitgeteilt habe, er werde von einem sehr distinguierten römischen Prälaten begleitet. In Schillingsfürst habe man sich überlegt, ob das Basrelief nicht besser verdeckt werden solle, aber nicht recht gewußt wie. Der Kardinal sei erschienen und wäre an dem gefährlichen Gegenstand vorbeigegangen, ohne ihn zu bemerken. Der Monsignore blieb sofort vor dem Basrelief stehen. Die fürstlichen Damen gerieten in einige Verlegenheit. Der Monsignore musterte nachdenklich und

genau das Kunstwerk. Dann bemerkte er mit der ganzen Ruhe eines römischen Prälaten: „Questo basso-rilievo è fatto con molto giudizio!“

Ich fand den Fürsten Hohenlohe präokkupiert durch die zum Teil allerdings sehr exzentrischen Reden, die Wilhelm II. im Laufe des Sommers gehalten hatte und denen nicht lange nachher die gleichfalls recht wunderliche Rekrutenansprache vom 18. November folgen sollte. Der alte Fürst, dem offenbar wieder fatale Erinnerungen an Ludwig II. von Bayern aufstiegen, frug mich, ob ich den Kaiser wirklich für geistig normal hielte. Ich erwiderte meinerseits wiederum mit voller Überzeugung und gutem Gewissen, daß der Kaiser sehr impulsiv wäre, recht unvorsichtig, leider oft taktlos, daß er verwöhnt sei, weil es ihm, Gott sei Dank, bisher immer gut gegangen wäre, daß er schon als junger Mensch zu Renommistereien geneigt habe, daß er, um zu renommieren oder um ein unbequemes Geständnis zu vermeiden, um sich aus einer peinlichen Lage herauszuziehen, es oft nicht genau mit der Wahrheit nehme — aber geisteskrank sei er sicherlich nicht. Zwischen ihm und Ludwig II. bestände gar keine Ähnlichkeit.

Im Schlosse zu Schillingsfürst hatte sich nicht allzu lange vor meinem Besuch eine häusliche Szene abgespielt, die für den Fürsten und für die Fürstin gleich charakteristisch war. Die Fürstin war für einige Zeit verreist gewesen. Beim Fürsten weilte, um ihm die Strohwitwerzeit zu versüßen, eine ihm trotz seines hohen Alters intim befreundete Dame, Frau von H. Beide saßen traulich vereint, als die Fürstin Hohenlohe angemeldet wurde. Frau von H. wollte fliehen; der Fürst, ohne einen Augenblick seine gewohnte Ruhe zu verlieren, hieß sie bleiben. Die Fürstin trat herein, der Fürst machte die beiden Damen miteinander bekannt. Nun machte Frau von H. einen neuen Versuch, das Zimmer zu verlassen. Die Fürstin aber rief ihr freundlich zu: „Nicht doch, meine Beste! Qui va à la chasse, perd sa place. Chlodwig ist ein Schmetterling, hat man ihn einmal, so muß man ihn festhalten.“ Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst näherte sich damals den achtziger Jahren. In der späten Nachmittagsstunde des Tages vor meiner Abreise von Schillingsfürst führten mich der Fürst und die Fürstin zu ihrer Grabkapelle. Ich befand mich zwanzig oder dreißig Schritte hinter ihnen. In der klaren Herbstluft, umweht von dem scharfen Ostwind, der über die fränkischen Hügel und Täler strich, blickte das alte gebrechliche Paar auf die Gruft, die sie beide so bald aufnehmen sollte. So sehe ich das Bild der beiden, denen ich viele Jahre meines Lebens nahegestanden habe, noch heute vor mir.

XII. KAPITEL

Reitertod des Generals Adolf von Bülow • Seine Charakteristik • Reichskanzlerkandidaten Wilhelms II. • Ermordung katholischer Missionare in China • Nach Rom zur Überreichung des Abberufungsschreibens • Ansprache an die deutsche Kolonie, zurück nach Berlin • Brief von Theodor Mommsen • Der russische Botschafter über Kiautschou • Entsendung des deutschen Geschwaders nach Ostasien • Brief des Prinzen von Wales an die Kaiserin Friedrich über deutsche Seegelüste • Kaiserin Friedrich, ihre Freundschaft mit Frau von Bülow • Eröffnung des Deutschen Reichstags durch Wilhelm II. (30. XI. 1897) • Erste Reichstagsrede

Von Schillingsfürst hatte ich mich direkt nach Rom begeben, um mein Abberufungsschreiben als Botschafter zu überreichen. Während ich dort wenige Tage nach meiner Rückkehr nachmittags an meinem Schreibtisch saß, erhielt ich von einem mir unbekannten Major die telegraphische Nachricht, daß mein Bruder Adolf auf einer Schnitzeljagd in der Nähe von Darmstadt einen sehr schweren Sturz gehabt habe. Einige Stunden später traf die Todesnachricht ein. Das störrische Pferd, das er ritt, wollte eine hohe Hürde nicht nehmen. Mit Schenkel und Sporen zum Sprung gezwungen, stieg es in die Luft und überschlug sich, den Reiter unter sich begrabend. Mein Bruder Adolf, nur ein Jahr jünger als ich und mein Begleiter bis zum Jahre 1869, wo er als Avantageur bei den 2. Gardedragonern eintrat, während ich meine Studien fortsetzte, war körperlich wie geistig eine eiserne Natur. Alles war bei ihm aus einem Guß. Deshalb war er gegenüber den oft widerspruchsvollen Vorgängen dieser komplizierten Welt, auch auf politischem Gebiet, zu einseitig. Seine militärische Begabung wurde von keiner Seite bestritten. Er hatte eine große Eigenschaft: er war absolut furchtlos, und mit Recht steht auf seinem Grabstein auf dem Zwölf-Apostel-Kirchhof in Berlin der Spruch des Propheten Jesaias: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott." Er hatte sich schon 1870 als Leutnant im 2. Gardedragonerregiment bei Mars-la-Tour durch hervorragende Bravour ausgezeichnet, war später ein vortrefflicher Regimentsadjutant und Kriegsakademiker gewesen, hatte die Königsulanen in Hannover kommandiert und beim 4. Armeekorps in Magdeburg als Chef des Stabes wiederum die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er genoß das besondere Vertrauen und trotz seiner Jugend die

Achtung des späteren Chefs des Großen Generalstabs, des genialen Grafen Alfred Schlieffen, unter dem er bei den 1. Gardeulanen gestanden hatte. Als Flügeladjutant hatte er bei drei Kaisern, Wilhelm I., Friedrich und Wilhelm II., Dienst getan. Als erster persönlicher Adjutant Wilhelms II., welche Stelle er von 1879 bis in die Mitte der achtziger Jahre bekleidete, hatte er auf die Entwicklung des künftigen Kaisers einen großen Einfluß ausgeübt. Mein Bruder war dem Prinzen Wilhelm mit Leib und Seele ergeben. Seine Freundschaft verleitete ihn wohl zu einer Übersehätzung des jungen Prinzen, der in seiner ersten Jugend bei vielen Hoffnungen erweckte, die sich leider nieht erfüllen sollten. Im Testament meines Bruders stand der nachstehende Satz: „Dem Prinzen Wilhelm bitte ich zu sagen, daß, wo ich auch sterben möge, in tiefer Dankbarkeit für sein Vertrauen und seine Freundsehaft, mein letzter und höehster Wunsch flehen wird für die Größe meines Vaterlandes, für den Ruhm der Armee und für den Stern im Frieden und im Kriege des Prinzen, für den ich mit Freuden mein Leben geben würde."

Von viclen Beweisen der Teilnahme beim Tode des früh Heimgegangenen hebe ich nur einen Brief des Grafen Herbert Bismarck hervor, der seinem Herzen ebensoviel Ehre macht wie der Tüchtigkeit meines Bruders:

Herbert Bismarck zum Tod Adolfs von Bülow

Sehönhausen a. d. Elbe, 2. November 1897.

Lieber Bülow,

Ich bin von der soeben gelesenen schrecklichen Trauerkunde des plötzliehen Hinseheidens Ihres Bruders Adolf so tief erschüttert, daß ich meinen Empfindungen wärmster Teilnahme und aufrichtigsten Kummers über dieses große Unglück in einigen herzlichen Worten Ausdruck geben muß. Ich tue das in Erinnerung an alte gute Jugendbeziehungen, die zurückreichen, so lange ich zu denken vermag, bis in unsere früheste Frankfurter Kinderzeit: ich stand im Alter genau zwischen Ihnen und dem teueren Entschlafenen und habe Ihrer beider Entwicklung und Lebensgang stets mit größtem Interesse und mit meinen besten Wünschen verfolgt. Wie oft haben wir früher über die große Begabung und hervorragende Tüchtigkeit Ihres Bruders gesprochen, und es hatte für mich immer etwas Rührendes, daß Sie ihn in Ihrer Bescheidenheit noch höher stellten als sich selbst. Um so mehr vermag ich zu ermessen, wie grausam Sie dieser Schlag aus heiterem Himmel getroffen hat, gerade jetzt, wo Sie in der schwierigen und exponierten Stellung sieherer und treuer Beziehungen im Vaterlande in stärkerem Maße bedürfen als sonst; und in dieser Hinsicht ist ein Bruder unersetzlieh, zumal mit solchen außerordentlichen Charaktereigenschaften, wie jeder sie an Adolf kannte. Gott wolle Sie trösten und seiner armen Witwe Kraft verleihen. Bei

solcher schweren Trauer fehlen auch den besten Freunden die Worte; ich wollte Ihnen aber doch sagen, daß ich Ihnen im Geiste warm die Hand drücke und mehr wie mancher andere zu ermessen weiß, was wir mit diesem Tode verloren haben.

In alter Treue stets Ihr

H. Bismarck

Daß der Einfluß meines Bruders auf den Prinzen Wilhelm unbedingt günstig gewesen ist, wage ich bei aller Liebe für den Mentor und aller Anerkennung für dessen große Eigenschaften nicht zu behaupten. Er hat in seinen Zögling manche seiner Eigenschaften und Schroffheiten eingepflanzt. Seine Stetigkeit, seinen Ernst und seine absolute Furchtlosigkeit hat er nicht auf ihn übertragen können. Kaiser Wilhelm II. hatte Großes mit meinem Bruder Adolf im Sinn gehabt. Er dachte an ihn als künftigen Chef des Militärkabinetts, auch als Chef des Generalstabs oder als Kriegsminister, zumal mein Bruder eine nicht gewöhnliche Redegabe besaß. Er soll auch für gewisse Fälle an ihn als möglichen Reichskanzler gedacht haben.

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Mein Bruder Adolf hätte wohl nicht allen Aufgaben des höchsten Amts im Deutschen Reich genügt, aber in schweren Stunden hätte er seinen Mann gestanden. Lang ist die Liste, länger noch als die berühmte Leporello-Liste der von Don Juan verehrten Damen, aller derjenigen, an die Wilhelm II. im Laufe seiner Regierung für den Reichskanzlerposten gedacht hat. Darunter befanden sich durchaus ernste und mögliche Kandidaten wie Graf Posadowsky, Freiherr von Marschall, Freiherr von Rheinbaben, der spätere Chef des Generalstabs Hellmuth von Moltke, Minister von Miquel, Freiherr von Schorlemer, Graf Johann Bernstorff. Es befanden sich darunter aber auch seltsame Ausgeburten einer allzu entzündlichen Phantasie. Bei der Hochzeit des Fürsten Hugo Radolin mit der Gräfin Johanna Oppersdorff, die im Beisein des Kaisers in Ober-Glogau in Schlesien stattfand, hielt der Bruder der Braut, Graf Hans Oppersdorff, der später von einer Partei zur anderen und schließlich zu den Polen überlief, eine mehr durch Begeisterung als durch sachlichen Inhalt hervorragende Rede auf den Kaiser. Als er seinen Toast beendet hatte, äußerte Wilhelm II. laut: „Der soll mal mein Reichskanzler werden." Das war 1892. Als mich König Georg von Griechenland 1911 in Rom besuchte, erzählte er mir, Kaiser Wilhelm habe ihm bei einer Begegnung in Korfu, im Schloß Achilleion, auf den damaligen Gesandten in Athen, den Freiherrn von

Wangenheim, deutend, gesagt: „Da steht ein zukünftiger deutscher Reichskanzler.“ Wangenheim war nicht unbegabt, aber unstet, unausgeglichen, unvorsichtig, ein Durchgänger. Er hätte viel Unheil anrichten können. Das gilt noch mehr von dem Botschafter in Rom, Graf Monts, den Kaiser Wilhelm schon 1903 mit der Begründung als Reichskanzler in spe ankündigte, daß die Botschafter in Rom sich gut zum Reichskanzler eigneten, wie dies das Beispiel von Bülow zeige. Wilhelm II. äußerte gern, auch in größerem Kreise, ein Fürst müsse für jeden Minister und besonders für den leitenden Minister zwei oder drei Nachfolger in petto haben, damit niemand sich für unentbehrlich halte. In gewissen Augenblicken soll Wilhelm II. sogar an den Fürsten Lichnowsky als Kanzler gedacht haben, dessen Nerven dieser Aufgabe nicht vierzehn Tage standgehalten hätten, von seiner geschäftlichen und rednerischen Insuffizienz zu schweigen. Es wäre ungerecht, nicht hinzuzufügen, daß es sich bei Wilhelm II. schließlich doch nur um Velleitäten handelte, um plötzliche Einfälle, die wie Seifenblasen aufstiegen und platzten, sobald verständige Leute dem Monarchen zuredeten. Seitdem haben wir Minister und sogar Reichskanzler erlebt, deren Wahl durch Parteiintrigen, durch rein fraktionelle oder persönliche Rücksichten bestimmt war, die den Parteien und dem Parlament niemand ausredete. „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“, die ihrer schweren Aufgabe noch weniger gewachsen waren als die unfähigsten unter den Kandidaten Wilhelms II., die schließlich nur in seiner ewig regen Phantasie ein kurzes Scheindasein führten.

Mein Bruder Adolf war übrigens ohne jeden ungesunden Ehrgeiz. Ich glaube, daß ihm nie etwas anderes vorgeschwebt hat als eine rein militärische Laufbahn, wenn möglich in der Provinz, denn er liebte nicht das Hofleben und wußte, daß er am Hofe oft mit dem Kaiser karambolieren würde. Das war schon bei dem Sturze des Fürsten Bismarck der Fall gewesen. Als die Entlassung des Fürsten bei Seiner Majestät bereits beschlossen war, trat, wie mir hinterher der spätere Fürst Karl Wedel, 1890 General à la suite des Kaisers, erzählte, mein Bruder in das Adjutantenzimmer und ging direkt auf die in das Arbeitszimmer des Kaisers führende Tür los. Als Wedel ihn darauf aufmerksam machte, daß der Kaiser, der strenge Order gegeben hätte, ihn nicht zu stören, für niemand zu sprechen sei, entgegnete mein Bruder: „Das ist mir einerlei! Er darf den Fürsten Bismarck nicht fortschicken.“ Mein Bruder klopfte dreimal fest an die kaiserliche Tür, öffnete sie dann selbst und trat in das Arbeitszimmer Seiner Majestät. Nach einer halben Stunde kam er mit der ihm eigenen Ruhe, aber mit dem Ausdruck tiefer Betrübnis wieder zurück und äußerte zu Wedel: „Es ist nichts zu machen. Das ist das größte Unglück, das uns seit Jena betroffen hat.“ Wie großzügig Kaiser Wilhelm II. sein konnte, wenn er sich nicht

persönlich verstimmt fühlte, geht andererseits daraus hervor, daß er meinem Bruder seine Treue für Bismarck nicht übelnahm. „Ich verstehe", äußerte er gelegentlich zu ihm, wie später auch mehr als einmal zu mir, „daß Sie an dem Alten hängen. Sie sind schon als Kind in seinem Hause gewesen. Ich lasse Ihnen Ihre Ansichten, aber Sie müssen mir auch die meinigen lassen."

Am Tage nachdem ich die Nachricht vom Tode meines Bruders empfangen hatte, fuhr ich von Rom nach Berlin zu seiner Beisetzung, der Kaiser und Kaiserin beiwohnten. Nach dem Eintreffen der Todesnachricht hatte der Kaiser mir nach Rom das nachstehende Telegramm gesandt: „Tief ergriffen von der Todesnachricht Ihres lieben Bruders, der meinem Herzen schon seit der Jugendzeit so nahestand, in dessen militärische Zukunft ich mit freudiger Zuversicht blickte, spreche ich Ihnen und Ihrer Familie auch im Namen der Kaiserin das herzlichste Beileid aus. Mit der Armee beklage ich einen der besten Offiziere, der mir und meinem Hause in Treue ergeben war und dessen Andenken ich in dankbarem Herzen stets bewahren werde. Wilhelm I. R." Die Kaiserin war meinem Bruder besonders freundlich gesinnt. Unteroffiziere von seinem alten Regiment, den 2. Gardedragonern, trugen den Sarg.

Stützpunkt Kiautschou

Ich war kaum in Rom wieder zurück, als ich ein sehr langes, sehr rhetorisches, etwas aufgeregtes Telegramm des Kaisers erhielt, das durch die Nachricht von der Ermordung katholischer deutscher Missionare in der chinesischen Provinz Schantung hervorgerufen war. Der Kaiser bedrohte in sich immer wiederholenden, Entrüstung und Zorn atmenden Wendungen das chinesische Heidenvolk, beteuerte seine Pflicht und seine Entschlossenheit, das Kreuz und dessen Diener und Sendboten zu verteidigen, und schloß damit, daß das deutsche Kreuzergeschwader die Bestrafung der Mörder verlangen und inzwischen in die Bucht von Kiautschou einlaufen solle. Ich war wie der Kaiser der Ansicht, daß wir diese Gelegenheit benutzen müßten, um in Kiautschou den nach langer und gründlicher Prüfung als geeignet erkannten Stützpunkt für unsere reicher Entfaltung fähigen ostasiatischen Interessen zu finden. Ich war freilich auch der Meinung, daß dies Ziel nicht mit tönenden Worten, sondern nur durch eine richtige diplomatische Taktik, speziell gegenüber Rußland und England, zu erreichen sein würde.

Ich beeilte so sehr als möglich die Abschiedsformalitäten in Rom, konnte es mir aber nicht versagen, vor meiner Abreise die Vertreter der deutschen Kolonie zu empfangen, mit der mich herzliche Beziehungen verbunden hatten. Die Kolonie hatte die Freundlichkeit, mir eine schöne Nachbildung der Augustus-Statue im Kapitolinischen Museum zu überreichen. Ich dankte in einer kurzen Ansprache, in der ich äußerte, daß ich

mir wie Odysseus vorkomme, der homerische Irrfahrer, der friedliche Gestade verlassen mußte, um sich zu stürmischer Fahrt auf dem weiten Meer einzuschiffen. Ich wisse wohl, wie viele Klippen und Untiefen die See habe, fände jedoch Mut in dem Entschluß, was auch immer kommen möge, an zwei Vorsätzen festzuhalten: einmal meine Pflicht und Schuldigkeit zu tun im Sinne des kategorischen Imperativs, auf dem der preußische Staat aufgebaut sei, andererseits aber nie die Gebote der Gerechtigkeit, Billigkeit und wahren Menschlichkeit zu vergessen. Wie ein Nachklang jener Abschiedsfeier in Rom erschien mir ein Brief, den ich nach meinem Eintreffen in Berlin von dem größten damals lebenden deutschen Gelehrten, von Theodor Mommsen, erhielt, den ich mit meiner Frau zu seinem 80. Geburtstag beglückwünscht hatte. Er schrieb: „Ew. Exzellenz haben im Verein mit Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin die Güte gehabt, sich eines alten Herrn freundlich zu erinnern, der das Glück gehabt hat, in sonnigeren Tagen Ihres Schutzes und Ihrer Gastfreundschaft sich zu erfreuen. Wenn jede Erinnerung an Rom für mich eine Freude ist, so gilt dies vor allem von diesem Doppelgruß, und bewahre ich in treuem Gedächtnis die dort von Ihnen mir vergönnte Gemeinschaft. Genehmigen Ew. Exzellenz den Ausdruck meiner dankbaren Verehrung."

Während mich in Deutschland Presse, Publikum und Parlament mit einer Mischung von Mißtrauen und Geringschätzung empfingen, hatten auf Grund einer ihr von einem „non German observer of high standing" zugegangenen Zuschrift die „Times" über mich geschrieben: „According to all probabilities Herr von Bülow will have before him the most successfull career of any German minister since Bismarck."

Unterredung mit Osten-Sacken

Nach Berlin zurückgekehrt, suchte ich vor allem den russischen Botschafter auf. Graf Osten-Sacken begann nach der alten und nicht ungeschickten Praxis der russischen Diplomatie, immer von vornherein zu schelten und zu klagen, mit der Behauptung, daß unser Vorgehen in Ostasien in Rußland den allerschlechtesten Eindruck machen und dem stärksten Widerspruch begegnen würde. Ich erwiderte ihm, daß die russische Politik uns gegenüber jetzt an einem Wendepunkt stünde. „Vous vous trouvez devant une bifurcation." Wir könnten uns die ruchlose Ermordung deutscher Missionare und gerade katholischer Missionare unmöglich gefallen lassen, nicht nur aus Gründen der deutschen inneren Politik und im Hinblick auf Ehre und Ansehen des Reichs, sondern auch im Interesse aller mit China Handel treibenden Nationen und schließlich auch im Interesse Rußlands, das an China grenze. Schwierigkeiten, die uns Rußland auf diesem Gebiet und in diesem Augenblick mache, würden uns natürlich nach der anderen Seite, in die westliche Richtung treiben. Wenn ich mich in die Seele eines russischen Ministers des Äußeren hineindächte, so würde

ich mich über eine deutsche Festsetzung in Ostasien freuen, aber meinerseits den für Rußland nützlichsten Stützpunkt aussuchen und besetzen, als welcher ja in russischen Zeitungen schon lange Port Arthur genannt worden wäre. Osten-Sacken, der eine gute Feder schrieb, „la grande plume du cabinet de St. Petersbourg", wie es in seiner pompösen Weise Gortschakow nannte, redigierte in meinem Beisein ein Telegramm an Graf Murawiew, das er mir zeigte. Ich telegraphierte gleichzeitig in dem gleichen Sinne an unsern Botschafter in St. Petersburg. Am selben Tage sprach ich mit dem englischen Botschafter, dem ich die Notwendigkeit unseres Vorgehens in Ostasien auseinandersetzte. Mein alter Freund Lascelles kannte sein Land zu genau, um nicht zu wissen, daß die englische Presse an dem Standpunkt des „dog in the manger" festhalten würde, d. h. an der alten englischen Auffassung, daß politisch und vielleicht noch mehr wirtschaftlich niemand in der Welt etwas zu suchen habe als England, glaubte aber, daß die englische Regierung einen ernstlichen Einspruch nicht erheben würde. Natürlich sei es aber möglich, daß auch sie nach einem Stützpunkt im Golf von Tschili Ausschau halten würde. England entschied sich dann für Wai-Hai-Wai, schräg gegenüber Port Arthur, nicht weit vom Kap Schantung.

Holstein gegen Kiautschou

Erschwert wurde mir, und das in ernster Stunde, die kritische Lage durch die Quertreibereien von Holstein, der nun einmal bei ungewöhnlicher Begabung ein unverbesserlicher, weil von pathologischem Mißtrauen erfüllter Ränkeschmied war. „C'est pour des hommes pareils qu'on avait bâti jadis la Bastille", bemerkte über Holstein einmal Donna Laura Minghetti, die im übrigen sein exzellentes Französisch und seinen Esprit schätzte. Weniger positiv als negativ, mehr zersetzend als aufbauend angelegt, war Holstein geneigt, sich für um so unentbehrlicher zu halten, je weniger sicher sich seine Vorgesetzten fühlten. Er nahm nicht mit Unrecht an, daß schwankende Gestalten anlehnungsbedürftiger wären als Männer, die mit festen, markigen Knochen unerschütterlich stehen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde. Bei solcher Auffassungsweise beunruhigte ihn die freundliche Stimmung des Kaisers für mich. So verfiel er auf die Idee, in der ostasiatischen Frage den Kanzler Hohenlohe anzutreiben, den Staatssekretär Bülow aber zurückzuhalten. Während Holstein mir in aufgeregten Privattelegrammen alle Gefahren des ostasiatischen Unternehmens in brennenden Farben an die Wand malte, feuerte er den Fürsten Hohenlohe an, dem Kaiser gegenüber eine zuversichtliche und kühne Sprache zu führen. Ich durchschaute aber das Holsteinsche Spiel und war auch von der politischen Richtigkeit meines Vorgehens viel zu überzeugt, um umzufallen. Auch war Fürst Hohenlohe zu vornehm und zu alt, um sich auf solche Intrigen einzulassen.

Bei diesem Anlaß wie später bei manchen anderen Gelegenheiten glich

Holstein dem Wachhund, der wohl das Haus gegen Diebe und Einbrecher schützt, bei dem man aber nie sicher ist, ob er nicht auch seinen Herrn gelegentlich in die Beine beißen wird. Holstein hatte schon vom Fürsten Bismarck die Ermächtigung erhalten, durch sogenannte „Privattelegramme", die chiffriert abgingen, aber nicht registriert wurden, direkt mit den Missionschefs zu verkehren. Solche Holsteinschen Telegramme trugen an der Spitze den Vermerk: Privat. Sie gaben Holstein natürlich die Möglichkeit starker Einwirkung auf den Gang der Politik, zumal sie nicht in den Geschäftsgang gegeben und auch nicht immer dem Reichskanzler und dem Staatssekretär vorgelegt wurden. Herr von Holstein stand mit Graf Paul Hatzfeldt, Fürst Philipp Eulenburg und Fürst Radolin in ständigem Verkehr durch Privattelegramme; mit Monts, Eckardstein und anderen Dii minorum gentium nur gelegentlich. Um gerecht zu sein, muß ich hinzufügen, daß Holstein durch die Eigenart seines Charakters und seiner Stellung während seiner dreißigjährigen Tätigkeit im Auswärtigen Amt gewiß vielen und vielem geschadet hat. Aber er hat nicht entfernt so viel Unheil angerichtet wie etwa Matthias Erzberger durch seine indiskrete Behandlung des Czerninschen Berichts, seine ungeschickte und gewissenlose Führung der Waffenstillstandsverhandlungen, seine Sabotierung der Mission des Grafen Brockdorff-Rantzau in Versailles, sein ganzes trotz einer gewissen Gutmütigkeit aus Selbstsucht und Unwissenheit, Profitgier und plumpem Demagogentum gemischtes politisches Verhalten in den Jahren seiner Macht.

Ernstere Sorgen als die Quertreibereien von Holstein, an die ich seit Jahren gewöhnt war, bereiteten mir die vielfach überspannten Erwartungen und Ansprüche unserer national gesinnten und insbesondere unserer kolonialen Kreise, seitdem mit der Entsendung unserer Flotte nach Ostasien das Zeichen gegeben war, daß die Regierung es als ihre Pflicht betrachte, unsere großen und immer größer werdenden überseeischen Interessen zu schützen. Die Götter, die unserem Volk so viele tüchtige, schöne und große Eigenschaften in die Wiege legten, haben ihm die politische Begabung versagt. Als ich, aus einer Sitzung des Reichstags kommend, einmal darüber dem Ministerialdirektor Althoff klagte, erwiderte mir der bedeutende Mann mit dem ihm eigenen westfälischen Humor: „Ja, was verlangen Sie denn eigentlich? Wir Deutschen sind das gelehrteste und dabei das kriegstüchtigste Volk der Welt. In allen Wissenschaften und Künsten haben wir Hervorragendes geleistet, die größten Philosophen, die größten Dichter und Musiker sind Deutsche. Neuerdings stehen wir in den Naturwissenschaften und auf fast allen Gebieten der Technik an erster Stelle und haben es zu einem ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung gebracht. Wie können Sie sich da wundern, daß wir politisch Esel sind? Irgendwo muß es hapern." Die Gabe, die uns in der Politik vor allem versagt

ist, scheint mir das Maß zu sein. Wir sind zu geneigt, in die Extreme zu gehen. Dadurch bekommt unsere Geschichte etwas Sprunghaftes. Es fehlt ihr die Tradition und die Kontinuität, die Entwicklung und Geschichte anderer großer Völker bestimmen. Selbst ein so kluger und vielgewanderter Mann wie der Admiral Tirpitz bewegte sich, bevor ihn die Praxis auf die notwendigen Beschränkungen hingewiesen hatte, die gerade Deutschland bei seiner zentralen Lage sich in der überseeischen Politik auferlegen mußte, in zum Teil phantastischen Plänen.

Übersee-Pläne von Tirpitz

Ich schalte eine Aufzeichnung ein, die mir im März 1898 Legationsrat Klehmet aus dem Auswärtigen Amt über eine Unterredung unterbreitete, die er mit Admiral Tirpitz über dessen überseeische Projekte gehabt hatte:

Berlin, den 16. März 1898

Ganz geheim.

Im Verlaufe meiner heutigen Unterredung mit Admiral Tirpitz wegen des Verkaufs von Schiffen kam derselbe dann auf die deutsche überseeische Politik überhaupt zu sprechen. Er begann mit der Bemerkung, der spanisch-amerikanische Konflikt komme ihm politisch zu früh, er würde es für günstiger angesehen haben, wenn der Ausbruch erst erfolgt wäre, nachdem wir infolge der Flottenvorlage die Möglichkeit hätten, mitentscheidend aufzutreten. Auch so müßten wir aber nach seiner Auffassung mehrere Schiffe hinschicken, um zu zeigen, daß wir dort auch etwas zu sagen hätten.

Die Folge des spanisch-amerikanischen Konfliktes müsse unabwendbar für Spanien der Verlust Kubas zugunsten der Vereinigten Staaten sein. Er besitze aus jüngster Zeit sehr interessante Nachrichten über die außerordentliche Tätigkeit des amerikanischen Chauvinismus in dieser Richtung. Damit aber sei für uns der letzte Moment gekommen, um Curaçao und St. Thomas durch Kauf an uns zu bringen. Nordamerika könne dagegen nichts einwenden, weil es mit Kuba vorläufig abgefunden sei und hinreichend damit zu tun habe. England müsse unsere Festsetzung dort hochwillkommen sein. Es könne sogar nach seiner Auffassung unserer Diplomatie nicht schwerfallen, ein derartiges deutsches Vorgehen als einen England geleisteten großen Dienst zu verwerten. Unterließen wir aber, diese Konstellation zu benutzen, so würde uns, insbesondere nach der seiner Meinung nach sicheren einstigen Vollendung eines Panama- oder Nicaragua-Kanals, Südamerika als wirtschaftliches Absatzgebiet unrettbar verlorengehen. Den nordamerikanischen Markt würden wir ohnedies, wie er glaube, nicht lange mehr behaupten können. In Ostasien habe er neben dem Festhalten und kommerziellen Ausbau von Kiautschou zwei Wünsche. Einmal müßten wir ein Settlement am Yangtse erwerben, am besten in Woosung,

denn die Zeit müsse kommen, wo bei noch verschärfter deutsch-englischer Handelskonkurrenz die deutschen Firmen in den englischen Niederlassungen nicht mehr ihres Bleibens finden und ihre Übersiedlung auf deutschen Grund und Boden suchen müßten. Ferner sei es absolut notwendig, die deutsche Handelsflagge auf dem Yangtse bis tief landeinwärts häufig zu zeigen. Die deutschen Postdampfer müßten hierzu staatlicherseits gezwungen werden. Der Admiral bat mich ausdrücklich, Eurer Exzellenz seine vorstehenden Ideen zur Kenntnis zu bringen, und fügte hinzu, er habe speziell über die amerikanische Angelegenheit eingehendere Ausarbeitungen anfertigen lassen, in die Eure Exzellenz, wenn Sie es wünschten, gelegentlich Einsicht nehmen könnten.

Klehmet

Eduard VII. an seine Schwester

In jenen entscheidungsvollen Tagen, die auf die Entsendung unseres Kreuzergeschwaders nach Ostasien folgten, besuchte die Kaiserin Friedrich meine Frau, bei der ich gerade weilte. Sie las mir einen Brief ihres ältesten Bruders, des Prinzen von Wales, vor, der sich mit der deutschen Flottenvorlage und der Entsendung deutscher Kriegsschiffe nach Kiautschou beschäftigte. Die auf eine stolze, erfolgreiche Geschichte und die gesicherte insulare Lage des Landes gestützte Herrennatur des Engländers trat in diesem Brief mit naiver Unbefangenheit zutage. Deutschland habe eine gute Armee, das müsse ihm genügen. Das Meer gehöre England. Insbesondere in Ostasien hätten die Deutschen nichts zu suchen. In England bestände ohnehin und nicht ohne Grund viel „ill-feeling“ gegenüber Deutschland, das wirtschaftlich mehr und mehr für England zu einem Konkurrenten würde, der unbequemer sei als Frankreich.

Es ist möglich, daß die Kaiserin Friedrich in verantwortungsvoller Stellung, d. h. als Gemahlin eines nicht todkranken, sondern gesunden und längere Zeit regierenden Kaisers, sich allmählich mit den deutschen Interessen mehr identifiziert und deutsche Gefühle besser gewürdigt haben würde. Ich möchte das eigentlich annehmen, denn eine mit hoher Stellung verbundene Verantwortlichkeit würde, zumal die steile Höhe von Gefahren umgeben war, auf ihren eigenwilligen, aber weder oberflächlichen noch übermütigen Sinn eine erzieherische Wirkung ausgeübt haben. Als Kaiser würde ihr Gemahl bei aller zärtlichen Liebe für seine Frau, die ihn ihr gegenüber bisweilen zu folgsam machte, keine Zugeständnisse auf Kosten der Ehre seiner Krone gemacht haben, deren Hoheit und Würde sein frommes Gemüt mit beinahe religiöser Ehrfurcht erfüllte. Als Kronprinzessin, als von ungeduldiger Erwartung auf den Thron verzehrte und dadurch verärgerte Kronprinzessin und erst recht als unglückliche und verbitterte Kaiserin-Witwe betrachtete Kaiserin Friedrich alle Dinge nur noch

mit englischen Augen. Durch und durch Rationalistin im Sinne von Herbert Spencer und John Stuart Mill, glaubte sie, daß es Zweck wie Aufgabe der Menschheit sei, sich immer mehr zu vervollkommnen. Solche fortschreitende Vervollkommnung erfolge am besten im Sinne englischer Ideen und Sitten, von den politischen Einrichtungen Englands bis zur englischen Windsor-Soap. Deutschland könne sich England und dessen hohen Zielen am besten nützlich machen und sich gleichzeitig selbst veredeln, wenn es sich im Kurs der englischen Politik halte wie ein kleines Boot, das im Kielwasser einer großen Fregatte fährt. Vor allem müsse Preußen-Deutschland stets freudig bereit sein, für englische Interessen, die sich nun einmal mit dem Fortschritte der Menschheit und den höchsten Idealen deckten, dem barbarischen russischen Bären entgegenzutreten.

Seit wir in die kleine, aber von Hans Stobwasser geschmackvoll eingerichtete Villa des Staatssekretärs eingezogen waren, die vor mir Graf Paul Hatzfeldt, Graf Herbert Bismarck und Freiherr von Marschall bewohnt hatten und die nach mir leider Gottlieb von Jagow, Richard von Kühlmann und andere Unzulängliche beziehen sollten, erschien die Kaiserin Friedrich fast jeden Morgen bei meiner Frau. Die Kaiserin stand wie ihr ältester Sohn früh auf. Sie erschien schon um 8 Uhr. Meine Frau stand damals spät auf, sie lag um diese Zeit noch in den Federn. Die Kaiserin setzte sich an ihr Bett, um ein Stündchen mit ihr zu verplaudern. Nie über banale Dinge, noch weniger über Klatsch, sondern über Fragen und Angelegenheiten, die Menschen von Geist zu beschäftigen würdig sind. Wenn sie fortging, pflegte sie zu sagen: „I hope so much, Bernhard will not be angry, that I come so often and stay so long." Auch darin glich die Mutter dem Sohn, daß beide bei allem innern Selbstbewußtsein im freundschaftlichen Verkehr die Natürlichkeit selbst waren. Wenn Kaiser Wilhelm II. sich nur zu oft als Autokrat gab, was er weder verfassungsmäßig noch tatsächlich war, so war dies nur nach außen. Wenn seine Mutter daran dachte, daß sie Princess Royal of Great Britain and Ireland war, so umgürtete sie sich mit dem ganzen Stolz ihres Englands. In der Intimität waren beide einfach und anspruchslos. Dagegen habe ich manche deutsche Beamte, Professoren und, last not least, Abgeordnete gekannt, die weit steifer, viel prätentiöser waren und mehr „posierten" als Wilhelm II. und seine Mutter.

Thronrede

Am 30. November 1897 fand die Eröffnung des Reichstags statt. Die Rede, die der Kaiser einige Tage vorher bei der Vereidigung der Rekruten des Gardekorps gehalten hatte, war kein glücklicher Auftakt für die bevorstehende, entscheidende Session gewesen. Der Kaiser hatte die Rekruten ermahnt, ihm zu gehorchen, „sei es gegen einen Feind nach außen oder nach innen". Er hatte vom lieben Gott gesprochen, „der uns nie verläßt", hatte unser Heer siegreich und unüberwindlich genannt und sich zu der Äußerung

verstiegen: „Wer kein braver Christ ist, der ist auch kein guter Soldat.“ Diesem Passus hatte Lucanus, ohne Seine Majestät zu fragen, bei Vorlage des Stenogramms der Rede die Fassung gegeben: „Wer kein braver Christ ist, der ist kein braver Mann.“ Wie gewöhnlich in solchen Fällen, sickerte aber die richtige Fassung allmählich durch. Der „Kladderadatsch“ vom 28. November 1897 brachte ein Bild, das den Teufel darstellte als nordisches Phantom, mit Hörnern, Schweif und Klauen, der seinen langen Schweif betrachtet, in den er sich einen Knoten gemacht hat. Über den Wolken lesen Alexander der Große, Leonidas und Napoleon lächelnd eine Zeitung. Friedrich der Große naht, auch mit einer Zeitung und dem Krückstock in der Hand. Über ihm schwebt mit Perücke und ironischem Grinsen Voltaire. Der Satan spricht: „Endlich weiß ich, was der Knoten bedeutet, den ich mir in den Schwanz gemacht habe. Ich wollte ja den Alten Fritz holen, denn wer kein braver Christ ist, der ist kein braver Mann und auch kein braver preußischer Soldat und kann unter keinen Umständen das erfüllen, was in der preußischen Armee von einem Soldaten verlangt wird. Na, vielleicht gelingt es mir, bei einer Superrevision das Versäumte nachzuholen und die himmlischen Heerscharen von diesem schlechten Christen und schlechten Soldaten zu befreien.“ Für diesen Scherz wurde der damalige Chefredakteur des „Kladderadatsch“, Johannes Trojan, ein liebenswürdiger Dichter und Mensch und ein guter Patriot, zu zwei Monaten Festungshaft verurteilt.

Die Thronrede, die Wilhelm II. am 30. November 1897 verlas, war more solito vom Staatsministerium redigiert worden, der Passus über die auswärtige Politik von mir. „Die Ermordung deutscher Missionare und die Angriffe auf eine der unter meinem Schutz stehenden und Mir am Herzen liegenden Missionsanstalten in China haben Mich genötigt, Mein ostasiatisches Geschwader in die dem Tatort zunächst gelegene Kiautschou-Bucht einlaufen und Truppen dort landen zu lassen, um volle Sühne und Sicherheit gegen Wiederkehr ähnlicher beklagenswerter Ereignisse zu erlangen. Die politischen Beziehungen zu den fremden Staaten sind durchaus erfreulich. Meine Begegnungen mit den verbündeten und befreundeten Monarchen sowie der glänzende und herzliche Empfang, der Mir bei meinen Besuchen in Peterhof und Budapest zuteil wurde, haben Mir hierfür aufs neue wertvolle Bürgschaften geliefert. Alle Anzeichen berechtigen zu der Aussicht, daß wir, mit Gottes Hilfe, auch fernerhin der friedlichen Entwicklung Europas und des deutschen Vaterlandes entgegensehen dürfen.“ Diese Fassung war dem Kaiser nicht schwungvoll genug. Nachdem er die Thronrede verlesen hatte, ließ er ihr in freier Rede noch eine Ansprache folgen, in der er an den Eid erinnerte, den er vor zwei Jahren auf das ruhmreiche Feldzeichen seines 1. Garderegiments zu Fuß geleistet habe: die

Schöpfung Kaiser Wilhelms des Großen zu erhalten. Die Reichstagsabgeordneten hätten „bewegten Herzens und feuchten Auges" seinen Eid entgegengenommen und wären dadurch seine „Eideshelfer" geworden. Im Angesicht Gottes, des Allmächtigen, und im Andenken an den großen Kaiser bitte er sie, ihm zu helfen, seinen Eid zu halten, damit er die Ehre des Reichs wahren könne, für deren Erhaltung er nicht gezögert habe seinen einzigen Bruder einzusetzen. Wie oft bei improvisierten kaiserlichen Reden sahen sich die nun einmal nüchtern angelegten, meist durchaus spießbürgerlichen Volksvertreter verwundert an, ohne recht zu verstehen, was mit diesem ungewohnten melodramatischen Zwischenspiel im Weißen Saal vor dem Kaiserthron eigentlich bezweckt würde.

Bülows Reichstags-Debüt

Am 6. Dezember begann die Debatte, in der Fürst Hohenlohe mit kaum verständlicher Stimme seine Rede verlas, die manche feine und richtige Wendungen enthielt, die aber nicht gehört wurden. Tirpitz und der Staatssekretär des Reichsschatzamtes von Thielmann waren fast ebenso unverständlich, beide matt. Der Sozialist Schönlank griff mit persönlichen Spitzen gegen kaiserliche Tafelreden, Weltpolitik und die politische Ohnmacht des Kanzlers die Vorlage an. Ich hatte die Empfindung, daß, wenn der parlamentarische Stapellauf der Flottenvorlage nicht mißglücken solle, andere Töne vom Regierungstisch angeschlagen werden müßten. Ich sah, daß von den anwesenden Ministern und Staatssekretären hierzu keiner Lust hatte, daß eine solche Replik von dem greisen Kanzler erst recht nicht verlangt werden könne. Andererseits stand ich vor einer mir völlig ungewohnten Aufgabe. Ich hatte in Paris und Rom, in Bukarest und Athen als Zuschauer parlamentarischen Verhandlungen beigewohnt, aber nur selten und ohne innere Anteilnahme. Im Deutschen Reichstag war ich nur einmal in meinem Leben gewesen, dreißig Jahre früher, wo ich von einer dem Publikum offenstehenden Tribüne aus Bismarck über die luxemburgische Frage sprechen hörte. Vor Beginn der Etatsdebatte von 1897 hatten mir meine Kollegen und Mitarbeiter für den Fall, daß ich sprechen müßte, allerlei gute Ratschläge gegeben. Die einen hatten mir geraten, recht laut zu reden, sonst höre niemand zu. Andere wieder meinten, laut sprechen verstimme und reize die Abgeordneten, denen eine leise und bescheidene Stimme besser gefalle. Ich hatte mich in keiner Weise auf meine Rede vorbereitet, da mir mit Bestimmtheit gesagt worden war, ich würde keinesfalls am ersten, frühestens am zweiten, voraussichtlich am dritten oder vierten Tage der Debatte zu Worte kommen. Namentlich von linksgerichteten Blättern war vor meinem ersten Auftreten im Reichstag mit mehr Behagen als Witz das Publikum darauf vorbereitet worden, daß ich parlamentarisch ein völliger Neuling und schon deshalb oratorisch meiner neuen Stellung nicht gewachsen wäre. Die „Lustigen Blätter" hatten nach meinem Eintreffen in

Fürst Philipp zu Eulenburg-Hertefeld

Berlin an der Spitze ihrer Nummer ein Bild gebracht, das die Regierung als eine Kinderfrau darstellte, die drei älteren Damen ein Baby präsentiert. Die Damen waren das Zentrum, die Konservativen und die Liberalen, das Baby war ich. Die Regierung meint zu den Parteien: „Da, schaut her, das ist das jüngste Ministerchen, ein prächtiger Bub', dieser Bülow, nicht wahr?" Die Parteien antworten: „Na, man muß abwarten, wie er sich entwickeln wird; das wird man aber erst erkennen, wenn der Kleine zu reden anfängt." Diese hübsche Zeichnung eröffnete die Sammlung der über mich erschienenen Karikaturen, die schließlich auf dreißig stattliche Bände anschwellen sollte. Ich bin als Wickelkind abgebildet und so, wie mich der Stift des Karikaturisten bis zuletzt darstellen sollte: mit einem Grübchen im Kinn und dem Scheitel in der Mitte. Das Grübchen ist geblieben, der Scheitel verschwand mit den jugendlichen Locken.

Der Berliner Korrespondent der „Frankfurter Zeitung", August Stein, der mir trotz vieler politischer Divergenzen später persönlich ein guter Freund werden sollte, veröffentlichte am Tage vor meinem Debüt im Reichstag einen Begrüßungsartikel, in dem es nicht ohne Malice hieß: „Herr von Bülow, der neue Leiter des Auswärtigen Amtes, tritt als vollständiger parlamentarischer Neuling vor den Reichstag. Es muß sich zeigen, ob ein ungewöhnlich geistvoller Causeur auch ein parlamentarischer Redner ist. Ludwig Bamberger war wohl der letzte, der in diesem Stil zu sprechen verstand. Inzwischen hat sich im Reichstag manches, auch der Stil der Debatten geändert. Sollte Herr von Bülow im Reichstag die Sprache sprechen, die man ihm im Salon und in der Privatunterhaltung nachrühmt, dann dürfte er im gegenwärtigen Reichstag mehr auf Verwunderung als auf Verständnis stoßen." Ex post meine ich, es war vielleicht gut, daß ich bei der ersten öffentlichen Rede, die ich in meinem Leben gehalten habe, ganz unvorbereitet sprach. Ich habe später viel, vielleicht zu viel geredet, aber immer gefunden, daß ich aus dem Stegreif am besten sprach. Es gibt ja auch Maler, denen Skizzen besser gelingen als sorgsam ausgeführte Gemälde. Ich schloß meine Rede vom 6. Dezember 1897 mit den Worten: „Wir wollen niemand in den Schatten stellen, aber wir verlangen auch unseren Platz an der Sonne", ohne zu ahnen, daß ich damit meinen Einzug in den Büchmann halten würde, den ich damals noch gar nicht kannte. Als in einem Moment meiner Rede im Hause Heiterkeit entstand, kam mir der Gedanke, ob vielleicht die Art meines Sprechens, mein Vortrag oder meine Haltung, was ja bei einem parlamentarischen Homo novus nicht allzu verwunderlich gewesen wäre, die Lachlust der Volksvertretung reize. Während ich weitersprach, überlegte ich mir — denn man kann sehr wohl reden und dabei an andre Dinge denken —, was ich tun würde, wenn die Heiterkeit fortdauerte oder gar zunähme. Ich erinnerte mich, daß in einer ähnlichen

Lage bei seiner Jungfernrede der große englische Parlamentarier Disraeli dem Parlament zugerufen hatte, jetzt lache man ihn aus, später würde man ihn anhören, und beschloß, im Notfall etwas Ähnliches zu sagen. Gott sei Dank unterließ ich diese nach Lage der Dinge völlig deplacierte Apostrophe, die eine Dummheit gewesen wäre, und führte meine Rede so ruhig zu Ende, wie ich sie begonnen hatte. Als ich mich wieder setzte, ersah ich aus den verstimmten Gesichtern meiner Kollegen, daß ich nicht allzu übel geredet haben könnte. Mein alter Freund Villers in Wien meinte einmal, was den Neid und die Eifersucht anlange, bestünde kein Unterschied zwischen dem Corps diplomatique und dem Corps de ballet. Was für das diplomatische Korps gilt, trifft erst recht für ein Kollegium von Ministern und Staatssekretären zu. Das war früher so, und jetzt werden die Minister auch wohl kaum fein und lieblich wie Brüder einträchtig beieinander wohnen. Ich war beruhigt, als ich Miquel hinter mir sagen hörte: „Bülow primus." Aus dem Munde dieses alten Parlamentariers, großen Redners und genialen Mannes tat diese Äußerung dem Neuling wohl.

Am nächsten Morgen las ich in dem verbreitetsten Berliner Blatt, dem „Lokal-Anzeiger": „Die Jungfernrede des Staatssekretärs von Bülow war geradezu eine Überraschung. Mochte man über die Wirksamkeit des Freiherrn von Marschall urteilen, wie man wollte, daß er ein Redner ersten Ranges war, ließen auch seine erbittertsten Feinde gelten. Seinem Nachfolger war man ohne weiteres geneigt nach dieser Richtung hin mildeste Beurteilung zuzugestehen. Herr von Bülow kann getrost auf jede zarte Rücksichtnahme in der Beurteilung seiner rednerischen Qualitäten verzichten. Er ist zweifellos ein geborener Redner." Der Kaiser telegraphierte mir am nächsten Tage: „Von ganzem Herzen wünsche Ich Ihnen Glück zu der herrlichen Rede, mit der Sie vor dem Reichstag debütiert haben. Zugleich Meinen wärmsten Dank im Namen Meiner Marine. Der Eindruck scheint ein hervorragender zu sein." Schon vorher, wenige Stunden nach meinem Maidenspeech im Reichstag, hatte mir Herbert Bismarck geschrieben:

Berlin, den 6. Dezember 1897

Lieber Bülow,

ich habe mich über Ihren heutigen glänzenden Erfolg im Reichstag von ganzem Herzen gefreut und muß meiner Empfindung mit einer warmen Gratulation Ausdruck geben. Im Hause habe ich mich lieber enthalten, Sie persönlich zu begrüßen, obgleich ich es objektiv gern getan hätte — wie die Sachen aber liegen, könnte Ihnen das höchstens Schaden bringen, nach mehr wie einer Richtung. Sie werden mich verstehen, ich wollte Ihnen diese Zurückhaltung aber doch selbst erklären und Ihnen sagen, daß sie lediglich mit Rücksicht auf Ihre Stellung erfolgte, von der niemand mehr wünschen

kann als ich, daß sie sich befestige und angenehm gestalte. Einem alten Freund werden Sie es nicht als fade Schmeichelei auslegen, wenn ich Ihnen ganz offen sage, daß Sie brillant abgeschnitten haben. Alles war, so gut es sein konnte: Inhalt, Diktion, Tonart und Redebilder. Ich war nur gekommen, um Sie zu hören, und bin vollkommen belohnt worden. Es wird Sie zu hören interessieren, daß mehrere Abgeordnete in meiner Nachbarschaft, die Sie gar nicht kennen, laut ihren Beifall äußerten und ausriefen: „Das war doch wieder einmal ein Klang aus alten, forschen Zeiten. Bülow erinnert in seiner Rede und seinen frappanten Bildern sehr an den Fürsten Bismarck."

Ich fahre heute abend nach Hause, komme vor Weihnachten wohl noch ein- bis zweimal zu Sitzungen und hoffe, Ihnen nach Weihnachten einmal irgendwo die Hand drücken zu können.

Ihren freundlichen Brief aus Rom habe ich mit vielem Dank erhalten, seine warmen Worte haben mich sehr gerührt.

In alter Treue Ihr

Herbert Bismarck

Mein alter Chef und Gönner aus Petersburg und Wien, Prinz Heinrich VII. Reuß, schrieb meiner Frau:

„Trebschen, den 11. Dezember 1897

Carissima,

ich muß Ihnen aus meiner stillen Provinzecke ein aufrichtiges Bravo zurufen! Bülow hat sich vortrefflich eingeführt, das ist eine große Sache; er wird verstehen, sich auf dem Platz zu behaupten, den er sich erobert hat. Der ganze Ton seiner Rede mutete mich erfrischend an, es erinnerte mich an gute alte Zeiten! Nun wünsche ich ihm nur ein wenig Glück, was immer zu allen Dingen nützlich ist, und dann wird es gehen — woran ich übrigens nie gezweifelt habe."

Natürlich fehlte nicht ein begeisterter Glückwunsch des „allezeit getreuen Monts", der unter dem neckischen Vorwand, daß er mir keine direkten Komplimente machen wolle, Nachstehendes an meinen Personaldezernenten, den Prinzen Lichnowsky, schrieb, von dem er wußte, daß er mir alles vorlegte: „Zuerst wollen wir uns gegenseitig zu Bernhard Bülow gratulieren. Er macht seine Sache vorzüglich. Das echt Menschliche seines Auftretens gewinnt ihm außerdem groß und klein. Er ist heute der populärste Mann in Deutschland. Möchten nur alle so neidlos wie Sie und ich zu seiner Größe aufschauen, inklusive der Evangelist! Ich wachse in meinen eigenen Augen, wenn ich denke, daß mich ein solcher Mann wie Bernhard Bülow mit seiner Freundschaft beehrt." Mit dem Evangelisten meinte Monts den Kaiser unter Anspielung auf die Kieler Rede des Prinzen

Heinrich, in der dieser seinem Bruder gelobt hatte, er wolle „das Evangelium Seiner Majestät“ aller Welt predigen.

An meine Frau schrieb Monts: „Es drängt mich, Ihnen zu den großen Erfolgen Ihres Gatten meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. Ich hatte viel von Bernhard erwartet, aber meine Erwartungen sind noch übertroffen worden. Sie sollten die Leute aller Parteien hier urteilen hören. Einen solchen Tag habe das Parlament seit Bismarck nicht erlebt. Unsere wirklichen Freunde jubeln geradezu, nicht zum wenigsten der gehorsamst Unterzeichnete. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie stolz ich auf meinen Vorgesetzten Bülow bin. Nachdem sich die kaiserliche Diplomatie so lange mit solchen minderwertigen Präfekten wie Caprivi und Marschall hat behelfen müssen, leben wir auf den äußeren Posten geradezu wieder auf. Indem ich der Himmlischen Gunst auf Ihr und Bernhards Haupt herabflehe, schließe ich in stets gleicher dankbarer Verehrung als Ihr treu ergebener Monts.“

Aufrichtig war der Glückwunsch des edlen Großherzogs Friedrich von Baden, der mir telegraphierte: „Empfangen Sie meinen wärmsten und herzlichsten Glückwunsch zur trefflichen Rede, die Sie zur Flottenvorlage im Reichstag gehalten haben. Es war mir eine wahre Freude, Ihre so klaren, tiefgreifenden Darlegungen zu vernehmen. Möchten Sie durch den Erfolg belohnt werden.“

XIII. KAPITEL

Parlamentarische Beredsamkeit in Deutschland: Bennigsen, Stresemann, Miquel, Bassermann, Eugen Richter, Hertling, Bebel, Heydebrand, Naumann, Paasche • Mit Wilhelm II. in Kiel • Seine Rede von der gepanzerten Faust (15. XI. 1897) • Prinz Heinrich in London • Sein Bericht über seine Fahrt nach Ostasien • Wilhelm II. und Salisbury • Besuch Wilhelms II. in Friedrichsruh beim Fürsten Bismarck • Pachtvertrag über Kiautschou (5. I. 1898)

Parlamentsredner

Am meisten hatte mich gefreut, daß ich bei meiner ersten Rede keinerlei Befangenheit und Nervosität verspürt hatte. Ich habe seitdem in drei Parlamenten und auch außerhalb des Parlaments manche Rede gehalten. Ich bilde mir deshalb nicht ein, daß ich wie Cicero ein Buch „de claris oratoribus" schreiben könnte, meine aber doch, daß ich mir auf diesem Gebiet eine gewisse Erfahrung erworben habe. Warum wird in Frankreich und in Italien, in England und in Amerika, eigentlich überall, besser gesprochen als bei uns? Das war schon während meiner Amtszeit so, und in der Republik ist, wie mir von Angehörigen aller Parteien gesagt wurde und wie die Parlamentsberichte bestätigen, das rednerische Niveau in den deutschen Parlamenten noch erheblich gesunken. Das mag zunächst mit dem geringen Formsinn der Deutschen zusammenhängen. Während auf französischen Schulen auf die „Rhetorik" besonderer Wert gelegt wird und fast alle französischen großen Parlamentarier bereits als Schüler sich gerade in diesem wesentlichen Unterrichtsgegenstand ausgezeichnet haben, während die englischen Minister und Abgeordneten meist schon in Eton oder Harrow, in Oxford oder Cambridge als tüchtige Debatter bekannt waren, wird in Deutschland die Redekunst so gut wie gar nicht gepflegt. Bismarck hat gesagt, gute Redner wären im allgemeinen schlechte Politiker. Dadurch fühlen sich rechtsstehende Politiker entschuldigt, wenn sie auf die Form ihrer Reden wenig Gewicht legen. Die Fraktionen der Linken, namentlich die Sozialisten, lassen sich die rednerische Ausbildung ihrer Parteigänger eifriger angelegen sein. Sie erfolgt aber nicht selten in banausischer Weise und beschränkt sich nur zu oft auf das Einprägen abgegriffener Schlagworte und immer wiederkehrender Phrasen. Der Lateiner sagt: „Poeta nascitur, orator fit." Ich glaube im Gegenteil, daß jeder Mensch ein geborener Redner ist, denn jeder hat eine Zunge. Freilich hilft auch

die geläufigste Zunge nichts ohne klares Denken und einige Logik. Sie sind und bleiben die Vorbedingungen für jede dauernde Wirkung. Aber wenn Faust meint, daß Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vortrügen, so dürfen wir ihm das nicht ohne weiteres glauben. Sein Famulus Wagner, der trockne Schleicher, hat nicht ganz unrecht mit dem Einwurf, der Vortrag mache des Redners Glück. Ein matter, schleppender, ängstlicher Vortrag, insbesondere alles, was an Auswendiglernen erinnert, verdirbt die Wirkung. Einige Körnchen Geist, etwas Originalität sind wünschenswert. „Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux." Nun verträgt ja der Deutsche unendlich viel Langeweile. Aber auch der gesinnungstüchtigste Sozialdemokrat würde, wie ich glaube, sich weigern, eine mehrbändige Sammlung der Reden von August Bebel durchzulesen, weil sich immer der gleiche flammende Zorn und dieselbe kochende Entrüstung wiederholen, immer die Gegenwart als Hölle, die Zukunft als Paradies geschildert, immer die Menschheit in Wölfe und Lämmer eingeteilt wird, nie etwas wie Humor, Originalität, Witz aufblitzt, eine unermeßliche Wüste Sahara mit einer Fata Morgana am Horizont. Wie anders Bismarck! Seine Reden sind noch heute, von den ersten Reden, die der junge Bismarck von seinem junkerlichen Standpunkt aus im Vereinigten Landtag und im Erfurter Parlament hielt, bis zu den gewaltigen Reden, die der entamtete Bismarck auf dem Marktplatz in Jena und vom Balkon des schlichten Hauses im Sachsenwalde an die Nation richtete, eine Fundgrube ewiger Gedanken, die über den Wechsel der Zeiten und über jede Parteischranke erhaben sind, reich an Bildern, an geistvollen Einfällen, an schlagenden Vergleichen, die, der Natur, dem Leben entnommen, sich für immer dem Gedächtnis einprägen. Wie anders als Bebel selbst Ferdinand Lassalle! Und doch stand August Bebel nicht tiefer unter Lassalle, als etwa Scheidemann unter Bebel steht, wie ich mich noch am Ende meiner amtlichen Laufbahn im Reichstag de visu et de auditu überzeugen konnte. Und seit wir im republikanischen Deutschland leben, höre ich von allen Seiten, daß, verglichen mit den kommunistischen Führern, Scheidemann den Eindruck eines Gladstone oder Thiers mache. Nicht zu reden vom Leichenmüller, von Adolf Hoffmann, dessen prominente Stellung in seiner Partei vorzugsweise auf der Unbefangenheit beruhte, mit der er „mir" und „mich" verwechselte, und ohne an Max Hölz zu denken, mit dem wir beim Zuchthaus angelangt sind. Englische, französische und italienische Staatsmänner rechnen hohe Geistesbildung und womöglich wissenschaftliche und schriftstellerische Auszeichnung zu ihren Ruhmestiteln. Ich brauche nur an Disraeli, Gladstone, Balfour, an Thiers, Guizot, Hanotaux, an Marco Minghetti, Massimo d'Azeglio und Vincenzo Gioberti, Bonghi und Luzzatti zu erinnern. Daß Bismarck sich gelegentlich über solche Typen, wenn sie

ihm wie Bunsen und Prokesch als Gegner gegenübertraten, noch dazu als minderwertige Gegner, lustig gemacht hat, besagt nicht viel. Einmal ist es die Frage, ob das gelegentliche Zurschautragen einer gewissen Geringschätzung für Bildung und Geist die glücklichste Seite an Bismarck war, den deshalb Thiers „un barbare de génie" nannte. Dann aber widerlegte sich unser größter Mann selbst, denn er war ein sehr hervorragender Schriftsteller, Redner, Journalist, Briefschreiber und Philosoph. Kein Geringerer als Theodor Mommsen sagte mir bei einem Besuch, den er mir 1896 in Rom abstattete, er halte Bismarck nach Goethe, Lessing und Schopenhauer für den größten deutschen Prosaisten.

Ich bin während meiner Amtszeit, also von 1897 bis 1909, in deutschen parlamentarischen Körperschaften nur wenigen Rednern begegnet, die sich mit den Koryphäen unserer westlichen und südlichen Nachbarn vergleichen konnten. Der deutsche Redner verliert sich zu leicht in Details, wo doch gerade für die Wirkung einer Rede das Wort von Voltaire zutrifft, que le détail est une vermine qui ronge les grandes choses. Der Deutsche erwartet alles von der Sachlichkeit, die nur im Bunde mit der Rhetorik überzeugt und bezwingt. Wie anders wirkte während des Weltkrieges auf das Ausland die durchaus rhetorische französische Propaganda als die rein sachliche deutsche! Wie anders zündeten Viviani und Briand als die gelehrtesten deutschen Professoren und die sachkundigsten deutschen Abgeordneten!

Von deutschen Rednern hat mir den stärksten Eindruck Bennigsen hinterlassen, obwohl er, als ich 1897 in das parlamentarische Leben eintrat, sich nur noch selten an den Debatten beteiligte und kaum zwei Jahre nach meiner Ernennung zum Reichskanzler starb. Bennigsen übte deshalb eine tiefe Wirkung aus, weil jeder fühlte, daß hinter seinen Worten ein arbeitsreiches und gedankenvolles Leben lag, daß er das, was er sagte, nicht vierundzwanzig Stunden vorher ad hoc präpariert hatte, sondern daß seine Auslassungen das Ergebnis jahrelangen Beobachtens, Lernens und vor allem Denkens waren, daß er die gehaltlose Phrase immer und in jeder Form vermied. Sein Jünger und späterer Nachfolger in der Führung der alten Nationalliberalen, der heutigen Deutschen Volkspartei, Gustav Stresemann, ist, wenn nicht der einzige, so jedenfalls der weitaus beste Redner, den das deutsche Parlament seit dem Umsturz von 1918 gesehen hat.

Ein großer Redner im europäischen Sinne war Miquel. Unvergeßlich wird mir eine Szene im Reichstag bleiben, der ich noch als Staatssekretär beiwohnte. Miquel war damals aus mancherlei Gründen im Reichstag, dem er von 1867 bis 1877 und von 1887 bis 1890 als Abgeordneter angehört hatte, wenig beliebt. Er war seit Jahr und Tag nicht mehr in dem Monumentalbau am Königsplatz erschienen. Nun hatte der Führer des Zentrums, Ernst Lieber, als Nassauer dem ehemaligen Bürgermeister von Frankfurt a. M.

lange befreundet, später aber mit ihm verfeindet, im Reichstag heftige persönliche Angriffe gegen den Finanzminister Miquel gerichtet, dem er vorwarf, sich vom Kommunisten bis zum Agrarier und Reaktionär zurückgemausert zu haben. Miquel mußte antworten und erschien am nächsten Tage im Reichstag, wo er neben mir Platz nahm. Als er das Wort ergriff, war ihm die Stimmung im Hause zweifellos feindlich: die ganze Linke betrachtete ihn als Abtrünnigen und Feind, das Zentrum als unzuverlässig, die Rechte wollte sich nicht mit ihm kompromittieren. Den Sozialisten war anzusehen, daß sie nur auf einen passenden Anlaß warteten, um seine Rede durch Zwischenrufe und Gelächter zu stören. Johannes Miquel wandte sich zunächst mit etwas gedämpfter Stimme gegen den Vorwurf eines flagranten Gesinnungswechsels. „Ich habe nie geleugnet", begann er etwa, „daß ich in jungen Jahren, unfähig, der Dialektik eines großen Geistes zu widerstehen, mich zu den Ideen von Karl Marx bekannt habe." Er sagte das mit so insinuanter Stimme, der Ausdruck seines der äußersten Linken zugewandten Antlitzes war so interessant, daß selbst die Unentwegten um Bebel sich dem Eindruck nicht ganz entziehen konnten. Miquel setzte dann in kräftigen, packenden Sätzen auseinander, wie die Praxis, die Bekanntschaft mit dem wirklichen Leben als Abgeordneter, als Bürgermeister, als Mitarbeiter einer großen Bank ihn allmählich aus der Welt abstrakter Vorstellungen in die Realität der Lebensbedingungen und praktischen Notwendigkeiten unseres Volkes geführt habe. Er verlas einen Brief seines Jugendfreundes, des greisen Schöpfers des Bürgerlichen Gesetzbuches, Gottlieb Planck, der bekanntlich eine solche Riesenleistung als blinder Mann vollbracht hatte, in dem dieser Miquel als schönen Typus des immer nach Vervollkommnung strebenden Mannes hinstellte. Als Miquel seine Verteidigungsrede gegen Lieber schloß, war das Auditorium wie umgewandelt, es erscholl nur Beifall. Übrigens hatte, bevor der Abgeordnete Lieber durch seine heftigen Angriffe den preußischen Finanzminister nötigte, im Reichstag zu erscheinen, der „Vorwärts" Miquel den boshaften Streich gespielt, einen Brief zu veröffentlichen, den er 1848 als junger Student an Karl Marx gerichtet hatte und der etwa wie folgt begann: „Kommunist und Atheist wie Sie, glaube auch ich, daß nur auf den Trümmern der gegenwärtigen Gesellschaft eine neue und bessere Welt entstehen kann." Miquel hatte nach dieser Veröffentlichung sein Abschiedsgesuch eingereicht, das Wilhelm II. erhielt, als er gerade auf der Burg Hohenzollern weilte. Nachdem er das Abschiedsgesuch des Finanzministers gelesen hatte, richtete er folgendes Telegramm an ihn: „Vom Fels zum Meer, vom jugendlichen Ungestüm zu staatsmännischem Wirken. Dies die Antwort Ihres Königs auf Ihr Abschiedsgesuch." Eine Antwort, die dem Kaiser wie dem Minister gleich Ehre machte.

Ein anderes Mitglied der Nationalliberalen Partei, Ernst Bassermann, besaß nicht die Tiefe von Bennigsen, auch nicht den Zauber von Miquel, aber er wirkte durch seine edle Persönlichkeit, deren Ausdruck seine Reden waren. Er konnte irren und hat wie jeder hier und da geirrt. Aber, was so viele vorgeben, ohne danach zu handeln: für Ernst Bassermann stand wirklich das Vaterland über der Partei, geschweige über persönlicher Selbstsucht. Eugen Richter war als Redner für mich eine Enttäuschung. So sehr ich seine Arbeitskraft, seine Beherrschung aller Etatsfragen, seinen selbstlosen Charakter schätzte, auf der Rednertribüne fand ich ihn mehr als mittelmäßig. Er sprach mit einem langen Zettel in der Hand, auf den er nicht nur Stichworte, sondern auch Witze notiert hatte, die er machen wollte. Es war ihm schon vorher im Gesicht anzusehen, wenn ein Witz kommen sollte. Derselbe Witz wiederholte sich zu häufig. So pflegte er bei jeder Etatsdebatte mit einem boshaften Blick auf die Ministerbank den Vers aus dem 103. Psalm zu zitieren, wo der Mensch mit der Blume auf dem Felde vergleichen wird, der Wind gehet darüber, so ist sie nimmer dar, und ihre Stätte kennct sie nicht mehr. Eugen Richter erinnerte unwillkürlich an jene Professoren, deren Zuhörer schon im voraus den nahenden Witz ahnen, der sorgfältig im Manuskript des Redners verzeichnet ist, damit der Hörer nachher um so besser sieht, daß der Professor nichts sagt, als was im Buche steht. Als Redner war dem Abgeordneten Richter ein Professor, Freiherr von Hertling, der spätere Reichskanzler, entschieden überlegen. Er hatte sich schon in jungen Jahren als Privatdozent in Bonn habilitiert. Große Kurzsichtigkeit zwang ihn, frei zu sprechen. Er redete nicht nur ganz frei, sondern mit vollendeter Sicherheit, oft sehr fein, aber es fehlte ihm die Wärme, er hatte nichts Begeisterndes, nichts Hinreißendes. Hier lag die Stärke von Bebel, dessen Reden sich für die Hörer besser ausnahmen als für den Leser und der mehr durch Temperament als durch tiefe oder gar klare Gedanken wirkte. Bebel hielt im Grunde immer die gleiche Rede.

Als der beste Debatter in deutschen Parlamenten erschien mir der Abgeordnete von Heydebrand, der klar, inzisiv, schlagfertig sprach. Freilich war er eine Bestätigung des socben erwähnten Wortes von Bismarck, daß gute Redner meist schlechte Politiker wären und daß mit Redegabe ausgerüstete Parteiführer nur um so schädlicher wirken. Wenn im Reichstag gegen die Rechte ein scharfer Angriff erfolgte, so boten ihre Vertreter das Bild eines Hühnerhofs, über dem ein Raubvogel seine Kreise zieht. Alles sah sich an, aber niemand war bereit, sofort zu antworten. Dann erging ein Hilferuf nach dem Abgeordnetenhaus, wo Herr von Heydebrand häufiger weilte als im Reichstag. Der „Kleine", wie er in seiner Partei genannt wurde, erschien, ließ sich raseh über den vorausgegangenen Angriff orientieren, warf einen selbstbewußten Blick auf seine Parteigenossen und antwortete

oft durchschlagend, meist wirkungsvoll, bisweilen freilich sehr rabulistisch. Der langjährige Führer der Freikonservativen, Wilhelm von Kardorff, stand an Schlagfertigkeit Heydebrand kaum nach, übertraf ihn aber erheblich an politischer Einsicht und staatsmännischer Begabung. Der langweiligste Redner, der mir vorgekommen ist, war der freisinnige Abgeordnete Gothein. Wenn er lange sprach, und er sprach fast immer sehr lange, versanken auch die eifrigsten und im allgemeinen aufmerksamsten Mitglieder des Hauses in einen sanften Schlaf. In Abgeordneten- und Journalistenkreisen kursierte die Scherzfrage: „Was ist das sicherste Schlafmittel? Antwort: Chloral. Nein! Etwa Veronal? Nein! Kokain? Nein! Doch nicht Strychnin? Auch Strychnin nicht, sondern Gothe—i—n. Dem widersteht nichts.“ Der banalste Redner, den ich hörte, war Philipp Scheidemann. Nie kam aus seinem Munde eine Wendung, ein Argument, ein Witz, die nicht schon soundso oft im „Vorwärts“ gestanden hatten. Scheidemanns noch dazu prätentiös vorgebrachte Reden glichen abgegriffener Scheidemünze, die schon durch Hunderte von fettigen Fingern gegangen ist. Friedrich Naumann, der erst gegen das Ende meiner Amtszeit bei den Wahlen von 1907 in den Reichstag gelangte, galt für einen Redner. Ich kann dies nur bis zu einem gewissen Grade zugeben. Der langjährige Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“, August Stein, pflegte, wenn von Naumann die Rede war, ein Wort des Famulus Wagner aus dem „Faust“ zu zitieren:

Ich hab' es öfter rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Aus den Reden von Naumann sprach immer der frühere Kanzelredner mit schönem Vortrag, aber mit etwas zu pastoraler Betonung, hier und da mit nicht ganz echtem Ton. Wenn es nur auf die Volubilität des Sprechens angekommen wäre, so würde der nationalliberale Abgeordnete Paasche den Vogel abgeschossen haben. Man wollte ihm nachgerechnet haben, daß er in einer Minute hundert Worte aus dem Gehege seiner Zähne hervorsprudeln könne. Was er von sich gab, war meist recht unbeträchtlich. Er war vor der Revolution der einzige Abgeordnete, der, um einen damals noch unbekannten, jetzt allgemein geläufigen Terminus technicus zu gebrauchen, für einen „Schieber“ galt. Vor der Revolution wurden Abgeordnete, die unerlaubte oder auch nur gewagte Geschäfte unternommen hatten — ich entsinne mich an einen oder zwei Fälle —, ohne viel Lärm, aber nachdrücklich von ihrer Partei abgeschüttelt. Es sollte die Zeit kommen, wo ein Mann, dem gerichtlich unanständige Vermischung privater Geschäfte mit politischer Tätigkeit bescheinigt worden war, eine leitende Rolle in unserem öffentlichen Leben spielte, wo amtierende Reichskanzler diesem

Mann bei seinen Lebzeiten huldigten, nach seinem Tode ihn zum Nationalheiligen emporschraubten. Es war bezeichnend, daß, als die Bloßstellung von Matthias Erzberger begann und sogar schon recht weit vorgeschritten war, Herr Paasche ihn in öffentlicher Rede als eines der kenntnisreichsten und arbeitsfreudigsten Mitglieder des Deutschen Reichstags feierte. Herr Paasche war es auch, der um die gleiche Zeit, wo er Erzberger begeistertes Lob spendete, bei der Rückkehr des Staatssekretärs von Kühlmann aus Rumänien nach Berlin auf dem Anhalter Bahnhof diesen in demselben Moment als den Sieger im diplomatischen Kampfe in Bukarest begrüßte, wo Herr von Kühlmann durch diplomatische Unfähigkeit wie durch sein Auftreten in der rumänischen Hauptstadt unsere Freunde und Anhänger in Bulgarien, Rumänien und der Türkei in peinliche Verlegenheit versetzt hatte.

Rede des Kaisers in Kiel

Wilhelm II. hatte seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, versprochen, daß er ihm vor dessen Abfahrt nach China einen Abschiedsbesuch in Kiel abstatten würde, und mich aufgefordert, ihn dorthin zu begleiten. Am Morgen unserer Abreise, am 15. Dezember 1897, erhielt ich ein Telegramm aus St. Petersburg, aus dem ich ersah, daß meine Unterredung mit dem Grafen Osten-Sacken und meine gleichzeitig an unsere Botschaft in St. Petersburg ergangene Instruktion Erfolg gehabt hatten. Die russische Regierung gab ihren Widerstand gegen unsere Festsetzung in Kiautschou auf, indem sie gleichzeitig ein russisches Geschwader nach Port Arthur entsandte, um diesen für sie wichtigen Hafen zu besetzen. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Wie es aber dem Menschen bisweilen begegnet, daß er gerade im Augenblick einer glücklichen Wendung eine Dummheit macht — statt diese gute Nachricht bis auf weiteres für mich zu behalten, teilte ich sie schon während der Eisenbahnfahrt nach Hamburg dem Kaiser mit. Wäre Wilhelm II. nicht durch diese frohe Kunde nach seiner Art alsbald in übermütige Stimmung versetzt worden, so würde er wahrscheinlich am Abend dieses Tages nicht die bedauerliche Rede von der „gepanzerten Faust“ gehalten haben. Zunächst trafen wir in Hamburg ein, wo wir die Börse besuchten. Der große Börsensaal war gedrängt voll. Der Hamburger „Ehrbare Kaufmann“ war in Massen erschienen, um seiner Freude über unser Vorgehen in Ostasien Ausdruck zu geben. Im Namen der Börse hielt Adolf Woermann, einer der tüchtigsten Hamburger Großkaufleute, mit einer wahren Bärenstimme und unter begeistertem Beifall der Kaufmannschaft eine Ansprache, in der er dem Kaiser dankte, daß er unsere Handelsbeziehungen zu Ostasien, wo Hamburg und Deutschland große Zukunftsaussichten winkten, unter seinen starken Schutz genommen habe. Mit seinen Hoffnungen und Wünschen stehe ganz Hamburg hinter dem Kaiser und seiner Regierung. In diesem Augenblick fühlte jeder den Pulsschlag der

größten deutschen Handelsstadt, die, schon bevor es ein Deutsches Reich gab, deutscher Arbeitskraft und Unternehmungslust in allen Weltteilen und gerade auch an den Gestaden des Stillen Ozeans die Wege gewiesen hatte.

Das Diner in Kiel fand im Schlosse statt. Erfüllt von den Eindrücken dieses Tages, gehoben durch den Erfolg der diplomatischen Behandlung unseres Unternehmens, für die er mir in der wärmsten Weise dankte, brachte der Kaiser einen Trinkspruch aus, in dem er Schwungvolles und wirklich Schönes, auch mit der ihm eigenen hervorragenden Assimilationsfähigkeit manches Zutreffende sagte, das ich während der Fahrt nach Kiel ihm vorzutragen Gelegenheit gefunden hatte, in dem sich aber einige sehr unglückliche Äußerungen befanden. Die Wendung von dem deutschen Michel, der seinen mit dem Reichsadler geschmückten Schild fest auf den Boden gestellt hat, mochte hingehen, wiewohl sie von dem Kaiser rednerisch und mit dem Zeichenstift schon wiederholt zum Ausdruck gebracht worden war. Bedenklicher war die Erklärung, daß Prinz Heinrich, wenn irgend jemand es unternehmen sollte, uns zu kränken, mit „gepanzerter Faust" dreinfahren möge. Das Wort von der „gepanzerten Faust" sollte namentlich in der englischen Übersetzung als „mailed fist" bei allen Angriffen der uns feindlichen Presse viele Jahre immer wiederkehren und in den Augen der Welt aus dem im Grunde gutmütigen und wohlwollenden, jedenfalls unkriegerischen Wilhelm II. einen neuen Dschingis-Chan machen. An diese bedauerliche Drohung mit der gepanzerten Faust knüpfte der Kaiser die Aufforderung an seinen Bruder, sich den Lorbeer um die junge Stirn zu flechten, den niemand im ganzen Deutschen Reich ihm neiden würde. Als letztere Worte fielen, flüsterte mir Lucanus, der neben mir saß, leise zu: „Damit will er den Bruder beruhigen, damit dieser nicht fürchtet, durch einen etwaigen Erfolg die kaiserliche Eifersucht zu erregen."

Prinz Heinrich antwortet

Enthielt die kaiserliche Anrede an den Bruder nur einige bedauerliche Stellen, so war die Antwort des Prinzen Heinrich von Anfang bis zu Ende eine fürchterliche Entgleisung. Prinz Heinrich hatte von seinem herrlichen Vater nicht allein die schöne äußere Erscheinung geerbt. Er war wie dieser eine durch und durch noble Natur. Er hatte ein goldenes Herz. Mit ungewöhnlicher Körperkraft ausgestattet, war er jeder Anstrengung gewachsen. In einfachen Verhältnissen geboren, würde er ein trefflicher Matrose, Steuermann, Schiffskapitän geworden sein und in jedem Sturm seinen Mann gestanden haben. Es fehlte dem Prinzen Heinrich auch keineswegs an gesundem Menschenverstand. Aber sein argloser und schlichter Sinn rechnete nicht immer mit der Schlechtigkeit der Menschen und der Welt, und im Irrgarten der Politik fand er sich schwer zurecht. In seiner boshaften Art meinte Hinzpeter einmal zu mir: „An dem Prinzen Heinrich können Sie sehen, wie der Kaiser geworden wäre, wenn ich nicht seine Erziehung in die

Hand genommen hätte." Wobei übrigens noch die Frage ist, ob alles in allem dem Deutschen Reich mit dem Prinzen Heinrich als Kaiser nicht besser gedient gewesen wäre als mit dem weit begabteren, aber auch widerspruchsvolleren, phantastischen und unzuverlässigen älteren Bruder. Die Rede des Prinzen Heinrich vom 15. Dezember war von dem Gedanken getragen, daß es dem Kaiser schwer geworden wäre, sich nicht in eigener Person an die Spitze des China-Unternehmens zu stellen. „Euer Majestät", rief der Prinz, „haben die große Entsagung gehabt, mir dieses Kommando anzuvertrauen." Dafür dankte der Prinz aus „treustem, brüderlichstem und untertänigstem Herzen". Er kenne sehr wohl die Gedanken Seiner Majestät und wisse, wie schwer das Opfer sei, wenn Seine Majestät ihm ein so schönes Kommando anvertraue. Das sei es, was ihn am tiefsten bewege. Er versichere aber Seiner Majestät, daß ihn nicht Ruhm noch Lorbeer locke, ihn ziehe nur eins: „das Evangelium Eurer Majestät geheiligter Person im Ausland zu künden, zu predigen jedem, der es hören will, und auch denen, die es nicht hören wollen." Das wolle er auf seine Fahne geschrieben haben und wolle es schreiben, wohin er immer ziehe. Die Rede schloß mit einem „Immer und ewig: hurra, hurra, hurra!"

Als ich mich nach Aufhebung der Tafel mit Lucanus in ein leerstehendes Zimmer zurückzog, um die ausgetauschten Trinksprüche vor ihrer Veröffentlichung durchzusehen, erklärte ich ihm, daß weder die „gepanzerte Faust" noch die exzentrischen Stellen der prinzlichen Antwort veröffentlicht werden dürften. Der Chef des Zivilkabinetts widersprach mit großer Bestimmtheit. Eine nun schon fast zehnjährige Erfahrung habe bewiesen, daß durch Vertuschen derartiger Entgleisungen die Sache nur schlimmer würde, denn gerade die frappanten Äußerungen fänden doch in irgendeiner Weise ihren Weg in die Presse. Auch würde die Unterdrückung derjenigen Stellen seiner Rede, die er als die schönsten betrachte, und vor allem die Verstümmlung der Huldigung seines Bruders den Kaiser tief verstimmen. „Wir haben uns", meinte Herr von Lucanus, „die größte Mühe gegeben, Eure Exzellenz heranzubringen. Ich, Hahnke, August Eulenburg, mancher andere. Wir halten Sie für den einzigen Mann, der imstande ist, auf der stürmischen See, in die unser Kaiser das Reichsschiff nun einmal gelenkt hat, das Fahrzeug zu steuern, ohne es auf Klippen oder Untiefen zu setzen. Wir halten Sie für den einzig möglichen Reichskanzler, wenn der alte Hohenlohe es nicht länger machen kann. Wenn Sie sich von vornherein in ein gereiztes Verhältnis zum Kaiser bringen, werden Sie es nicht lange treiben. Wenn Sie mir antworten sollten, daß Sie dann eben gehen würden, so sage ich Ihnen, daß ich Ihren Abgang aus solchen Gründen und unter diesen Umständen als eine Fahnenflucht betrachten würde. Nehmen Sie sich ein Beispiel an dem Chef des Generalstabs, dem Grafen Schlieffen,

der dem Kaiser bei den Manövern allen Unsinn durchläßt, wenn er nur dafür in großen Fragen und für den Ernstfall freie Hand erhält.“ Die Kritik, die ein großer Teil der deutschen Presse an den Kieler Trinksprüchen übte, bestätigte nur zu sehr alles, was ich Lucanus gegenüber ausgeführt hatte. Selbst die „Kreuzzeitung“ wies darauf hin, daß nur ein Evangelium gepredigt werden dürfe, das sei jenes, von dem es in acht Tagen heißen würde: „Euch ist heute der Heiland geboren.“ Viel schärfer lautete das Urteil der deutschen liberalen wie der klerikalen und vollends der ausländischen Presse. Die „Times“ meinte, es wäre allenfalls zu verstehen, daß Prinz Heinrich das Evangelium seines Bruders denjenigen verkündigen wolle, die danach verlangten. Aber es auch denjenigen zu predigen, die es gar nicht hören wollten, das ginge wirklich zu weit.

Prinz Heinrich bei der Queen

Etwa acht Tage nach jenen überschwenglichen Kieler Trinksprüchen erhielt der Kaiser in meinem Beisein einen Brief von seinem Bruder, der auf seiner Fahrt von Kiel nach Ostasien einen kurzen Aufenthalt in England genommen hatte, um seine dortigen Verwandten, insbesondere seine Großmutter, die Königin Victoria, zu besuchen. Der Kaiser öffnete erwartungsvoll den Brief seines Bruders, begierig, zu hören, was man am englischen Hof über das Kieler Fest gesagt habe. Sein Gesicht wurde immer länger, während er das brüderliche Schreiben las; andererseits wollte er die einmal vor mir laut begonnene Lektüre nicht unterbrechen, damit ich nicht am Ende noch Schlimmeres vermutete, als der Prinz tatsächlich geschrieben hatte. Freimütig, wie es seine Art war, meldete Prinz Heinrich seinem Bruder, daß die Reden, die sie beide bei dem schönen Kieler Fest gehalten hätten, am englischen Hofe nicht so bewundert worden wären, wie sie gehofft hätten. „Großmama“ habe es mit offenbarer Absicht vermieden, die Kieler Ansprachen überhaupt zu berühren. „Uncle Bertie“ habe boshafte Bemerkungen über die Reden gemacht, die anderen Oheime und Tanten fänden sie bedauerlich. Prinz Heinrich war durch diese verwandtschaftliche Kritik, wie aus seinem Brief hervorging, stark impressioniert. Seine Mutter, die Kaiserin Friedrich, hatte über seine Rede an meine Frau geschrieben: „Henry is such a dear boy, but his speech was very foolish.“ Es lag in der biederen Art des Prinzen Heinrich, daß er, darin anders als die meisten Fürstlichkeiten, an allen seinen Verwandten mit rührender Treue hing.

Ich muß hinzufügen, daß die Briefe, die Prinz Heinrich während seiner Fahrt nach dem fernen Osten an den Kaiser richtete und die dieser mir regelmäßig mitteilte, sehr verständig waren. Am 11. Juli 1898 schrieb er seinem Bruder hocherfreut, daß die Schantung-Kohle sich glänzend bewähre: „Einige Tonnen chinesischer Kohle, die ich aus dem oft besprochenen Kohlengebiet probeweise erhielt und mit denen ich Parallelversuche

gemacht habe gegenüber englischer Kohle, haben zu einem überraschend günstigen Resultat geführt. Die beste Poschan-Kohle ist der Cardiff-Kohle gleichwertig! Die geringere Qualität ist unvergleichlich viel besser als die japanische.“ Über die vielfachen Differenzen zwischen den verschiedenen Marineinstanzen schrieb der Prinz dem Kaiser: „Hoffentlich ist, wenn diese Zeilen Dich erreichen, unsere Organisationsfrage geklärt, und Du bist fest geblieben in dem Festhalten an der bisherigen Organisation. Dein Wille kann nur durch ein Kommandoorgan ausgegeben werden. Traue Tirpitz nach wie vor, aber laß Dich nicht durch ihn verleiten, die Kommandogewalt des Oberkommandos auch nur im geringsten zu beschneiden. Niemand hat heftiger für ein solches Oberkommando gekämpft als seinerzeit Tirpitz selbst. Und dies aus Überzeugung! Gott segne und behüte Dich. Dich und die Deinen täglich in mein Gebet einschließend, bleibe ich Dein Dich innigst liebender und stets treuer, gehorsamer Bruder Heinrich.“

Mit seinem Herzen stand Prinz Heinrich seit jeher trotz warmer Freundschaft für seinen Schwager, den Kaiser Nikolaus, mehr auf englischer als auf russischer Seite. So schrieb er am 28. Oktober 1898 aus Tsingtau an seinen Bruder: „Ich halte die langsame, aber stetige Entwicklung Rußlands im Osten nach wie vor für einen bedenklichen Faktor, der deutsche und englische Interessen in China leicht gefährden kann. Seit der Besitzergreifung von Port Arthur ist Rußland in eine bedenkliche Nähe von Peking geraten. Die Mandschurei wird bereits beeinflußt und langsam russifiziert. Korea dürfte nur eine Frage der Zeit sein! ... Deine freundlichen Beziehungen zu Nicky habe ich wiederholt betont, und ich glaube sagen zu dürfen, zur allgemeinen Zufriedenheit, wenngleich meine Äußerungen zu einer Zeit fielen, da Du unserer alten Waffenbrüderschaft mit England gedachtest, was ich selbst im Innersten meines Herzens mit Freuden begrüßte.“

In jenen Dezembertagen 1897 führte Wilhelm II. die ungünstige Beurteilung seines Kieler Festes sofort auf die persönliche Feindschaft des englischen Premierministers Lord Salisbury gegen das Deutsche Reich und den Deutschen Kaiser zurück. Bekanntlich war Kaiser Wilhelm mit dem englischen Premierminister bei einem seiner ersten Besuche in England, nach seiner Thronbesteigung, lange vor meinem Amtsantritt, persönlich aneinandergekommen. Lord Salisbury hatte den Kaiser unruhig und anspruchsvoll, Wilhelm II. den englischen Premier hochmütig und arrogant gefunden. Englische Freunde haben mir erzählt, die bedauerliche und politisch schädliche, aber unbestreitbare und mit den Jahren zunehmende Antipathie des mächtigen englischen Staatsmannes gegen den Deutschen Kaiser wäre auch darauf zurückzuführen, daß der Marquis of Salisbury, trotz gelegentlicher politischer Friktionen ein Bewunderer des Fürsten Bismarck, über

die undankbare und dabei in schnöder Form erfolgte Beseitigung des großen Kanzlers durch Wilhelm II. ehrlich indigniert gewesen wäre. Ähnlich empfand ein anderer bedeutender englischer Staatsmann, der Earl of Rosebery, der mit Herbert Bismarck persönlich befreundet war. Nach dem Sturze des Fürsten schenkte Lord Rosebery dessen ältestem Sohne den Holzschnitt jenes vom Londoner „Punch" veröffentlichten, ergreifenden Bildes, das die Unterschrift trug: „Dropping the pilot." Es stellt den Fürsten Bismarck dar, wie er in Lotsentracht, langsam, mit schwerem Schritt und tiefernstem Gesicht das Fallreep des deutschen Schiffes herabsteigt, während ihm Wilhelm II., die Krone auf dem Kopf, von der Reling höhnisch nachsieht. Wilhelm II. wußte, daß Lord Salisbury ihn nicht mochte. Gereizt durch das, was ihm Prinz Heinrich über den schlechten Eindruck der Kieler Vorgänge in England gemeldet hatte, schrieb der Kaiser, ohne dem Reichskanzler oder mir etwas davon zu sagen, einen langen Brief an seine Großmutter, die Königin Victoria, in dem er, übrigens ohne Bezugnahme auf die Kieler Rede und ihre ungünstige Beurteilung in England, darüber Klage führte, daß Lord Salisbury ihn, wo er könne, ärgere und konterkariere. Der Kaiser zeigte mir später die Antwort seiner Großmutter. Sie hatte sich darauf beschränkt, ihrem Enkel das Schreiben zu übersenden, das Lord Salisbury an sie gerichtet hatte, nachdem ihm der Brief des Kaisers an seine Großmutter zugegangen war. Der Brief des englischen Premiers ist mir in der Erinnerung geblieben, weil er bezeichnend ist für den Ernst der englischen Politik und für das Pflichtgefühl wie der Königin Victoria so britischer Staatsmänner. Lord Salisbury dankte der Königin in sehr respektvollem Ton, daß sie die Gnade gehabt hätte, den Brief des Kaisers zu seiner Kenntnis zu bringen. Er fügte hinzu: die Königin werde mit ihm, Salisbury, der Meinung sein, daß er nicht deutscher, sondern englischer Minister wäre und daß er auch bei dem lebhaften Wunsch, gute Beziehungen zwischen England und Deutschland zu unterhalten, doch lediglich britische Interessen zu schützen habe. Darüber scheine sich der Deutsche Kaiser nicht ganz im klaren zu sein; er kenne offenbar die englischen Traditionen und die englische Verfassung nicht. Die Königin würde gewiß die erste sein, ihren Premierminister zu tadeln, wenn er eine andere als eine rein britische Politik mache. Das habe er bisher getan und werde es im Vertrauen auf Billigung und Unterstützung von seiten der Krone auch fernerhin tun. Der Kaiser nahm diese Antwort übrigens gar nicht tragisch. Er meinte nur: „Nun wissen wir wenigstens, woran wir sind." Alle abfälligen Auslassungen der deutschen wie der ausländischen Presse über die Kieler Trinksprüche habe ich selbstverständlich Seiner Majestät vorgelesen oder vorgelegt.

Am Tage nach dem Kieler Abschiedsfest stattete der Kaiser mit seinem

Gefolge dem Fürsten Bismarck einen Besuch in Friedrichsruh ab. In mehr als zynischer Weise meinte Lucanus, dem ich während der Fahrt von Kiel nach Friedrichsruh die Hoffnung aussprach, daß die Begegnung gut verlaufen möge: „Ach, der Kaiser will sich ja nur davon überzeugen, wie weit der Altersbrand beim Fürsten vorgeschritten und wann dessen Tod zu erwarten ist." Nach Empfang der Nachricht von dem ihm bevorstehenden kaiserlichen Besuch hatte Fürst Bismarck an den Kaiser das nachstehende Telegramm gerichtet, das mich in seiner Einfachheit rührte: „Dankbar für die hohe Ehre des kaiserlichen Besuchs, bitte ich Eure Majestät, die Mängel in der äußeren Erscheinung, die meine Krankheit mit sich bringt, huldvoll entschuldigen zu wollen." Wir fanden den Fürsten bei unserem Eintritt in das bescheidene Friedrichsruher Haus in der Tat im Rollstuhl. Geistig fand ich ihn unverändert. Der Kaiser saß neben der Gräfin Rantzau, der einzigen Tochter des Fürsten, ich neben dieser, der Fürst uns gegenüber. Er lenkte vom ersten Augenblick an die Unterredung, die er auf ernste Gegenstände zu bringen sich bemühte. Der Kaiser wich mit einer mich erbitternden Absichtlichkeit jedem politischen Thema aus und fing keinen der Bälle auf, die ihm der greise Fürst in fast graziöser Weise hinwarf. Der Fürst sprach von seiner Tätigkeit als preußischer Gesandter am Hofe des Kaisers Napoleon III., 1862. Kaiser Napoleon, erzählte er mit seiner feinen, leisen Stimme, habe „gnädiges Vertrauen" zu ihm gehabt und ihn einmal gefragt, wie er über Ministerverantwortlichkeit, persönliches Regiment, die Vorzüge des einen oder anderen Regierungssystems denke. Er habe dem Kaiser geantwortet, das persönliche Regiment habe manche Annehmlichkeiten, lasse sich aber nur aufrechterhalten, solange der Monarch seiner Garde sicher und diese völlig imstande ist, Ordnung und Gehorsam gegenüber allen möglichen Zwischenfällen aufrechtzuerhalten. Wo eine solche absolute Sicherheit nicht vorhanden wäre, empfehle es sich für die Krone, die Minister als Matratze zwischen sich und jede Art von Opposition zu schieben, damit sie etwaige Stöße auffingen und abschwächten. Der Kaiser hörte nur zerstreut zu und erzählte seinerseits einige alte Kasernenwitze, die seit vielen Jahren bei jedem Liebesmahl in Potsdam mit demselben Gelächter begrüßt wurden. Auch während der Unterredung nach Tisch vermied der Kaiser jeden intimeren Gedankenaustausch mit dem Fürsten Bismarck. Als der Kaiser, verhältnismäßig früh, aufbrach, wurde der Rollstuhl des Fürsten in ein anderes Zimmer geschoben, damit wir uns alle verabschieden konnten. Der Fürst drückte den meisten freundlich die Hand. Als sich Lucanus vor ihm verneigte, sah er über ihn weg, als ob er Luft wäre. Mir reichte er die Hand mit den Worten: „Gehen Sie mit Gott!" Es war das letztemal, daß ich ihn sah und seine Stimme hörte.

Der Kaiser in Friedrichsruh

Am 5. Januar 1898 veröffentlichte der „Reichsanzeiger" den Inhalt des

deutsch-chinesischen Pachtvertrages über die Bucht von Kiautschou. Ich meldete den Abschluß des Vertrages dem Kaiser in einem kurzen Telegramm, in dem ich meiner Freude darüber Ausdruck gab, daß unsere im November eingeleitete Aktion mit Gottes Hilfe zu einem guten Abschluß gelangt sei. Der Kaiser war um so glücklicher, als er auf ein aus eigener Initiative kurz vorher an den Kaiser Nikolaus abgesandtes Telegramm eine frostige Antwort erhalten und die Sache schon halb verlorengegeben hatte. Er hatte mir daraufhin mit einiger Ungeduld telegraphiert, der Kanzler Hohenlohe glaube, die Besetzung von Kiautschou laufe der Peterhofer Abmachung zuwider. Es sei „tief beschämend" und „erniedrigend", daß wir in St. Petersburg „quasi Erlaubnis" einholen müßten, wo wir vor drei Jahren die Gelegenheit versäumt hätten, Kiautschou zu besetzen. Die Antwort des Zaren lautete „kühl und reserviert". Nun telegraphierte mir Kaiser Wilhelm: „Mein lieber Bernhard, welche Neujahrsfreude! Ich bin ganz beside myself vor Glück! Sie haben sehr recht, wenn Sie bemerken, wie groß die Hilfe und die Gnade des Herrn für uns gewesen ist, ohne sie wäre es nicht gelungen. Aber weil es um des Kreuzes willen geschah, darum war Er mit uns. Innigsten Dank für Ihre treue aufopfernde Arbeit, welch ein herrlicher erster Erfolg für Sie! A good innings! Im übrigen: In hoc signo vinces!" So telegraphierte mir Wilhelm II., als die von ihm lebhaft gewünschte, nicht ungefährliche und immerhin heikle Besitzergreifung von Kiautschou gelungen war. Noch an demselben Tage beehrte er mich mit seinem Besuch und überreichte mir persönlich den Roten Adlerorden I. Klasse mit den Worten: „Das soll nur ein Anfang sein, es kommt noch besser."

Die Erwerbung von Kiautschou

Neun Jahre später, am 11. Januar 1906, bemerkte der Kaiser ad marginem eines belanglosen Artikels eines Pariser Blatts, in dem die Erwerbung von Kiautschou auf die gemeinsame Arbeit der deutschen politischen Leitung mit dem Reichsmarineamt zurückgeführt wurde: „Hohenlohe war derjenige, der scharf und schneidig in der Kiautschou-Sache allein mich förderte und warm unterstützte, während das Auswärtige Amt die Hosen —— und Tirpitz mißvergnügt grollend abseits stand. Hohenlohe, Hollmann und ich! Wir haben in vollster Übereinstimmung und Einigkeit gehandelt, und wir beide waren verwundert über die kalte Entschlossenheit und den Wagemut des alten Herrn. Ihm verdankt Deutschland Kiautschou." Ich unterdrücke aus Achtung für meinen Leser und insbesondere für meine Leserin zwei allzu derbe Worte in dem Allerhöchsten Randvermerk. Als mir dieses Marginal vorgelegt wurde, das durch alle Büros gegangen war, stellte ich den Kaiser ernst und sehr nachdrücklich zur Rede. Mit einer Schärfe, auch in der Form, die ich weder vorher noch nachher ihm gegenüber anzuwenden brauchte, erinnerte ich ihn daran, daß die ganze

Kiautschou-Aktion von mir und Tirpitz geführt worden wäre. Der von mir hochverehrte Fürst Hohenlohe, dem ich während eines Vierteljahrhunderts nahegestanden hätte, habe, wie dies dem Kaiser wohl bekannt wäre, 1897 schon wegen seines hohen Alters für die Kiautschou-Aktion nur seinen Namen hergeben können. Was aber den Admiral Hollmann angehe, so habe mir dieser vor meiner Berufung zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts in Rom erklärt, ich möchte mich nur nicht nach Berlin locken lassen. Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete, würde ich den Reichstag nicht für die Flottenpläne des Kaisers gewinnen können und ebensowenig für ein Vorgehen in Ostasien; in beiden Richtungen bewege sich der Kaiser in Illusionen. Sehr verlegen erwiderte mir der Kaiser, er habe bei seinem Marginal natürlich in keiner Weise an mich gedacht, er wisse wohl, daß er Kiautschou in erster Linie mir verdanke; er habe sich nur über Tirpitz geärgert, der bei der Kiautschou-Expedition wie bei dem Bau der Flotte den Ruhm für sich haben wolle. „Tirpitz will sich immer in den Vordergrund schieben. Er macht es wie der alte böse Bismarck, der sich auf Kosten meines Großpapas in die Höhe schraubte." Was Hollmann angehe, so sei dieser ein so guter Kerl. „Hollmännchen" habe sehr darunter gelitten, daß Tirpitz und nicht er selbst bei der Flottenvermehrung wie bei der Besitzergreifung von Kiautschou beteiligt gewesen sei. Ich erinnerte Seine Majestät daran, daß Hollmann zurückgetreten wäre, weil er die kaiserlichen Pläne und Wünsche zu realisieren sich ganz außerstande gefühlt habe. „Eure Majestät werden nicht weit kommen", schloß ich, „wenn Sie die schlechten Musikanten immer wieder den leistungsfähigen vorziehen, nur weil Sie die ersteren für gut, d. h. für bequemer halten." Ich hatte mich fast noch mehr über die Roheit dieses Marginals geärgert als über die darin enthaltene Geschichtsfälschung. Ich forderte und erhielt die Ermächtigung, dem Auswärtigen Amt, insbesondere dem damaligen Unterstaatssekretär, Freiherrn von Rotenhan, und dem Geheimen Legationsrat von Holstein das tiefe Bedauern Seiner Majestät über seine aus mißverständlicher Beurteilung der Verhältnisse hervorgegangene Bemerkung auszusprechen. Ich erwähne diesen unerquicklichen Zwischenfall anticipando, weil er mit besonderer Klarheit die beständige Besorgnis des Kaisers zutage treten läßt, von seinen Ratgebern, Ministern, Generalen, Admiralen in den Schatten gestellt zu werden. Er wollte ex post die Flotte und Kiautschou allein mit Hohenlohe und Hollmann gemacht haben, weil er sich sagte, daß niemand diesen beiden alten und verbrauchten Herren eine ernstliche Mitwirkung zutrauen würde. Es ist dieselbe Mentalität, die Wilhelm II. dazu trieb, während das Reichsschiff in den furchtbaren Kriegsjahren von Sturm und Wellen hin und her geworfen wurde, eine Unzulänglichkeit nach der anderen an das Steuerruder zu stellen. Der Feldmarschall von Hahnke

erzählte mir gelegentlich, die Kaiserin Friedrich habe ihm einige Monate nach der Thronbesteigung ihres Sohnes gesagt: „Wenn Sie jemals annehmen sollten, daß für meinen Sohn andere Motive maßgebend sein könnten als rein persönliche Zwecke und vor allem als persönliche Eigenliebe, so werden Sie sich im Irrtum befinden." Mit betrübtem Gesicht fügte der alte Feldmarschall hinzu: „Leider hatte sie recht."

Als Beweis, wie menschlich, gütig und herzlich andererseits derselbe Fürst sein konnte, möge ein kleiner Zug dienen. Unser Gesandter in Kopenhagen, Herr von Kiderlen, hatte berichtet, der damals schon fast achtzigjährige König Christian IX. von Dänemark habe ihm bei einem Hofdiner nach „einigen schmeichelhaften Äußerungen" über mich gesagt: „Ich muß den Staatssekretär von Bülow als Knaben bei seinem Vater gesehen haben; das war ein bedeutender Mann und Charakter, leider hat man in Dänemark seinerzeit gar nicht auf ihn gehört, und als man immer nichts hören wollte, ging er schließlich fort, zunächst nach Mecklenburg-Strelitz; da, scheint es, ging es mit dem Großherzog nicht, und dann kam er nach Berlin; ich erinnere mich noch, wie ich den alten Kaiser Wilhelm kurz nach dem Tode des Herrn von Bülow sah und mir der Kaiser vorklagte, daß er einen ganz unersetzlichen Verlust erlitten habe, sowohl in dem Minister als in der Persönlichkeit." Als dieser Bericht Seiner Majestät vorgelegt wurde, schrieb Wilhelm II. ad marginem: „Das Urteil ist vollkommen zutreffend und sehr herzlich und wohltuend für den Sohn des trefflichen Mannes."

Die Frage, ob Wilhelm II. Herz habe, ist oft erörtert worden, auch in der Zeit seines Glücks und seiner Macht, und sie wurde sehr verschieden beantwortet. Ich entsinne mich eines merkwürdigen Gesprächs aus meiner Reichskanzlerzeit über diesen Punkt. An einem Abend, wo meine Frau ein Konzert oder die Oper besuchte, lud ich mir den damaligen Minister des Innern, Theobald von Bethmann Hollweg, und den General Hellmuth von Moltke zum Abendessen ein. Wir waren à trois. Die Rede kam, wie häufig, auf den Kaiser, und es wurde die Fage aufgeworfen, ob er Herz habe. Ich bejahte sie mit Überzeugung und Entschiedenheit, wie ich dies noch heute tun würde. General von Moltke widersprach mir ebenso bestimmt: Wilhelm II. sei viel zu selbstsüchtig, um Herz zu haben; jedenfalls zu wetterwendisch, als daß auf sein Herz irgendwelcher Verlaß wäre. An dieser Ansicht hat Hellmuth von Moltke bis zu seinem Ende festgehalten. Bei einem Besuch, den er mir wenige Tage vor seinem plötzlichen Tode machte, sprach er mit Bitterkeit davon, daß, sobald Fortuna sich von ihm abgewandt habe, auch der Kaiser ihm den Rücken gekehrt hätte. Der Kaiser schiebe alle Schuld für den unglücklichen Anfang des Krieges auf ihn, kümmere sich übrigens kaum noch um ihn und habe ihm zu seinem letzten Geburtstag statt des gewohnten, fast überschwenglich herzlichen Glückwunsches nur einige

frostige Worte telegraphiert. Bei jenem Abendessen bei mir, wo Moltke die Thesis von der Herzlosigkeit des Kaisers verfocht, ich mich für sein gutes und edles Herz einsetzte, hüllte sich Bethmann Hollweg, wie meist in solchen Fällen, in ängstliches Schweigen. Wie lebhaft steht mir dieses Zusammensein vor Augen: links von mir saß der unglückliche General, der durch mechanische und dabei unbeholfene Anwendung des Schlieffenschen Rezepts die Marneschlacht und damit wenn nicht den ganzen Feldzug, so doch die Aussicht auf einen vollen Sieg verlieren sollte. Rechts aber saß der noch weit schuldigere Minister, der mit dem Ultimatum an Serbien und dessen ungeschickter diplomatischer Behandlung den furchtbarsten Fehler der preußisch-deutschen Geschichte und einen der größten Fehler der Weltgeschichte begehen sollte.

XIV. KAPITEL

Die Annahme der Flottenvorlage (26. III. 1898) • Brief des Großherzogs Friedrich von Baden • Fürst Bismarck über Bülow • Ersetzung des Unterstaatssekretärs Freiherrn von Rotenhan durch Freiherrn von Richthofen • Helfferich, Ludwig Bamberger und Georg Siemens • Der spanisch-amerikanische Krieg • Die Lippische Thronfolgefrage • Zehnjähriges Regierungsjubiläum des Kaisers Wilhelm II. (16. VI. 1898) • Sein Telegramm an Philipp Eulenburg • Dessen Stellung zum Hause Bismarck

Flottenmehrheit im Reichstag

Die große Flottenvorlage, die der Gegenstand langer und sorgsamer Vorbereitungen gewesen war und die öffentliche Meinung pro et contra stärker erregt hatte als seit Jahren irgendeine andere Frage, wurde am 28. März 1898 mit 212 gegen 139 Stimmen angenommen. Gegen die Flottenvorlage stimmten wie gegen alle nationalen deutschen Forderungen und Bestrebungen die Sozialdemokraten, die Polen, die Welfen und die Fransquillons aus dem Elsaß. Das Zentrum spaltete sich. Für die Annahme der Flottenvorlage entschied sich die Mehrheit der Partei unter der Führung von Spahn und Hertling. Gegen die Vorlage stimmten die meisten Bayern, darunter Schädler und Pichler, und einige preußische Ultras wie Roeren.

Ich hatte in dieser Wintersession mehrfach die mir erwünschte Gelegenheit gefunden, mich über die Ziele und über die notwendigen Beschränkungen unserer Flottenbestrebungen wie unserer überseeischen Politik im Reichstag auszusprechen. Ich gab der Hoffnung Ausdruck, daß das Samenkorn, das wir bei Kiautschou in den Boden senkten, Frucht tragen werde. Wir würden ohne Überhastung, aber auch ohne kleinliche Engherzigkeit vorgehen, nicht als Konquistadoren, auch nicht als Kalkulatoren, sondern als tüchtige und kluge Kaufleute, die, wie weiland die Makkabäer, die Waffe in einer Hand halten, in der anderen aber die Kelle und den Spaten. Dann werde auch die Erwerbung von Kiautschou förderlich sein für die wirtschaftliche Entwicklung und die politische Machtstellung des deutschen Volkes. Diese Erwartung hat sich bis zum Hochsommer 1914 voll erfüllt. Noch im April 1914 erzählten mir deutsche Reisende, die aus Ostasien zurückkehrten, daß dank unserem Stützpunkt Kiautschou die deutschen wirtschaftlichen Interessen in Ostasien sich glänzend entwickelten, Schantung zu den besten Hoffnungen berechtige und Kiautschou selbst zu einem wichtigen Zentrum für Handel und Verkehr geworden sei. Mit besonderem

und gewolltem Nachdruck umgrenzte ich schon 1897 unsere Orientpolitik*. Wir würden keine Ziele verfolgen, auch nicht etwa an uns zu richtenden Anträgen Folge geben, die nicht in den Rahmen „unserer vorsichtigen und reservierten Orientpolitik" paßten. Ich bediente mich hierbei eines Bildes aus der mir, der ich leider ganz unmusikalisch bin, sonst fernliegenden musikalischen Welt. Es sei nicht nötig, daß in einem Konzert und auch im europäischen Konzert jeder dasselbe Instrument spiele. Der eine schlüge die Trommel, der andere stoße in die Trompete, ein dritter hielte die große Pauke in der Hand. Wir bliesen in Konstantinopel nur die Flöte diplomatischer Einwirkung und Überredung. Pressionen machten wir nicht mit; wenn Streit entstünde, träten wir ruhig beiseite, wenn Differenzen laut würden, legten wir die Flöte still auf den Tisch und verließen den Konzertsaal. Das entspräche unserer Uninteressiertheit in orientalischen Dingen. An dieser Politik der Vorsicht und Zurückhaltung in allen Balkan-, Orient- und Mittelmeerfragen habe ich bis zu meinem Rücktritt festgehalten und es namentlich sorgsam vermieden, mir auf diesem glatten, an Fallstricken, Schlingen und Löchern reichen Terrain von Österreich-Ungarn das Leitseil umwerfen zu lassen. Das gilt ganz besonders auch von der bosnischen Krisis von 1908/09, wo ich dafür sorgte, daß Deutschland die Führung in der Hand behielt, weder Österreich preisgab noch sich von Österreich in einen Krieg mit Rußland verwickeln ließ.

Brief des Großherzogs Friedrich

Als ich mich im Februar 1898 über Absichten und Schranken unserer auswärtigen Politik ausgesprochen hatte, schrieb mir Großherzog Friedrich von Baden am 16. Februar 1898: „Wertgeschätzter Staatsminister von Bülow! Es liegt mir am Herzen, Ihnen auszusprechen, mit welch freudiger Teilnahme ich Ihre öffentliche Wirksamkeit in der Zeit verfolgte, da Sie im Reichstag die Politik der Reichsregierung darlegten. Recht von Herzen beglückwünsche ich Sie zu den Erfolgen, die Sie dadurch in weiten Kreisen erlangten. Sie haben nicht nur großes Vertrauen erworben, sondern auch der Nation geholfen, Vertrauen zu sich selbst wiederzugewinnen. Das ist ein erfreulicher Erfolg, aus dem noch manche weitere Frucht reifen kann. Schon nach den ersten Eindrücken aus der Presse, die Ihnen so viele Huldigungen brachte, wollte ich Ihnen meinen Glückwunsch sagen. Ich wartete aber, um auch die ausländische Presse zu vernehmen, und da fand ich bis in die letzten Tage so viele Besprechungen Ihrer politischen Reden, daß ich dieselben verfolgte und mich weiter orientieren wollte. Überall fand ich nur lebhafte Anerkennung und steigende Zunahme eines erneuten Vertrauens in die Reichspolitik. Nun sind meine Glückwünsche noch wärmer und inniger, denn das ist ein Erfolg, mit dem Sie dem Vaterlande einen sehr

* Fürst von Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 24ff.; Kleine Ausgabe I, S. 50ff.

großen Dienst geleistet haben. Sie haben Deutschlands Ansehen und die Bedeutung seiner Macht so wesentlich gehoben, daß die Mächte mit seiner wahren Kraft rechnen und ihren Wert im eigenen Interesse schätzen. Was man früher Allianzfähigkeit nannte, das ist nun zweifellos. Ich bin hocherfreut, daß Ihnen diese so unbedingte Anerkennung zuteil geworden ist, und wünsche Ihnen von Herzen fortdauernde Erfolge in freudiger Arbeit. Ich verbleibe in aufrichtiger Verehrung Ihr ergebener Friedrich Großherzog von Baden."

Der von mir in der auswärtigen Politik verfolgte Kurs fand in Friedrichsruh volle Zustimmung. Nach meiner Rede vom 8. Februar 1898 über Kiautschou und Kreta, unsere Politik im fernen wie im nahen Osten schrieb der Schwiegersohn des Fürsten Bismarck, Graf Cuno Rantzau, aus Friedrichsruh an Herbert Bismarck, der mir diesen Brief mitteilte: „Bülow hat wirklich sehr gut gesprochen, sowohl Form als Inhalt sind ganz unangreifbar. Dein Vater freute sich sehr über diese Rede, wenn Du Bülow das gelegentlich erzählst, so füge doch hinzu, Dein Vater hätte Lust gehabt, ihm einige beglückwünschende Worte zu schreiben, hätte es aber unterlassen, um sich nicht Mißdeutungen auszusetzen." Ungeachtet solcher freundlichen Anerkennungen für mich sah Fürst Bismarck nach wie vor mit Sorgen in die Zukunft, was mir sein ältester Sohn nicht verhehlte. Herbert erzählte mir noch im Frühjahr 1898, er habe seinen Vater direkt gefragt, weshalb er, obwohl er Vertrauen zu mir habe, nach wie vor pessimistisch gestimmt wäre. Da habe ihm sein Vater erwidert: „Gewiß, Bülow ist ein geschickter Junge, und so lange er die auswärtige Politik führt, wird es gehen, der stolpert nicht in den Krieg. Aber früher oder später wird sich der Kaiser auch mit Bülow überwerfen, und dann kommt die Katastrophe." Der große Alte in Friedrichsruh besorgte seit seinem Rücktritt, daß wir uns durch Österreich in einen Krieg mit Rußland verwickeln lassen könnten. Er fürchtete fast noch mehr, daß wir uns von England gegen Rußland vorschieben lassen würden.

Briefe von Herbert Bismarck

Am 29. April 1898 schrieb mir Herbert: „Im Reichstag wurden gestern die bedenklichsten politischen Gerüchte kolportiert. Unsere Politik sei infolge einer persönlichen Schwenkung wieder ganz in Englands Schlepptau geraten und würde in antirussische Bahnen gedrängt werden: England habe uns Sansibar, Witu, Walfischbai angeboten und bei Amerika Verwendung für Samoas Überlassung versprochen, wogegen wir Transvaal ganz den Rücken drehen und in die Gruppierung England-Amerika gegen Rußland-Frankreich eintreten würden. Vor Jahresfrist würde mich so etwas nicht gewundert haben, unter dem unfähigen Kleber aus dem Breisgau war man auf jede Überraschung gefaßt. Gestern habe ich aber den Kolporteuren dieser Tatarennachricht energisch widersprochen, da ich nicht glaube, daß

Sie sich dem perfiden Albion zu Gefallen in eine antirussische Attitüde drängen lassen werden. Das Zentrum und seine Adepten wünschen natürlich nichts sehnlicher, als uns mit Rußland in Konflikt zu bringen. Dieses Ziel erstrebt sowohl Rom (d. h. das päpstliche) als wie England und Frankreich, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Die oben genannten Konzessionen Englands wären ja sehr schön, aber doch nie eine mögliche Brouille mit Rußland wert." Einige Tage später schrieb mir Herbert sichtlich beruhigt: „Ihr Communiqué habe ich mit großer Befriedigung schon gestern gelesen und in seiner vorzüglichen Fassung mit Vergnügen Ihre geschickte Hand erkannt. Es wird ausgezeichnet wirken und allen funesten Kannegießereien den Boden entziehen. Denn es enthält in wenigen kurzen Sätzen, besonders am Schluß, das goldene ABC für die richtige Handhabung unserer Beziehungen zu den politisch antagonistischen und dynastisch intimen Mächten Rußland und England. Wenn Ihnen darin nur immer freie Hand gelassen wird, so habe ich keine Besorgnis, daß Fehler begangen werden." Mit dem unfähigen Kleber aus dem Breisgau meinte Herbert Bismarck den in Friedrichsruh schlecht angeschriebenen Freiherrn von Marschall. Von seinem großen Vater hatte Herbert Bismarck Fähigkeit und Leidenschaft des Hasses geerbt. Mehr als gegen Marschall richtete sich übrigens der Unwille Herberts gegen zwei meiner Untergebenen, Holstein und Hammann. Den ersteren nannte man in Friedrichsruh „die Blindschleiche", und Herbert warnte mich bei jedem Anlaß vor der Tücke und Bosheit dieses Menschen, uneingedenk der unbestreitbaren Tatsache, daß Holstein während eines Menschenalters der Vertraute von Vater und Sohn Bismarck gewesen war. Der Pressedezernent im Auswärtigen Amt, Geheimrat Hammann, hatte seinerzeit für den Grafen Caprivi den publizistischen Kampf gegen den großen Alten im Sachsenwalde geführt, und nicht immer geschmackvoll geführt. In den folgenden Jahren schwang Hammann mit gleicher Begeisterung seine übrigens gewandte und jedenfalls eifrige Feder für den greisen Hohenlohe wie für mich und sollte sie später mit Enthusiasmus auch für Bethmann Hollweg in Bewegung setzen. Für Herbert Bismarck war der arme Hammann schon 1897 „die Ratte", die jedes sinkende Schiff verläßt, um mit behendem Lauf auf ein anderes zu springen. Damals waren „Ratte" und „Blindschleiche" innig befreundet. Es sollte aber die Zeit kommen, wo sie sich in tödlicher Feindschaft befehdeten.

Richthofen Unterstaatssekretär

Ich hatte nach meiner Ernennung zum Staatssekretär der Auswärtigen Angelegenheiten den bisherigen Unterstaatssekretär Freiherrn von Rotenhan durch den früheren Direktor der Kolonialabteilung, Freiherrn von Richthofen, ersetzt, der mir seitdem bis zu seinem zu früh erfolgten Tode mit ungewöhnlicher Arbeitskraft, immer gleicher Pflichttreue, mit weitem

Blick und großer Gewissenhaftigkeit auch im kleinen länger als neun Jahre als Unterstaatssekretär, später als Staatssekretär im Auswärtigen Amt, zur Seite gestanden hat. Oswald Freiherr von Richthofen, Sohn eines Diplomaten, in einem Diplomatenhause aufgewachsen, von Jugend auf mit ausländischen Verhältnissen wohlvertraut, fremder Sprachen mächtig, verband mit Welterfahrung und Weltgewandtheit die traditionellen ausgezeichneten Eigenschaften des preußischen Beamten von gutem Schlage. Er hatte sich seit jeher für wirtschaftliche Fragen interessiert und war namentlich in die Handelsbeziehungen zwischen den großen handeltreibenden Völkern wie in die finanziellen Verhältnisse der Großmächte tiefer eingedrungen als die meisten Angehörigen des auswärtigen Dienstes. Sein Tod war für mich ein kaum zu ersetzender Verlust. Von einem Schlaganfall getroffen, erlag er am 17. Januar 1906 dem Übermaß der Arbeit.

Als Herr von Richthofen im Herbst 1897 Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt wurde, suchte ich für die Kolonialabteilung nach einem Nachfolger. Ich wünschte einen Hanseaten und vor allem einen mit überseeischen Verhältnissen vertrauten Mann, wenn irgend möglich einen Kaufmann. Aber alle Kaufleute, an die ich mich wandte, lehnten die Berufung in eine amtliche Stellung ab. „Ich wäre ein Narr", antwortete mir ein trefflicher Hamburger Kaufmann, „wenn ich, statt an der Börse brav zu verdienen und abends mit zwei schönen Füchsen auf mein Landhaus an der Elbe hinauszufahren, mich in der Berliner Wilhelmstraße als Beamter abrackern und im Reichstag auf den Mokierstuhl setzen wollte." Schließlich entschieden wir uns für einen ausgezeichnten Juristen und tüchtigen Mann, den konservativen Abgeordneten von Buchka, dessen Qualifikation für die Kolonialabteilung Richthofen scherzend damit begründete, daß er wenigstens an der See, nämlich in Rostock, zu Hause wäre.

Ludwig Bamberger

Bald nach meiner Ernennung zum Staatssekretär war ich im Tiergarten Ludwig Bamberger begegnet. Mainzer von Geburt, war er in seiner Jugend ein Sturmgeselle gewesen, der am 17. September 1848 in Frankfurt a. M., am Tage vor dem Putsch, bei dem General von Auerswald und Fürst Felix Lichnowsky ermordet wurden, das Volk in flammenden Worten aufgefordert hatte, endlich „Fraktur" zu reden. Er nahm später am Pfälzer Aufstand teil, floh dann nach Frankreich und kam in Paris durch lukrative Bankgeschäfte zu einem stattlichen Vermögen. Sein Bruder Heinrich, der ihm nach Frankreich folgte, ließ sich dort naturalisieren, wurde Leiter der Banque de Paris et des Pays-Bas und ganz Franzose. Beide Brüder Bamberger standen in verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem angesehenen Brüsseler Bankhause Bischoffsheim und damit zu dem bekannten Türken-Hirsch, einem der ersten ganz großen Millionäre. Ludwig Bamberger kehrte nach Deutschland zurück, redigierte im Winter 1870/71 in Ver-

sailles für den Fürsten Bismarck ein in französischer Sprache erscheinendes Blatt, das für uns Propaganda machte, überwarf sich aber später mit dem Fürsten, mit dem er im Reichstag Auseinandersetzungen hatte, die von seiner Seite mit spitzem Florett, vom Fürsten zu sehr mit Keulenschlägen geführt wurden. Ludwig Bamberger war ein kenntnisreicher Mann mit den besten Formen, ein feiner Verstand. Damals schon kränklich, ging er in den dunklen Herbsttagen bisweilen, auf meinen Arm gestützt, um die Rousseau-Insel und um den Goldfischteich im Tiergarten. Eines Tages sagte er mir: „Sie haben in Ihrer Kolonialabteilung einen Anfänger, für den ich mich interessiere. Sein Vater ist Vertrauensmann der Freisinnigen Partei in der Pfalz. Er selbst ist Demokrat und Goldwährungsmann. Aber Sie haben, obwohl persönlich mehr konservativ gerichtet, keine Vorurteile. Lassen Sie sich den jungen Helfferich kommen, er wird Ihnen nicht mißfallen." Einige Tage später stieß ich in demselben Tiergarten, vor derselben Rousseau-Insel, auf den Begründer und Leiter der Deutschen Bank, den freisinnigen Abgeordneten Georg Siemens. Er sagte zu mir: „In der Kolonialabteilung arbeitet unter Ihnen ein junger Mann, an dem ich Interesse nehme. Sein Vater wirkt für unsere Partei in der Pfalz, er selbst steht politisch wie wirtschaftlich links. Aber ich glaube, Sie haben keine vorgefaßten Meinungen, lassen Sie sich den Jüngling einmal vorstellen, er wird Ihnen gefallen." Ich ließ mir den jungen Helfferich kommen und fand in ihm in der Tat einen Menschen von rascher Auffassung, sehr strebsam, sehr ambitiös, was die Franzosen „un arriviste" nennen, ein Anfänger, der partout etwas werden will. Ich habe ihn gefördert und auch dem Kaiser vorgestellt, dem er zusagte. Dieser begabte Debütant sollte sich mit der Zeit nach der Ansicht der Politiker zu einem vorzüglichen Finanzier, nach Ansicht der Finanzleute zu einem Staatsmann entwickeln, er sollte ein nicht übler Staatssekretär des Reichsschatzamtes, ein mittelmäßiger Staatssekretär des Innern, ein mißglückter Gesandter in Moskau werden. Er sollte zeitweise nach dem höchsten Amt im Reiche streben, er sollte endlich mit scharfer und grausamer Dialektik in einem berühmten Prozeß Matthias Erzberger moralisch zur Strecke bringen und sich selbst zu einer leitenden Stellung in der konservativen Partei emporschwingen. Eine Eisenbahnkatastrophe sollte viele Jahre später den Hoffnungen und Entwürfen dieses hochbegabten Mannes ein jähes und tragisches Ende bereiten.

Der spanisch-amerikanische Krieg

Inzwischen hatten sich die Gewitterwolken, die seit Monaten über den spanisch-amerikanischen Beziehungen lagerten, in einem Kriegsgewitter entladen. Um die Perle der Antillen, Kuba, war es zum Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien gekommen. Ich habe schon erwähnt, daß Wilhelm II. mit seinen Sympathien, und er nahm nach seiner Natur immer und überall mit dem Gefühl Partei, ganz auf spanischer Seite stand,

teils aus Abneigung gegen die republikanische Staatsform in Amerika, teils aus persönlicher Freundschaft für die österreichischen Brüder der Königin-Regentin von Spanien. Wilhelm II. gehörte zu den vielen Leuten, die gern glauben, was sie wünschen. Er war überzeugt, daß die Spanier als Sieger aus diesem Duell hervorgehen würden. In einem Marginal vom 3. April 1898 erklärte er apodiktisch: „Der Hidalgo wird den Bruder Jonathan sicher verhauen, denn die spanische Flotte ist stärker als die amerikanische." Zu meinem Erstaunen glaubten auch manche unserer Militärs und sogar nicht wenige Marineoffizicre an die Überlegenheit der spanischen Flotte und des spanischen Heeres. Die Überschätzung der Österreicher, Russen und Spanier war bei uns seit jeher üblich wie die Unterschätzung der Franzosen, Italiener, Amerikaner und, wenigstens soweit ihre militärische Leistungsfähigkeit in Frage kam, auch der Engländer. Ich war bemüht, den Kaiser davon zu überzeugen, daß wir uns strenger Neutralität und vorsichtiger Zurückhaltung aus vielen Gründen, aber auch deshalb befleißigen müßten, weil der Endsieg der Amerikaner sicher wäre. Die Spanier wären ein tapferes, ritterliches, ein nobles Volk mit einer ruhmvollen Geschichte und mit stolzen Erinnerungen. Sie hätten der Welt große Dichter und große Maler geschenkt, aber die Amerikaner wären ihnen an Volkszahl wie an wirtschaftlichen Hilfsquellen zu sehr überlegen, als daß der Endausgang zweifelhaft sein könne. Ich habe gegen starke Widerstände und trotz mancher Seitensprünge an oberster Stelle einen dieser meiner Auffassung entsprechenden Kurs während des ganzen Verlaufs des spanisch-amerikanischen Krieges eingehalten. Andererseits verhehlte der Kaiser weder seine Vorliebe für Spanien noch die Erwartung, daß die Landsleute des Cid die Oberhand behalten würden. Unserer nach Ostasien gesandten Flotte war dieser Standpunkt Seiner Majestät wohlbekannt.

Wilhelm II. machte aus seinem Herzen um so weniger eine Mördergrube, als er wußte, daß die große Mehrheit des deutschen Volkes ebenso dachte und fühlte wie er. Unser Volk, das seit jeher in der Politik mehr dem Gefühl als kühler Erwägung folgt, sympathisierte mit den Spaniern gegen die Amerikaner, wie es bald nachher mit seinem ganzen Herzen auf der Seite der Buren gegen die Engländer stehen sollte. So hatte es einst für die Polen gegen die Russen geschwärmt und sollte sich während des Weltkriegs, gegen seine eigenen direkten und vitalen Interessen, wenigstens in gewissen Kreisen, mit Bethmann Hollweg, Friedrich Naumann, Hans Delbrück und anderen schlechten politischen Musikanten an der Spitze, wieder für Polen begeistern. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß nur in der deutschen Sprache das Wort „Kannegießer" existiert, d. h. der Begriff des rein gefühlsmäßigen, allen Realitäten, vor allem dem eigenen Vorteil abgewandten, durchaus

theoretischen und unpraktischen Hin- und Herschwätzens über politische Vorgänge. Wenigstens in seiner Neigung zum „Kannegießern" war Wilhelm II. ganz deutsch. Er telegraphierte mir im April 1898: „Tirpitz ist felsenfest davon überzeugt, daß wir Manila haben müssen und daß das von enormem Vorteil für uns sein würde. Sobald die Revolution Manila von Spanien losgerissen hat, müssen wir es besetzen." Der Kaiser glaubte auf Grund der ihm von unserem Kreuzergeschwader zugegangenen Nachrichten, daß dic Spanier mit der Insurrektion auf den Philippinen nicht fertig werden würden. Er war aber gleichzeitig überzeugt, daß die amerikanische Flotte von der spanischen geschlagen werden würde. Dann, meinte er, würde uns Manila als reife Frucht in den Schoß fallen. Vielleicht würden die Spanier uns sogar bitten, die Ordnung auf den Philippinen wiederherzustellen, und uns dann als Belohnung Manila anbieten. Durch solche Phantastereien machte die schwere Niederlage der Spanier bei Cavita einen dicken Strich. Ich war im Neuen Palais, als der Kaiser die Nachricht von der Vernichtung der spanischen Flotte erhielt. Sein Erstaunen über diese Wendung war ebenso groß wie seine Unzufriedenheit. Er faßte sich aber bald und forderte mich in freundlichster Weise auf, das Land und ihn ohne Schaden aus dieser Situation herauszuwickeln. Nun hatte der Kaiser, in dessen Natur wie in der mancher Deutscher eine gewisse gutmütige, halb naive Aufdringlichkeit lag, unserem Geschwader empfohlen, sich cintretendenfalls möglichst in der Nähe einer etwaigen spanisch-amerikanischen Seeschlacht zu halten, um aus der Beobachtung einer solchen nützliche Lehren für uns zu ziehen. Der Kaiser freute sich schon im voraus auf die zu erwartenden Berichte. Infolgedessen hatte sich unsere Flotte dem eigentlichen Kriegsschauplatz viel zu sehr genähert.

Das erweckte in Amerika Mißtrauen und Unruhe. Von französischer und noch mehr von englischer Seite wurde in das Feuer des amerikanischen Mißtrauens möglichst viel Öl gegossen. Die Reklamesucht des Admirals Dewey, des Siegers von Manila, tat das übrige. Es gelang mir, mit Unterstützung aller Parteien des Reichstages wie des ausgezeichneten amerikanischen Botschafters in Berlin, Mr. White, nach und nach diese deutsch-amerikanische Spannung beizulegen. Ein halbes Jahr nach dem spanisch-amerikanischen Krieg konnte ich in meiner Reichstagsrede vom 11. Februar 1899* feststellen, daß kein Grund vorhanden wäre, warum nicht Deutschland und Amerika in guten Beziehungen zueinander stehen sollten. Ich sähe keinen Punkt, wo sich die deutschen und die amerikanischen Interessen feindlich begegnetcn, und auch in der Zukunft sähe ich keinen Punkt, wo die Linien ihrer Entwicklung sich feindlich zu durchkreuzen

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 44ff.; Kleine Ausgabe I, S. 69ff.

brauchten. Das deutsche Volk habe der tapferen und schwergeprüften spanischen Nation den Ausdruck menschlicher Sympathie nicht verweigert, es sei aber nie ungerecht noch blind gewesen für die tüchtigen und glänzenden Eigenschaften des amerikanischen Volkes und frei von jeder Voreingenommenheit gegen ein Volk, das während der letzten Jahrhunderte nirgend besseres Verständnis und gerechtere Anerkennung gefunden habe als in Deutschland. Die Bande, welche uns mit Amerika verknüpften, wollten wir nicht zerreißen lassen und würden wir nicht zerreißen lassen. Unsere Politik würde die gerade Straße, die ihr das nationale Interesse und die nationale Würde vorzeichneten, auch in Zukunft verfolgen, ohne Provokation und ohne Schwäche. Auf ein Telegramm aus Washington vom 13. Februar 1899, in dem der Botschafter von Holleben meldete, daß meine Rede in Amerika mit großer Sympathie aufgenommen worden wäre, bemerkte der Kaiser ad marginem: „Sie war aber auch ein Meisterstück." Ich kann mit Befriedigung feststellen, daß die Beziehungen zwischen uns und den Vereinigten Staaten gute, freundschaftliche und sichere geblieben sind, bis die Katastrophe von 1914 auch diese wertvolle Frucht langjähriger, zu Friedrich dem Großen zurückreichender Bemühungen wegschwemmte.

Der Streit um Lippe

Eine Angelegenheit, die zu der großen Frage der deutsch-amerikanischen Beziehungen sich verhielt wie die Maus zum Elefanten, der Streit um die Nachfolge in Lippe, nahm um dieselbe Zeit die Aufmerksamkeit in Deutschland über Gebühr in Anspruch. Nur das deutsche Volk war imstande, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob in Detmold, einer Stadt von noch nicht 12000 Einwohnern, der Fürst von Schaumburg-Lippe oder der Graf von Lippe-Biesterfeld über noch nicht 160000 treue Untertanen gebieten solle. Andererseits verstand es der Kaiser, durch fortgesetztes, heftiges und vor allem wenig taktvolles Eingreifen in diesen Sukzessionsstreit, nicht nur die deutschen Fürsten, die mit wenigen Ausnahmen auf der Biesterfelder als auf der Seite des legitimen Rechts standen, sondern auch das in Rechtsfragen empfindliche deutsche Volk immer wieder vor den Kopf zu stoßen. Alle Eigentümlichkeiten der kaiserlichen Natur, das ausgesprochen Persönliche im Wesen Wilhelms II., traten in diesem Frosch-Mäusekrieg zwischen Detmold und Bückeburg hervor. Er hatte sich mit seiner Frau Mutter nur zu oft gestritten; er war dem Wunsche seiner Schwester, den Fürsten Alexander Battenberg zu heiraten, schroff und heftig entgegengetreten. Nun wollte er Mutter und Schwester zeigen, daß, wenn er zu ihrem Schutze seine kaiserliche Rechte ausstreckte, er coûte que coûte seinen Willen durchsetze. Im Sommer 1898 hatte es sich darum gehandelt, ob die Offiziere des in Detmold in Garnison liegenden Bataillons dem Regenten, d. h. dem durch den Schiedsspruch des Königs von Sachsen in Detmold eingesetzten Grafen zu Lippe-Biesterfeld, die

gegenüber dem Landesfürsten üblichen Honneurs erweisen sollten. Der Regent machte auf diese Honneurs Anspruch und hatte seinen Standpunkt in einem überaus submissen Bittgesuch dem Kaiser unterbreitet. Der Kaiser antwortete mit einem groben Telegramm, in dem es hieß: „Dem Regenten, was dem Regenten gebührt. Sonst nichts!“ Im übrigen verbat sich der Kaiser den Ton, den sich der Regent in seinem Brief erlaube. Namentlich diese Schlußwendung erweckte allgemeines Befremden, denn man konnte nicht devoter schreiben, als der Graf Ernst zu Lippe-Biesterfeld, Regent in Lippe-Detmold, an des Kaisers Majestät geschrieben hatte. Sicherlich konnte man den ganzen Vorfall einen Sturm im Glase Wasser nennen. Man konnte auch an das Wort von Goethe denken, daß die deutsche Nation sich gar nichts zurechtlegen könne, vielmehr durchaus über Strohhalme stolpere. Wie die Dinge nun einmal lagen und wie sich unser Nationalcharakter im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet hatte, war es doch eine Warnung und eine berechtigte Warnung, wenn mit Bezug auf das Verhältnis zwischen den Bundesstaaten ein Bismarckblatt, die „Leipziger Neusten Nachrichten“, schrieb: „Nur wenn die Grundlinien, die Fürst Bismarck so scharf und nie so deutlich markierte wie in den letzten Jahren, mit aller Kraft festgehalten werden, kann das mit Blut und Eisen und Tränen Geschaffene Bestand behalten.“ Ein dem Alten in Friedrichsruh damals weniger freundlich gesinntes Blatt, der „Hamburgische Correspondent“, wies besorgt auf die Schadenfreude hin, mit der sich Partikularisten und Sozialisten an dem Feuerchen in Detmold behaglich die Hände wärmten. Noch verschloß gegenüber solchen Symptomen der jugendliche Kaiser die Augen, denn er war, um mit dem Fürsten Bismarck zu reden, noch ganz in der Stimmung des jungen Lords von Edenhall. Auch Wilhelm II. schlürfte gern in vollem Zug und läutete gern mit lautem Schall. Nur zu oft ließ er schmettern Festdrommetenschall und forderte das Schicksal heraus, unbekümmert um die besorgten Warnungen, die seines Hauses ältester Vasall an ihn richtete.

Am 16. Juni 1898 hielt der Kaiser anläßlich seines zehnjährigen Regierungsjubiläums eine Ansprache an die Leibregimenter in Potsdam, in der er mit Recht und im Einklang mit seinem großen Ahn Friedrich II. betonte, daß die Armee die Hauptstütze des Landes und die Hauptsäule des Thrones sei, aber nicht ganz im Einklang mit der Wirklichkeit hinzufügte, zehn Jahre früher bei seiner Thronbesteigung habe nur die Armee Vertrauen zu ihm gehabt, sie habe an ihn geglaubt, sie solle mit „unbedingtem, eisernem, blindem Gehorsam“ ihm weiter folgen. Es ist schmerzlich, sich heute daran zu erinnern, daß auf solche Worte zwanzig Jahre später die Flucht nach Holland folgen sollte.

Am gleichen Tage richtete Wilhelm II. an den Botschafter in Wien,

Der Kaiser an Phili

Grafen Philipp Eulenburg, das nachstehende Telegramm: „Für Deine treue und arbeitsame Freundschaft danke Ich Dir von tiefstem Herzen. Möge Mir Deine nach Idealen strebende Person stets zur Stärkung Meines Strebens erhalten bleiben. Das ist Mein tägliches Gebet. Ich habe Dich zum Wirklichen Geheimen Rat mit der Exzellenz ernannt. Auf baldiges Wiedersehen, so Gott will." Philipp Eulenburg war durch diesen Beweis kaiserlicher Gnade und Freundschaft um so beglückter, als er unter dem moralischen Zusammenbruch seines einzigen Bruders, des Grafen Friedrich Eulenburg, schwer gelitten hatte. Im Laufe eines unerquicklichen Ehescheidungsprozesses zwischen diesem und seiner Frau, einer geborenen von Schaeffer-Voit, späteren Gräfin Wartensleben, die ihrem Gatten ein großes Vermögen zugebracht hatte, waren bei ihm unnatürliche Neigungen aufgedeckt worden. Philipp Eulenburg war durch die Bloßstellung seines Bruders so erschüttert gewesen, daß er mir, den er nach dem plötzlichen Tode meines Bruders Adolf sehr betrübt sah, mit dem Ausdruck voller Aufrichtigkeit sagte: „Wie viel leichter zu tragen und wie viel reiner ist dein Schmerz als der meine! Dein Bruder starb einen schönen Reitertod. Der meinige ist moralisch tot und flößt der Welt nur noch Abscheu ein." Wer mir damals gesagt hätte, daß Philipp Eulenburg einmal denselben Weg gehen würde wie sein Bruder, den würde ich für einen Narren erklärt haben. Nach Empfang des kaiserlichen Telegramms, das ihn in Karlsbad erreichte, schrieb mir Phili: „Wenn Du weißt, was ich gelitten habe, so kannst Du nun auch ermessen, was ich empfinden mußte, als dieser Klang der tiefen Freundschaft und wahrhaft ergreifenden Menschlichkeit Seiner Majestät zu meinem Herzen drang. Mir ist, als träumte ich, und andererseits, als erwachte ich aus einem bösen Traum. Siehst Du den geliebten Kaiser, so sage ihm, daß Er in Seinem Leben noch niemals so wohlgetan habe. Seine Worte waren Balsam auf ein schwerverwundetes Herz." Schon vorher, im Februar 1898, hatte mir Philipp Eulenburg nach meiner Reichstagsrede über Kiautschou und Kreta geschrieben: „Unter den vielen, die sich Dir glückwünschend nahten, will ich doch nicht fehlen. Von mir weißt Du, daß meine Freude neidlos und rein ist. Bei anderen wirst Du bezüglich des Neides nicht sicher sein. War er in gewissen Herzen schon vorhanden, so wird er bei Deinem leuchtenden Wege noch viele andere ergriffen haben. Du wirst von jetzt ab dreifach vorsichtig sein und dreifach rücksichtslos vorgehen müssen, um eine sichere Garde um Dich zu fühlen. Niemand hatte seit Bismarck solchen Erfolg wie Du. Schwindlig wirst Du nicht davon werden — aber vergiß nicht le revers de la médaille."

Ähnlich wie Holstein hatte auch Phili die Tendenz, mir meine Stellung als unsicher und jedenfalls als von vielen Seiten bedroht erscheinen zu lassen, in der Annahme, daß ich bei solcher Beurteilung der Verhältnisse

Geheimrat Friedrich von Holstein

auf ihn um so mehr Rücksicht nehmen würde. Daher die Wendung von der „sicheren Garde", die ich mir durch Vorsicht wie durch Rücksichtslosigkeit bilden müsse. Trotz meiner langjährigen Freundschaft mit Philipp Eulenburg bestand seit dem Sturz des Fürsten Bismarck zwischen uns eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der Entlassung des Fürsten. Als 1890 die ersten Gerüchte über die Erschütterung der Stellung Bismarcks durch die Welt gingen und bis nach Bukarest drangen, wo ich Gesandter war, hatte ich an Philipp Eulenburg, der damals schon der Vertraute, Freund und Ratgeber des Kaisers war, einen seinerzeit von mir wiedergegebenen, sehr ernsten Brief geschrieben, in dem ich ihn vor den unübersehbaren Folgen einer Wendung der Krone gegen den größten Minister warnte, den Preußen je gehabt habe. Mein Brief blieb ohne Wirkung. Bismarck wurde entlassen. Ich nahm seitdem jeden Anlaß wahr, um Eulenburg klarzumachen, daß die Behandlung, die der Kaiser aus eigener Unbesonnenheit und Heftigkeit, zum Teil auch unter dem Einfluß von Bötticher und Holstein, dem Fürsten Bismarck angedeihen ließ, die dem nationalen Empfinden durch die Entlassung Bismarcks geschlagene Wunde immer wieder aufs neue aufreiße. Ich glaube nicht, daß Philipp Eulenburg vor der Bismarck-Krise gegen den großen Kanzler intrigiert und gehetzt hat. Aber er hatte dem Kaiser auch nicht widersprochen, sondern sich sofort und mit jener komödiantenhaften Emphase, die sein Wesen dem schärferen Beschauer oft abstoßend machte, gegen den Fürsten auf die Seite Seiner Majestät gestellt. An seinen Freund Baron Dörnberg, damals Legationssekretär der Gesandtschaft in Bukarest, schrieb Philipp Eulenburg unmittelbar nach der Entlassung des Fürsten Bismarck auf einer offenen Postkarte: „Bismarck ist fort! Es wird jetzt besser gehen als vorher." So dachten 1890 viele, auch außerhalb der drei Parteien Zentrum, Demokratie und Sozialdemokratie, die den großen Kanzler immer bekämpft hatten.

Bismarck gegen Phili

Was Fürst Bismarck und seine ganze Familie aber nie verziehen haben, war, daß Philipp Eulenburg, unterstützt von Holstein, nicht ruhte, bis der Schwiegersohn des Fürsten Bismarck, Graf Cuno Rantzau, sehr gegen seinen Wunsch von München nach dem Haag versetzt wurde. Es war ein großer Fehler von Eulenburg, daß er den durch die Versetzung von Rantzau freigewordenen Münchener Posten antrat. Eulenburg hatte eine besondere Vorliebe für München, in dessen künstlerischer Atmosphäre er sich wohlfühlte, wo seine „Rosenlieder", seine „Skaldengesänge" und „Weihnachtsmärchen" und andere Erzeugnisse seiner Muse in manchen Kreisen bewundert wurden. Er hätte aber wissen sollen, daß Fürst Bismarck, einmal verletzt und gereizt, nicht vergaß und daß die Verdrängung seines Schwiegersohnes und seiner Tochter von dem beiden liebgewordenen Münchener Posten den Altreichskanzler tief kränken und von ihm nicht vergeben

werden würde. Als ich den klugen alten Gerson Bleichröder einmal frug, warum der Fürst nach seiner Entlassung gar so grausam mit dem armen Bötticher umgesprungen wäre, erwiderte er mir: „Der Fürst ist wie unser Jehova ein eifriger Gott, der Missetaten heimsucht und nicht verzeiht."

Ich möchte annehmen, daß üble Gerüchte, die in München über Philipp Eulenburg seit dessen Tätigkeit als Sekretär der dortigen preußischen Gesandtschaft umgingen, durch den seit seiner Versetzung sehr gereizten Rantzau zur Kenntnis des Fürsten gelangten und durch ihn an Maximilian Harden weitererzählt wurden. Darauf deutet schon der von Harden über Philipp Eulenburg und Kuno Moltke gebrauchte Ausdruck „Kinäden" hin, der durchaus dem Sprachschatz des Fürsten Bismarck entstammt. Der erste Anstoß zur moralischen Vernichtung des unglücklichen Philipp Eulenburg kam von dem großen Hasser in Friedrichsruh, und es war dessen Hand, die sich neun Jahre nach seinem Tode aus dem Grabe im Sachsenwalde gegen den Mann emporreckte, den er für einen Intriganten und Schwindler hielt. Andererseits kann ich bei allem Mitleid für Philipp Eulenburg nicht bestreiten, daß er den Kaiser trotz meiner Warnungen immer wieder gegen Friedrichsruh hetzte. Als bei der Trauerfeier in Friedrichsruh Eulenburg mit ausgebreiteten Armen auf Graf Herbert zukam, drehte ihm dieser vor mir und allen anderen kalt und demonstrativ den Rücken. Phili war eine weiche Natur, aber Tauben können auch giftig sein. Philipp Eulenburg suchte der Familie Bismarck — seine Ranküne ging gegen den großen Vater, die beiden Söhne, die Tochter und den Schwiegersohn Rantzau — dadurch zu schaden, daß er sie beim Kaiser lächerlich machte. Ich entsinne mich eines von Phili für Seine Majestät gedichteten „ägyptischen Märchens", in dem unter deutlicher Anspielung auf Bismarck, Vater und Sohn, das Wüten eines Apis-Stiers geschildert wurde, der, weil er sich durch das Einreißen trennender Zäune im Reiche des alten Pharao verdient gemacht hatte, auf göttliche Ehren Anspruch erhob und, unterstützt von abtrünnigen Priestern und närrischen Philosophen, dem jungen, genialen Nachfolger des früheren, gütigen, aber schließlich senil gewordenen Herrschers das Leben mit Raffinement und nicht ohne Erfolg verleidete. Aber der geniale „neue Herr" ließ sich solche unverschämte Überhebung nicht gefallen. Er zog dem bösen Apis-Stier einen eisernen Ring durch die Nasenlöcher und sperrte ihn mitsamt den zwei jungen Bullen, seinen Söhnen, in einen Stall, wo er keinen Schaden mehr anrichten konnte. Da war Ägypten froh! Da jauchzten alle treuen Untertanen des jungen Pharao! Der Kaiser lachte sehr über dieses Märchen, dessen häßliche Tendenz auch durch ein Mehr an Poesie und Geist nicht hätte aufgewogen werden können. Noch übler waren die Geschichten, die Philipp Eulenburg Seiner Majestät über die Gräfin Marie Rantzau, die einzige, gutmütige und harmlose Tochter des

Fürsten Bismarck, zutrug, weil er nach dem Münchener Posten ihres Gatten strebte. Er sagte ihr unter anderem nach, daß sie mit einem Meerschweinchen einen abgöttischen Kultus getrieben hätte. Das Tier, von ihr auf den Heldennamen „Hermann" getauft, wäre in ihren Armen gestorben. Sie hätte es dann in einen Miniatursarg gelegt und es in ihrem Schlafzimmer zwischen vier hohen silbernen Leuchtern mit brennenden Kerzen aufgebahrt. Schließlich sei das Meerschweinchen in Friedrichsruh in einer Kapelle beigesetzt worden. Natürlich war an der ganzen Geschichte mit dem Meerschweinchen kein wahres Wort.

Dankbrief der Kaiserin

Am Tage des Regierungsjubiläums, am 16. Juni 1898, schrieb mir die Kaiserin Auguste Viktoria: „Da Mann und Frau zusammengehören, kann ich nicht umhin, am Jubiläum des Kaisers Ihnen ein Wort des Dankes zu senden, denn durch Ihre Hilfe ist dem Kaiser mancher Ärger erspart worden, und es ist ihm gottlob gelungen, manche Pläne zum Wohle des Landes auszuführen. Ich sende Ihnen dieses Bild als ein Zeichen, daß auch ich an meinem Teil versuchen will, für den Kaiser zu arbeiten, und wäre es auch manchmal nur, um ihn zu beruhigen in seiner gehetzten Zeit, in der oft Pläne und Entschließungen sich überstürzen. Wie oft habe ich früher in ruhigeren Zeiten mit Ihrem armen Bruder Adolf für den damaligen Prinzen verhandelt, auch bei ihm war ich stets überzeugt, daß er alles nur im allerbesten Sinne für den Kaiser überlegte. Stets Ihre herzlich ergebene Viktoria." Mit diesem Brief übersandte mir die Kaiserin ihr Bild, das ich seitdem und noch heute auf meinem Schreibtisch stehen habe, denn es erinnert mich an eine gute, im Kleinen und im Großen treue Frau.

XV. KAPITEL

Reichstagswahlen • Der Tod des Fürsten Bismarck • Trauerfeier in Friedrichsruh Brief Wilhelms II. an seine Mutter über Bismarck • Trauerfeier im Berliner Dom Abrüstungsvorschlag Nikolaus' II. • Ankündigung eines Gesetzes zum Schutze der Arbeitswilligen • Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn • Die Dreyfus-Affäre

Wahlen von 1898

Die Reichstagswahlen, die am 16. Juni 1898 stattfanden, brachten ein neues Anwachsen der Sozialdemokratie, die von 45 auf 56 Mandate anschwoll. Das Zentrum eroberte noch drei Mandate über seinen bisherigen Bestand von 98 Mandaten, die konservativen Parteien verloren 10 Mandate. Nicht lange nachher erfolgte die letzte öffentliche Kundgebung des Fürsten Bismarck. Ende Juli 1898 schrieb er an den Professor Kahl, der sich mit Mut für das Recht der Biesterfelder auf Detmold eingesetzt hatte und sich jetzt um die Gründung einer Landesbibliothek in Posen bemühte, die den Namen Kaiser-Wilhelm-Bibliothek führen sollte, einen Brief, in dem er der Hoffnung Ausdruck gab, daß der ruhmreiche Name seines alten Herrn dem patriotischen Unternehmen in Posen, dem er seine wärmsten Sympathien entgegenbringe, Erfolg und Gedeihen verleihen möge. So schloß sich bei dem größten deutschen Staatsmann der Anfang an das Ende. Der junge Gutsherr von Schönhausen hatte einst, ein halbes Jahrhundert früher, am 20. April 1848, unmittelbar nach der Märzrevolution, eine Zuschrift an die „Magdeburger Zeitung" gerichtet, in der er gegen die frechen polnischen Ansprüche, aber noch mehr gegen das weinerliche und einfältige deutsche Sympathisieren mit den Polen, dem Erb- und Todfeind der Deutschen, zu Felde zog. Mit dem Scharfblick des Genius, der in ferner Zukunft sieht, was in der Gegenwart der blöden Menge verborgen bleibt, hatte der kaum fünfunddreißigjährige Bismarck damals vorausgesagt, daß ein wiederhergestelltes Polen „Preußens beste Sehnen durchschneiden" und Millionen Deutscher polnischer Willkür preisgeben würde. Ein selbständiges Polen würde „ein rastloser Gegner für uns werden, stets bereit, uns bei jeder westlichen Verwicklung in den Rücken zu fallen, viel gieriger nach Eroberung auf unsere Kosten als der russische Kaiser." Und auch das letzte Hervortreten des greisen Reichsbaumeisters galt der Sorge für den deutschen Osten.

Am 1. April 1898 hatte ich das letzte schriftliche Lebenszeichen vom

Fürsten Bismarek erhalten. In Beantwortung meines Glüekwunsches zu seinem 83. Geburtstag telegraphierte er mir am gleiehen Tage: „Ich danke verbindliehst für Eurer Exzellenz freundlichen Glüekwunseh und bitte, mieh Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden zu empfehlen.“ Ende Juli verbreiteten sieh Naehriehten über eine besorgniserregende Verschlechterung im Befinden des Fürsten Bismarck. Am 30. Juli, 11 Uhr abends, ging er in die Ewigkeit. Eine ihm und seiner Familie befreundete Dame, die am Sterbebett stand, erzählte mir später, Fürst Bismarck habe in seinen Phantasien Serbien, Rußland und England genannt, habe wiederholt „Hilfe, Hilfe!“ gerufen und immer wieder gestöhnt: „Aber aeh, Deutsehland, Deutschland, Deutschland!“ Hatten die Alten reeht, wenn sie glaubten, daß dem Sterbenden die Götter in einer letzten Vision bevorstehendes Unheil, kommende Gefahren zeigen? Sah, als er „Aeh, Deutsehland!“ und „Hilfe!“ rief und nacheinander Serbien, Rußland, England nannte, der sterbende Begründer des Reiehs die Klippen vor sieh, an denen seine Sehöpfung zwanzig Jahre später seheitern sollte? Das letzte vernehmliehe Wort, das Bismarck sprach, war: „Die Staatsräson!“ Die Gedanken des in St. Helena sterbenden Napoleon weilten auf dem Schlaehtfeld: „Tête de l'armée“ waren seine letzten Worte. Die letzten Empfindungen, Wünsehe und Sorgen des Fürsten Bismarek waren dem Staat gewidmet, dem er wie kein anderer gedient hat. *Bismarck im Sterben*

Ieh verließ naeh Empfang der Todesnaehrieht sogleieh den Semmering, den ieh im Hochsommer aufzusuehen pflegte, um dem Kaiser nach Kiel entgegenzufahren, wo er, dem die Trauerbotsehaft auf seiner Nordlandreise zugegangen war, erwartet wurde. Auf der Durehreise hielt ich mieh einige Stunden in Berlin auf. Holstein suchte mich sogleieh auf. Mit fieberhaftem Eifer bemühte er sich, mir einzureden, daß Bismareks Tod im Volk keinerlei Bewegung, geschweige denn Trauer hervorgerufen habe. Er erinnerte an das häßliehe Wort, mit dem siebenundsiebzig Jahre früher Talleyrand die Nachrieht von dem Tode seines einstigen Gönners, des großen Napoleon, begrüßt hatte: „Ce n'est pas un événement, c'est à peine une nouvelle.“ Er beseliwerte sich über den Unterstaatssekretär Riehthofen, der die Fahne auf dem Auswärtigen Amt halbstoeks gehißt habe. Dieses demonstrative Zeichen der Trauer werde im liberal denkenden und empfindenden Bürgertum, noeh mehr in den Arbeitermassen allgemein mißfallen und überdies, was das Bedenklichste wäre, den Zorn Seiner Majestät auf das Auswärtige Amt lenken. In seiner blinden und dabei so kleinlichen Gehässigkeit ersehien mir der alte Geheimrat von Holstein, der dem großen Fürsten Bismarck während über dreißig Jahre nähergestanden hatte als die meisten anderen, wie ein tüekiseher Wolf, der hinter das Gitter gehört, nieht ins Freie. In Kiel fand ich Wilhelm II., wie meist in bedeutungsvollen Augenblieken und bei Schicksalswendungen, in nervöser Stimmung. Er wollte *Bestattung in Friedrichsruh*

natürlich der Trauerfeier in Friedrichsruh beiwohnen. Er legte besonderes Gewicht darauf, daß der Fürst im Berliner Dom in einem vom Kaiser zu stiftenden und von Reinhold Begas auszuführenden Sarkophag beigesetzt werden sollte. Seine Erregung wurde durch die Kaiserin, seine Gemahlin, erhöht, die bei aller Güte ihres Herzens und allem Pflichtgefühl dem großen preußischen Ministerpräsidenten nie die „Entthronung", wie sie es nannte, ihres Vaters verziehen hatte und dem Heimgang des Fürsten Bismarck kühl gegenüberstand. Dazu kam, daß der Bruder der Kaiserin, der Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, gerade in diesen Tagen, wo Fürst Bismarck starb, sich mit der Prinzessin Dorothea von Sachsen-Koburg vermählen wollte. Die Kaiserin wünschte lebhaft, daß der Kaiser bei der Mittagstafel auf der „Hohenzollern" am 1. August, wo die Vermählung in Koburg stattfinden sollte, einen Toast auf ihren Bruder ausbringen möge. Der Kaiser lehnte diesen Vorschlag nicht ohne Heftigkeit ab und nötigte Ihre Majestät, die noch nicht Trauer für den Fürsten Bismarck angelegt hatte, dies sofort zu tun. Er hielt ihr bei diesem Anlaß eine längere Strafpredigt, in der er mit einem Nachdruck, den man gerade von ihm kaum erwartet hätte, die Kaiserin, vor uns allen, darauf aufmerksam machte, daß alles, was wie Mangel an Bewunderung oder gar an Pietät für den Fürsten Bismarck aussehe, vom deutschen Volk nicht verziehen würde.

Am 2. August trafen der Kaiser und die Kaiserin mit ihrem Gefolge in Friedrichsruh ein. Graf, jetzt Fürst Herbert Bismarck empfing die Majestäten am Bahnhof. Der Kaiser umarmte den Fürsten und küßte ihn dreimal auf beide Wangen, wie dies bei feierlichen Anlässen Souveräne unter sich zu tun pflegen. Dann kam er auf seinen Wunsch zu sprechen, den Fürsten Bismarck im Berliner Dom beizusetzen. Dort, wo eine größere Anzahl von Hohenzollern ruhten, sollte dem Fürsten von Reinhold Begas ein „herrlicher" Sarkophag errichtet werden, den Wilhelm II. in hastigen, sich überstürzenden Worten schilderte, die auf starke innere Erregung, auf Befangenheit, auf Verlegenheit deuteten. Herbert Bismarck lehnte entschieden, beinahe schroff ab. Seine Antwort ergriff und rührte mich. Man sah ihm den tiefen, leidenschaftlichen Schmerz um seinen von ihm geliebten, bewunderten, vergötterten Vater an. Aber aus seinen Augen sprach auch männlicher Stolz, sprachen Tapferkeit und Trotz. So mag Hagen von Tronje vor Kriemhilde gestanden haben:

Du hâst ez nâch dêm willen zeinem ende brâht,
Und ist ouch rehte ergangen, als ich mir hête gedâht,
Nu ist von Burgonden, der edel künic tôt . . . . .

Jedes Wort betonend, führte Herbert aus, daß er sich an die letztwilligen Verfügungen seines Vaters halten müsse, der auf einem kleinen

Hügel gegenüber dem Friedrichsruher Herrenhaus beigesetzt werden wolle. Der Kaiser schien verstimmt, insistierte aber nicht weiter. Bei einem späteren Zusammensein erzählte mir Herbert, sein Vater habe die Stelle für seine Grabstätte selbst ausgesucht. Darauf hingewiesen, daß sie unmittelbar neben dem Eisenbahngleise liegen würde, habe sein Vater geantwortet: „Desto besser! Dann ist doch noch Bewegung um mich." Schräg gegenüber der Grabstätte des Fürsten Bismarck steht die Bronzegruppe, die einen Hirsch im Kampfe mit Hunden darstellt. Sie war dem Fürsten von süddeutschen Verehrern geschenkt worden. Gern hatte er sie betrachtet und bezog sie auf seine langen und bitteren Kämpfe mit den Feinden eines starken Preußens und eines monarchischen, mächtigen und großen Deutschlands. Das Mausoleum, in dem Fürst Bismarck jetzt ausruht von so vielen und heldenhaften Kämpfen, ist eine Nachbildung des Mausoleums des Theoderich bei Ravenna, der für mich erhabensten aller Begräbnisstätten der Erde in ihrer monumentalen Einfachheit und strengen Größe, in ihrer Einsamkeit und weltabgewandten Stille. Die Trauerfeier, schlicht und würdig, war einer der unvergeßlichsten Augenblicke meines Lebens. Als der Geistliche seine kurze, ganz auf die christliche Note gestimmte Ansprache in dem Saale beendigt hatte, wo der geschlossene Sarg stand, betrat ich, von Herbert geführt, allein mit ihm das Schlafzimmer des Fürsten. In diesem einfachen Zimmer, wohl dem bescheidensten Zimmer in dem ganzen bescheidenen Hause, hing nur ein Bild, ein schlichter Holzschnitt, gerade dem Sterbebett gegenüber, in dem Bismarck seine große Seele ausgehaucht hatte. Es war das Bild von Ludwig Uhland, das Bild des Dichters, der 1849 in der Frankfurter Paulskirche gesagt hatte, es werde kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem reichlichen Tropfen demokratischen Öls gesalbt wäre. Und unerschütterlich wurde in mir die Überzeugung gefestigt, daß nur die Verbindung altpreußisch-konservativer Tatkraft und Zucht mit deutschem weitherzigem und liberalem Geist die Zukunft der Nation glücklich gestalten könne.

Bismarcks Schwester

Bei der Trauerfeier sah ich zum ersten Male seit Jahren die einzige Schwester des Fürsten, Malwine von Arnim-Kröchlendorff, wieder. Sie stand damals im siebzigsten Lebensjahr. Sie hatte ihren Bruder schon als Studenten, als Referendar, als Gutsbesitzer und Deichhauptmann, als einen für mindestens exzentrisch geltenden Abgeordneten der äußersten Rechten gekannt. Sie selbst erinnerte von den drei Geschwistern am meisten an die korrekte, nüchterne, eher kalte Mutter. Sie wird sich sehr gefreut haben, als der Wildfang Otto Bundestagsgesandter wurde. Sie war gewiß ganz mit seiner Tätigkeit als Gesandter in dem vornehmen Petersburg, in dem eleganten Paris einverstanden. Und dann erlebte sie, daß der Bruder, der „tolle Bismarck", an das Steuerruder des brandenburg-

preußischen Staats gestellt wurde, dem sein und ihr Haus seit vielen Jahrhunderten dienten, an dem sie, eine Alt- und Urmärkerin von Geburt und durch ihre Heirat mit einem Arnim, mit allen Fasern hing. Alardus de Arnim erscheint schon um 1204 in der Mark, Klaus von Bismarck wurde 1345 mit Burgstall in der Altmark belehnt. Das Arnimsche Stammhaus liegt zwischen Stendal und Arneberg, das Städtchen Bismarck nahe bei Stendal. Malwine von Arnim stand wie ihre Schwägerin Johanna von Bismarck und wie meine mit beiden herzlich befreundete Mutter in tiefinnerlicher Frömmigkeit auf dem Boden streng positiven, altväterischen Luthertums. Als ich mich nach dem Ende der Trauerfeier bei ihr verabschiedete, wies sie nach oben. Dann mit fester Stimme: „Mit Paulus halte ich dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert ist, die an uns soll geoffenbaret werden.“ Der Geistliche, der die Trauerrede gehalten hatte, erzählte mir, daß er dem Fürsten vierundzwanzig Stunden vor seinem Heimgang auf dessen Wunsch das heilige Abendmahl gereicht habe. Schon umschwebten ihn die Schatten des Todes. Als er den Kelch an die Lippen setzte, stellten sich Schlingbeschwerden ein. „Vorwärts!“ rief mit brechender Stimme der Sterbende und trank aus dem heiligen Kelch. Malwine von Arnim, die ihren Bruder als unpopulären, gehaßten, gegen die ungeheuersten Schwierigkeiten kämpfenden Minister, dann als den großen Preußen und Sieger von 1866, als den Wiedererrichter des Deutschen Reichs, als den mächtigsten Mann in Deutschland und in Europa erlebt, die auch seinen Sturz gesehen hatte, stand jetzt an seinem Sarge, gerade, aufrecht. Sie weinte nicht. Neben ihr schluchzte der treue Pinnow, seit vierundzwanzig Jahren Diener des Fürsten Bismarck, der sich weniger durch Eleganz als durch unbedingte Zuverlässigkeit auszeichnete, der gar nicht an einen englischen Butler oder an einen französischen Maître d'hôtel erinnerte, aber um so fröhlicher in Friedrichsruh, in Varzin und in Berlin in guten Tagen bei Mittag- und Abendessen alten Rotspon und edlen Rheinwein herangeschleppt und eingegossen hatte. Infolge einer Anregung von Herbert Bismarck habe ich Pinnow nach dem Tode seines Herrn als Portier im Schlosse Bellevue untergebracht. Ich weiß nicht, ob Pinnow noch lange genug gelebt hat, um unseren entsetzlichen Zusammenbruch zu erleben. Sollte er noch im letzten Jahre vor unserem Niederbruch seines Amtes im Schloß Bellevue gewaltet haben, wo damals Kaiser Wilhelm II. mit Vorliebe Ministerberatungen abhielt und Audienzen erteilte, so konnte der wackere Pinnow Betraehtungen anstellen über die Richtigkeit jener tiefsinnigen Warnung seines einstigen großen Gebieters, der gesagt hatte, daß die Revision der Geschichte noch unerbittlicher wäre als die der Potsdamer Oberrechnungskammer.

Unmittelbar nach dem Heimgang des Fürsten Bismarck veröffentlichte

Moritz Busch, der sich schon Jahre vorher durch sein indiskretes Buch „Bismarck und seine Leute", das aber dem Fürsten vor der Veröffentlichung vorlag, einen Namen gemacht hatte, das Entlassungsgesuch des Fürsten Bismarck vom 18. März 1890. Dieses Schriftstück ließ keinen Zweifel darüber, daß der letzte Grund für den Bruch zwischen Wilhelm II. und Bismarck in der verschiedenen Beurteilung der gegenüber Rußland einzuschlagenden Politik zu suchen war. Der Konsul in Kiew, Raffauf, hatte eine Reihe von Berichten über russische Rüstungen eingereicht, die mehr von „furor consularis", wie Bismarck übertriebenen Eifer der Konsuln zu nennen pflegte, als von politischer Reife und ruhiger Überlegung zeugten. Ich habe keinen Beweis dafür, daß Holstein den alarmierenden Eifer des Konsuls angefeuert hatte. Ich möchte aber als sicher annehmen, daß, wenn die an und für sich ziemlich unbeträchtlichen Raffaufschen Meldungen sofort in die Hände des Kaisers gelangten, dies nicht ohne Mitwirkung von Holstein und, wie ich bei Besprechung des Rücktritts des Fürsten Bismarck erwähne, wohl auch mit Wissen des Grafen Waldersee geschah. Wilhelm II., der nur nach Vorwänden suchte, um den ihm unbequem gewordenen Fürsten loszuwerden — quand on veut noyer son chien, on dit qu'il est galeux, sagt der Franzose —, richtete nach Kenntnis der Raffaufschen Meldungen ein gereiztes, in hohem Grade übertriebenes und aufgeregtes Schreiben an den Kanzler, in dem er ihm in ungezogenem Ton vorwarf, daß er seinem kaiserlichen Herrn die von Rußland „furchtbar drohenden Gefahren" verheimliche, auch nichts dagegen tue. Nach diesem kaiserlichen Rügebrief haben wir mit Rußland noch vierundzwanzig Jahre Frieden behalten und hätten den Frieden noch länger bewahren können, wenn 1914 unsere Politik im Bismarckschen Sinne geführt worden wäre. Der Konsul Raffauf, dem Wilhelm II. in seinem Verweis an den Kanzler höchstes Lob spendete, wurde nach dem Sturz des Fürsten Bismarck nach Galatz versetzt, von wo er sich 1892 oder 1893 bei mir in Bukarest meldete, als ich dort, von 1888 bis 1893, das Deutsche Reich vertrat. Man sah dem unbedeutenden Männchen nicht an, daß er eine Rolle in der großen Tragödie gehabt hatte, die sich im März 1890 in Berlin abspielte. Im Schachspiel kann auch das Hin- und Herziehen eines Bauern dazu beitragen, daß der König matt gesetzt wird. In Vergessenheit geraten, ist Raffauf später verschollen. Der Mohr hatte seine Arbeit getan, der Mohr konnte gehen.

Trauerfeier in Berlin

Einige Tage nach der Einsegnung der Leiche des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh fand in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin eine Trauerfeier statt, der die Majestäten beiwohnten. Nach Beendigung des Gottesdienstes beschied der Kaiser die Minister, den Reichskanzler Hohenlohe an der Spitze, in die Sakristei, wo er eine Ansprache an uns hielt, die

mit den Worten begann: „Heute ist der Vorhang über einen langen Akt unserer Geschichte gefallen. Jetzt beginnt ein neuer Akt, bei dem Mir die erste Rolle zufällt." Er sprach dann dem Fürsten Hohenlohe sein Vertrauen aus und ermahnte das Staatsministerium, seinen Präsidenten zu unterstützen, damit er seiner Aufgabe gerecht werden könne. Etwa acht Tage nach dem Ableben des Fürsten Bismarck erhielt Wilhelm II. von seinem intimsten englischen Freunde, dem Earl of Lonsdale, einen Brief, den er nicht mir, aber verschiedenen Herren seiner Umgebung zu lesen gab und in dem es ungefähr hieß, die Deutschen schienen recht aufgeregt durch den Tod des Fürsten Bismarck. Ihn, Lonsdale, beruhige der Gedanke, daß, wenn Bismarck die deutsche Einigung nicht fertigbekommen hätte, a far greater genius, nämlich Wilhelm II., dieses Werk vollbracht haben würde. Der Kaiser hatte zu dem Brief bemerkt: „Und an einem so treuen Freund wollen manche Leute mich irremachen."

Wilhelm II. an seine Mutter über Bismarck

Kaum zwei Monate nach dem Ableben des Fürsten Bismarck schrieb Kaiser Wilhelm seiner Mutter, der Kaiserin Friedrich, über sein Verhältnis zu dem großen Kanzler seines Großvaters einen Brief, der für die Psyche Wilhelms II. bezeichnender ist als irgendein anderes mir bekanntes Dokument. Der Kaiser ließ mir dieses Schreiben durch Philipp Eulenburg mit der Bemerkung zugehen, dafür zu sorgen, daß sich unsere Diplomaten im Sinne seiner Darlegungen aussprächen, wo sie nur immer Gelegenheit fänden. Eulenburg gab mir dabei zu verstehen, daß, wenn dieser Brief „wie durch ein Versehen" in die Presse käme, dies nicht schaden würde. Wilhelm II. hat während seiner ganzen Regierung das Bedürfnis empfunden, die Entlassung des Fürsten Bismarck zu rechtfertigen. Er hat mich wiederholt aufgefordert, das Schreiben zu veröffentlichen, das er nach dem Sturz von Bismarck an Kaiser Franz Josef gerichtet hatte. Er versprach sich davon eine große Wirkung. Es gelang mir, dem Kaiser die Absicht auszureden, und als jener Brief an Kaiser Franz Josef nach der Revolution im November 1918 von Wien aus publiziert wurde, schadete das kaiserliche Schreiben nicht, wie Wilhelm II. angenommen hatte, dem Andenken des Fürsten Bismarck, wohl aber dem Kaiser selbst, schon weil es zu viel Übertreibungen, Phantastereien und darüber hinaus einige handgreifliche Unwahrheiten enthielt. Ich habe mich oft gefragt, ob der Kaiser in solchen Fällen sich der Unwahrhaftigkeit seiner Darstellung selbst bewußt war. Philipp Eulenburg, der geistig sehr fein war, meinte einmal in Erinnerung an ein bekanntes und schönes Lied von Uhland, wo von dem singenden Vogel die Rede ist, der in den Zweigen wohnt, von Wilhelm II., er phantasiere, um nicht zu sagen, er löge, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt. Donna Laura Minghetti drückte das in der ihr eigenen drastischen Weise mit den Worten aus: „L'imperatore dice molte bugie, ma non fa per

malizia, fa piuttosto per una certa naturalezza." Wie ich die Veröffentlichung des Kaiserbriefs an Franz Josef I. während meiner Amtszeit verhinderte, so habe ich auch den Brief des Kaisers an seine Mutter seinerzeit nicht verbreitet, lasse ihn aber nachstehend folgen, da er nur noch historisches Interesse hat, für die geschichtliche Wahrheit aber ein wertvolles Dokument ist:

*„Most beloved Mama,

Your kind letter respecting the publishing of Prince Bismarck's ‚Reminiscenses' reached me yesterday on my arrival in this lonely and lovely spot on the frontier! I fully agree with your judgement of the worth, the tenor and of the intentions which moved this man Busch to issue them. To us they bring nothing new. To the B.'s ‚Clique à tout prix' they seem a violation of the saintety of their most cherished idol, and therefore — though they know perfectly well, that it is all plain truth — they kick up a row and try to disown them! But to the more sober part ot the Germans, even of Prince Bismarcks friends and admirers — these revelations will be an ‚eyopener' and they will be deeply mortified, though they will not show it, and understand many things which till now perhaps remained more or less a riddle to them; and they will quietly recant! Busch himself has been best characterized by his namesake Wilhelm Busch, who once published a little poetical pasquill about the once famous book. ‚B und seine Leute', where he recites:

‚Manchmal liest der Mensch bisweilen
In den Büchern ein'ge Zeilen
Und spricht ohne Schmeichelei
Für den Autor schon: Ei! Ei!
Aber was will das bedeuten
Gegen ‚B's seine Leuten',
Wo uns wie mit Fäusten packt
Gleich ihr angeborener Takt!'

Moritz Busch in this affair shows once more the truth of Mephisto's angry disclaimour: ‚Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft —.' His object is the same, the late B.'s was to be glorified and admired and worshipped by the People at the expense of our Dynasty and House, which he made the good People of Germany believe he was ever ready to die for and which he had raised to the German Imperial throne! But that is all without avail, the People will little by little find out all about him, and such manner of publications will only help to further the process of enlighting the masses. His ultimate ends are correctly stated by you, and the ways and means he adopted. But against one

* Deutsche Übersetzung siehe Anhang.

complaint you utter in your letter I must strongly protest! He is said to have turned away the hearts from their parents of your three eldest children. What the two others have to say for themselves, I do not know, but for my part I simply but firmly and with a clear conscience am able to answer: ‚No!' He never dared and I never should have allowed him to talk about you or dear Papa in my presence! But if you mean to allude to the possibility of any tending a hand to the overthrow of the then allmighty Chancellor in the days of dear Papa's Reign, I quite openly confess, that I was dead against it and for a very good reason. The death of Grandpapa had so fatally upset and even unnerved the country, that it was quite out of its mind; and in a state of hysterics. In this state it looked at Bismarck, not at us as the sole transmitter and keeper of the old tradition — it was wholly wrong and was his own crafty doing — but it was a fact! Had Papa and I with him sent Bismarck home, then such a storm would have broken lose against him and you, that we would have simply been powerless to stay it and you would have embittered poor Papas last days, spoilt the splendid, ineffaceable figure he had in his People's eye and — fancy — endangered your stay with us, yes perhaps made it impossible. For the moment Bismarck was the Master of the situation and the Empire! And the house of Hohenzollern was nowhere! Had we only even tried to touch him, the whole of the German Princes — I was secretly informed of this — would have arisen like one man and would have made us take back the Chancellor, to whom we and especially later I would have been delivered over bound hand and foot! The situation was simply impossible. I from that moment perfectly understood the terrible task, you then did not foresee, which Heaven had shaped for me; the task of rescuing the Crown from the overwhelming shadow of its minister, to set the person of the Monarch in the first raw at ‚his' place, to save the honour and the future of our House from the corrupting influence of the Great Stealer of our People's hearts and to make ‚him' atone for what he harmed Papa, you and even Grandpapa! Appalling enough for a young man of 30! to have to begin a reign with, after such a glorious one, having just passed! I however felt what was my duty and thank God He helped me. Without him I was lost. When the strife waxed hot and Bismarck began his most daring tricks against me, not recoiling before even High Treason, I sent a message to him saying: it seemed to me as if he was riding into the lists against the House of Hohenzollern for his own family; if it were so I warned him, that this was useless as in that case he must be the loser. The reply was what I had expected, and I felled him stretching him in the sand, for the sake of my Crown and our House! Now since that terrible year I had to bear up with the storm of Germany's feelings and the vilest tricks of the

enraged and passionate B.! The same poor Papa and you would have had to bear! I bore it quietely, without flinching, the Royal standard firmly in my hand, the shield with the Black and White quarterings on my arm and God above, alone I bore it for eight long years! Where is he now? The storm has calmed, the standard waves high in the breeze, comforting every anxious look cast upwards; the Crown sends its rays ‚by the Grace of God' into Palace and hut, and — pardon me if I say so — Europe and the world listen to hear, ‚what does the German Emperor say or think' and not what is the will of his Chancellor! To my notion in one point Papa's theory of the continuation of the Old Empire in the new one is right; he always maintained and so do I! for ever and for ever, there is only one real Emperor in the world and that is the German, regardless of his Person and qualities, but by right of a thousand years tradition. And his Chancellor has to obey! Now goodby dearest Mama, please forgive this epistle, but your letter has touched so many points of interest, that I ventured to dwell upon them a little longer, with best love I kiss your hands and remain ever Your most dutiful and devoted son

Willy."

Abrüstungsvorschlag des Zaren

Die sommerliche Stille von 1898 wurde durch drei politische Ereignisse unterbrochen. Zuerst durch den Abrüstungsvorschlag des Zaren, der durch eine öffentliche, im St. Petersburger „Regierungsboten" publizierte und durch den Minister des Äußeren Grafen Murawiew allen russischen Missionen im Auslande wie den in St. Petersburg akkreditierten Botschaftern und Gesandten mitgeteilte Kundgebung eine internationale Abrüstungskonferenz in Vorschlag brachte. Den ersten Anstoß zu dieser kaiserlichen Kundgebung soll der Warschauer Bankier Bloch gegeben haben, ein würdiger Mann und langjähriger Schwärmer für Frieden und Wohlgefallen auf Erden. Kaiser Wilhelm II. war durch diese russische Kundgebung so überrascht und erregt, daß er ohne Rücksprache weder mit Hohenlohe noch mit mir von sich aus ein Telegramm an den Kaiser Nikolaus richtete, in dem er dessen Manifest ridikülisierte. Er frug, ob der Zar die Absicht habe, die ruhmbedeckten Standarten seiner Regimenter in einem Friedenstempel aufzuhängen, erinnerte ihn an die herrlichen Siege der russischen Waffen in vergangenen Zeiten und betonte die Notwendigkeit, das russische Schwert scharf zu halten, mit einem Eifer, als ob er russischer Kriegsminister wäre. Unsere Kaiserin, die an allen Sorgen ihres Gemahls innigen Anteil nahm, sagte mir, der Kaiser habe sich seit langem über nichts so geärgert wie über den plötzlichen und törichten Schritt des unreifen Zaren. Philipp Eulenburg meinte: „Unser geliebter Kaiser kann es nun einmal nicht vertragen, wenn sich ein anderer in den Vordergrund der Bühne stellt." Ich war gemeinsam

mit dem Fürsten Hohenlohe bemüht, dahin zu wirken, daß bei diesem Anlaß weder der nicht von unedlen Absichten erfüllte russische Kaiser vor den Kopf gestoßen, noch insbesondere in der Welt die Meinung erweckt würde, als ob die Fortdauer der von allen Völkern schwer empfundenen Rüstungen und die unleugbare Spannung der internationalen Lage auf das deutsche Volk zurückzuführen wäre, das doch in Wahrheit und tatsächlich alles in allem das friedlichste Volk der Welt war und ist. Ich zitierte hierbei das Wort, das mir vor Jahren in Wien eine geistvolle Dame, die Fürstin Elise Salm, geborene Prinzeß Liechtenstein, als Rat auf den Lebensweg mitgegeben hatte: „Vor allem, übernehmen Sie möglichst selten die odiose Rolle."

Gesetz zum Schutz der Arbeitswilligen

Bei dem Paradefestmahl, das am 5. September in Minden bei den Manövern des 7. Westfälischen Armeekorps stattfand, kam der Kaiser wieder einmal auf den Lippeschen Streitfall zu sprechen, der allmählich, um ein unschönes Bild zu gebrauchen, einem Pickel glich, der durch beständiges Reiben schließlich zu einer gefährlichen Entzündung wird. Er spendete „den Söhnen Bückeburgs" enthusiastisches Lob, die in „herrlicher Weise" vorbeigekommen wären, erwähnte aber die unglücklichen Detmolder nicht, so daß es schien, als ob letztere, seitdem sie von einem Biesterfelder regiert wurden, beinahe so schlecht marschierten, als wären sie keine guten Christen. Folgenschwer war der Trinkspruch, den der Kaiser am 6. September 1898 in Oeynhausen hielt und in dem er ein Gesetz zum Schutz der Arbeitswilligen ankündigte. Der Schutz der Arbeitswilligen ist, wie die ganze Streikgesetzgebung, wie überhaupt die Behandlung aller Konflikte zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, eine der kompliziertesten und delikatesten Fragen der Gesetzgebung und der Verwaltung. Wenn irgendwo, so bedarf es hier einer festen, aber auch besonnenen und vorsichtigen Hand. Indem der Kaiser in seiner Oeynhausener Rede von vornherein und noch vor der Beratung der von ihm in Aussicht gestellten Vorlage mit solchem Nachdruck und in ganz allgemeinen Wendungen erklärte, daß jeder, er möge sein, wer er wolle, und heißen, wie er wolle, der einen deutschen Arbeiter, der willig wäre, seine Arbeit zu vollführen, daran zu hindern versuche oder gar zu einem Streik anreize, mit Zuchthaus bestraft werden solle, gefährdete er selbst, und in hohem Grade, die Annahme der Vorlage, die er doch lebhaft wünschte. Er tötete wieder einmal, wie sich der bayrische Gesandte Graf Hugo Lerchenfeld gern ausdrückte, das Kind im Mutterleibe. Die übertriebene Härte der kaiserlichen Ausdrucksweise war darauf zurückzuführen, daß der Kaiser wenige Stunden vor seiner Rede ein langes Gespräch mit seinem Erzieher, dem Geheimrat Hinzpeter, gehabt hatte, der den seiner Überzeugung entsprechenden Standpunkt der Arbeitnehmer vertrat. Das hatte den Kaiser verstimmt, und um Hinzpeter,

der ihm an der Tafel gegenübersaß, zu zeigen, daß er seinen eigenen scharfen Standpunkt aufrechterhalte, verstieg er sich zu der bedenklichen Pointierung seiner Rede. Wilhelm II., der eine seltene Gabe der Rede besaß, der so hinreißend und begeisternd sprechen konnte wie wenige andere und der mit dieser Gabe viele Herzen hätte erwärmen, viele Köpfe klären und viel Gutes stiften können, hatte eine unglückliche Neigung, Schlagworte in Umlauf zu setzen, die sich hinterher gegen ihn selbst und auch gegen das deutsche Volk wendeten. So war es mit der „gepanzerten Faust" gegangen, so ging es mit der Stempelung der Arbeitswilligen-Vorlage zum „Zuchthausgesetz", so später mit der „Hunnen-Rede", mit der „Schwarzseher-Rede" und mit manchen anderen kaiserlichen Reden.

Tod der Kaiserin Elisabeth

Während ich bei meiner Frau auf dem Semmering weilte, wurde am 10. September 1898 die Kaiserin Elisabeth von Österreich in Genf von dem italienischen Anarchisten Luccheni ermordet. Kaiser Wilhelm sagte sich zum Begräbnis an, und ich fuhr vom Semmering nach Wien, um ihn dort zu erwarten. Auf dem Perron stand, zehn Minuten vor dem Eintreffen des Berliner Zuges, in immer gleich vornehmer Haltung Kaiser Franz Josef. Er hatte nach dem Empfang der Nachricht von der Ermordung seiner Frau zu einem Herrn seiner Umgebung gesagt: „Nun kann mich gar nichts mehr treffen, alles habe ich durchmachen müssen." In der Umgebung des Kaisers war eine gewisse Erleichterung eingetreten, als auf das erste Telegramm aus Genf, das nur die Todesnachricht enthielt, ein zweites folgte, das die Ermordung meldete. Das Gefolge des Kaisers hatte gefürchtet, daß die Kaiserin, die den Tod ihres einzigen Sohnes nie verwunden hatte, eine melancholische Natur war und sehr frei dachte, sich ums Leben gebracht haben könnte. Die Ermordung erschien gegenüber dem Selbstmord als das kleinere Übel. Mir sagte der Kaiser, der mich sogleich und freundlich begrüßte: „Ich darf die Kaiserin nicht beklagen. Sie hat den Tod gefunden, den sie sich immer gewünscht hat: rasch und schmerzlos." Nach der Trauerfeierlichkeit in der Stefanskirche sagte mir der österreichische Minister des Äußeren, mein alter Freund Graf Agenor Goluchowski: „Ihr Kaiser hat, spontan und generös wie immer, meinem Kaiser nicht nur in flammenden Worten seine Entrüstung über die abscheuliche Mordtat ausgesprochen, sondern ein sofortiges gemeinsames Vorgehen gegen die Anarchisten vorgeschlagen. Ich bitte Sie dringend, davon abzusehen. Es wäre dem Kaiser Franz Josef sehr unerwünscht, wenn ein noch so schmerzlicher, persönlicher Trauerfall, der ihn betroffen hat, zum Ausgangspunkt staatlicher Maßnahmen und politischer Schritte gemacht würde, die überdies unsere Beziehungen zu Italien wie zur Schweiz gefährden könnten." Die Ermordung der allgemein verehrten, edlen und schönen Kaiserin Elisabeth hatte auch keinerlei politische Folgen, während im schwarzen Hochsommer 1914 der Tod des

bei einem großen Teil seiner zukünftigen Untertanen verhaßten, politisch ziemlich unberechenbaren Erzherzogs Franz Ferdinand gewaltsam zum Ausgangspunkt der unsinnigsten und gefährlichsten Schritte gemacht wurde. In dem Kondolenztelegramm Kaiser Wilhelms an Kaiser Franz Josef, das Wilhelm II. ohne Rücksprache mit dem Kanzler oder mit mir selbst niedergeschrieben und abgesandt hatte, das aber Graf Goluchowski mir zu lesen gab, hieß es, der Deutsche Kaiser hoffe auf eine österreichische Anregung wegen gemeinschaftlicher Maßregeln gegen den Anarchismus, der hervorgehe aus Liberalismus, Humanitätsduselei, Buhlerei um Volksgunst und vor allem aus der Feigheit der Parlamente. Das Telegramm schloß: „Gehandelt muß werden!“

Der Fall Dreyfus

Zu den Fragen, die mich im Jahre 1898 besonders beschäftigten, gehörte die Dreyfus-Affäre, die bei meiner Berufung nach Berlin schon seit Jahr und Tag Frankreich in zwei Lager spaltete und die ganze Welt beschäftigte. Als ich nach Berlin berufen wurde, hatte ich mich sogleich erkundigt, wie es in Wahrheit mit dieser Angelegenheit stünde. Es wurde mir erwidert, daß wir nie etwas mit Dreyfus zu tun gehabt hätten, daß dieser vollständig unschuldig wäre; der wirklich Schuldige sei wahrscheinlich der Major Esterhazy. Als mich am 24. Januar 1898 Eugen Richter in der Budgetkommission des Reichstags wegen der Dreyfus-Affäre interpellierte, erwiderte ich, daß ich natürlich alles vermeiden müsse, was als Einmischung in innere französische Verhältnisse ausgelegt werden könne. Ich beschränkte mich deshalb darauf, auf das allerbestimmteste zu erklären, daß zwischen Dreyfus und irgendwelchen deutschen Organen niemals Verbindungen oder Beziehungen irgendwelcher Art bestanden hätten. Diese meine Erklärung mißfiel den „Dreyfusards“ wie den „Anti-Dreyfusards“. Im Pariser Cercle de l'Union, dem aristokratischen Klub der französischen Hauptstadt, äußerte der Duc de Broglie, ein früherer Ministerpräsident: er habe mich bisher für einen persönlich anständigen Mann gehalten. Seit ich aber für Dreyfus eingetreten wäre, erkenne er zu meinem Bedauern, daß ich nicht besser wäre als die anderen Deutschen. Dagegen schrieb mir unter dem Einfluß der Dreyfuspartei meine edle Freundin Malvida von Meysenbug, sie würde an mir irre werden, wenn ich nicht den wahren Schuldigen angäbe. Judaeis scandalum, Graecis stultitia. Ich hielt es für eine Pflicht der Menschlichkeit wie der Klugheit, das Los des unglücklichen Dreyfus nach Möglichkeit zu erleichtern. Dagegen hatte ich keine Veranlassung, Esterhazy zu denunzieren, schon weil eine Regierung, die ihre Agenten oder Spione preisgibt, schwerlich wieder solche findet. Ich füge ausdrücklich hinzu, daß Deutschland für Nachrichtendienst, Spionage usw. bis zum Weltkriege viel, sehr viel weniger ausgegeben hat und auf diesem unsauberen, aber nun einmal wichtigen Gebiet sich viel passiver verhielt als alle anderen

Großmächte. Unsere geheimen Fonds waren lächerlich gering im Vergleich zu den Summen, über die England, Rußland und Frankreich geboten und die sie auch verwendeten. Dadurch waren wir ihnen gegenüber in einer sehr ungünstigen Lage. Der Reichstag konnte sich in Friedenszeiten nicht entschließen, die nötigen Summen für den Nachrichtendienst zu bewilligen, teils in der unbegründeten Furcht, der geheime Fonds könnte für innerpolitische Zwecke mißbraucht werden, teils aus Pfennigfuchserei, teils und wohl vorzugsweise, weil der deutsche Politiker nun einmal dazu neigt, alle politischen Fragen und Vorgänge vom Standpunkt einer spieß- und kleinbürgerlichen Betrachtungsweise zu behandeln.

Als wir, um mit Tirpitz zu reden, in den Weltkrieg hineingeschlittert waren, verfielen wir hinsichtlich des Nachrichtendienstes in das entgegengesetzte Extrem. Nun wurden, namentlich durch Erzberger, Millionen über Millionen, meist in ungeschickter, bisweilen in sinnloser Weise und ohne wirklichen Nutzen verpulvert. Was sich auch mit kleineren Summen bei richtiger Anwendung erreichen läßt, konnte ich während der bosnischen Krise beobachten. Ich gab damals einem Vertrauensmann in Paris eine verhältnismäßig sehr bescheidene Summe zu dem Zweck, eine verständige Beurteilung der bosnischen Frage herbeizuführen. Ich schärfte ihm hierbei ein, nicht den Versuch zu machen, ganze Blätter zu gewinnen, sondern sich nur an einzelne Mitarbeiter zu halten; auch kein Eintreten für Deutschland zu verlangen, sondern nur darauf hinzuweisen, wie töricht es sein würde, wenn Frankreich für andere die Kastanien aus dem Balkanfeuer holen wollte. Ich las bald nachher eine ganze Anzahl französischer Artikel, in denen die europäische Lage verständig besprochen wurde, und das für kleine Gefälligkeiten, die alles in allem hunderttausend Mark kaum überschritten.

Die Dreyfus-Angelegenheit, l'Affaire, wie die Franzosen sie nannten, hat Jahre hindurch Frankreich zermürbt und gelähmt, bis der bewunderungswürdige, für uns nachahmenswerte französische Patriotismus auch diesen tiefgehenden, häßlichen Zwist unterdrückte, wie er die mit äußerster Leidenschaft geführten Kämpfe zwischen dem französischen Staat und der katholischen Kirche überwand, um alle Franzosen auf der Einheitsfront der Revanche, das heißt der Wiedergewinnung von Straßburg und Metz und der Zurückeroberung der alten französischen Vorherrschaft auf dem europäischen Kontinent, zu einigen.

XVI. KAPITEL

Die Orientreise • Letzte Begegnung mit König Humbert • Gefolge der Majestäten: Oberhofmeister Freiherr von Mirbach, Kabinettsrat v. d. Knesebeck, Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff, Staatsdame Gräfin Keller, Hofdame Fräulein von Gersdorff, Oberhofprediger Dryander • Konstantinopel • Audienz beim Sultan Abdul Hamid • Der Harem des Sultans • Die Bagdadbahn • Herr von Siemens • Jerusalem • Damaskus Deutsche Geheimpolizisten

Abreise nach Konstantinopel

Am 12. Oktober wurde die Orientreise angetreten, zu der mich der Kaiser schon eingeladen hatte, als ich noch Botschafter in Rom war. Wir schifften uns in Venedig ein, wo eine kurze Zusammenkunft mit dem italienischen Königspaar stattfand. Dort, mit der Markuskirche, dem Dogenpalast und dem Campanile im Hintergrunde, sah ich zum letzten Male den König Humbert, dessen Herz Güte und dessen Wesen Ritterlichkeit war. Der Kaiser freute sich seit Monaten, man kann sagen seit Jahren, auf die Fahrt nach Jerusalem. Der Orient mit seiner Farbenpracht, das Gelobte Land mit seinen ehrwürdigen Erinnerungen und (nicht zum wenigsten) der Sultan mit seiner unumschränkten und, wie der Kaiser glaubte, von allen seinen Untertanen, bis auf eine Handvoll Armenier und internationale Verschwörer, als Wohltat empfundenen Regierungsweise zogen ihn mächtig an. Ursprünglich wollte Wilhelm II. außer Konstantinopel und Palästina auch Ägypten besuchen. Aber die Mitteilung über die angebliche Entdeckung eines gegen den Deutschen Kaiser in Kairo geplanten anarchistischen Attentats bewog Seine Majestät, diesen Gedanken aufzugeben. Von mancher Seite wurde behauptet, die englische Vertretung in Ägypten, der ein Besuch des Deutschen Kaisers aus manchen Gründen wenig erwünscht war, hätte absichtlich die Attentatsgerüchte verbreitet, um den hohen Herrn abzuschrecken. In der Umgebung des Kaiserpaars befanden sich auf der Orientfahrt außer den Chefs der drei Kabinette, dem Oberhofmarschall Graf August Eulenburg und dem Generaladjutanten von Plessen der baumlange General à la suite von Scholl, von dem Philipp Eulenburg zu sagen pflegte, sein Verhältnis zu seinem kaiserlichen Gebieter gleiche dem eines treuen Neufundländers zu seinem Herrn. Wilhelm II. hatte eine Vorliebe für große Leute, wenigstens darin einem seiner ausgezeichnetsten Vorfahren, König Friedrich Wilhelm I., dem Schöpfer der preußischen

Verwaltung und der preußischen Armee, nicht unähnlich, mit dessen ernster Strenge und unermüdlicher Arbeitskraft er im übrigen nicht viele Berührungspunkte hatte. Eine der ersten Handlungen des auf den Thron gelangten Kronprinzen Wilhelm war am 16. Juni 1888 gewesen, daß er dem Rittmeister im 1. Gardeulanenregiment von Scholl telegraphierte, er habe ihn zu seinem Flügeladjutanten ernannt. Scholl war von Geburt Hessen-Darmstädter, hatte ursprünglich bei den hessischen Dragonern gestanden und war von dort wegen seiner stattlichen Erscheinung in ein Potsdamer Gardekavallerieregiment versetzt worden. Scholl band sich nach Empfang des kaiserlichen Telegramms hocherfreut die Schärpe um und stürzte nach dem Neuen Palais, um sich bei Seiner Majestät zu melden. Der diensttuende Generaladjutant von Winterfeldt frug den erregt ausschauenden Ulanenrittmeister, was er in diesem Augenblick im Kaiserlichen Schloß wolle. Als Scholl erwiderte, er sei zum Flügeladjutanten Seiner Majestät ernannt worden, nahm ihn Winterfeldt schonend unter den Arm und führte ihn in ein Nebenzimmer, wo er zwei dort anwesende höhere Offiziere leise bat, den Ulanen zu beobachten und nicht entweichen zu lassen; dieser scheine infolge der aufregenden Ereignisse der letzten Tage übergeschnappt zu sein. General von Scholl, der seit diesem Tage zur ständigen Umgebung des Kaisers gehörte, war ein wackerer Mann, dessen ausgesprochene Darmstädter Mundart den Kaiser anheimelte, den so viele Jugenderinnerungen an Hessen knüpften.

Legationsrat Klehmet

Ich hatte mir als Amanuensis den Legationsrat Klehmet aus dem Auswärtigen Amt mitgenommen. Der Kaiser, der mit seinem guten Herzen sich an Menschen leicht anschloß, stand bald in einem freundlichen Verhältnis zu dem Legationsrat, der sich durch Tüchtigkeit aus bescheidenen Verhältnissen emporgearbeitet hatte und wegen seiner Arbeitskraft namentlich von Holstein geschätzt wurde. Klehmet trug, wenn wir auf dem Marsch von Haifa nach Jerusalem abends das Nachtquartier bezogen, gern einen roten türkischen Fes, und der Anblick des preußischen Geheimrats mit einer türkischen Kopfbedeckung bereitete Seiner Majestät immer neues Vergnügen. Die Gunst Seiner Majestät für Klehmet sollte elf Jahre später, im November 1908, bei dem Zwischenfall des „Daily Telegraph"-Artikels, von ungünstiger Wirkung sein. Wenn Klehmet mich damals nicht ernstlich auf die hochgefährlichen Stellen in dem Artikel des englischen Blattes aufmerksam machte, so unterblieb dies zum guten Teil deshalb, weil er überzeugt war, der Kaiser brenne darauf, seine in Highcliffe vor vielen Engländern gehaltenen Vorträge gedruckt in den Zeitungen zu lesen, und nicht in den Verdacht kommen wollte, Seiner Majestät diese Freude verdorben zu haben.

Oberstallmeister Graf Ernst von Wedel, im Unterschied zu verschiedenen

anderen Wedels „Stallwedel" genannt, zeichnete sich wie Scholl durch ungewöhnliche körperliche Größe aus und glich diesem auch durch unbedingte Treue und Zuverlässigkeit. Im Hinblick darauf, daß in Jerusalem die Einweihung der neu erbauten evangelischen Erlöserkirche stattfinden sollte, nahm auch Oberhofprediger Dr. Dryander an der Kaiserreise teil. Im Gefolge der Kaiserin befanden sich außer ihren Damen der Oberhofmeister Freiherr von Mirbach und der Kabinettsrat Bodo von dem Knesebeck. Herr von Mirbach entstammte einer alten rheinländischen Familie, die von der Eifel nach den baltischen Provinzen und von dort nach Ostpreußen gekommen war. Diesem ostpreußischen Zweige gehörte außer dem Oberhofmeister auch der bekannte Parlamentarier und Volkswirt Graf Julius von Mirbach-Sorquitten an. Andere Zweige der Familie waren nach Österreich und Bayern verschlagen worden. Endlich gab es noch eine am Rhein ansässige katholische Linie Mirbach-Harff, welcher der Legationsrat Graf Wilhelm von Mirbach-Harff entsprossen war, unter unseren jüngeren Diplomaten vielleicht der pflichttreuste und dabei befähigteste, der leider im Sommer 1918 als deutscher Vertreter bei der Moskauer Regierung von russischen Revolutionären schändlich ermordet wurde. Der Oberhofmeister Mirbach war ein kreuzbraver Mann, aber man hätte auf ihn das bekannte Wort von Bismarck über Adolph Stöcker anwenden können, von dem der große Kanzler meinte, er habe als Politiker den Fehler, daß er Geistlicher sei, und als Geistlicher, daß er Politik treibe. Der kirchliche Eifer des Oberhofmeisters ging für einen hohen Hofbeamten zu weit, und der Kirchenerbauer Mirbach hatte wieder darunter zu leiden, daß er am Hofe der Kaiserin die erste Stelle einnahm. Dies um so mehr, als Mirbach nicht den nötigen Takt besaß, um solche Gegensätze auszugleichen. Es fehlte ihm durchaus das „génie de la juxtaposition", das Anatole France an den Italienern rühmt.

Freiherr von Mirbach

Mirbach sah die Kirchennot in Berlin, und um ihr abzuhelfen, war ihm jedes Mittel recht. Mit dem Eifer eines Missionars ließ er bei allen ihm bekannten reichen oder auch nur wohlhabenden Personen den Klingelbeutel umgehen. Er versandte gedruckte Formulare, in denen nur der Name des Adressaten auszufüllen war und in denen es hieß, daß der Bau einer Kirche in diesem oder jenem Berliner Stadtviertel dringend notwendig wäre, daß auf die freundliche Beihilfe des Adressaten gerechnet würde, daß Ihre Majestät die Kaiserin sich lebhaft für den Bau gerade dieser Kirche interessiere und daß das Verzeichnis der gütigen Spender mit Angabe der von ihnen gespendeten Summe zur Kenntnis Ihrer Majestät gebracht werden würde. Alles das gedruckt! Wie jeder echte Apostel scheute der Oberhofmeister, um seinen frommen Zweck zu erreichen, auch nicht vor der Berührung mit ihm sonst nicht kongenialen Personen zurück. Er hatte den Vorsitzenden der sozialdemokratischen Fraktion, Paul Singer, einen Israeliten, aufgesucht

und diesem Kirchennot und Kirchenbauten warm ans Herz gelegt. Reiche jüdische Bankiers wurden von Mirbach mit besonderer Vorliebe um eine milde Gabe angegangen. Er war der Sohn eines höheren Verwaltungsbeamten, der wegen allzu schroff konservativer Anschauungen von Bismarck in den siebziger Jahren verabschiedet worden war. Kirchlich wie politisch gleich rechts gerichtet, war Mirbach seltsamerweise mit der Nichte eines demokratischen und antikirchlichen belgischen Politikers, des Herrn Frère-Orban, vermählt, der wiederholt Minister, von 1878 bis 1884 Ministerpräsident gewesen war und seine Hauptaufgabe in der Bekämpfung kirchlicher Herrschaftsgelüste gesehen hatte. Die Ehe Mirbach ging übrigens ausgezeichnet, und das letzte Mal, daß ich den Oberhofmeister sah, während des Weltkrieges, fand ich ihn sehr erschüttert durch den deutschen Einmarsch in Belgien, der seine und seiner Frau Beziehungen zu allen ihren belgischen Verwandten zerrissen hatte, von denen einer erschossen worden war. Mirbach hat sicherlich viel Gutes gestiftet, denn die Kirchennot in Berlin war unbestreitbar. Er rief aber andererseits durch sein ganzes Treiben berechtigten Tadel hervor, auch vielen Spott, der für Hof und Monarchie nicht günstig war. Man lachte über den Witz, daß ein Berliner Straßenjunge zu einem älteren Herrn, der, als er den Hut abnahm, eine große Glatze enthüllte, gesagt hatte: „Nehmen Sie sich in acht, alter Herr, wenn Mirbach den freien Platz auf Ihrem Kopf sieht, baut er Ihnen eine Kirche dahin.“ Mirbach hieß im Volk „der Glockenaugust“. Wie fern ihm jedes politische Verständnis lag, geht schon daraus hervor, daß er bei dem letzten Besuch, den unsere Majestäten während meiner Amtszeit den Reichslanden abstatteten, in Kolmar der Kaiserin einen der übelsten Fransquillons, Herrn Daniel Blumenthal, vorstellte, überdies einen Renegaten, denn Blumenthals Vater war als Altdeutscher nach dem Elsaß eingewandert. Um dieselbe Zeit zeigte sich einer der hervorragendsten Zentrumsführer, Fürst Aloys Löwenstein, auf dem Katholikenkongreß in Metz mit Vorliebe in Gesellschaft des Abbé Colin, eines eingefleischten Französlings. Beide, Blumenthal und Colin, sollten 1914, bei Kriegsausbruch, bei Nacht und Nebel über die Grenze nach Frankreich entweichen, wo sie seitdem als „Patrioten“ gefeiert wurden. So sehr fehlt uns Deutschen in allen Parteilagern und bei beiden Konfessionen der patriotische Takt und nur zu oft auch der patriotische Geist. Während meiner Reichskanzlerzeit sollten sich die Beschwerden über Mirbach so sehr häufen, daß schließlich das Staatsministerium und das Zivilkabinett dem Kaiser Vorstellungen machten. Der Kaiser hatte mit Vergnügen viele der von Mirbach erbauten Kirchen mit Pomp eingeweiht, war aber sofort bereit, den Oberhofmeister fallenzulassen. Nicht so die Kaiserin, die ihn mit allen Kräften verteidigte und mir in einer Unterredung über diesen Fall mit einem Nachdruck, der ihrem treuen und edlen

Charakter nur Ehre machte, unter anderem sagte: „Würden Sie es schön finden, wenn ich einen alten und treuen Freund preisgäbe? Würden Sie selbst einen alten und treuen Freund preisgeben?“ Die politische Naivität von Mirbach wurde mir klar bei einer der ersten Unterredungen, die ich auf der Palästina-Reise mit ihm führte. Er vertrat mit Eifer den Standpunkt, daß Friedrich der Große „ein schlechter Kerl“ und Friedrich Wilhelm IV. der beste preußische König gewesen wäre.

Bodo von Knesebeck

Der Kabinettsrat der Kaiserin, Bodo von Knesebeck, war mein alter Kriegskamerad, dessen ich schon gedacht habe. Wir attackierten zusammen in der Schlacht an der Hallue und sollten uns siebenundzwanzig Jahre später in Berlin wiederfinden, wo er mir immer und unter allen Umständen der beste Freund war, der mir die Treue auch nach meinem Rücktritt hielt. Sein Tod, der nicht lange vor dem Ausbruch des Weltkriegs erfolgte, war ein großer Verlust für die Kaiserin, den sie auch in hohem Grade empfand. Es war auch für Kaiser Wilhelm II. ein Verlust, obwohl Seine Majestät Knesebeck im Grunde nicht mochte, wohl in dem Gefühl, daß ihn dieser mit seinem leisen Skeptizismus nicht ganz au sérieux nähme. Knesebeck hatte aber so vortreffliche Formen, daß ihm nicht beizukommen war.

Hofstaat der Kaiserin

Die Kaiserin hatte außer Knesebeck und Mirbach ihre drei Damen mitgenommen: die Oberhofmeisterin Gräfin Therese von Brockdorff und die Hofdamen Claire von Gersdorff und Gräfin Mathilde Keller. Die letztere war seit ihrer frühesten Jugend mit der Kaiserin eng befreundet, der sie schon nahegetreten war, als diese noch eine arme und bescheidene Prinzeß von Augustenburg war. Die Familie Keller gehörte zu den nicht wenigen deutschen Familien, die ganz oder mit einigen Zweigen ins Ausland gekommen sind. Bei Beginn des 19. Jahrhunderts war ein Graf Keller preußischer Gesandter in St. Petersburg. Der älteste Sohn dieses Grafen Keller trat in russische Dienste, und seine Nachkommen wurden so ganz Russen, daß mir der im russisch-japanischen Krieg als Held gefallene General Graf Theodor Keller einmal sagte, indem er seine Hand an die Stirn legte: „Ich bin Russe bis hier, von der Zehe bis zum Wirbel.“ Seine Schwester war die Gräfin Marie Kleinmichl, die selbst in der geistreichen St. Petersburger Gesellschaft durch Geist und Verstand eine besondere Stellung einnahm. Die preußische Hof-, spätere Hofstaatsdame Gräfin Mathilde Keller war mit der Kaiserin Auguste Viktoria zusammen aufgewachsen. Sie sollte als einzige Hofdame, welche die Kaiserin nach Holland mitnahm, an ihrem Sterbebett stehen. Fräulein von Gersdorff war die Tochter eines ausgezeichneten preußischen Generals, der sich an der Spitze der 22. Division, am 6. August 1870, bei Wörth hervorgetan hatte und bei Sedan, als Führer des XI. Armeekorps tödlich verwundet, einige Tage nach diesem herrlichen Siege starb. Wegen ihrer halb singenden, halb klagenden

Sprechweise, ihrer Unschuld und Harmlosigkeit wurde sie bisweilen bespöttelt, aber der Fond war edel und gut. Als die ersten Anzeichen des gegen die Monarchie sich vorbereitenden Sturms im Herbst 1918 bemerkbar wurden, begegnete ich Claire Gersdorff. Sie glich einem Vögelchen in dem Augenblick, wo die ersten schweren Regentropfen des aufziehenden Gewitters fallen. Sie hatte, als im Herbst 1914, im kaiserlichen Sonderzuge, aber in Abwesenheit der Majestäten, ein Herr des Gefolges die Befürchtung aussprach, daß Bethmann Hollweg, bei Lichte besehen, sich als ungeschickt und einfältig erweisen könnte, arglos erwidert: „Desto besser! Es heißt in der Bergpredigt: Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihrer.“ Gräfin Therese Brockdorff war aus anderem Holz, ein starker Wille und eine energische Natur. Sie war eine Enkelin meiner Großtante Gabriele von Bülow, der Tochter von Wilhelm von Humboldt, deren feinsinnige Biographie, geschrieben von einem jungen Mädchen, ihrer Großnichte Anna von Sydow, in weiten Kreisen Eingang gefunden hat. Als der junge, sehr gut aussehende, aber sonst nicht besonders hervorragende Hauptmann im 1. Garderegiment Leopold Freiherr von Loën sich mit der Tochter des damaligen Staats- und Kabinettsministers, Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten Heinrich von Bülow, meines Großonkels, vermählte, ernannte ihn Friedrich Wilhelm IV. am Hochzeitstage zum Major und Flügeladjutanten. Es war noch die gute alte Zeit, von der, wie ich schon einmal gelegentlich erwähnte, Talleyrand meinte, daß, wer nicht vor der großen Französischen Revolution gelebt habe, nicht ahne, wie süß das Leben sein könne. Leopold Loën kam in den sechziger Jahren als Militärattaché nach St. Petersburg, wo er berühmt wurde durch einen Bericht, in dem er eine Reihe von Bränden schilderte, die damals die russische Hauptstadt heimsuchten. Der Bericht schloß mit den Worten: „Der Kanzler Fürst Gortschakow, dem ich zufällig begegnete, bemerkte mit Bezug auf diese offenbar systematisch angelegten Brände: ‚Wir leben in einer Schweinezeit.‘ Ich erwiderte: ‚Jawohl, Exzellenz, wir leben in einer Schweinezeit.‘ gez. Freiherr von Loën, Major und Flügeladjutant.“ Nachdem General von Loën vom Hauptmann bis zum General jedem Frontdienst entrückt gewesen war, bekam er, als älterer Mann, eine Infanterie-Brigade in Frankfurt a. M. Man gab ihm einen besonders tüchtigen Adjutanten bei. Vor der ersten größeren Übung, die der General zu leiten hatte, bat sein Adjutant, immer recht nahe beieinander zu bleiben, er werde seinem Chef jedes Kommando soufflieren, ihm auch sagen, ob er rechts oder links reiten müsse. So werde alles gut gehen. Es ging auch alles ganz gut, dank der Nachhilfe des Adjutanten. Als der General nach überstandener Übung vom Exerzierplatz nach Frankfurt zurückritt, sagte er mit wohlwollendem Ausdruck zu seinem Adjutanten: „Nun, die Sache ist

viel leichter, als sich die Leute einbilden. Mit etwas Grips und einer guten Veranlagung wird man schon damit fertig." Ich habe in meinem Leben und namentlich seit dem Umsturz von 1918 mehr als einen Politiker gesehen, der auf seinem Betätigungsfelde ebenso dachte wie der wackere General von Loën auf dem Frankfurter Exerzierplatz.

Gräfin Therese Brockdorff, die Tochter dieses Generals von Loën, war in ihrer Jugend sehr schön gewesen und sah noch in reiferen Jahren gut aus. Sie hielt sich der Politik fern, oder sie wollte sich wenigstens nicht in Politik einmischen. Aber bei ihrem lebhaften Temperament wirkte sie doch nach Möglichkeit auf ihre hohe Gebieterin im Sinne ihrer eigenen politischen Überzeugungen ein, und diese waren konservativ, agrarisch und streng evangelisch. In letzterer Hinsicht wurde sie an Eifer noch von der Gräfin Mathilde Keller übertroffen, deren Schwager Graf Wintzingerode lange Vorsitzender des Evangelischen Bundes war. Anläßlich der von mir vorgeschlagenen Aufhebung des Artikels 2 des Jesuitengesetzes suchte Graf Wintzingerode im Frühjahr 1904 eine Unterredung mit mir nach, in der er mir erregt darüber klagte, daß in bisher rein protestantischen Orten wie Stettin und Kiel katholische Kirchen gebaut würden. Ich begnügte mich, ihm zu erwidern: „So bauen Sie neben jede neue katholische zwei neue evangelische Kirchen." Gräfin Therese Brockdorff war sehr mit mir einverstanden, als ich durch Zoll- und Handelsverträge die Landwirtschaft schützte. Während der Blockperiode aber hatte ich, wenigstens politisch, ihre Freundschaft eingebüßt, und als ich für die Erbschaftssteuer eintrat, meinte sie mit schmerzlichem Ausdruck, ich lege die Axt an Thron und Altar. Alle Hofdamen waren wie Ihre Majestät selbst sehr antienglisch.

Seefahrt

Inzwischen trug uns die weiße „Hohenzollern" am Monte Gargano vorbei, an Zante, der Blume der Levante, an Kythera, dem Lieblingssitz der goldenen Aphrodite. Sie trug uns durch das Aegäische Meer, dessen Inseln die Brücke gebildet hatten, auf der vor mehr als dreitausend Jahren die phönizische und kleinasiatische Kultur nach Griechenland und Europa kam. Von Ioniern besiedelt wurden die Zykladen und Sporaden, die thrazischen Inseln nacheinander von Athen und Sparta, von Mazedonien und Rom, von Byzanz und von Venedig, endlich von den Osmanen beherrscht, und jetzt führte ein deutsches Schiff den Deutschen Kaiser an ihnen vorbei nach der einstigen Residenz des Kaisers Konstantin und des Sultans Soliman. Um uns die auf Seereisen immer recht lange Zeit zu verkürzen, las uns der Kaiser die Beschreibung einer Palästinareise vor. Ich weiß nicht, welcher Kobold gerade diese Reisebeschreibung Seiner Majestät in die Hand gespielt hatte, denn sie war in ausgesprochen rationalistischem Geiste gehalten. Die Kaiserin und ihre Damen saßen wie auf Kohlen, wagten aber keinen lauten Widerspruch. Wilhelm II. hatte in seiner Jugend oft darüber

Schloss Wilhelmshöhe d. 16. Aug. 1904.

Geehrter Graf.

Ihre Schreiben vom 14ten. & ~~Strauß~~, wie Bordeaux ist sehr in meinem Sinne gehalten und beweist mir wieder Ihre Liebe zu beurtheilen. Sie werden ersehen aus meinem Schreiben an Eulenburg, daß ich Ihre Ansicht theile. Es versteht sich von selbst, daß Sie, geehrter Herr Graf mit Reichskanzler für Ihre Person selbst meine Absicht vertrauensvoll zu machen. Es ist die Marokkosche Angelegenheit, die

freudig, daß sie
so wenig. Sie
wünscht mich zu
sprechen über
Geschäften.
Stets Ihr
sehr ergebener Neffe
August Ettlinger M.D.

P.S.
Einige Briefe
kommen heute, Mittwoch
nicht, da ich sie
Gestern habe. Er ist so
sehr, seine Briefe über
Samstag zu erwarten.

Brief der Kaiserin Auguste Viktoria an Bülow

(zu Seite 245)

d. 4. Aug. 1904

Geehrter Graf.

Ihr Schreiben vom 1. Aug. aus Norderney ist heute in meine Hände gelangt und beeile ich mich dasselbe zu beantworten. Sie werden verstehen, daß der Inhalt dieses Schreibens mich sehr beunruhigt. Ich verstehe vollkommen daß Sie, geehrter Herr Graf, als Reichskanzler, es für Ihre Pflicht halten, mich darauf aufmerksam zu machen, daß diese Mirbachsche Sache, leider so viel Beunruhigung hervorruft, daß es besser wäre, auch politisch, H. v. M. im jetzigen Moment fallen zu lassen. Gewiß wäre es bequemer, und würde Vielen den Mund stopfen. Ich gebe zu, daß Mirbach manche Fehler gemacht hat. Die Sammelwuth, zum Besten der guten Sache, hat ihn zu weit geführt insofern er zu leichtgläubig war, u. an alle Menschen, (auch an solche, die es nicht immer verdienten) mit zu viel Vertrauen herangetreten ist; anständige Ansichten voraussetzend, die nicht vorhanden waren. Dies ist nicht Weltklugheit. Gewiß bin ich, das glaube ich wissen Sie geehrter Graf am besten Selbst die Letzte, die dem Kaiser irgendwie schaden möchte. Aber einen Mann, der so viel geleistet hat, in den weitesten Kreisen, in allen Provinzen durch s. Liebesthätigkeit doch wiederum sehr viel dazu beigetragen hat, um die Liebe zu Kaiser u. Thron zu stärken, jetzt, wo er hauptsächlich durch Preßverleumdung u. Eifersucht der verschiedenen Kreise, wie von einer dunklen Wolke verhüllt steht, ihn auch von meiner Seite durch Undankbarkeit und Schwäche fallen zu lassen, das würde ich für zu unvornehm halten. — Mirbach ist mir 22 Jahre ein treuer Diener und Freund gewesen, hat mir auch in den ersten Jahren meiner Ehe, als es gar viele Menschen gab, die meinen Einfluß auf den Prinzen gerne brechen wollten, und nicht glauben wollten, daß es in unserer Lebensstellung noch reines häusliches Glück geben könnte; da hat er mir in manchen trüben Stunden geholfen. Es thut mir leid, Ihre so besetzte Zeit mit langen Auseinandersetzungen in Anspruch zu nehmen.

Ich will mich kurz fassen. In so weit will ich auf Ihren Vorschlag eingehen. Ich will meinen Oberhofmeister veranlassen seine Vereinsthätigkeit nieder zu legen. Dies ist ein großes Opfer, er wird sehr schwer zu ersetzen sein. Aber als Oberhofmeister wünsche ich ihn zu behalten. Ich bin auch überzeugt, daß dies möglich ist. — Als Se. Majestät d. Kaiser am 6. Juli mit Lucanus und mir vor seiner Abreise über das Thema sprach, war auch dies die Lösung. Warum sollte es jetzt nicht mehr durchführbar sein? Damals glaubte ich nicht ganz so weit gehen zu müssen, aber ich gebe zu, daß man gewisse Concessionen machen muß. Aber ganz vom Hofe entfernen, dagegen bin ich ganz entschieden. Live it down, wie der Engländer sagt; es ist nicht das erste Mal, daß der Kaiser sowohl als ich dies gethan. Was hat der Kaiser damals gethan als alle Welt über Krupp herfiel bei seinem Tode? Den Schild der Freundschaft, hat er über ihn gehalten, und Sie geehrter Graf und ich, haben es damals edel und schön gefunden, trotzdem es recht viele Menschen gab, die diese Auffassung nicht theilten, ja nicht einmal verstehen konnten. Fürchte Gott, thue Recht u. scheue Niemand. Dies ist meine Devise stets gewesen. Ich glaube nicht, daß ich dem Kaiser schade, wenn ich diese Devise auch jetzt aufrecht erhalte. — Ich weiß, daß es den Kaiser beunruhigt, auf die Nerven geht immer wieder diese Sache zu hören. Se. Majestät ist im Grunde viel zu groß u. hoch denkend, als daß er nicht selbst meiner Ansicht wäre, wenn es ihm im richtigen Lichte vorgestellt würde. — Ich hoffe daß Ihrer großen Klugheit und weltmännischen Gewandtheit es gelingen wird, diesen von mir vorgeschlagenen Ausweg, auch practisch, durchführbar zu machen. Sie würden mich zu großem Danke verpflichten.

Stets Ihre

herzl. ergebene dankbare

Auguste Victoria I. R.

P. S.

Dieser Brief ist von Keinem beeinflußt, Mirbach weiß nicht, daß ich ihn geschrieben habe. Es steht Ihnen frei, dem Kaiser davon Kenntniß zu machen.

räsonnieren hören, daß in seinem elterlichen Hause die Frau den Mann beherrsche und das Heft in der Hand habe. Von ihm sollte das nicht gesagt werden, und er hielt, wie er mir einmal sagte, seinen „Hühnerhof" in Respekt und Ordnung. Während die Damen schwiegen, bewies Oberhofprediger Dryander, daß bei einem treuen Diener am Wort sich Mut und Festigkeit sehr wohl mit der Milde vereinigen lassen, die dem würdigen Seelsorger des Kaiserlichen Hauses alle Herzen gewann. Dryander vertrat gegenüber der von Wilhelm II. vorgelesenen Kritik der uns von den Evangelisten überlieferten Heilsgeschichte den Standpunkt des gläubigen Christen mit so viel Wärme und solcher Entschiedenheit, daß der Kaiser ihm bewegt die Hand reichte und der Kaiserin wie ihren Damen Tränen der Rührung in die Augen traten. Ernst Dryander, der, wie schon sein gräzisierter Name zeigt, einer alten Gelehrtenfamilie entstammte — ein Onkel von ihm regierte, während ich Schüler des Pädagogiums in Halle war, als trefflicher Ordinarius unsere Prima —, hat Kaiser Wilhelm II., der als Student in Bonn zu den Füßen seiner Kanzel gesessen hatte, im Gegensatz zu Adolf Harnack auch dann die Treue gehalten, als Wilhelm II. den Kaiserthron mit dem Exil vertauschte. Es hat sich in der Vergangenheit gegen die Hofprediger dies und jenes und manches vielleicht nicht mit Unrecht sagen lassen. Oberhofprediger Dryander war ein wahrer Bischof in dem Sinne, in dem der größte der Apostel seinen rechtschaffenen Sohn Timotheus mahnt, ein guter Streiter Christi zu sein eingedenk dessen, daß Gott uns nicht gab den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht.

Empfang durch Abdul Hamid

Am 18. Oktober 1898 landeten wir in Konstantinopel. Ich war während unseres dortigen Aufenthaltes durch politische Arbeit so sehr in Anspruch genommen — nicht nur durch Rücksprachen mit den türkischen Ministern, sondern auch durch den brieflichen und Depeschenverkehr mit Berlin —, daß ich nicht einmal dazu gekommen bin, die Hagia Sophia zu besuchen. Eine solche Einseitigkeit ist vielleicht ein Fehler. Um so größer war die Genugtuung, mit der ich mich nach meinem Rücktritt der Bereicherung meines Wissens und der Erweiterung meines geistigen Horizonts widmen konnte, die ich während meiner zwölfjährigen Tätigkeit an der Zentralstelle im Interesse konzentrierter und deshalb notgedrungen einseitiger Erfüllung meiner amtlichen Pflichten hatte vernachlässigen müssen. Sultan Abdul Hamid machte mir während der längeren Audienz, die er mir gewährte, keinen erhebenden Eindruck. Obwohl er der Welt als der „Schlächter der Armenier" galt und es wohl auch war, sah er mehr armenisch als türkisch aus, krumm, lauernd, scheu und gebückt. Munir-Pascha, der Sekretär für fremde Korrespondenz, der als Dolmetscher fungierte, mußte bei jedem Wort, das er sprach, mit der Hand den Boden berühren. Das hieß

soviel als: Ich bin Staub zu den Füßen Eurer Majestät. Aus den Antworten des Sultans sprach große Vorsicht und viel List. Beide ihm sonst gewiß nützliche und sogar notwendige Eigenschaften wurden aber durch seine morbide Angst nicht nur vor Revolution und Attentaten, sondern vor jedem publizistischen Angriff in das Pathologische gesteigert. Es war ein gewöhnlicher Trick aller Revolverjournalisten, namentlich in Paris, aber gelegentlich auch in Deutschland, dem Sultan Abdul Hamid mit Enthüllungen über die türkischen Zustände zu drohen. Solche Erpresser wurden fast immer von ihm mit Geld abgefunden, und wenn sie gar mit einer Propaganda zugunsten irgendeines türkischen, im Serail eingesperrten Prinzen als Anwärter auf den Sultansthron drohten, so wurden sie mit hohen Summen zum Schweigen gebracht. Der erste Dragoman unserer Botschaft, Testa, einer der besten Kenner der türkischen Verhältnisse, erzählte mir, daß sich vor der großen Parade, die zu Ehren des Deutschen Kaisers in Konstantinopel stattfand und der auch ich beiwohnte, ein eigenartiger Zwischenfall ereignet hatte. Ein türkischer Rittmeister, der sich mit seiner Schwadron zur Parade einfinden sollte, hatte direkt an den Sultan telegraphiert, er halte es für seine Pflicht, ihm zu melden, daß bedrohliche Truppenbewegungen gegen die Hauptstadt im Gange wären. Als ich Testa frug, ob der betreffende Offizier inzwischen seinen Abschied erhalten habe oder in ein Irrenhaus überführt worden wäre, entgegnete mir unser Dragoman: „Im Gegenteil! Der Sultan hat ihm ein Geldgeschenk gemacht und ihn zu seinem Flügeladjutanten ernannt."

Das besondere Mißtrauen des Sultans galt seinen auswärtigen Missionen, seiner Marine und — der Elektrizität. Für seine Vertretungen im Ausland hatte sich Abdul Hamid ein sinnreiches Spionagesystem ausgedacht. Der Missionschef wurde vom Sekretär überwacht, dieser vom Militärattaché, der Militärattaché von seinem Kameraden, dem Marineattaché, der Marineattaché wieder vom Botschafter. Schließlich haben sie alle zusammen den Sultan betrogen und verraten. Die Marine wurde von Abdul Hamid beargwöhnt und gehaßt, weil sein Vorgänger Abdul Asis von ihr entthront worden war. Der Marineminister Hassan-Pascha, der für den größten Dieb unter allen türkischen Beamten galt, was viel sagen wollte, erfreute sich der besonderen Gunst seines Herrn, weil er nichts unterließ, um die türkische Flotte in Grund und Boden zu ruinieren. Ich habe jahrelang in Kiel ein türkisches Kriegsschiff liegen sehen, das, wenn ich mich recht erinnere, um dem Kaiser ein Geschenk des Sultans zu überbringen, nach unserem schönen Ostseehafen gekommen war. Es konnte die Rückreise nicht antreten, da der Kapitän kein Geld besaß, um sich mit Kohlen und Lebensmitteln zu verschen. Die Matrosen konnten erst recht nicht ihren bescheidenen Lohn erhalten. Die armen Teufel suchten sich als Landarbeiter auf den

umliegenden holsteinischen Gütern ein paar Groschen zu verdienen, um nicht zu verhungern. Fast so sehr wie die Marine wurde die Elektrizität vom Sultan Abdul Hamid mit argwöhnischen Augen angesehen. Während unseres Besuchs in Konstantinopel weilte dort der Vertreter einer großen deutschen Elektrizitätsgesellschaft, um für sie die Konzession für die elektrische Beleuchtung der türkischen Hauptstadt zu erreichen. Diese Beleuchtung war schon aus Gründen der nächtlichen Sicherheit dringend erwünscht. Aber alle Bemühungen, die Konzession zu erlangen, waren vergeblich. Der Sultan fürchtete den elektrischen Funken. Alle diese Dinge sah Wilhelm II. nicht, oder vielmehr er wollte sie in seiner Vorliebe für den Sultan und alles Türkische nicht sehen. Il n'y a pas de pire sourd que celui qui ne veut pas entendre. Die Kaiserin war weniger voreingenommen, schon weil die türkische Polygamie ihr durchaus mißfiel. Sie konnte sich nur schwer entschließen, dem Harem des Sultans einen Besuch abzustatten. Sie fand es, eigentlich mit Recht, nicht würdig, daß eine deutsche und christliche Frau ein solches Gefängnis besuchte, wo Frauen bei allem Luxus das Leben von Sklavinnen führten. Schließlich fügte sich die Kaiserin auch hier dem Gebot ihres Gemahls, der auf dem Besuch im Harem bestand. Als ich die Kaiserin hinterher frug, wie es nun eigentlich im Harem aussehe, meinte sie: „Ach Gott! Eine Menge sehr dicker Frauen in Pariser Toiletten, die ihnen schlecht standen, die Konfitüren und Pralinés aßen und furchtbar gelangweilt aussahen."

Die Türkei in Europa

Ich bilde mir nicht ein, in wenigen Tagen einen tieferen Einblick in die türkischen Verhältnisse gewonnen zu haben. Auch darin unterscheide ich mich von Matthias Erzberger, der 1917 dem von ihm subventionierten Redakteur der „Züricher Neuesten Nachrichten" mit Bestimmtheit erklärte, wenn er nur eine halbe Stunde mit Lloyd George sprechen könnte, würde er alle englisch-deutschen Meinungsverschiedenheiten beilegen. Dabei verstand Erzberger kein Wort Französisch oder Englisch, während es mir andererseits nicht ganz sicher ist, ob Lloyd George die deutsche Sprache beherrscht. Immerhin habe ich aus eingehenden Gesprächen mit Testa, mit Marschall, die beide allerdings sehr türkenfreundlich waren, mit unseren nach der Türkei kommandierten Offizieren, die fast alle die Verhältnisse nüchterner und kritischer ansahen als unsere Diplomaten, schon weil sie den Dingen näherstanden und in die Provinz kamen, auch in Gesprächen mit alten Freunden, die ich unter den diplomatischen Vertretern anderer Staaten in Konstantinopel wiederfand, manche nützliche Einblicke gewonnen, die mich während meiner Amtszeit in dem Bestreben bestärkten, den zu weit gehenden Enthusiasmus des Kaisers und seinen übertriebenen Eifer für alles Türkische und Mohammedanische zu mäßigen und zu zügeln. Wohl erinnerte ich mich der berühmten Antwort, die in den siebziger Jahren

als österreichisch-ungarischer Minister des Äußern Graf Gyula Andrássy auf einen Bericht des damaligen österreichisch-ungarischen Militärattachés in Konstantinopel, des Grafen Alfred Uexküll, erteilte. Dieser unterbreitete, nachdem er sich in Konstantinopel etwas umgesehen hatte, dem Grafen Andrássy einen langen Bericht, in dem er auf Grund seiner Eindrücke die Unmöglichkeit nachwies, daß das türkische Reich noch länger als sehr kurze Zeit am Leben bleiben könne. Graf Andrássy entgegnete ihm, er habe mit großem Interesse diesen Bericht gelesen, der viel, sehr viel Zutreffendes enthalte. Er erinnere sich aber, in den ungarischen Archiven den Bericht eines ungarischen Vertreters bei der Hohen Pforte aus dem 17. Jahrhundert gelesen zu haben, in dem mit der gleichen Bestimmtheit der Untergang des Osmanischen Reichs für die nächste Zeit prophezeit wurde. Er denke also, die Türkei werde auch die Voraussage des Grafen Uexküll überleben. Die Antwort des Grafen Andrássy war geistreich, aber doch nicht ganz zutreffend. Die Türkei gehörte zu denjenigen staatlichen Gebilden, die Lord Salisbury mit britischer Härte die „dying nations" genannt hatte, d. h. zu denjenigen Staaten, die Gebietsverluste geduldig hinnehmen und dadurch zeigen, daß sie solche Verluste eigentlich verdient haben und daß von einem Wiedererwerb nicht mehr die Rede sein kann. Die Türkei hatte im Laufe der Jahrhunderte Ungarn, Siebenbürgen, Griechenland, Serbien, Bulgarien, die Nordküste von Afrika verloren, und kein Mensch, der Türke am wenigsten, glaubte, daß diese weiten Gebiete wieder unter türkische Herrschaft zurückkehren würden. So wenig wie irgend jemand je im Ernst angenommen hat, daß Österreich die Lombardei und Venetien oder Belgien oder Vorder-Österreich wiedergewinnen würde, die es einst besaß. Deshalb riet ich im Herbst 1898 dem Kaiser, sich weder für noch gegen die türkische Herrschaft über Kreta zu engagieren. Er solle nichts gegen die Türken unternehmen, aber sich auch nicht zu stark für sie einsetzen, denn Kreta würde mit der Zeit doch griechisch werden. Der Kaiser, der damals die Griechen verachtete, für die er später nach der Versöhnung mit seiner Schwester Sophie und Konstantin von Griechenland, und namentlich nach dem Ankauf des Achilleion auf Korfu, schwärmen sollte, ging ungern auf solche Vorstellungen ein und konnte es namentlich nicht unterlassen, dem Zaren immer wieder im Interesse der Türken zuzusetzen. An den Panislamismus und die grüne Fahne habe ich nie recht geglaubt und mich darin nicht getäuscht, daß ihre Entfaltung weder den Engländern noch den Franzosen noch den Russen noch den Italienern ernstliche Verlegenheiten bereiten würde.

Ich verließ die Türkei mit der Überzeugung, daß wir hier ein weites Gebiet für wirtschaftliche Tätigkeit und für den Ernstfall auch einen tapferen Freund besäßen, über dessen innere Schwäche wir uns aber keine

Illusionen machen dürften und von dessen grüner Fahne nicht viel zu erwarten war. Die Türkei war vielleicht nicht so sehr der „kranke Mann“, wie Kaiser Nikolaus I. dies 1853 gegenüber dem englischen Gesandten in St. Petersburg, Sir George Hamilton Seymour, behauptet hatte, aber sie war ein alter Mann, der schon viel durchgemacht hatte und der keine Gewaltkuren, geschweige denn wiederholte Gewaltkuren, mehr vertrug.

Die Bagdadbahn

Während wir in Konstantinopel weilten, hatte ich mehrere Unterredungen mit dem damaligen Direktor der Deutschen Bank, Georg von Siemens. Dieser hervorragende Geschäftsmann, der eigentliche Vater des Gedankens der Bagdadbahn, war sich ebenso wie später Herr von Gwinner immer dessen bewußt, daß der großartige Plan nur bei einer vorsichtigen, geschickten und namentlich bei einer den Frieden erhaltenden deutschen Politik durchzuführen war. Herr von Siemens, der mir als freisinniger Abgeordneter im Reichstag insbesondere in allen Bank- und Börsenfragen durch Verstandesschärfe und Sachkenntnis einen sehr günstigen Eindruck machte, starb zu früh, nur sechzig Jahre alt, kaum ein Jahr nach meiner Ernennung zum Reichskanzler. Ich entsinne mich wohl der Fahrt, die ich an einem wundervollen Oktobermorgen mit Georg von Siemens von Konstantinopel nach Haidar-Pascha unternahm, während deren er mir sein Projekt entwickelte. Es bedurfte sechzehnjähriger Verhandlungen mit vielen ups end downs, bis die Ideen von Siemens der Verwirklichung nahekamen. Zwischen uns und England war ein Abkommen über die Bagdadbahn gerade zustandegekommen, als der Blitz des Ultimatums an Serbien einschlug. Unser damaliger Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, erhielt die kalligraphisch meisterhaft ausgeführte und mit einem wundervollen Siegel versehene Ratifikationsurkunde des deutsch-englischen Bagdadbahnvertrages an demselben Tage, wo England uns nach unserm Einmarsch in Belgien den Krieg erklärte. Wäre dieses Symptom für die Kopflosigkeit unserer damaligen Außenpolitik nicht gar so tragisch, so würde ich Juvenal zitieren: Difficile est, satiram non scribere.

Landung in Syrien

Am 26. Oktober landeten wir in Haifa. Während der schönen, ganz ruhigen Meeresfahrt kamen wir an der Küste von Troja vorbei:

Und Ilias und Odyssee
Entstiegen mit Gesang der See.

Bei meiner alten und unbegrenzten Liebe für Homer wäre ich gern ausgestiegen, um das nun stille Gefilde von Ilion mit dem rauschenden Skamander in der blumengeschmückten trojanischen Ebene zu erblicken. Aber — Deus mihi non haec otia fecit. In Haifa betraten wir mit hochgespannten Erwartungen den Boden des Heiligen Landes. Ich hatte die „Hohenzollern“ wenige Minuten nach dem Kaiser verlassen, da ich noch

einige Telegramme nach Berlin abzusenden hatte. Ich traf Seine Majestät auf einer Bank vor einer ärmlichen, schmutzigen Hütte. Die Hütte und Seine Majestät waren von Fliegen umschwärmt. Diese Fliegen waren sehr zudringlich. Die Hitze war fürchterlich. In diesem Augenblick näherte sich uns mit feierlicher Miene der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Exzellenz Dr. D. Barckhausen, und begann eine Ansprache, in der er darauf hinwies, daß an dieser Stätte, wie aus der Apostelgeschichte, Kapitel XXI, Vers 7, hervorgehe, der heilige Paulus geweilt habe. Mit der Natürlichkeit, die eine der besten Eigenschaften Wilhelms II. war und immer wieder mit ihm versöhnte, entgegnete er dem würdigen Präsidenten: „Das ist alles schön und gut. Ich habe auch eine große Verehrung für Paulus und für alle anderen Apostel, aber jetzt möchte ich statt einer Predigt lieber ein Glas Sodawasser, um mir den Staub herunterzuspülen."

Der Weg von Haifa bis Jerusalem wurde nicht mit der Eisenbahn, sondern zu Pferde oder im Wagen zurückgelegt, und darüber freuten wir uns alle. Eine Eisenbahn mit Waggons, Schaffnern und dampfender Lokomotive paßte wirklich nicht in die Szenerie und auch nicht in die Stimmung derer, die Sinn für diese Landschaft hatten, wo sich Ereignisse abspielten, die für die Entwicklung der Menschheit bedeutsamer waren als alle politischen Vorgänge, alle diplomatischen Ränke, alle kriegerischen Zusammenstöße der Weltgeschichte. Als wir am nächsten Tage auf unserem Wege nicht weit vor uns eine auf einem Eselchen reitende Frau erblickten, die ein Kind im Arm hielt, neben der ein rüstiger Mann mit gütigem Ausdruck einherschritt, dachte ich daran, daß einst eine Mutter mit einem Kinde, das die Welt erlösen sollte, diese Straße gezogen war.

Einritt in Jerusalem

Am 29. Oktober ritten wir in Jerusalem ein. Der Augenblick des Einzugs ist durch ein Gemälde festgehalten worden, leider von einem sehr mittelmäßigen Künstler, Hermann Knackfuß, der uns auf der Orientreise begleitete und durch seine albernen Vorträge über Kunst und Natur allen Mitreisenden auf die Nerven ging. Vor dem Tor, durch das wir einzogen, wollte eine Deputation von Zionisten eine Ansprache an den Kaiser richten. An ihrer Spitze stand Dr. Theodor Herzl, ein geistreicher, von heiligem Eifer für die Sache des Zionismus erfüllter Wiener Publizist. Er war Kaiser Wilhelm durch den Großherzog von Baden vorgestellt worden. Wilhelm II. war anfänglich Feuer und Flamme für die zionistische Idee, weil er auf diese Weise sein Land von vielen ihm nicht besonders sympathischen Elementen zu befreien hoffte. Als ihm aber der damalige türkische Botschafter in Berlin, der uns auf unserer Orientreise begleitete, klargemacht hatte, daß der Sultan vom Zionismus und von einem unabhängigen jüdischen Reich nichts wissen wollte, ließ er die zionistische Sache fallen und weigerte sich, ihre Vertreter in Zion zu empfangen. Am gleichen Tage wurde zuerst die

Grabeskirche besucht, wo leider seit langem das Osterfest entweiht zu werden pflegte durch blutige Schlägereien zwischen orientalisch-orthodoxen Mönchen und römisch-katholischen Franziskanern, die nur mit Mühe von den türkischen Zapties, einen Bambusstock in der Hand, beigelegt wurden. Dann ging es zu der neuerbauten evangelischen Erlöserkirche, wo Dryander eine tiefe, formvollendete und nicht allzu lange, der Feierlichkeit des Augenblicks, aber auch der herrschenden Hitze angemessene Predigt hielt. Darauf folgte eine zweite Predigt von einem andern, gewiß wohlmeinenden Geistlichen, der sich während einer Stunde über das neue Jerusalem verbreitete und an der Hand der gewaltigen Visionen der Apokalypse eine genaue Beschreibung der zukünftigen Stadt mit ihren Toren aus Perlen und ihren Gassen aus lauterem Gold gab, wobei er der andächtigen Gemeinde nicht einmal die Längen- und Breitenmaße der Stadt und ihrer Jaspismauern schenkte. Neben mir saß der wackere, baumlange General von Scholl. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe und hielt nur mit Hilfe von Riechsalz und einigen Tröpfchen Kognak bis zum Ende aus.

Als die zweite Predigt, die Predigt über das himmlische Jerusalem, beendigt war, erhob sich ziemlich unerwartet der Kaiser, ging auf den Altar zu und holte ein großes Manuskript hervor, um es zu verlesen. Der Kaiser hatte über die prächtige Galauniform der Gardeducorps einen sehr malerischen seidenen und mit goldenen Fäden durchwirkten Umhang geworfen, den die erste Kammerfrau der Kaiserin, Fräulein von Beaulieu, ohne daß jemand etwas davon wissen durfte, für ihn gestickt hatte. Als Wilhelm II. plötzlich in solchem Glanz vor dem Altar stand, sah ich, wie die Kaiserin, die von einer Rede des Kaisers in der Kirche vorher nichts gewußt hatte, erbleichte. Sie warf mir ängstliche Blicke zu. Offenbar war sie von der Furcht befallen, daß ihr hoher Gemahl, überwältigt von der Weihe des Augenblicks und unter dem Eindruck der fürchterlichen Hitze, nicht mehr ganz seiner Sinne mächtig wäre. Ihre Majestät beruhigte sich aber sehr bald, denn der Kaiser verlas eine durchaus würdige und schöne Ansprache, die Lucanus und Bosse für ihn aufgesetzt hatten. Nach der Beendigung des Gottesdienstes empfing der Kaiser in der Sakristei der Erlöserkirche Abgesandte der evangelischen Kirchen aus England, Amerika, Holland, der Schweiz, den skandinavischen Reichen, aus allen Ländern, wo der evangelische Glaube Eingang gefunden hat. Der Kaiser hielt an die Deputierten eine warmherzige Anrede, in der er seine unerschütterliche Treue für die „reine Lehre“ betonte.

Am 31. Oktober ging es nach dem Grundstück der Dormitio beatae virginis, das der Sultan dem Deutschen Kaiser zur freien Nutznießung überlassen hatte. Ich hatte dem Kaiser, als er mir von seiner Absicht der Palästinareise sprach, sogleich erklärt, daß er dieser Fahrt nach Jerusalem

keinen ausgesprochen oder gar ausschließlich protestantischen Charakter geben dürfe. Ich wäre für meine Person ein treuer Sohn der evangelischen Kirche, aber in Preußen wie in Deutschland könne und dürfe nur paritätisch regiert werden. Da die Dynastie evangelisch wäre, müsse um so sorgfältiger alles vermieden werden, was irgendwie die Besorgnis erwecken könne, als ob das katholische Element und die katholische Kirche zurückgesetzt werden sollten. Nachdem ich von verschiedenen Seiten gehört hatte, daß der Besitz der Dormitio, wo die heilige Jungfrau beigesetzt sein soll, den deutschen Katholiken eine Freude sein würde, ließ ich durch den Dragoman Testa bei der Pforte die nötigen Schritte tun, die rasch zu einem günstigen Ergebnis führten. Als der Kaiser das den Katholiken ehrwürdige und von den Beuroner Benediktinern betreute Grundstück besuchte, wurde er dort von dem Patriarchen von Jerusalem, Monsignore Piavi, empfangen, dem Typus eines klugen, feinen und gewandten römischen Prälaten. Der Patriarch hielt eine sehr gelungene Ansprache an den Kaiser, der durch sie so befriedigt wurde, daß er in enthusiastischen Ausführungen sich, sein Heer und sein Reich in den Dienst der Mutter Christi stellte, auf deren Ruhestätte wir uns befänden. Monsignore Piavi war seinerseits durch die kaiserliche Antwort so beglückt, daß er mir, indem er auf den Kaiser wies, sagte: „Il est plus grand que Charlemagne, plus pieux que Louis le Saint." Ich hatte später eine interessante Unterredung mit dem sehr unterrichteten Patriarchen, der ich entnahm, daß er bei voller Hingabe an die Rechte seiner Kirche es doch als einen wichtigen Teil seiner Aufgabe betrachtete, die Interessen seines italienischen Vaterlandes und des italienischen Volkstums nach allen Seiten, nötigenfalls auch gegen die Franzosen, zu verteidigen. Er klagte lebhaft über die Jesuiten, die immer für die französischen Interessen einträten und grundsätzlich die italienischen schädigten. Ein sehr lieber Freund wurde mir während unseres Aufenthalts in Jerusalem ein frommer Lazarist, der Pater Schmitz, ein Rheinländer. Er hat mich später wiederholt in Berlin besucht, und Gespräche mit ihm waren mir immer eine Freude und eine Erbauung. Der vortreffliche Mann starb infolge eines Unglücksfalls, wenn ich nicht irre, in Köln, von einem Straßenbahnwagen überfahren.

Am Abend des Tages, wo wir die evangelische Kirche eingeweiht und die Dormitio beatae virginis übernommen hatten, fand im Zelte des Kaisers ein großes Diner statt. Unsere Damen hatten gehofft, daß die Ansprache Seiner Majestät bei diesem Festmahl als Krönung des feierlichen Tages einen ausgesprochen religiösen Charakter im christlichen Sinne tragen würde. Der Kaiser feierte jedoch seinen Gastgeber, den Sultan, die Mohammedaner und den Islam in seinem Trinkspruch mit solchem Schwung, daß ich dem türkischen Botschafter, der für seinen Souverän um den authen-

Wilhelm II. im Zeltlager vor Jerusalem (31. Oktober 1898)
Photo mit der Unterschrift des Kaisers „Das Feld muß Er behalten!“

tischen Text dieser kaiserlichen Rede bat, mit Bestimmtheit erklärte, daß diese Ansprache nur in der mir richtig erscheinenden Fassung in die Öffentlichkeit gelangen werde. Taktvoll und verständig, wie der Botschafter war, insistierte er nicht weiter. Auch die von mir abgetönte Ansprache hat Abdul Hamid voll befriedigt. Wir waren in Jerusalem in einem Zeltlager untergebracht. Der feine Kalkstaub, den der kleinste Windstoß vom Boden aufwirbelte, machte den Aufenthalt nicht gerade angenehm. Wie oft überkam mich der Wunsch, diese Reise, die so erhabene und heilige Erinnerungen wachrief, allein, ohne Hetze und ungestört durch die Banalitäten einer aus den verschiedensten Menschen zusammengesetzten Umgebung, unternehmen zu können. Aber alle unerquicklichen oder widerwärtigen Zwischenfälle traten zurück vor dem gewaltigen Eindruck, den ich empfing, als wir mit dem Kaiserpaar uns im Garten Gethsemane im Schatten uralter Olivenbäume versammelten und dort nach einer Ansprache von Dryander im Gebet niederknieten. Vor uns sahen wir jenseits des tiefen, trocknen Kidrontals dieselben kahlen grauen Berge, auf denen der Blick des Erlösers geruht hatte, den Boden, auf dem er gewandelt war, den Hügel, auf dem sein Kreuz gestanden und wo er zum Schächer gesagt hatte: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Ich habe oft vom Kapitol auf das Forum hinabgesehen und viel dabei empfunden. Ich werde den Blick auf die Akropolis und von der Akropolis auf Salamis und Aegina, auf Sunion und die fernen Berge des Peloponnes nicht vergessen und den Taygetos und Sparta erst recht nicht. Aber das Bild, das ich auf dem Ölberg vor mir hatte, das Bild des dunklen Kidron und der Stätte, die da heißt Golgatha, das ist verdeutscht: Schädelstätte, lebt am stärksten in meiner Seele fort.

Empfang in Damaskus

Ursprünglich war beabsichtigt worden, noch andere heilige Stätten in Palästina zu besuchen. Der Kaiser gab aber diesen Gedanken bald auf, das Thermometer stieg immer höher, die Reise fing an, ihn zu ermüden. So schifften wir uns am 4. November wieder in Jaffa ein, von wo wir am 8. November Damaskus erreichten. Der Enthusiasmus des Kaisers für den Islam erreichte hier seinen Höhepunkt. Er erblickte zum erstenmal eine arabische Stadt, arabische Innenhöfe mit Springbrunnen, den Reiz arabischer Basars, den großen Zauber arabischer Architektur und Lebensauffassung. Mehr aber noch war sein empfängliches Gemüt durch zwei Eindrücke beherrscht. Wo er erschien, begrüßte ihn die Bevölkerung mit dem langgezogenen, in Gutturaltönen hervorgestoßenen Zuruf: „Lululu, Lululu, Lululu.“ Dieser monotone Zuruf wirkte auf ihn wie Haschisch. Ich habe diesen stumpfsinnigen Refrain viele Jahre später unter sehr verschiedenen Umständen, aber ähnlich wieder vernommen, als um die Jahreswende 1918/1919 kommunistische Demonstranten durch die Straßen von

Berlin zogen mit dem in gleichförmigem Takt immer wiederholten Rufe: „Hoch — Liebknecht! Nieder — Ebert!“ Es scheint, daß unseren Kommunisten diese Art von monotonem, aber gerade dadurch wirksamem Gesang von russischen Bolschewisten unter Hinweis darauf empfohlen worden war, daß damit in Rußland gute Erfolge für den Sowjet-Stern erzielt worden wären. Ein neuer Beweis dafür, wieviel Asiatisches das Russentum in sich birgt. Noch mehr als das immer wieder ertönende „Lululu“ der Bevölkerung erfreuten den Kaiser zwei syrische Soldaten, die der Sultan ihm beigegeben hatte. Der Kaiser behauptete, diese Syrier, stattliche Gestalten mit funkelnden Augen, hätten von dem Beherrscher der Gläubigen den Befehl, jeden niederzustechen, der den Freund des Kalifen, den Deutschen Kaiser, scheel anschaue. Jedenfalls saßen die beiden Tapferen, in der Hand ein Riesengewehr mit einem langen Bajonett an der Spitze des Gewehrs, auf dem Bock des kaiserlichen Wagens und warfen fürchterliche Blicke um sich.

Als in Damaskus der Scheich Abdobah Effendi auf dem Festmahl, das die Stadt dem Deutschen Kaiser zu Ehren gab, ihn mit freundlichen Worten begrüßt hatte, hielt Wilhelm II. eine Rede, in der er mit enthusiastischen Worten für den herrlichen Empfang der Stadt Damaskus dankte. Er sei tief ergriffen von diesem überwältigenden Schauspiel, zugleich aber bewegt von dem Gedanken, an der Stelle zu stehen, wo einer der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der große Sultan Saladin geweilt habe, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der oft seine christlichen Gegner die rechte Art des Rittertums hätte lehren müssen. „Möge Seine Majestät der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, die, auf Erden zerstreut lebend, in ihm ihren Kalifen verehren, dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird.“ Nach Aufhebung der Tafel ließ ich mir den Stenographen kommen, der uns begleitete, um etwaige kaiserliche Ansprachen aufzunehmen, und sagte ihm, daß er diese Rede nicht veröffentlichen dürfe, bevor ich sie korrigiert hätte. Er erwiderte mit ziemlicher Verlegenheit, auf Weisung des Botschafters von Marschall, der sich auf einen direkten kaiserlichen Befehl berufen habe, sei das Telegramm an Wolff sofort und schon seit geraumer Zeit abgegangen. Ich hatte daraufhin eine ernste Auseinandersetzung mit Marschall, dem ich sagte, ich verstünde, daß er die Dinge mehr von seinem gegenwärtigen Standpunkt, d. h. als Botschafter bei den Türken, auffasse. Ich hätte aber die Pflicht, Übertreibungen dieses diplomatischen „Schwadronstandpunkts“ zu verhindern, die einerseits in Konstantinopel gefährliche Illusionen erwecken, andererseits Franzosen, Engländer und Russen, die über Millionen von mohammedanischen Untertanen geböten, mißtrauisch machen und gegen uns verstimmen könnten. Ich habe die Beziehungen zur Türkei während meiner ganzen Amtszeit sorgsam gepflegt, und es gibt keinen türkischen

Orden, den ich nicht in Anerkennung dieser meiner Bemühungen, noch dazu mit Brillanten, erhalten hätte. Aber ich habe unsere Freundschaft mit der Türkei nur als Mittel zum Zweck betrachtet, und zwar mehr für wirtschaftliche als für politische Zwecke. Ich habe mir auch keine Illusionen über die Grenzen türkischer Leistungsfähigkeit gemacht. Sowohl Marschall als sein Nachfolger Wangenheim, die beide in ihrem Botschafterposten am Goldenen Horn das Sprungbrett sahen, um auf einen leitenden Berliner Posten zu gelangen, haben durch Schönfärberei in ihrer Berichterstattung viel gesündigt.

Beim Rückblick auf unsere Palästinareise steigt ein Zwischenfall vor mir auf, der, wenn er im Augenblick eher komisch wirkte, doch auch zu nachdenklichen Betrachtungen Anlaß bieten konnte. Als Gerüchte von einem gegen den Kaiser geplanten Attentat nach Berlin gelangten, beschloß unsere Polizei, besondere Maßnahmen zum Schutz Seiner Majestät zu ergreifen. Der Minister des Inneren schrieb an den Chef des Zivilkabinetts, daß für diese delikate Mission ein besonders gewiegter und geschickter Geheimpolizist ausersehen wäre. Wir befanden uns auf dem Marsch von Haifa nach Jerusalem gerade beim Mittagsmahl, unter freiem Himmel, als sich dem Kaiser ein Herr in Zivil näherte, dem auf zehn Schritt der preußische Offizier anzusehen war an Haltung, Manieren und Anzug. Damit gar kein Zweifel obwalten könne, trug er möglichst auffällig das Eiserne Kreuz von 1870. Bei Seiner Majestät angelangt, meldete er mit einer Stimme, um die ihn Stentor hätte beneiden können, der starke Mann, von dessen eherner Stimme Homer rühmt, daß sie laut tönte wie die fünfzig anderer Männer: „Von N., früher Leutnant im x. Regiment, jetzt beim Königlichen Polizeipräsidium in Berlin beschäftigt und von dem Herrn Polizeipräsidenten als Geheimagent Eurer Majestät beigegeben zur sekreten Bewachung Eurer Majestät Allerhöchster Person, meldet sich alleruntertänigst zur Stelle." Der Kaiser, sehr belustigt, schüttelte diesem Geheimagenten die Hand und riet ihm, baldmöglichst nach Berlin zurückzukehren. Der Schutz des Kaiserpaares blieb den beiden tapferen Syriern überlassen, die es jedenfalls mit allen Berliner Polizeiagenten aufnehmen konnten. Diese Episode erinnerte mich an eine gelegentliche, in meiner Gegenwart gefallene Äußerung des Fürsten Bismarck, der darüber klagte, daß er niemals einen wirklich geschickten Berliner Polizeipräsidenten zu seiner Verfügung gehabt hätte. Es fehlen uns nun einmal diejenigen Eigenschaften, die seit Fouché den Ruhm so vieler Pariser Polizeipräfekten ausgemacht haben, die mit angeborener Schlauheit und durch das Leben erworbener Menschenkenntnis Rücksichtslosigkeit und nötigenfalls brutale Energie verbanden. Der einzige Berliner Polizeipräsident, der etwas von dieser Art besaß, Hinkeldey, wurde unter Friedrich Wilhelm IV. im Duell von einem konservativen Edelmann erschossen.

Die Huldigungen der Bevölkerung, die Aufmerksamkeiten aller Behörden, die Überzeugung, in den Türken und darüber hinaus in allen Bekennern des Islams wahre Freunde und Verehrer zu besitzen, waren in Wilhelm II. so lebendig, daß er sich fast täglich gedrungen fühlte, dem Sultan seine Freude und Dankbarkeit telegraphisch auszusprechen. Ich hatte die Aufgabe, diese Telegramme aufzusetzen, in die doch eine gewisse Abwechslung gebracht werden mußte, so daß ich nach und nach alle Ausdrücke und Wendungen der französischen Sprache für die Begriffe Anerkennung, Vergnügen und Erkenntlichkeit erschöpfte. Wenn der Ruf Seiner Majestät ertönte, und das war ununterbrochen der Fall: „Dies war das Schönste, was wir noch erlebt haben! Bülow, ein Danktelegramm an den Sultan!", so nahm ich den Bleistift zur Hand und ersann eine neue Variante. Mein Freund Knesebeck sagte zu mir: „Es gibt Briefsteller für Liebende. Du solltest einen Briefsteller für freundschaftlichen Verkehr mit einem Sultan während einer Orientreise schreiben."

Während Wilhelm II. in vollen Zügen die großartige Natur und die pittoresken Menschen des Orients genoß, seine Farbenpracht, die großen Erinnerungen und weiten Horizonte, resümierte Herr von Lucanus, Halberstadts nüchterner Sohn, seine Eindrücke in einem Telegramm an seine in Potsdam zurückgebliebene Gattin, in dem es hieß: „Bin den Rummel satt. Sehne mich nach Dir und Hasenbraten mit Rotkohl." Er las diesen poetischen Gefühlsausbruch unserer Reisegesellschaft vor, zu deren großer Erheiterung, natürlich in Abwesenheit Seiner Majestät.

XVII. KAPITEL

Kaiserin Auguste Viktoria • Die Rückreise • Malta • Neuerdings die Lippische Frage München • Ankunft auf der Wildpark-Station • Wilhelm II. an seine Minister über die Türkei • Einzug in Berlin (1. XII. 1898) • Faschoda • Der Windsor-Vertrag • Chamberlains Stellungnahme zu einer deutsch-englischen Allianz • Brief des Botschafters Grafen Hatzfeldt

Auguste Viktoria

Ich kann nicht vom Orient und insbesondere vom Gelobten Lande Abschied nehmen, ohne in Ehrerbietung und Dankbarkeit der Kaiserin Auguste Viktoria zu gedenken. Alle Teilnehmer an der Reise waren darüber einig, daß ihre Herzensgüte, ihre Ruhe, ihre stets gleiche Liebenswürdigkeit und immer gute Laune in hohem Grade dazu beigetragen haben, die mancherlei Unzuträglichkeiten, die eine Reise in so großer und verschiedenartiger Gesellschaft mit sich bringt, zu glätten und zu überwinden. Daß die Reise alles in allem gut verlief und gut abschloß, war nicht zum wenigsten ihr Verdienst. Die Kaiserin Auguste Viktoria verkörperte alle trefflichen Eigenschaften der deutschen Frau. König Eduard VII. soll als Prinz von Wales die frivole Bemerkung gemacht haben, daß es für die deutsche Frau nichts gäbe als die drei K's: Kirche, Kinder und Küche. Für die Kaiserin Auguste Viktoria stand jedenfalls in erster Linie neben der Kirche und neben ihren Kindern, weit vor allem äußeren Glanz, vor allen irdischen Gütern ihr Mann. Ihre Hingebung und ihre Ergebenheit für ihren Gatten waren unbegrenzt. Nicht als ob sie die Klippen und Schwächen seines Wesens nicht wohl gekannt hätte, aber diese Erkenntnis erhöhte nur ihre Fürsorge und Liebe für den Kaiser. Im Gegensatz zu ihrer Schwiegermutter, der Kaiserin Friedrich, die immer Engländerin geblieben war, im Gegensatz zur Kaiserin Augusta, die als echte Tochter Weimars über nationalen Differenzen schwebte, war die Kaiserin Auguste Viktoria durch und durch deutsch. Sie mochte die Ausländer nicht. Die Russen erschienen ihr barbarisch und frivol, die Franzosen liederlich, den Südländern traute sie nicht, die Engländer hielt sie für selbstsüchtige und brutale Heuchler und liebte sie noch weniger als die drei anderen. Vor der Großmutter ihres kaiserlichen Gemahls, der Königin Victoria, empfand sie Respekt, wie die ganze Verwandtschaft des englischen Hofes; den Onkel Bertie, den künftigen König Eduard VII., verabscheute sie, schon weil ihm mit einiger

Glaubwürdigkeit nachgesagt wurde, daß er sich als Ehemann manche Seitensprünge erlaubt habe.

Bei aller Trefflichkeit ihres Wesens hat die Kaiserin Auguste Viktoria unsere Beziehungen zu Rußland wie namentlich zu England und bis zu einem gewissen Grade auch zu Italien durch ihr Ausländern gegenüber steifes und sprödes Wesen nicht erleichtert. Wenn ihr Gemahl in dieser Beziehung zu viel tat, war sie bisweilen geneigt, zu wenig zu tun. Die Kaiserin war eine durch und durch fromme Christin. Sie überwachte sorgsam den Religionsunterricht ihrer Kinder. Sie wollte nicht, daß in irgendeinem Punkt von der Auffassung strenger Gläubigkeit abgewichen würde, in der sie ihr Vater, Herzog Friedrich VIII. von Augustenburg, erzogen und der Oberhofprediger Dibelius in Dresden eingesegnet hatte. Die Kinder sollten glauben, daß der Prophet Jonas sich einige Tage im Bauche eines Walfisches aufgehalten hätte und daß auf des tapferen Josuas Gebot die Sonne stillstand zu Gibeon und der Mond im Tal Ajalon. Die Kaiserin war nicht unduldsam, aber wenn Rationalisten ihr unsympathisch, Atheisten abscheulich erschienen, so blickte sie auf die katholische Kirche mit der Scheu, die manche an sich treffliche Protestanten vor dem „altbösen Feind“ des Lutherliedes empfinden, dessen grausame Werkzeuge große Macht und viel List sind. Sie erzählte mir selbst einmal, daß der ausgezeichnete Kultusminister Graf Robert von Zedlitz ihr mit Bezug hierauf, bei seinem Rücktritt, in seiner Abschiedsaudienz gesagt habe: „Eure Majestät sind mir nicht tolerant genug.“ Ich habe mich oft bemüht, bei der Kaiserin Verständnis für die vielen, großen und schönen Seiten der katholischen Kirche und der katholischen Weltanschauung zu erwecken, aber ohne damit viel Erfolg zu haben. Die Kaiserin würde nie eine Ungerechtigkeit gegenüber Katholiken oder gar eine Verletzung der Rechte der katholischen Kirche gebilligt haben, dazu war sie zu pflichttreu und zu gütig. Aber sie konnte sich nicht entschließen, Katholiken als Oberhofmeister oder Hofdamen in ihre nähere Umgebung zu ziehen, wie ich ihr das wiederholt riet. Sie konnte sich freilich mit einigem Recht darauf beziehen, daß am bayrischen Hofe die Hofdamen ausnahmslos katholisch waren, obwohl zwei Fünftel der bayrischen Bevölkerung evangelisch sind.

Der Kaiser wußte, was er an seiner Gemahlin hatte. Er liebte sie, freilich in den Grenzen seiner naiven Selbstsucht. Er kannte und würdigte ihre Treue, aber sie erschien ihm, namentlich verglichen mit seiner Mutter, als eine kleine Prinzeß. „Man merkt ihr immer wieder an“, meinte er mehr als einmal zu mir, „daß sie nicht in Windsor aufgewachsen ist, sondern in Primkenau.“ Politische Eingriffe hat sich die Kaiserin nie erlaubt. Soweit sie sich um Politik kümmerte, stand sie auf dem Standpunkt eines orthodox-protestantischen Konservativen mit instinktiver Vorliebe für die

Agrarier als die sicherste Stütze von Thron und Altar. So wie sie war, würde sie eine vortreffliche Kommandeuse geworden sein, wie man in der Sprache unserer alten ruhmvollen Armee sagte. Sie würde sich als Frau des Kommandierenden Generals oder des Oberpräsidenten einer Provinz, auch als Ministergattin allgemein Achtung und Liebe erworben haben. In allen diesen Stellungen würde das Urteil über sie gelautet haben: Tadellose Frau, durch und durch pflichttreu und so ganz deutsch! Sie hatte nicht die komplizierte Seele der Russin, nicht den Elan der Polin, nicht die Härte und noch weniger die Koketterie der Französin, nicht die Leidenschaft und den Charme der Italienerin. Sie war auch kein Sport-woman wie die Engländerin, und jeder Gedanke an Flirt lag ihr meilenfern. Ihre Verbindung mit dem künftigen König von Preußen und Deutschen Kaiser, dem damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen, war von der Königin Victoria von England und deren ältester Tochter, der Kronprinzessin von Preußen, schon beschlossen worden, als die Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg ebenso wie ihr künftiger Gemahl noch Kinder waren. Wilhelm II. hat mir gelegentlich erzählt, er sei als Knabe einmal in Venedig gewesen. Da habe ihn seine Mutter mit einem Kranz nach einer Insel in der Nähe von Venedig geschickt, wo sich das Grab einer längst verstorbenen Prinzeß von Holstein befunden habe, dort hätte er den Kranz niederlegen müssen. Erst später habe er begriffen, daß damals schon seine Vermählung mit einer Prinzeß von Holstein beschlossene Sache gewesen wäre. Die Familie Holstein hatte gefürchtet, daß Fürst Bismarck im Hinblick auf die politischen Streitigkeiten, die er mit dem Herzog Friedrich von Augustenburg gehabt hatte, nicht seine Einwilligung zu einer Verbindung des künftigen Königs von Preußen mit einer Tochter des Herzogs geben würde. Diese Besorgnis stellte sich als unbegründet heraus. Der Kanzler erhob keinen Widerspruch. Trotzdem stand die Kaiserin Auguste Viktoria dem Fürsten Bismarck innerlich kühl gegenüber. Sie hat nie die aus Augustenburgischer Ranküne, Mißtrauen und Furcht gemischte Scheu überwunden, mit der sie bei der ersten Defiliercour nach ihrer Vermählung den großen Kanzler begrüßt hatte. Herbert Bismarck war ihr ganz antipathisch. Daß er in feucht-fröhlicher Stimmung gelegentlich formlos sein konnte, würde sie allenfalls verziehen haben, nicht aber die „unpassenden“ Witze und Anekdötchen, die er auch vor Damen zum besten gab. Ich glaube nicht, daß die Kaiserin Auguste Viktoria auf den Sturz des Fürsten hingearbeitet hat, dazu war sie zu gewissenhaft, auch lagen ihr Intrigen fern. Aber sie hat, wie gesagt, bei aller ihrer sonstigen Herzensgüte und trotz ihres aufrichtigen Christentums dem großen preußischen Minister ganz doch nie verziehen, daß er ihren Vater und ihr Haus verhindert hat, den Thron des meerumschlungenen Schleswig-

Holstein zu besteigen. Sie hielt Bismarck für den „bösen Mann“ und meinte einmal in meinem Beisein, der liebe Gott habe dem guten alten Kaiser Wilhelm die für eine erfolgreiche Politik in dieser schlechten Welt vielleicht notwendigen Sünden und Bosheiten ersparen wollen und sie deshalb von Bismarck ausführen lassen.

Die partikularistischen Velleitäten der Kaiserin machten übrigens auf ihren Gemahl nicht den mindesten Eindruck. Als er zum erstenmal als Kaiser ein Manöver in der Provinz Schleswig-Holstein abhielt, ließ er die Chefs der beiden Linien des Hauses Holstein, seine beiden Schwäger, den Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und den Herzog Fricdrich Ferdinand von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, als Ordonnanzoffiziere vor seinem Wagen reiten.

Die Kaiserin Auguste Viktoria war eine optimistische Natur. Sie war erfüllt von dem festen, unerschütterlichen Glauben an die göttliche Hilfe, die den Frommen und Guten nicht im Stich läßt, wie uns das in so vielen schönen Psalmen verkündet wird. Als die bösen Tage kamen, hoffte und glaubte sie bis zuletzt. Sie war unermüdlich in Pflichterfüllung, in Fürsorge für die Verwundeten, die Kranken und Hungernden. Sie hielt den Kaiser aufrecht, sie ermutigte ihn, der leicht zwischen Furcht und Hoffnung hin und her schwankte. Es ist richtig, daß sie sich über die Lage, in die wir durch unsere ungeschickte Diplomatie im Sommer 1914 und durch eine schwache politische Zügelführung während des ganzen Krieges geraten waren, bis zuletzt Illusionen gemacht hat. Aber einmal hoffte sie wie Augustinus contra spem, d. h. gegen menschliche Auffassung, auf die göttliche Hilfe. Und dann fürchtete sie für den Fall, daß der Kaiser die Lage in ihrer vollen Gefährlichkeit erkenne, einen völligen moralischen Zusammenbruch ihres Gatten. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, hat sie bis zuletzt nach Möglichkeit verhindert, daß dem Kaiser ganz reiner Wein eingeschenkt wurde. Als aber der Niederbruch kam, war sie die Mulier fortis der Heiligen Schrift. Sie hätte nicht Heer und Land verlassen. Sie behielt den Kopf oben, sie hielt sich würdig und aufrecht, auch als roher Mob sie am 9. November 1918 in ihren Wohnzimmern im Schloß bedrohte und beschimpfte. An ihrem Hochzeitstage war ihr Lieblingslied, das schöne Lied des Grafen Nikolaus Zinzendorf: „Jesu, geh voran“, von der Schloßgemeinde gesungen worden. Den zweiten Vers dieses Liedes hat die Kaiserin wahr gemacht:

Soll's uns hart ergehen,
Laß uns feste stehen
Und auch in den schwersten Tagen
Niemals über Lasten klagen;
Denn durch Trübsal hier
Geht der Weg zu dir.

Nur wenige Tage nachdem der Kaiser nach Holland geflohen war, begab sich die Kaiserin zu ihm. Als sie in Amerongen ankam, stand Wilhelm II. vor ihr auf der Fallbrücke, die in das kleine holländische Schloß führt. Sie hatte ihn nicht mehr gesehen, seitdem er Anfang November das Neue Palais verlassen hatte, um sich an die Front zu begeben. Wilhelm II. sah sehr unglücklich aus, vor allem sehr verlegen. Die Kaiserin aber, so erzählte mir ein Augenzeuge dieser Begegnung, wandte ihrem Gemahl einen Blick grenzenloser, tiefster Liebe zu, den Blick einer Mutter, die zu ihrem Sohn sagt: „Was du auch getan haben magst, meiner Liebe, meines Verständnisses, meiner Nachsicht, wo du solcher bedarfst, bist du immer sicher." Sie hat, bevor sie erlöst wurde, nicht nur seelisch, auch körperlich schwer leiden müssen. Ich bin überzeugt, daß sie diese Leiden geduldig getragen hat als eine Prüfung und im festen Glauben an das Jenseits. Und so möge sich an der edlen und guten Frau das Schlußwort des Zinzendorfschen Liedes erfüllen:

Tu uns nach dem Lauf
Deine Türe auf.

Rückfahrt über Malta

Die Rückreise von Syrien nach der Heimat sollte ursprünglich über Malta und Gibraltar gehen. Der Kaiser begründete seine Reiselust in dieser Richtung damit, daß er zur Beurteilung der europäischen Gesamtsituation sich durch den Augenschein davon überzeugen müsse, wie stark die englische Position in diesen beiden Hauptstützpunkten der Engländer im Mittelmeer wäre. Es gelang der Kaiserin, ihrem Gemahl Gibraltar auszureden, indem sie ihm vorstellte, daß die Rückreise von dort auf dem Landwege über Spanien ein zu großer Umweg wäre, während es andererseits keinen rechten Sinn hätte, an den Toren des Herkules umzukehren. So wurde, zur Befriedigung aller Reisegefährten, auf eine weitere Ausdehnung der Reise verzichtet, und wir begnügten uns mit Malta, der Insel, wo Phönizier und Karthager, Römer, Vandalen und Goten, Byzantiner und Araber geherrscht, wo der ritterliche Orden St. Johannes vom Spital und der Premier consul Bonaparte geboten hatten, bis sie wie so viele andere wichtigste Punkte der Erde an England fiel, das mit neuen Methoden und in anderer Form die römische Weltherrschaft erneuert hat.

Vor unserem Eintreffen hatte der Kaiser wiederholt bei Tisch erklärt, daß er gegenüber dem Engländer auf Malta und insbesondere gegenüber den englischen Seeoffizieren eine ernste Sprache führen werde, denn er habe sich über eine Reihe englischer Übergriffe und Unfreundlichkeiten zu beklagen. In letzterer Richtung war die Ranküne Seiner Majestät damals übertrieben, sie kam aber überhaupt nicht zum Ausbruch, denn wie meist bei persönlichen Begegnungen mit Engländern erlag der Kaiser dem Zauber,

den ein gut erzogener, richtiger Engländer mit seinen ruhigen Manieren, seiner sicheren Haltung, seiner mit respektvollen Formen verbundenen inneren Unabhängigkeit seit seiner Jugend auf ihn ausübte. Der Admiral von Senden, dessen antienglische Grundstimmung um so mehr hervorbrach, je mehr wir uns Malta näherten, sagte mir in dem Augenblick des Einlaufens in den Hafen mit einem gewissen Triumph, da er wußte, daß ich freundliche Beziehungen zu England aufrechtzuerhalten bemüht war: „Nun sollen Sie einmal sehen, wie unser Kaiser hier mit dem Engländer umspringen wird, den Admiral nimmt er sich zuerst vor." Als ich eine halbe Stunde später mit Senden auf dem Oberdeck auf und ab ging, deutete er ingrimmig auf die Kommandobrücke. Dort stand der Kaiser Arm in Arm mit dem kurz vorher zur Meldung eingetroffenen englischen Admiral, den er mit allen Zeichen kameradschaftlicher und wärmster Freundschaft beehrte.

Nachdem wir in Malta alles irgendwie Sehenswerte eingehend besichtigt und bewundert hatten, drängte mit verdoppeltem Eifer die ganze Reisegesellschaft zur Rückkehr in die Heimat, voran die Kaiserin, die als gute Mutter sich nach den Kindern sehnte. Nur der Kaiser selbst war bemüht, die Rückkehr nach Möglichkeit hinauszuschieben. Ihn graute förmlich vor den unerfreulichen und insbesondere vor den langweiligen Seiten seines Berliner und Potsdamer Lebens, die doch nun einmal mit seinem Herrscherberuf unzertrennlich verbunden waren. Wir blieben mehrere Tage vor Syrakus. Der Kaiser trug kein Verlangen nach dem Besuch der Latomien von Syrakus mit der Pracht ihrer Vegetation und ihren melancholischen Erinnerungen an die gefangenen Athener, die sich dort über die Grausamkeit ihres Gefängnisses durch Rezitieren der Verse des Euripides getröstet hatten. Auch das Grab von August Platen reizte ihn nicht, noch die Quelle der Arethusa. Er ging statt dessen den ganzen Tag auf dem Promenadendeck der „Hohenzollern" mit mir auf und ab, um die für ihn im Vordergrund stehende politische Frage ungestört zu besprechen. Aufgestachelt durch die Briefe seiner Mutter, die ihn immer wieder im Interesse ihrer Tochter, der Prinzessin Viktoria von Schaumburg-Lippe, gegen die unglücklichen Biesterfelder hetzte, wollte er Mittel und Wege finden, um, wenn auch nicht den Grafen Ernst aus Detmold zu entfernen, so doch dessen Nachkommen wegen angeblicher Unebenbürtigkeit von der Sukzession auszuschließen. An einer Stätte, die so eindrucksvoll die Vergänglichkeit alles Irdischen predigte, wo das Glück Athens zerschellte, war das Hin- und Herreden über diesen typischen Fall deutscher Kleinstaaterei doppelt kleinlich. Aber wo einst phönizische und athenische Flotten, römische und karthagische Trieren, normannische und arabische Segler, wo die Galeeren der Kreuzfahrer vorbeigezogen waren, wo Don Juan d'Austria als Sieger von Lepanto geprangt hatte, wurden jetzt die Ahnfrauen des Fürsten Georg

von Schaumburg-Lippe und des Grafen Ernst zu Lippe-Biesterfeld gegeneinander abgewogen. Der Kaiser wurde einen Augenblick stutzig, als ich ihm vorhielt, daß es dem preußischen Interesse nicht entspreche, die Kinder einer Gräfin Wartensleben für unebenbürtig zu erklären, wo die Familie Wartensleben der Monarchie viele und treffliche Offiziere und Beamte gestellt hätte und wo überhaupt der sogenannte kleine Adel für die Nation auf allen Gebieten viel mehr geleistet habe als alle Mediatisierten und die Mehrzahl der kleinen Fürstenhäuser zusammen. Der Kaiser kam immer wieder darauf zurück, daß es nicht an der öffentlichen Meinung, der Presse oder gar am Reichstag sei, Sukzessionsfragen zu entscheiden, die zu regeln ausschließlich Sache der deutschen Fürsten wäre. Er werde sich auf der Rückreise durch Deutschland bemühen, die Fürsten für seine Anschauungen und Pläne in dieser Richtung zu gewinnen.

Reise durch Süddeutschland

Wir passierten bald darauf die süddeutschen Hauptstädte. Überall benutzte der Kaiser den 10 bis 15 Minuten langen Aufenthalt, um die Fürsten und Minister, die ihn erwarteten, für seinen Standpunkt in der Lippischen Frage zu erwärmen. Sie alle, insbesondere der Prinzregent von Bayern und der König von Württemberg, erwiderten, daß sie gegen die Ansicht ihrer Minister und ohne Anhörung ihrer Kammern nichts machen könnten. Nichts wurmte den Kaiser mehr, als wenn Fürsten sich außerstande erklärten, den Widerstand ihrer Volksvertretungen oder ihrer Minister zu überwinden. Er sah darin eine Art Untreue gegen das von Gott dem Fürsten übertragene Amt, für das dieser, wie Wilhelm II. ja auch öffentlich ausgeführt hatte, nur dem Allmächtigen, keinem Menschen sonst verantwortlich wäre. An dieser Überzeugung hat Kaiser Wilhelm bis an das Ende seiner Regierung festgehalten. Als ein der deutschen Sprache mächtiger römischer Prälat im Frühjahr 1915 vom Kaiser im Schloß Pleß empfangen wurde, richtete Seine Majestät scharfe Angriffe gegen König Victor Emanuel von Italien, der kurz vorher Österreich den Krieg hatte erklären lassen. Als der Monsignore darauf hinwies, daß der König von Italien kaum anders habe handeln können, da das Ministerium Salandra-Sonnino auf der Kriegserklärung an Österreich bestanden hätte, bestritt der Kaiser mit Vehemenz diese Auffassung. Beim Jüngsten Gericht, führte der Kaiser aus, werde König Victor Emanuel nicht damit durchkommen, daß er die Verantwortung für die Kriegserklärung auf seine Minister abschiebe. Der liebe Gott werde dann zu ihm sagen: „Ne, Männeken, damit kommst du bei mir nicht durch! Wer hat dich zum König gemacht? Deine Minister? Dein Parlament? Ich allein habe dich zu dieser Stellung erhoben, mir allein bist du verantwortlich, herunter mit dir in die Hölle oder wenigstens ins Fegefeuer.“ Der römische Prälat war nicht wenig konsterniert ob dieser etwas anthropomorphistischen Betrachtungweise Seiner Majestät.

Bei den Besuchen in Stuttgart und München blieben alle Überredungskünste des Kaisers, seine glänzende Dialektik und seine gewinnende Liebenswürdigkeit vergeblich gegenüber der Vis inertiae der Souveräne, die gerade in der Lippischen Frage ihre Kammern mehr fürchteten als eine Verstimmung des Kaisers, von der sie bei dem Naturell des hohen Herrn annahmen, daß sie nur vorübergehend sein würde. Nur in Baden-Baden, wo wir einen ganzen Tag zubrachten, fand der Kaiser williges Gehör. Im Gegensatz zu den meisten anderen deutschen Fürsten stand Großherzog Friedrich infolge verwandtschaftlicher Beziehungen zu Bückeburg innerlich mehr auf dessen Seite, obwohl die Geschichte gerade des Hauses Zähringen ihn zur Nachsicht gegenüber unebenbürtigen Ehen hätte veranlassen sollen. Die Sympathie des Großherzogs für den kaiserlichen Standpunkt in der Lippe-Frage war aber mehr platonischer Natur. Auch er wünschte sich nicht öffentlich im Sinne des Kaisers zu engagieren.

Erfreulich war, daß ich den kurzen Aufenthalt in München benutzen konnte, um uns endgültig mit Bayern über die leidige Frage der Militär-Strafprozeß-Reform zu verständigen. Der Prinzregent willigte in die Errichtung eines bayrischen Senats mit dem Sitz in Berlin beim Obersten Militärgerichtshof. Dagegen räumten wir Bayern das Recht der Ernennung des Vorsitzenden wie der Mitglieder im Berliner Senat sowie des Militäranwalts ein. Damit war diese Frage endlich geregelt, die zu vielen Empfindlichkeiten Anlaß gab und sich schon viel zu lange hingezogen hatte und deren endliche Beilegung namentlich dem Fürsten Hohenlohe sehr am Herzen lag. Der Kaiser, der in seinem Widerstand lange vom Chef des Militärkabinetts, General von Hahnke, bestärkt worden war, gab endlich nach, als ich ihm das italienische Sprichwort vorhielt: „Le cose lunge diventano serpe“ („Verschleppte Schwierigkeiten werden zu Giftschlangen“) und ihm schließlich diesen schönen Spruch auf einen Zettel schrieb. Es hing zusammen mit der raschen Auffassung und mit der Empfänglichkeit für Geist in jeder Form, zwei Eigenschaften, die Wilhelm II. in hohem Maße besaß, daß zugespitzte Zitate, Sprichwörter, für einen Fall passende Worte historischer Persönlichkeiten mehr Eindruck auf ihn machten als die längsten Denkschriften.

Eintreffen in Potsdam

Am 26. November trafen wir wieder auf der Wildparkstation in Potsdam ein, wohin die preußischen Minister mit dem Fürsten Hohenlohe an der Spitze zum Empfang befohlen worden waren. Der Kaiser hielt eine Ansprache an seine verfassungsmäßigen Berater, in der er eine begeisterte Schilderung nicht nur des ihm im türkischen Reiche gewordenen Empfangs, sondern vor allem der herrlichen Zustände in der Türkei gab. Er ging hierbei so weit, zu sagen, daß die Türkei mit dem unbedingten Gehorsam ihrer Bewohner gegenüber dem Sultan, in dem sie nicht nur ihren Souverän,

sondern auch ihren Kalifen, d. h. den Statthalter Gottes, verehrten, für andere Länder vorbildlich sein könnte. Der Segen des Himmels ruhe sichtbar auf der Türkei, auch wirtschaftlich wäre das Land in blühendem Zustand.

Als wir mit der Eisenbahn nach Berlin zurückfuhren, meinte der Kultusminister Dr. Bosse mir gegenüber, er sei tief erschüttert durch die kaiserliche Ansprache. Er habe mit einer größeren Anzahl Geistlicher um die gleiche Zeit wie der Kaiser und ungefähr auf demselben Wege Palästina und Syrien besucht. Er habe überall Armut, Verwahrlosung und Mißregierung konstatiert. Wie sei es möglich, daß sich der Kaiser, ein so hochbegabter Herr, in solchen Illusionen bewege? Fürst Hohenlohe fühlte sich wieder an Ludwig II. von Bayern erinnert, der für die Inseln im Ägäischen Meer geschwärmt habe und das prosaische Bayern gern für sie eingetauscht hätte. Ich möchte auch bei diesem Anlaß wiederholen, daß nach meiner festen Überzeugung der Kaiser geistig nicht anormal war, wohl aber oberflächlich, sehr impressionabel, ohne Kritik gegenüber der eigenen Phantasie, ohne Hemmungen und darum allerdings oft der Spielball wechselnder Eindrücke.

Einzug in Berlin

Am 1. Dezember hielt der Kaiser mit der Kaiserin einen feierlichen Einzug in Berlin. Er wurde vom Bürgermeister am Brandenburger Tor begrüßt, dem er erklärte, daß er auf seiner Orientreise schöne und mächtige Eindrücke auf dem Gebiete der Religion, der Kunst und Industrie gewonnen habe. Das eine könne er dem Bürgermeister sagen, daß er den deutschen Namen überall, in allen Ländern und allen Städten, geschätzt und geachtet gefunden hätte wie nie zuvor. Der Bürgermeister möge der „braven Bürgerschaft“ seinen Dank übermitteln. Der Kaiser hatte in seiner großen Liebenswürdigkeit meine Frau und ihre gerade bei ihr weilende Mutter Donna Laura Minghetti aufgefordert, sich seinen Einzug von dem Balkon des Niederländischen Palais anzusehen. Donna Laura, die einen scharfen Verstand besaß, übrigens Kaiser Wilhelm II. schon wegen seiner Güte für ihre Tochter und für mich sehr liebte, sagte mir, nachdem sie sich den Einzug angesehen hatte: Ein Monarch täte besser, sich eine solche „Entrée triomphale“ nur nach einem gewonnenen Kriege zu erlauben. Es sei ein großes Glück für Deutschland und für Europa, daß der Kaiser friedlich gesinnt sei. Aber Einzüge wie dieser, nach einer Reise, deren Arrangement Cook übernommen habe, hätten etwas Ridiküles.

Briefe der Kaiserin Friedrich

Während ich im Orient weilte, erhielt meine Frau aus Windsor Castle mehrere Briefe von der ihr so gütig gesinnten Kaiserin Friedrich, die dort zu Besuch bei ihrer Mutter weilte. Unter anderem schrieb sie: „Dearest Marie — the only reason why I regret not being at Berlin — is that I can have no little chats with you! L'inverno a Berlino mi pare sempre tanto tristo, adesso più che mai! I would be very grateful to escape one of these

winters if I did not just miss you! You must come again to Friedrichshof— will you not? Your husband will return to Berlin now and be glad to be home again I am sure! I expect to see the whole of Berlin Court with the ‚Fez' on their head, and the ‚Halfmoon' on their breast, since the friendship with the Sultan is so great! Si potrebbe anche scegliere un amico più nobile?? This modern Nero inspires me with nothing but disgust! Goodbye, darling contessina, ever your devoted friend Victoria."

Kaiser Wilhelm hatte in dieser Zeit unter dem Einfluß des ihm in Konstantinopel zum Ehrendienst beigegebenen geschickten und intriganten Albanesen Turkhan-Pascha trotz meines Abratens dem Kaiser Nikolaus einen Brief geschrieben, in dem er mit Wärme für die türkischen Ansprüche auf Kreta eintrat. In Damaskus konnte er sich nicht enthalten, in einem zweiten Brief an den Zaren seiner Begeisterung für die Türken Ausdruck zu geben. Nach Berlin zurückgekehrt, erhielt er von seinem „Kollegen, Freund und Schwippschwager", wie er ihn scherzhaft zu nennen pflegte, die nachstehende Antwort:

Livadia, Dezember 2. 14. 1898*

Dearest Willy,

It was very kind of You to have written two long and interesting letters during Your voyage — one from Constantinople — the second from Damaskus! I thank You heartily for them, I was particularly interested in hearing Your personal impressions, as unluckily I had not the chance of visiting Syria and Palestina during my voyage to the East. A few days ago I got a special report from Count Osten-Sacken, upon a conversation, he had had with You — the day he presented the picture of Your arrival at Cronstadt last year. Your usual frankness towards him made me happy and I beg You to continue to rely upon him even as much as You rely upon and trust me! Whenever You want to have a good explanation upon a question or if You want me to learn some news, which might concern us both, please, except writing to me: (if You have got time:) send for Osten-Sacken — in the future. I assure You the affair would in this way be quickly and noiselessly done. I hope England's arrogant conduct is not going to last long. She seemed to be very earnest in the beginning of her war-preparations, but now that she sees the effect she hoped to produce on the Powers — was not so great as she had hoped it would be, I am sure her martial mood will soon go down. I don't think there is much chance for England to form a real alliance with the United States, against Europe in general, and Russia in particular — as there are so many divergent interests ... Canada or the growing question of the

* Deutsche Übersetzung siehe Anhang, S. 790.

Nicaragua canal. Of course they — (I mean the English) would like to push the Americans against us in China. This neither frightens me, because we sit firmly on land at Port Arthur — and above every thing — Russia's borders touch the Afghan frontier! And England should not forget this! I am glad, that the Cretan affair is at last nearing its end. You know the reason, why Russia had to take such a prominent part in its solution — at the risk of damaging our good and cordial relations with Turkey — the fear of another Power establishing itself on the island and of course the wish to put a final stop to the constant bloodshed. There was no other way of settling the question than sending George as High Commissioner of the four Powers — it is a radical measure, but therefore the only one in my opinion. Our troops shall remain there as long as England keeps her's on the island. We have both spent a most enjoyable time here; the autumn has been a real summer to us who come from the north. One does feel so well being out of doors all day, riding, playing lawn-tennis etc. and not having to receive daily tiresome ministers. Still they do not forget to belabour me with hills of papers, that I get twice a week. Alas! the end of our stay at Livadia is approaching, as we think of leaving about the 10. 22. Dec. Alix sends You her best love; please give mine to Victoria and with warm thanks for Your kind letters believe me dearest Willy ever Your most loving cousin and faithful friend

Nicky.

Faschoda

Während unserer Orientreise hatte sich der Faschoda-Streit zwischen England und Frankreich abgespielt. Im April 1898 hatte der Sirdar Herbert Kitchener, derselbe, der während des Weltkriegs von den Wellen der Nordsee verschlungen werden sollte, ein harter, rücksichtsloser, aber energischer Kriegsmann, die Verkörperung jener englischen bulldoggenartigen Tatkraft, die sich Indien und Südafrika unterwarf, die Derwische bei Atbara aufs Haupt geschlagen. Ungefähr um dieselbe Zeit war der französische Major Marchand von Abangki abmarschiert und hatte Faschoda am oberen Nil besetzt. Es war der letzte schüchterne Versuch der Franzosen, von ihrer früheren großen Stellung in Ägypten wenigstens einige kleine Fetzen im Niltal zu retten. Es ging ihnen aber damit ähnlich wie im 18. Jahrhundert bei den Kämpfen um Kanada. Bei jedem kolonialen Zusammenstoß mit England ist Frankreich immer wieder auf seine kontinentale Politik zurückgeworfen worden. Als Kitchener von der Expedition Marchands erfuhr, nahm er seinen Vormarsch nach Süden wieder auf und brachte den um die Hälfte stärkeren Derwischen eine neue, vernichtende Niederlage bei. Am 5. September besetzte Kitchener Chartum, drei Wochen später hißte er die englische Flagge in Faschoda und forderte Marchand zur

Räumung auf. Marchand weigerte sich, ohne Befehl seiner Regierung Faschoda zu verlassen. Die französische Presse tobte, aber die französische Regierung dachte nicht einen Augenblick daran, sich wegen einer afrikanischen Frage mit England zu brouillieren.

Delcassé

Die französische auswärtige Politik wurde damals von Delcassé geleitet, dem zähesten und dabei geschicktesten Vertreter der Revanche-Idee, der sein ganzes Denken, Sinnen und Leben gehörte. Er ließ der englischen Regierung keinen Zweifel darüber, daß Frankreich aus der Faschoda-Frage keinen ernsten Zwist, geschweige denn einen Casus belli machen würde. Wie ich nicht lange nachher aus sicherer Quelle hörte, erklärte Delcassé ohne Umschweife dem englischen Botschafter: „Solange die Deutschen in Straßburg und Metz stehen, hat Frankreich nur einen einzigen permanenten Feind. Unter diesem Gesichtswinkel werden wir jede Differenz mit anderen Mächten, mit England wie mit Rußland, mit Italien und Spanien wic mit Amerika behandeln und beilegen." Eine Note der Agence Havas meldete denn auch, daß die französische Regierung beschlossen habe, die Mission Marchand in Faschoda nicht aufrechtzuerhalten. Gleichzeitig dementierte sie in scharfer Form alle beunruhigenden Gerüchte, die über die Beziehungen zwischcn Frankreich und England verbreitet würden. Es sei durchaus unrichtig, daß in irgendeinem französischen Kriegshafen außerordentliche Maßregeln getroffen würden. Ein mir befreundeter Vertreter eines bei diesem Streitfall unbeteiligten Landes in Konstantinopel erzählte mir später, daß, als dort die Nachricht eingetroffen wäre, daß Frankreich in dem Faschoda-Streitfall auf der ganzen Linie nachgegeben hätte, der französische Botschafter, Paul Cambon, der spätere Botschafter in London, ihm gesagt habe: „Je suis ravi de cette bonne nouvelle." In Deutschland verfielen damals öffentliche Meinung und Presse, wie schon früher und wie leider nur zu oft auch später, in dcn Fehler, gegenüber dem englisch-französischen Streit mit wenig Witz und viel Behagen, vor allem mit sehr wenig Takt die Haltung anzunehmen, in der sich das Straßenpublikum gefällt, wenn zwei Hunde aneinanderkommen. Gegenüber einer so schiefen Einstellung und solchen Entgleisungen der deutschen Stimmung und der sie reflektierenden Presse konnte ich acht Jahre später in meiner Rede vom 14. November 1906* mit Recht vom mißverstandenen Bismarck sprechen. Weil in den Jahren des Werdens des Deutschen Reichs, in einer Zeit, wo Eifersucht, Mißtrauen und Haß gegen unsere wachsende Macht und unseren zunehmenden Wohlstand bei weitem nicht so hoch gestiegen waren wie seitdem, Fürst Bismarck mit seiner einzigartigen, genialen Findigkeit aus den Gegensätzen zwischen den anderen Großmächten Vorteile gezogen

---

* Fürst Bülows Reden. Große Ausgabe II, S. 326; Kleine Ausgabe IV, S. 134.

hatte, glaubten viele Leute in Deutschland, das „Duobus litigantibus, tertius gaudet" müsse Motiv und Ziel der deutschen Politik sein. Ich habe auch später gelegentlich im Reichstag darauf hingewiesen, daß wir nicht von der Feindschaft zwischen anderen Mächten leben könnten. Ich habe unter vier Augen mehr als einem deutschen Politiker und Publizisten auseinandergesetzt, das sicherste Mittel, Streit zwischen anderen Mächten zu verhindern, sei, daß wir Sehnsucht nach solchen Differenzen verrieten und die Freude des Tertius gaudens gar zu naiv zur Schau trügen. Aber die unpolitische, die meist mit dem Gefühl, selten mit kalter Überlegung operierende Art der Söhne des Teut verfiel immer wieder in dicsen Fehler. Die Stimmung der Franzosen uns gegenüber ist nie besser charakterisiert worden als durch jenes von mir bereits erwähnte Wort: „La France désire la revanche, mais elle veut la paix." Frankreich hat seit 1871 niemals weder das Straßburger Münster noch die Metzer Kathedrale noch vor allem die beherrschende Stellung vergessen, die es im Laufe der letzten Jahrhunderte wiederholt in Europa einnahm. Solche Wünsche lebten als Unterströmungen in fast allen französischen Herzen fort. Damit sie es aber auf den Krieg ankommen ließen, mußte den Franzosen eine Situation geboten werden, wie sie durch das Ungeschick unserer politischen Leitung im Sommer 1914 plötzlich vor ihnen lag: die von unserer Seite erfolgte Kriegserklärung an Rußland, die ebenfalls von uns ausgehende Kriegserklärung an Frankreich selbst, die daraus hervorgehende Möglichkeit für Italien und Rumänien, sich nach dem Wortlaut der Verträge ex nexu foederis zu setzen, die Invasion Belgiens, die der englischen Regierung die Möglichkeit gab, und ihr nach englischer politischer Tradition fast die Pflicht auferlegte, gegen uns vorzugehen, und endlich, last not least, Reden und Worte des deutschen Kanzlers Bethmann, die von vornherein alle Imponderabilien in das Spiel unserer Gegner brachten.

Deutschland und England 1898

England gegenüber lagen die Verhältnisse auch 1898 anders als mit Frankreich. Von Unversöhnlichkeit war dort keine Rede. Es bestand in England viel Neid gegen uns, auch Mißtrauen und Abneigung namentlich in höheren Kreisen. Der Prinz von Wales mochte die Deutschen nicht und haßte seinen Neffen, den Kaiser Wilhelm. Es gab aber andererseits weite englische Kreise, und zu diesen gehörten viele der besten und ehrenwertesten Engländer, denen ein Krieg zwischen Deutschland und England als ein Verbrechen erschien. Ich hatte im Sommer 1898 in vollem Einvernehmen mit unserem Botschafter in London, dem Grafen Paul Hatzfeldt, einen Versuch gemacht, uns mit England über afrikanische Fragen in einer Weise zu verständigen, durch die berechtigte Empfindungen anderer nicht verletzt werden konnten und die gleichzeitig den Interessen der beiden Kontrahenten gleichmäßig Rechnung trug. Es kam mir dabei nicht nur auf das

Objekt, die portugiesischen Besitzungen in Afrika, sondern auch darauf an, bei diesem Anlaß festzustellen, wie weit wir uns auf die englische Bona fides verlassen konnten. Die Gelegenheit war günstig. Portugal, der böse Zahler, befand sich in einer Geldklemme, unter der seine Gläubiger, Deutschland wie England, seit Jahren litten, da sie gar keine Zinsen mehr erhielten. Portugal bot bei uns wie in England Verkauf oder Verpfändung seiner Besitzungen an. Nach unserem Abkommen sollten Mozambique, für dessen Hafen Laurenço-Marquez England schon seit längerer Zeit ein Vorkaufsrecht besaß, in die englische Sphäre fallen, die portugiesischen Besitzungen an der afrikanischen Westküste in unsere Sphäre. Der portugiesische Besitz im Sunda-Archipel sollte zwischen den beiden Großmächten geteilt werden. Das Abkommen wurde im Oktober 1898 unterzeichnet. Als ich Ende August dem Kaiser melden konnte, daß sich die englische Regierung in allen wesentlichen Punkten mit unseren Vorschlägen einverstanden erklärt hätte, telegraphierte mir Seine Majestät: „Diese Wendung begrüße ich mit Freude, die um so größer ist, als durch die Friedens- und Abrüstungsvorschläge und das sich anschließende Gerede die Kriegsaussichten sich wesentlich mehren. Ich danke Ihnen, lieber Bülow, für die aufopfernde und erfolgreiche Arbeit und die Geschicklichkeit, mit der Sie England dazu gebracht haben, uns endlich nachzugeben. Es ist dieses wieder ein großer Triumph Ihrer diplomatischen Feinheit und Weitsichtigkeit."

Der Windsor-Vertrag

Um die Wende des Jahrhunderts erfuhr ich durch die Indiskretion eines mir seit meiner Jugend befreundeten nicht deutschen Diplomaten und wurde mir durch Nachrichten aus Pariser Bankkreisen bestätigt, daß England ein Jahr nach seinem Abkommen mit Deutschland ein geheimes Abkommen mit Portugal geschlossen hatte, den sogenannten Windsor-Vertrag, der alte Verträge ausdrücklich wieder bestätigte, in denen sich das mächtige England und dessen langjähriger Klient, das kleine Portugal, ihren beiderseitigen Besitzstand garantierten mit der Verpflichtung, ihn im Notfall gegenseitig zu verteidigen. Das Zustandekommen des Windsor-Vertrages war namentlich durch den damaligen Prinzen von Wales gefördert worden, zu dessen persönlichen und intimen Freunden der portugiesische Gesandte in London, Marquis Soveral, gehörte. Natürlich stand dieser Windsor-Vertrag mit dem Geist des deutsch-englischen Abkommens über die portugiesischen Kolonien in flagrantem Widerspruch. Er war nicht nur eine Garantie für Portugal, sondern geradezu eine Ermunterung für dieses Land, seine Kolonien nicht zu belasten. Er stärkte die alte Neigung der Portugiesen, in allen wirtschaftlichen Fragen England zu bevorzugen. Gar nicht davon zu reden, daß die politische Abhängigkeit der Portugiesen von England durch den Windsor-Vertrag noch erheblich verstärkt wurde.

In ihren interessanten Memoiren erzählt die Marquise de Boigne aus der Zeit, wo sie vor der großen Französischen Revolution als Tochter des damaligen französischen Botschafters in England weilte, die nachstehende Episode. Ihr Vater gab ein Diner, während dessen die Tochter plötzlich entdeckte, daß ihr kleiner Schoßhund sich unter dem Tisch verkrochen hatte. Um das Tier herausbringen zu lassen, hielt sie ihm einen Leckerbissen hin, das Hündchen schnappte danach, und sie konnte es fassen und einem Diener zum Hinaustragen übergeben. Mit großem Ernst sagte darauf der englische Minister des Äußeren, neben dem sie saß, zu dem jungen Fräulein: „Das ist sehr unrecht von Ihnen, daß Sie das Vertrauen dieses guten Hündchens getäuscht haben, dadurch verderben Sie seine Moral." Gerührt und beschämt erzählte die junge Dame am nächsten Tage ihrem Vater den Vorfall. Dieser riet ihr, sich keine weiteren Vorwürfe zu machen. Derselbe englische Minister, der so rigoros über unsere sittlichen Pflichten gegenüber kleinen Hunden denke, habe ihn in einer großen politischen Frage derartig hereingelegt, daß er wahrscheinlich seinen Posten verlieren würde. In keinem Lande wird die Grenzlinie zwischen privater und politischer Moral so scharf und kühl gezogen wie in England. Auch der persönlich ehrenhafteste Engländer wird in der Politik die bedenklichsten Mittel mit derselben Ruhe anwenden, mit der ein Arzt, wo es geboten erscheint, auch giftige Substanzen benutzt. Ein englisches Sprichwort sagt: In love and in politics everything is fair. Ohne den Krieg hätte nichtsdestoweniger auch dieses 1898 mit dem deutsch-englischen Vertrag über die portugiesischen Kolonien von mir gepflanzte Samenkorn Früchte getragen. Als in Lissabon nicht mehr das Haus Koburg-Braganza auf dem Thron saß, das, mit dem englischen Königshause nahe verwandt, von der englischen Politik geschont wurde, und als nicht mehr der Intimus des Königs Eduard, der elegante Marquis Soveral, Portugal in London vertrat, sondern irgendein portugiesischer Radikaler, der keinen Zutritt in der englischen Gesellschaft hatte, verlor England das Interesse an Portugal.

Das Abkommen von 1898 zwischen uns und England sollte reaktiviert und unterzeichnet werden, als die nach dem Ultimatum an Serbien entstandene Krise mit vielen anderen Werten und Aussichten auch diese Zukunftshoffnung vernichtete. Am Ende des verflossenen Jahrhunderts aber war es begreiflich, daß ich nach einer solchen Erfahrung einige Zeit später Vorsicht für geboten hielt, als Chamberlain, ohne das ganze Ministerium und namentlich ohne den Premierminister auf seiner Seite zu haben, uns den Köder einer deutsch-englischen Allianz in einem Augenblick hinwarf, wo es ihm als dem Urheber des Burenkrieges sehr erwünscht gewesen wäre, Deutschland zwischen sich und Rußland-Frankreich zu schieben. Ich lasse die wichtigen Teile eines Briefes folgen, den am 27. Juni 1898,

noch bevor ich Wind von dem Windsor-Vertrag bekam, Graf Paul Hatzfeldt an seinen Freund Holstein richtete. Der Brief ist nicht uninteressant durch die Schlaglichter, die er auf das Verhältnis zwischen dem Premierminister Salisbury und dem Kolonialminister Chamberlain wirft. Er zeigt auch, wie sich unser nüchterner und erfahrener Botschafter in London keine Illusionen darüber machte, daß Chamberlain schon damals gern einen Vertrag mit uns schließen wollte, der seine Spitze gegen Rußland richten sollte, daß er uns reale Vorteile aber ebensowenig gönnte wie Salisbury.

London, den 27. Juni 1898

Lieber Freund,

ich liege seit zwei Tagen zu Bett mit einer ziemlich starken Erkältung. Verloren ist dabei nichts, da ich es, auch wenn ich wohl wäre, nicht für richtig halten würde, Salisbury gegenüber zu große Eile in der portugiesischen Frage zu zeigen. Den Leuten hier, mit Einschluß von Salisbury und Chamberlain, ist es odios, uns einen fetten Bissen zuwenden zu sollen. Ihre Frage, ob ich glaube, daß durch Chamberlain mehr zu erreichen wäre, glaube ich nach bestem Wissen verneinen zu müssen. Wenn ich ihm eine politische Abmachung mit der Spitze gegen Rußland bieten könnte, würde er mir gewiß erhebliche koloniale Zugeständnisse machen, ohnedem aber nach meiner Überzeugung gewiß nicht. Mit Salisbury stehen wir, obwohl er uns auch nichts gönnt, insofern besser, als er keine politische Abmachung gegen Rußland verlangt und dennoch für politische Erwägungen Verständnis hat, deren Gewicht Chamberlain nicht zu beurteilen vermag oder doch unterschätzt. Was ich meine, werden Sie aus folgendem ersehen. Im Laufe einer meiner letzten Unterhaltungen mit Salisbury über die portugiesische Frage sagte ich ihm: „Sehr zu bedauern wäre es, wenn man hier nicht verstände, daß man durch eine unfreundliche und abweisende Haltung in dieser Frage allen denjenigen bei uns, die gegen freundschaftliche Beziehungen mit England und für eine intime Verständigung mit seinen Gegnern sind, selbst Waffen und Argumente dafür in die Hand gibt.“ Er machte ein nachdenkliches Gesicht und erwiderte: „Das ist gerade die unangenehme Alternative, in der wir uns befinden.“ Obwohl er nicht näher darauf einging, beweisen diese Worte für denjenigen, der ihn kennt, hinreichend, daß die Besorgnis, uns ganz in das russische Lager zu treiben, auf ihm lastet und in seinen Erwägungen eine bedeutende Rolle spielt. Dies ist von Chamberlain nicht oder nicht in demselben Maße zu erwarten. Bei dieser Gelegenheit will ich noch eine andere Äußerung Salisburys vertraulich für Bülow und Sie anführen, da sie sich für einen Bericht nicht eignet. Als ich ihm gegenüber hervorhob, welche Dienste wir den Engländern bezüglich Ägyptens geleistet, und dabei

durchblicken ließ, daß Frankreich und Rußland, letzteres wegen des Suezkanals, sich längst in afrikanischen Fragen gegen England gewandt haben würden, wenn wir nicht ihrem Wunsche, Ägypten hineinzuziehen, bis jetzt entschieden im Wege gestanden hätten, erwiderte er mir: „Oui, tout irait encore bien si nous avions toujours Caprivi." Auf meine Frage, was er denn dem jetzigen Herrn Reichskanzler vorzuwerfen habe, sagte er: „Il a une femme russe." Ich erwiderte: „Vous oubliez qu'elle est morte." Darauf er: „Oui, mais ils ont de grandes propriétés en Russie qui dépendent du gouvernement russe." Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß ich es als lächerlich bezeichnete, dem Fürsten Hohenlohe hervorragende russische Sympathien zuzuschreiben, weil die verstorbene Fürstin eine einzige Besitzung in Rußland vorläufig behalten habe. Sie sehen aber aus diesen hingeworfenen konfidentiellen Äußerungen, wie groß das Mißtrauen gegen unsere Absichten ist. Das hat auch seine gute Seite; denn die fragliche Besorgnis der Engländer ist, wie die Dinge liegen, der einzige Druck, den wir hier ausüben können, um koloniale Zugeständnisse zu erreichen. Sie werden bemerkt haben, daß Salisbury bis jetzt sorgfältig vermieden hat, über die von mir formulierten Vorschläge eine bestimmte Ansicht zu äußern und auch nur annähernd anzugeben, wie er sich seinerseits die Auseinandersetzung zwischen uns denken würde. Infolge dieser Haltung befindet er sich in der angenehmen Lage, 1. mir gegenüber in bezug auf jeden Punkt lediglich zu sagen, daß wir viel zuviel verlangen, und 2. uns, wie auch eventuell anderen gegenüber, geltend zu machen, daß er überhaupt nichts von uns verlangt und uns auch nichts angeboten, sondern lediglich unsere höchst unbescheidenen Vorschläge angehört habe. Es blieb, wie die Dinge liegen, nichts übrig, als infolge seiner Frage unsere Forderungen im großen und ganzen anzugeben, aber wir dürfen ihn meines Erachtens keinen Augenblick länger als nötig in der von ihm eingenommenen bevorzugten Stellung lassen. Mit anderen Worten: Wenn es zu einer weiteren Besprechung über die Auseinandersetzung zwischen uns überhaupt noch kommt, gedenke ich den Spieß sofort umzudrehen, jede weitere Erläuterung über die von mir formulierten Punkte abzulehnen und mich auf den Standpunkt zu stellen, daß es jetzt seine Sache sei, mir mitzuteilen, zu welchen Konzessionen man hier in bezug auf die portugiesischen Kolonien Afrikas uns gegenüber bereit sei. In bezug auf Chamberlain möchte ich hier nochmals hervorheben und bitte Sie, dies eventuell geltend zu machen, daß mir jede Möglichkeit fehlt, mit ihm in direkten geschäftlichen Verkehr zu treten, ohne mich mit Salisbury zu entzweien und meine weitere amtliche Tätigkeit hier vollständig nutzlos zu machen. Aus allen Äußerungen Salisburys seit seiner Rückkehr ging stets unverkennbar hervor, daß er es zwar natürlich findet, daß ich die

Besprechungen mit demselben seinerzeit nicht abgelehnt habe, namentlich mit Rücksicht darauf, daß Mr. Balfour, der amtliche Vertreter Salisburys, bei der Sache beteiligt war, daß er, Salisbury, aber durchaus keine Fortsetzung dieses Verkehrs wünscht, außer in solchen Fällen, wo er sich vorher damit einverstanden erklärt hat. Ich habe daher nicht den geringsten Zweifel, daß er jeden Versuch meinerseits, mit Chamberlain in persönliche Verbindung zu treten, als einen Mangel an Loyalität betrachten würde. Meine Stellung würde hiernach, solange Lord Salisbury am Ruder bleibt, geschäftlich unhaltbar werden, und Sie könnten mich ebensogut abberufen. Wie erwünscht es mir wäre, Herrn von Bülow einmal zu sehen, brauche ich nicht erst zu sagen.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

gez. Hatzfeldt

XVIII. KAPITEL

Jahresschluß 1898 • Prinz Heinrich über Ostasien • Erwerbung von Samoa • Großherzog Karl Alexander von Weimar • Erwerbung der Karolinen • Erhebung in den Grafenstand (22. VI. 1899) • Burenkrieg • Cecil Rhodes in Berlin • Die öffentliche Meinung in Deutschland gegenüber dem Burenkonflikt • Die Kanalvorlage • Finanzminister von Miquel • Brief der Kaiserin über die Kanalvorlage • Die Kanalrebellen

Als das ereignisreiche Jahr 1898 zu Ende ging, erhielt ich am 12. Dezember 1898 das nachstehende Telegramm en clair des Kaisers: „Heute vor einem Jahr standen wir auf dem Deck S. M. S. ‚Deutschland' und gaben Heinrich das Geleit. Ungewiß lag die Zukunft vor uns und zum Teil drohend. Wie herrlich aber dank Ihrer kundigen Hand und Gottes Hilfe hat sich alles entwickelt! Zumal für unsere Marine ist die Entwicklung gesichert und unseren Kolonien der Schutz in Aussicht, dessen sie bedürfen. Möge Ihr besonnener Rat sowie der Beistand des Herrn auch ferner mir zur Seite stehen. Wilhelm I. R."

Um dieselbe Zeit schrieb mir mein Vorgänger, der Freiherr von Marschall: „Hochverehrter Freund! Es drängt mich, Ihnen meine herzlichsten Wünsche zum neuen Jahr auszusprechen und Ihnen ganz besonders zu sagen, wie sehr ich mich über Ihren jüngsten parlamentarischen Erfolg gefreut habe. Sie werden wohl von einem alten Parlamentarier, der, wie Bismarck sich einst mir gegenüber ausdrückte, unseren Reichstag als Belagerer und als Belagerter kennengelernt hat, die Anerkennung freundlich entgegennehmen, daß Ihre neuliche Rede an Form und Inhalt gleich ausgezeichnet gewesen ist. Gerade die feinen Andeutungen, die den Abgeordneten erkennen lassen, daß der Minister gern bereit wäre, über die verschiedensten Fragen der auswärtigen Politik Auskunft zu geben, aber nicht imstande ist, alles zu sagen, was er weiß, machen im Parlament einen vorzüglichen Eindruck. Sie haben sich in kürzester Frist das allgemeine Vertrauen erworben und damit das natürliche Verhältnis zwischen Auswärtigem Amt und Volksvertretung wiederhergestellt, das mir in den letzten Jahren sehr zum Nachteil der auswärtigen Politik gefehlt hat. Von Herzen wünsche ich Ihnen und dem Reiche, daß das neue Jahr ebenso erfolgreich sein möge wie das vergangene und an Widerwärtigkeiten nicht mehr bringen möge,

Brief Marschalls

als mit Ihrem verantwortlichen Amt nun einmal unlösbar verbunden ist.“ Herbert Bismarck schrieb mir am Silvestertag 1898: „Ihnen wünsche ich neben allem anderen Guten stets Befriedigung und steigende Triumphe in Ihrer Tätigkeit zum Heile unseres Vaterlandes. Daß Sie manche Schwierigkeiten haben, kann ein erfahrener Zeitungsleser auch zwischen den Zeilen gewisser Artikel erkennen. Sie müssen uns jetzt aus dem unbequemen Fahrwasser heraussteuern, in das die unrichtige Navigation von 1890-91 uns gebracht hat. Good speed wünsche ich dazu und bedauere nur, daß Sie in Ihrer diplomatischen Armee so wenig geschickte Helfer haben, so daß Sie alles allein machen müssen.“

Brief des Prinzen Heinrich

Noch vor Schluß des Jahres 1898 hatte ich einen Brief des Prinzen Heinrich von Preußen erhalten, der mir von S. M. S. „Deutschland“ mit der prägnanten Ortsbezeichnung „Chinesisches Meer“ unter dem 28. November 1898 schrieb: „Mein lieber Herr von Bülow! Als wir vor nunmehr bald einem Jahr voneinander schieden, gestanden Sie mir die Erlaubnis zu, dann und wann über Ihre Untergebenen ein freies Wort zu äußern.“ Der Herzensgüte des Prinzen entsprechend war dies freie Wort eine warme Befürwortung der Ernennung des Generalkonsuls Dr. Stübel in Shanghai zum Gesandten in Peking. Stübel war ein tüchtiger Beamter, dessen dienstliche Laufbahn aber an einen melancholischen Vers erinnert, den ich vor vielen Jahren in einem alten Bülowschen Stammbuch fand. In dieses Buch hatte ein Bülow aus dem 16. Jahrhundert eine Zickzacklinie eingetragen und darunter geschrieben:

Sic eunt fata hominum,
Ach, gingen sie doch nicht so krumm!

Mit Rottenburg hatte Dr. Stübel seinerzeit für den Posten des Chefs der Reichskanzlei beim Fürsten Bismarck zur engeren Wahl gestanden, ein Beweis, daß er Qualitäten besaß. Er hatte sich dann im Konsulardienst in Ostasien wohl bewährt, wurde Direktor der Kolonialabteilung, warf aber als solcher um, da er nicht frei sprechen konnte. Bei der ersten Rede, die er bei Beratung seines ersten Etats im Reichstag halten sollte, saß ich neben ihm. Er suchte nach Worten, ohne sie zu finden, stockte nach jedem Satz, wiederholte zweimal dieselbe Wendung, blickte hilflos um sich, zur Decke und in den Saal, wo ihm die Vertreter des deutschen Volkes mit dem boshaften Vergnügen zuhörten, das im Theater die Besucher der Galerie empfinden, wenn ein Schauspieler trotz krampfhaften Einblasens von seiten des Souffleurs steckenbleibt. Ich selbst habe beim Reden nie Befangenheit empfunden, aber es ist mir geradezu eine Qual, wenn ein anderer bei öffentlichem Sprechen nicht vorwärtskommt. Möge diese kleine Schwäche mir als Altruismus ausgelegt und angerechnet werden. Da der brave Stübel

vor dem Reichstag und damit als Staatssekretär nicht zu verwerten war, so verschaffte ich ihm den schönen Posten des Gesandten in Christiania, heute Oslo genannt. Als solcher hatte er das Pech, daß er während der Nordlandreise des Kaisers, gerade als dieser in der Hauptstadt Norwegens erwartet wurde, ein Telegramm liegenließ. Dieses Telegramm enthielt die Meldung von der Geburt des ältesten Sohnes des Kronprinzen, des künftigen Königs und Kaisers. Daraus entstand ein halb komisches, halb tragisches Quidproquo, das damit endigte, daß Stübel trotz meiner Verwendung im Ruhestand verschwand. Der Kardinal Mazarin pflegte, wenn ihm für einen wichtigen Posten ein Anwärter vorgeschlagen wurde, zu fragen: „Est-il heureux?" Als Friedrich der Große einmal die Vorposten beritt, stieß er auf einen Hauptmann, der in dem nach seiner Gewohnheit ganz einfach gekleideten Reiter den König nicht erkannte. Der König begann ein Gespräch mit dem Hauptmann, der ihm klagte, daß er, obschon ein braver Offizier und wiederholt blessiert, nie dekoriert worden wäre. Nach Hause gekommen, gab der König einem seiner Adjutanten einen Orden pour le mérite mit dem Befehl, ihn dem Offizier zu bringen, der an der vom König genau bezeichneten Stelle auf Vorposten stünde. Am nächsten Tage begegnete der König wieder dem Hauptmann, sah ihn ohne Pour le mérite und frug, weshalb er den ihm verliehenen Orden nicht trage. „Ich bin vom Unglück verfolgt", entgegnete der Hauptmann, „als der von Eurer Majestät gnädigst für mich bestimmte Orden hier eintraf, war ich zehn Minuten vorher abgelöst worden!" Der große König drehte ihm kalt den Rücken mit den Worten: „Geh' Er, Er hat kein Glück!" Der arme Stübel gehörte in die Kategorie der Leute, die Mazarin und Friedrich der Große nicht mochten, weil sie kein Glück hätten. Das Glück ist eine Eigenschaft wie jede andere. Schiller hat das in einem wunderschönen Gedicht zum Ausdruck gebracht:

Selig, welchen die Götter, die gnädigen,
Vor der Geburt schon liebten.

Aus jenem Brief des Prinzen Heinrich vom 28. November 1898 sprach wieder seine alte Vorliebe für die Engländer: „Unser Ansehen in Ostasien ist groß. Das Verhältnis zu den Engländern gut und auf gegenseitigen Sympathien beruhend, mit den Leuten ist viel zu machen, wenn man sie richtig zu nehmen und zu behandeln versteht, ein Zusammengehen mit ihnen ist beiderseitig erwünscht, weil in beiderseitigem Interesse. Der Russe ist gemeinsam gefürchtet und unbeliebt, der Franzose allgemein verachtet." Der Wunsch des Prinzen nach einem freundschaftlichen Verhältnis mit England überall und auch im fernen Osten wurde von mir geteilt. Über China schrieb der Prinz: „Man mag über China und die Chinesen denken, wie man will, man steht einem dreitausend Jahre alten Kulturvolk gegenüber,

das noch wenig oder gar nicht von europäischer Kultur beeinflußt worden ist und bei welchem gelegentlich der Verhandlungen wohl zu überlegen ist, wann der Augenblick des Brüskierens und wann der Milde und des Nachgebens am Platze ist. So unglaublich die jüngsten Pekinger Ereignisse scheinen mögen, sie gehören zur Geschichte dieses Riesenreiches wie unsere auf heimischem Boden gelieferten Kämpfe und Schlachten. Solche Momente geschickt auszunutzen, den Chinesen ihre schwache Seite zu zeigen, ihnen gleichzeitig Vertrauen in unsere Regierung beizubringen, dazu sind unsere Vertreter berufen. Das Gesagte soll nur eine flüchtige Skizze sein, und mag mein brennendes Interesse für die Fortentwicklung der deutschen Sache den Inhalt dieser Zeilen vor Ihren Augen entschuldigen. Ich verbleibe, mein lieber Herr von Bülow, mit den aufrichtigsten Wünschen für ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr Ihr sehr treu und stets dankbarst ergebener Heinrich Prinz von Preußen."

Erwerbung der Karolinen und Samoas

Das Jahr 1898 bot die Möglichkeit, unseren Kolonialbesitz durch zwei Erwerbungen zu bereichern, die für das deutsche Volk auch einen Gefühlswert hatten. In Samoa und auf den Karolinen besaßen wir erhebliche wirtschaftliche Interessen. Die eine wie die andere dieser beiden Inselgruppen bot unserem Handel und unserer Flotte erwünschte Stützpunkte. Alle Verständigen waren darüber einig, daß Fürst Bismarck 1885 wohl daran getan hatte, nicht gegen den damaligen hitzigen Widerspruch des spanischen Volkes von den Karolinen Besitz zu ergreifen, wie dies in jener Zeit der stürmische Herbert Bismarck wollte. Es war ebenso richtig, daß sich Fürst Bismarck 1889 mit der durch die Berliner Samoa-Konferenz zwischen Deutschland, England und Amerika eingesetzten Dreiherrschaft auf Samoa zufriedengab, obwohl diese Lösung weder für die Ruhe in Samoa noch für unsere speziellen deutschen Interessen besonders vorteilhaft war. Aber in weiten Kreisen des deutschen Volkes lebte die Hoffnung fort, daß sich für Samoa wie für die Karolinen einmal Gelegenheit finden würde, nachzuholen, was in der Konstellation der achtziger Jahre unterlassen werden mußte. Anfang März 1899 meldete mir ein Telegramm, daß nach längeren Streitigkeiten zwischen dem deutschen, dem englischen und dem amerikanischen Konsul in Samoa englische und amerikanische Kreuzer Apia bombardiert hätten. Gleichzeitig wären deutsche Kolonisten widerrechtlich verhaftet worden. Ich befand mich, als diese Hiobspost anlangte, in Flottbek, begab mich aber sofort nach Berlin. Am Bahnhof erwartete mich Holstein, um mir in lebhafter, aber, wie mir schien, gespielter Erregung zu sagen, die einzige Möglichkeit, aus dieser üblen Situation herauszukommen, wäre, daß ich meinen Abschied einreichte, nachdem mir ein solcher Ziegelstein auf den Kopf gefallen wäre. Ich entgegnete dem unverbesserlichen Querkopf mit vollkommener Ruhe, daß eine solche Lösung für mich manches

Verlockende hätte. Im Falle, daß ich zurücktreten sollte, würde ich dem Kaiser als meinen Nachfolger den Fürsten Herbert Bismarck empfehlen, schon um dadurch den Schatten des großen Vaters zu versöhnen. Holstein, der seit 1890 die Familie Bismarck fürchtete wie der Teufel das Weihwasser, faßte alsbald die Lage verständiger auf. Es gelang mir auch, sowohl England als Amerika für die Bildung einer Kommission zu gewinnen, welche die Aufgabe erhielt, die letzten unliebsamen Vorfälle zu untersuchen, die Ruhe wiederherzustellen und für die Neuordnung der Verwaltung wie des Verhältnisses unter den drei Mächten Vorschläge auszuarbeiten. So wurde eine für uns befriedigende Lösung vorbereitet, durch die wir schließlich nach längeren Verhandlungen die beiden Hauptinseln Upolo und Savaii in deutschen Besitz brachten.

Aus der Reichstagsdebatte, die bei ziemlicher Aufregung nicht nur des Hauses, sondern weiter deutscher Kreise am 14. April 1899 stattfand, steht mir heute noch ein kleiner, aber immerhin bezeichnender Vorfall in Erinnerung. Während der Interpellant seine Anfrage entwickelte, sagte mir sotto voce der neben mir sitzende Tirpitz: eigentlich hätte es keinen Zweck, daß ich spräche. Es wäre ja klar, daß das Vorgehen der Engländer und Amerikaner auf den festen Willen hindeute, uns mit Krieg zu überziehen, um uns zugrunde zu richten, bevor unsere Flotte aus den Eierschalen heraus sei. Andernfalls müsse man ja annehmen, daß sowohl John Bull wie Jonathan verrückt geworden wären. Diese Auffassung war bezeichnend für die militärische Betrachtungsweise, die dazu neigt, die Relativität der Dinge und der Menschen außer Rechnung zu stellen, die sich deshalb leicht in Extremen bewegt und so politisch zu falschen Schlußfolgerungen gelangt. Für die Betrachtung und Behandlung politischer Fragen ist die militärische Mentalität nicht elastisch genug. „Wenden können" war eine Eigenschaft, die Fürst Bismarck in erster Linie von seinen Diplomaten verlangte. Ich erwiderte meinem Freunde Tirpitz, daß weder die Engländer noch die Amerikaner übergeschnappt wären. Sie hätten auch nicht die Absicht, einen Krieg mit uns vom Zaun zu brechen. Es handele sich um ein direktionsloses Vorgehen aufgeregter Konsuln und Marineoffiziere. Alle würden sich beruhigen, wenn wir nur nicht selbst die Nerven verlören. Die mehr in Deutschland als in England und Amerika entstandene und nicht ungefährliche Erregung flaute in der Tat nach einiger Zeit wieder ab. Samoa sollte noch fünfzehn Jahre unser koloniales Diadem als einer seiner schönsten Brillanten zieren. Als uns der Besitz von Samoa gesichert war, richtete Wilhelm II. an mich das nachstehende Telegramm: „Bravo! Bin hocherfreut und beglückt. Sie sind der reine Zauberer, den Mir ganz unverdienterweise der Himmel in seiner Güte bescherte." Im Auftrag des Deutschen Kolonialrats telegraphierte mir dessen Präsident, der Fürst zu

Wied: „Hocherfreut über die gute Kunde von der glücklichen Erwerbung der beiden Samoa-Inseln Upolo und Savaii für Deutschland kann der heute hier versammelte Kolonialrat nicht unterlassen, Eure Exzellenz als den bewährten Leiter der auswärtigen Reichspolitik für diesen glänzenden kolonialpolitischen Erfolg, der sich zugleich als eine echt volkstümliche Tat darstellt, auf das wärmste zu beglückwünschen. Eure Exzellenz wollen gestatten, daß der Kolonialrat angesichts der überaus großen Schwierigkeiten, welche die deutsche Diplomatie bei der Durchführung der Erwerbung der Samoa-Inseln zu überwinden hatte, von neuem versichert, daß Eure Exzellenz das volle und ungeteilte Vertrauen aller kolonialen Kreise unseres Vaterlandes besitzen." Der Großherzog Karl Alexander von Weimar telegraphierte mir: „Die Nachricht der Erwerbung Samoas für Deutschland läßt mich aufs neue die erleuchtete und gewandte Führung Eurer Exzellenz erkennen und um so herzlicher Ihnen zu diesem Resultat Glück wünschen. Eure Exzellenz aber wissen, wie aufrichtig ich dies meine und wie stolz ich die Geschäfte in Ihrer Hand zu wissen mich fühle."

Karl Alexander von Sachsen-Weimar

Der Großherzog Karl Alexander war bekanntlich das Vorbild der vielen, nicht immer geschmackvollen und nicht einmal witzigen Serenissimus-Komödien, die in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg über die Bretter deutscher Bühnen gingen. In Wirklichkeit war Großherzog Karl Alexander von Sachsen einer der innerlich vornehmsten, kultiviertesten und humansten Fürsten, die auf einem deutschen Throne gesessen haben. Erfüllt von der großen Tradition seines kleinen Landes, war er, und das nicht nur in Worten, Schriftstellern und Künstlern ein gütiger und erleuchteter Mäzen. Er fühlte die Größe von Richard Wagner und schützte und unterstützte ihn, als dessen Genius noch von den wenigsten begriffen wurde und die sogenannte Intelligenz „Tannhäuser" und „Lohengrin" ignorierte oder faule Witze über diese Meisterwerke machte. Lebenslange und treue Freundschaft verband ihn mit Franz Liszt. Er förderte Adolf Stahr und Richard Voß. Der Großherzog war ein treuer Patriot. Obwohl ein Bruder der Kaiserin Augusta, die in jahrelanger Fehde mit dem Fürsten Bismarck lebte, war er ein unentwegter Freund und Bewunderer des großen Kanzlers, dem er, ebenso wie seine tapfere Tochter, die Prinzessin Heinrich VII. Reuß, auch nach dem Sturz die Treue wahrte. Obschon für seine Person ein gläubiger Christ, hielt er gegen alle Angriffe den großen Naturforscher Haeckel auf seinem Lehrstuhl in Jena. Zahllos sind die mehr oder weniger wahren Anekdoten, die über ihn in Umlauf waren und Äußerungen von ihm wiedergaben, die komisch anmuten können, aber meist nur der Ausdruck momentaner Zerstreutheit oder Verlegenheit waren. Eine harmlose Äußerung dieser Art gebe ich wieder, weil ich sie selbst hörte. Während ich an der Pariser Botschaft tätig war, nahm der Großherzog Karl Alexander

dort einen mehrtägigen Aufenthalt. Der Botschafter Fürst Chlodwig Hohenlohe machte ihn darauf aufmerksam, daß er dem Präsidenten Grévy einen Besuch abstatten müsse. Der Großherzog weigerte sich, dies zu tun, da er als Vetter und Freund des Hauses Orléans nicht zum Präsidenten der Republik gehen könne. Schließlich gab er nach und begab sich mit dem Botschafter und mir in das Elysée. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß der Großherzog einige Zeit warten mußte, bevor er bei Grévy eintreten konnte. Um ihn, der schon ärgerlich wurde, zu beschwichtigen, meinte, unter Anspielung auf des guten Johann Gottfried Seume bekanntes Gedicht „Der Wilde", Fürst Hohenlohe lächelnd: „Grévy ist eben ein Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennt." Hocherfreut replizierte der Großherzog: „Oh, er ist aus Kanada, das macht ihn mir wenigstens interessant!" Alles Exotische zog ihn an, wie viele Deutsche der alten Generation. Während desselben Pariser Aufenthalts wünschte der Großherzog, wie er sich ausdrückte, der großen Interpretin von Corneille und Racine, Fräulein Sarah Bernhardt, die Glückwünsche der Bühne von Goethe und Schiller zu überbringen. In dem Appartement der Künstlerin empfing ihn ein sehr wohlerzogener junger Mann, der ihm als der Sohn des Hauses vorgestellt wurde. Etwas erstaunt frug der Großherzog, wie es käme, daß Fräulein Bernhardt einen Sohn habe und wer der Vater wäre. Als er die Antwort erhielt, der Vater sei ein Prinz de Ligne, meinte Karl Alexander: „Nun, das macht die Sache besser." Ich möchte nur noch eine Anekdote hinzufügen, weil sie Art und Geist einer hinter uns liegenden, schöneren Zeit anschaulich wiedergibt. Der Großherzog wohnte in den siebziger Jahren in Deutz einem Liebesmahl des stolzen 8. Kürassierregiments bei, dessen Chef er war. Er saß oben am Tisch, am unteren Ende die jungen Offiziere, unter denen plötzlich große Heiterkeit entstand. Ein kecker Leutnant, Herr von P., hatte mit leiser Stimme den nachstehenden Toast ausgebracht:

„Das Rindvieh säuft aus dem Eimer,
Es lebe der Großherzog von Weimar!"

Der Großherzog frug nach der Ursache des Jubels. Ein unvorsichtiger Fähnrich vergaloppierte sich und sprach von einem Toast. Der Großherzog wollte den Toast hören. Leutnant von P. erhob sich und rief mit sonorer Stimme, mit einer wahren Kürassierstimme, in den Kasinosaal:

„Besser als die Pappenheimer
Reiten die Kürassiere des Großherzogs von Weimar!"

Sehr befriedigt verlieh ihm der Großherzog nach Tisch den Falkenorden 3. Klasse, dessen Großkreuz Goethe trug. Derselbe Großherzog Karl Alexander, der Heiterkeit erregen konnte, hatte in Weimar, in anderer Art

als sein großer Ahn Karl August, aber mit hohem Sinn und mit der gleichen Achtung für Geist und wahre Kultur an seinem Teil zur Pflege der Überlieferungen seines Hauses und seiner Residenz wie zur Festigung und Verbreitung echter deutscher Bildung beigetragen. Er hatte etwas feierliche Manieren, aber er besaß jene „politesse du cœur", die im neuen Deutschland leider selten geworden ist. Wenn der alte Großherzog den Unglückswinter erlebt hätte, wo die Nationalversammlung in Weimar tagte, wo Fritz Ebert dem Genius loci wenig geschmackvolle Ovationen und gleichzeitig im großherzoglichen Schloßkeller dem Bacchus allzu reichliche Libationen darbrachte, wo Matthias Erzberger durch Eintrag in das Fremdenbuch eines Wirtshauses den Deutschen als Trost für den Versailler Diktat- und Schandfrieden Trinken und Lachen empfahl, so würde die Unkultur jener Tage und die geistige Vulgarität ihrer Matadore den Großherzog Karl Alexander sehr betrübt haben.

Verhandlungen mit Spanien

Die Erwerbung der Karolinen-, Marianen- und Palau-Inseln ging aus Unterhandlungen hervor, die ich mit dem ausgezeichneten spanischen Botschafter in Berlin, Herrn Mendez de Vigo, geführt hatte. Unsere Akquisition wurde von übereifrigen Kolonialpolitikern sofort für ziemlich wertlos erklärt. Es ist ein alter deutscher Fehler, sich über günstige Schicksalswendungen nicht ehrlich zu freuen, sondern an solchen herumzustochern und aus dem Glück durch Reflexion ein halbes oder ganzes Unglück zu machen. Bei unglücklichen Ereignissen liebt es dagegen der Durchschnittsdeutsche, zehn, fünfzig, auch hundert Jahre zurückzugreifen, um zunächst einmal die letzte Ursache eines Unglücks „wissenschaftlich" festzustellen. Der Deutsche empfindet auf politischem Gebiete nicht natürlich, nicht einfach, nicht naiv genug. Seine politischen Gefühle sind oft verbogen und schief, jedenfalls selten spontan. Die kluge Königin Margherita von Italien, die als Tochter einer deutschen Mutter beide Völker kannte, sagte mir vor vielen Jahren: „Sehen Sie, wie verschieden Deutsche und Italiener sind: das Gefühlsleben des Italieners ist einfach, er liebt oder haßt, was sich für ihn gewöhnlich damit deckt, ob er eine Person oder einen Begriff sympathisch oder antipathisch findet. Dagegen ist der italienische Verstand gewandt und gelenk, anstellig und geschickt, fein und voll Ressourcen. Er nimmt die Dinge nicht absolut, sondern relativ, sucht nach einem Ausweg und findet auch meist eine ‚combinazione', um das scheinbar Unvereinbare zu vereinen und die Situation zu retten. Der Deutsche ist gerade umgekehrt. Als Verstandesmensch ist er gar zu oft das, was der Italiener einen ‚sempliciotto' nennt, oft ein pedantischer, schwerfälliger Doktrinär, der den Wald vor Bäumen nicht sieht; sein Gefühl aber ist unendlicher Modulationen fähig, von der zartesten Liebe bis zur halsstarrigsten Widerspenstigkeit, von der echt deutschen sittlichen Entrüstung bis zur ebenso deutschen

Pikiertheit." Diese Verschiedenheit der beiden Nationen tritt nur zu oft auch in der Politik hervor. Die deutschen Kritiker, die 1899 an der Erwerbung der Karolinen und Marianen mäkelten und den Wert dieser Inselgruppe nach Möglichkeit herabsetzten, werden, wenn sie noch leben, heute vermutlich gerade der entgegengesetzten Ansicht sein. Jedenfalls beweisen die Differenzen, die nach dem Weltkrieg zwischen Japan, Amerika und Australien wegen einzelner Karolincn-Inseln entstanden, welchen hohen Wert andere Mächte gerade auf dicse Inseln legen.

Für uns wurde durch die Karolinen und Marianen unser Schutzgebiet im Großen Ozean in ein zusammenhängendes Ganzes verwandelt. Mit dem Bismarck-Archipel und dem Kaiser-Wilhelm-Land im Süden, den Marschall-, Karolinen- und den Palau-Inseln in der Mitte, den Marianen im Norden besaßen wir jetzt einen festen Stützpunkt für unsere wirtschaftliche und allgemein politische Entwicklung in Ozeanien. Ich durfte im Reichstag auch hervorheben, daß durch die Erwerbung der Karolinen unsere Beziehungen zu Spanien in keiner Weise geschädigt worden waren. Für Spanien seien die Inseln nur noch Bruchstücke eines eingestürzten Gebäudes gewesen, für uns wären sie die Pfeiler und Strebebogen für einen „so Gott will" zukunftsvollen Bau. Ich konnte damals, am 22. Juni 1899, nicht voraussehen, daß, wie das hoffnungsvolle Schantung mit Kiautschou, so auch Samoa, die Karolinen und Marianen uns verlorengehen würden, als wir trotz aller Warnungen, die unser größter Staatsmann schon als Bundestagsgesandter in Frankfurt und bis in seine allerletzten Lebenstage erhoben hatte, uns von Österreich das Leitseil überwerfen und wegen Serbiens in einen Weltkrieg hineinziehen ließen.

Nach Empfang der Nachricht von der Annahme der Karolinen-Vorlage durch den Reichstag telegraphierte mir Wilhelm II. am 22. Juni 1899: *Graf Bülow*
„Mit hoher, freudiger Genugtuung habe ich Ihre Meldung über die Annahme der Karolinen-Vorlage durch den Reichstag in dritter Lesung erhalten. Ich danke Gott, daß er es also gefügt hat und daß die Erwerbung auch dem braven Schiff ‚Iltis' als ehrende Rechtfertigung angesehen werden kann. Nächst Ihm danke ich Ihnen auf das wärmste, daß Sie dieses Perlenjuwel meiner Krone haben erwerben helfen. Um meinem Dank hierfür besonderen Ausdruck zu verleihen, erhebe ich Sie in den Grafenstand, da Sie es mir ermöglicht haben, mein bei der Thronbesteigung meinem treuen deutschen Volke gegebenes Versprechen zu halten: allezeit in Frieden Mehrer des Reichs zu sein. Gott segne Sie dafür und unser ganzes Vaterland." Wenige Stunden später erhielt ich ein zweites Telegramm des Kaisers, das charakteristisch war für die Wärme seines Gefühls wie für seinen romantischen Sinn und die poetische Färbung, die er seinen rednerischen und schriftlichen Auslassungen zu geben liebte: „Auf mein Signal hat die Flotte soeben freuden-

erfüllt über den erworbenen Gebietszuwachs drei weithin schallende Hurras auf das deutsche Vaterland ausgebracht, und noch waren dieselben kaum verklungen, als die von schweren Wolken bedeckte Sonne plötzlich hervorbrach. Die hellen Strahlen erschienen wie ein Symbol des Himmels, der auch fernerhin mit unserem geliebten Vaterlande sein möge." Schon vorher hatte ich von S. M. dem Kaiser und allen Herren seiner Umgebung aus Prökelwitz, dem ostpreußischen Besitz des Fürsten Richard Dohna, das nachstehende Telegramm erhalten: „Staatssekretär von Bülow, Berlin. Dem gewandtesten Staatsmanne, dem weisesten Berater, dem liebenswürdigsten Carolinen- und Marianen-Besorger bringen ein dankbar donnerndes Hurra Wilhelm I. R., Philipp Eulenburg, v. Kessel, Eberhard Dohna, Dohna-Malmitz, Finckenstein-Simnau, Ilberg, Mackensen, Richard Dohna."

Kessel ist der spätere Generaloberst, Gouverneur von Berlin und Oberkommandierende in den Marken; der damalige Oberst und Flügeladjutant Mackensen hat als ruhmvoller Heerführer im Weltkriege seinen Namen für immer in die Geschichte eingetragen. Wer hätte mir damals in Aussicht gestellt, daß derselbe Fürst, der mich mit so gnädigen, vielleicht zu gnädigen Worten bei der Erfüllung meiner schweren Amtspflichten ermutigte, mich später der langen Liste derjenigen anreihen würde, die er mit dem Prädikat „Verräter" beehrte! „Verlaßt euch nicht auf Fürsten", sagt der Psalmist, und es deutet auf intime Kenntnis der Höfe, wenn der Generaladjutant Leopold von Gerlach unter Friedrich Wilhelm IV. von Zeit zu Zeit bei der Morgenandacht singen ließ:

Verlasset euch auf Fürsten nicht!
Sie sind wie eine Wiege;
Wer heute „Hosianna" spricht,
Ruft morgen: „Crucifige!"

Samoa-Debatte im Reichstag

Während der Debatten, die im Reichstag über die Regelung der Samoa-Frage wie die Erwerbung der Karolinen-, Marianen- und Palau-Inseln stattfanden, legte ich die Grundsätze dar, die für die Behandlung internationaler Differenzen unverrückbar für mich feststanden. In einer dieser Diskussionen hatte im Juni 1899 einer der lautesten Wortführer der sogenannten alldeutschen Richtung, der antisemitische Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg, von der „wenig beneidenswerten Rolle" gesprochen, die wir in Samoa gegenüber England gespielt hätten. Ich entgegnete, daß wir nichts unterlassen würden, damit unseren Landsleuten ihr gutes Recht würde. Wir würden nicht um eines Haares Breite von unserem guten Recht abweichen. Aber ich fügte hinzu: „Auf der andern Seite werden wir nicht vergessen, daß internationale Differenzen, bei denen sich nicht nur

mancherlei politische und wirtschaftliche Interessen durchkreuzen, sondern wo auch das nationale Empfinden mitgesprochen hat, mit ruhiger Überlegung und mit kaltem Blut behandelt werden müssen.“*

Das spanisch-amerikanische Gewitter war vorbeigezogen, ohne daß unsere Fluren geschädigt oder unsere Interessen verletzt worden wären. Aber schon ballten sich über Südafrika neue Wolken zusammen. Das Jahr 1899 brachte den seit lange latenten Konflikt zwischen den Burenrepubliken in Südafrika und dem englischen Weltreich zum Ausbruch. Wie der Sturmvogel dem Unwetter vorauszieht, so erschien im März 1899 Cecil Rhodes in Berlin. Sein Besuch galt ostentativ der Legung einer englischen Telegraphenlinie durch unser ostafrikanisches Schutzgebiet. Er wurde am 11. März 1899 vom Kaiser empfangen, dem sein Besuch augenscheinlich in erster Linie galt und der ihn nach der Audienz zur Mittagstafel einlud, der ich beiwohnte. Cecil Rhodes mußte auf jeden Unbefangenen einen bedeutenden Eindruck machen. An ihm war nichts Pose, alles ruhige Stärke. Er gab sich natürlich, in keiner Weise gespreizt. Er stand dem Kaiser ehrerbietig gegenüber, aber ohne Aufregung oder gar Befangenheit. In breiten Zügen entwickelte er Seiner Majestät das Projekt einer englischen Kap-Kairo-Bahn. Die Augen des Kaisers leuchteten, denn jeder groß angelegte Plan in jedem Erdteil entflammte seine Phantasie und entzückte seinen für alles Ungewöhnliche empfänglichen Sinn. Diese schönen und ausdrucksvollen Augen leuchteten in noch hellerem Glanz, als Cecil Rhodes der Ansicht Ausdruck gab, daß Deutschland zwar in Afrika keine lebenswichtigen Interessen besäße, dafür aber in Kleinasien schadlos gehalten werden sollte. Mesopotamien, der Euphrat und der Tigris, Bagdad, die Kalifenstadt, dort läge seine Zukunft. Ich hatte Seine Majestät gebeten, sich gegenüber Cecil Rhodes um so mehr auf Anhören und Zuhören zu beschränken, als dieser, wie mir der englische Botschafter ausdrücklich erklärt hatte, nur im eigenen Namen spräche, ohne Auftrag seiner Regierung. Wir müßten uns vorläufig also freie Hand wahren. Aber der Wunsch, einem Engländer, und nun gar einem hervorragenden Engländer, zu imponieren, riß den Kaiser zu einem langen, geist- und gedankenreichen, sehr glänzenden Vortrag hin, in dem er seine Gefühle, Ansichten und Pläne über die Weltlage im allgemeinen und über Amerika und Japan, Rußland, Italien, Österreich, über die Dardanellen und den Suezkanal, die Donau und den Jangtsekiang, sein ganzes Programm für die deutsche auswärtige Politik entwickelte. Als die Tafel aufgehoben war, glaubte Wilhelm II., der unaufhörlich peroriert und Cecil Rhodes kaum zu Worte hatte kommen lassen, auf diesen einen gewaltigen Eindruck gemacht zu haben. Cecil Rhodes

Cecil Rhodes in Berlin

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 72; Kleine Ausgabe I, S. 82.

hatte vermutlich seinerseits die Überzeugung gewonnen, daß der Deutsche Kaiser in seinen politischen Urteilen und Plänen weniger von Überlegung und Einsicht als von seiner Phantasie geleitet werde. In längeren Unterredungen, die ich allein mit Cecil Rhodes hatte, konnte ich ihm auseinandersetzen, daß der Kaiser, der Kanzler und ich mit England nicht nur in Frieden, sondern in möglichst enger Freundschaft leben wollten, natürlich auf der Basis des „do, ut des" und vor allem mit gleichen Sicherungen. Was den Streit zwischen England und den Buren angehe, so würden wir um so eher neutral bleiben können, je mehr England unseren Interessen in der Welt praktisch Rechnung trüge und alles unterließe, was die deutsche öffentliche Meinung als eine Herausforderung empfinden würde. Der Besuch von Cecil Rhodes führte zunächst zu einem Abkommen, das der Transafrikanischen Telegraphengesellschaft die Erlaubnis erteilte, durch unser ostafrikanisches Schutzgebiet eine Telegraphenlinie zu legen. Wir brachten dadurch unseren Wunsch zum Ausdruck, auch in Afrika mit England in gutem Einvernehmen zu bleiben. Gegenüber dem übertriebenen Mißtrauen, das namentlich die rechte Seite des Reichstags gegenüber England beseelte, hob ich im Reichstag hervor, daß bei diesem Abkommen unsere Interessen in keiner Weise zu kurz kämen.

Die Kaiserin gegen England

Die Art und Weise, wie damals ein großer Teil der deutschen Presse den Besuch von Cecil Rhodes und ihn selbst behandelte, war kleinlich und spießbürgerlich. Daß Cecil Rhodes zum Kaiser nicht im Bratenrock, sondern im Cutaway gekommen war, wurde in philiströser Weise breitgetreten, in der Presse, in den Wandelgängen des Reichstags und auch in der Gesellschaft. Die Erregung hatte auch die Kaiserin ergriffen, die mir in jenen Tagen schrieb: „Am heutigen Tage, wo Ihre Zeit gewiß ganz besetzt ist, möchte ich Sie nicht unnütz stören. Aber durch eine Konversation mit dem Kaiser habe ich den Eindruck, daß der Kaiser momentan wieder sehr Volldampf voraus auf England lossteuert, wenn man so sagen darf. Ich würde gern von Ihnen hören, wie ich diesen Abend Cecil Rhodes behandeln soll, ob etwas kühl oder ob man ihm besonders freundlich entgegenkommen soll. Ich würde nach meinem Geschmack ersteres wählen. Außerdem sagt der Kaiser, er ginge auf Einladung der Königin im August nach Cowes. Dieses finde ich ganz unglaublich! Daß er seine Großmutter besucht, ist vielleicht nicht zu verhindern, aber bitte dringend, daß Sie verhindern, daß er in Cowes wieder segelt, besonders auf dem ‚Meteor'. Er könnte doch auf der ‚Hohenzollern' hinfahren, der Königin einen Besuch machen und dann zurückkehren. Sich nach allem, was vorgefallen ist, wieder in diese Gesellschaft zu begeben, sich der Gefahr dieser Segelei auszusetzen und — last, not least — sich durch irgendeinen Kniff der Engländer im letzten Moment immer schlagen zu lassen, das empört mich zu sehr im Sinne des

Deutschen Kaisers sowohl als meines Mannes. Ich hoffe, Sie verhindern es. Sie werden vielleicht sagen, warum diesen langen Brief gerade heute. Aber ich fürchtete, bei dem englischen Diner heute abend könnte der Kaiser sich hinreißen lassen, Versprechen abzugeben, die nachher sehr schwer zu redressieren sind. Falls Sie den Kaiser diesen Vormittag noch sehen sollten, würde vielleicht doch noch ein beruhigendes Wort von Ihnen etwas langsamere Drehungen der Maschine hervorrufen. Natürlich ist dies ohne Wissen des Kaisers geschrieben. Es sieht hinterrücks aus, aber wo so viel auf dem Spiel steht und Sie solchen günstigen Einfluß haben, werden Sie verstehen, wie ich es meine. Ich gebe zu, daß ich gestern leider etwas heftig wurde, daher möchte ich nicht gleich heute wieder von der Sache anfangen. Also, bitte, lassen Sie mich ganz aus dem Spiel. Verzeihen Sie die Länge des Briefes. Ich hätte Sie ja lieber gesprochen, aber das würde noch mehr auffallen."

Auch in dieser intimen Äußerung der Kaiserin kommt der vorsichtige und verständige Sinn zum Ausdruck, den die hohe Frau mit dem gütigsten Herzen verband. Leider war ihr Geist dialektisch nicht hinreichend geschult, um sich gegenüber dem stürmischen Gatten in der Diskussion behaupten zu können. Im vorliegenden Fall gelang es mir leicht, die Kaiserin zu beruhigen, die dann auch dem englischen Gast mit ihrer gewohnten Güte und Freundlichkeit entgegentrat.

Die deutsche Öffentlichkeit antibritisch

Weniger leicht war die deutsche öffentliche Meinung zu beruhigen, auf die Cecil Rhodes, wie später Chamberlain, wirkte wie das rote Tuch auf den Stier. Die gegen Cecil Rhodes gerichteten Angriffe und Persiflagen waren wenig angebracht gegenüber einem Manne, der einer jener großen Konquistadoren war, die das englische Weltreich aufbauten, dem seitdem auf den endlosen Grasflächen Südafrikas ein gewaltiges Denkmal errichtet wurde, eine aus Riesensteinen zusammengesetzte Pyramide zum Andenken desjenigen, der den Süden des dunklen Weltteils für Großbritannien gewann. Cecil Rhodes war übrigens für seine Person ein Freund guter Beziehungen zwischen Deutschland und England. Er stiftete nach seinem Besuch in Berlin eine größere Summe, um deutschen Studenten den Besuch englischer Universitäten und englischen Studierenden das Studium an deutschen Hochschulen zu erleichtern. Der Gedanke fand in beiden Ländern Anklang. Die deutschen Studenten in Oxford bildeten einen Anglo-German-Club, dem auch zahlreiche Engländer beitraten. Die jungen Herren hatten im Frühjahr 1914 die Liebenswürdigkeit, mich zum Ehrenpräsidenten ihrer Vereinigung zu wählen. Ich werde seinerzeit berichten müssen, wie der Anglo-German-Club in Oxford gerade im Begriffe stand, sein Stiftungsfest unter Beteiligung zahlreicher englischer Notabilitäten zu feiern, als das Berchtold-Bethmannsche Ultimatum und unsere diplomatische

Behandlung der dadurch entstandenen Krise es zum Weltkrieg kommen ließen.

Ich war mir während des südafrikanischen Krieges nicht einen Augenblick darüber im Zweifel, daß England den Kampf siegreich durchführen würde. Bei seiner außerordentlichen Überlegenheit an Menschenzahl, an Geld und an Hilfsmitteln aller Art mußte es die Oberhand behalten, wenn es Truppen nach Südafrika schicken konnte. Das konnte es, solange es die Meere beherrschte, und es beherrschte die Wellen. Ähnlich wie während des spanisch-amerikanischen Krieges beurteilten auch im südafrikanischen Konflikt weite deutsche Kreise, und selbst militärische Kreise, die Situation in Südafrika, weil mit dem Gefühl, in unzutreffender Weise. Die militärische Suite Seiner Majestät, darunter sonst verständige Leute, war überzeugt, daß die Engländer mit den Buren nicht fertig werden würden, und der Kaiser neigte von Zeit zu Zeit dieser Ansicht zu. Die öffentliche Meinung in Deutschland betrachtete die ganze Lage nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen, und das deutsche Herz war Feuer und Flamme für die armen Buren. Ich war von Anfang an entschlossen, uns an Schritten für die Buren und gegen die Engländer nicht zu beteiligen. Ich fühlte mich hierzu um so mehr berechtigt, als ich seit Monaten, seitdem die Beziehungen zwischen England und den südafrikanischen Republiken wieder gespannter geworden waren, diesen und ganz besonders dem Präsidenten Krüger dringend Vorsicht und Entgegenkommen angeraten und gar keinen Zweifel darüber gelassen hatte, daß die Buren bei aller in Deutschland für sie bestehenden Achtung und Sympathie auf Hilfe von unserer Seite nicht zu rechnen hätten. Ich wußte, daß, wenn es zu einem Konflikt zwischen Rußland, Frankreich und England käme, die Franzosen nicht mit uns gegen England fechten, sondern uns in den Rücken fallen würden. Welche Schwenkung dann das seit acht Jahren mit Frankreich verbündete Rußland machen würde, war nicht mit Bestimmtheit vorauszusagen. Die französische Presse goß über England Kübel der Entrüstung, des Hohnes und des Hasses aus. In den Zeitungskiosken der Pariser Boulevards prangten unsäglich gemeine Karikaturen der Witzblätter auf die Königin Victoria. Aber in einer Besprechung, die in dieser Zeit zwischen französischen Staatsmännern der verschiedensten Richtungen stattfand, stimmten alle maßgebenden Leute Waldeck-Rousseau zu, als er erklärte, daß ein Zusammengehen mit Deutschland in einer ernsten und großen Frage so viel bedeute, als wieder und endgültig die Abtretung von Elsaß-Lothringen zu unterzeichnen, und das sei unmöglich.

Meine Meinung, daß weder Rußland noch Frankreich daran dächte, etwas Ernstliches für die Buren zu tun, wurde auch von dem weitsichtigsten unserer Diplomaten, dem Botschafter in London, dem Grafen Paul

Hatzfeldt, geteilt. Er schrieb an Holstein noch vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten in Südafrika: „Zu meinem Erstaunen höre ich, daß in den Büros unseres Auswärtigen Amts eine gewisse Verwunderung, vielleicht sogar Unzufriedenheit darüber herrscht, daß ich mich für die Erhaltung des Friedens in Südafrika interessiere und in diesem Sinne arbeite. Nächstens wird wohl noch behauptet werden, daß ich dabei irgendein persönliches Interesse habe. Dagegen liegt die Sache so, daß ich im Anfang allerdings im Zweifel war, ob der Ausbruch des Krieges nicht vorteilhaft für uns sein würde. Sie sprachen damals eine andere Ansicht aus, zu welcher ich mich dann bekehrt habe. Noch heute würde ich der Ansicht sein, daß der Krieg für uns wünschenswert ist, wenn ich irgendeine Hoffnung sehen könnte, daß Rußland oder Frankreich für den Transvaal einträten und es dabei auf einen Konflikt mit England ankommen lassen würden. Diese Hoffnung aber scheint mir vollständig ausgeschlossen, und ich vermag nicht zu sehen, welchen Vorteil wir unter diesen Umständen vom Krieg haben würden. Es ist nicht anzunehmen, daß England, wenn es mit den Buren allein zu tun hätte, dadurch in eine so schwierige Lage geriete, daß es für unsere Freundschaft große Opfer bringen müßte. Ebensowenig Vorteil würden wir davon haben, wenn England schließlich den Transvaal annektiert oder wenn das Ende ist, daß sich aus Südafrika eine Republik entwickelt, die kein angenehmer oder bequemer Nachbar für uns sein würde."

Der Mittelland-kanal und Miquel

In der inneren Politik stand im Sommer 1899 die Kanalvorlage im Vordergrund. Kein ruhig Urteilender wird heute bestreiten, daß Kaiser Wilhelm im vollen Rechte und auf dem richtigen Wege war, als er den Bau von zwei neuen Kanälen in Aussicht nahm, des Dortmund-Rhein- und des Mittelland-Kanals. Der Ausbau unseres Kanalnetzes war in jeder Beziehung, aus wirtschaftlichen wie aus strategischen und nationalen Gründen gleich wünschenswert. Die dagegen vorgebrachten Argumente gingen aus partikularistischen Erwägungen, Kirchturminteressen und Fraktionsrücksichten hervor, die im deutschen Leben leider seit jeher eine so bedauerliche Rolle gespielt und unseren größten Dichter zu dem grausamen Ausspruch geführt haben, der Deutsche sei im einzelnen achtungswert, im ganzen miserabel. Das Durchgehen der Kanalvorlage wurde um die Wende des Jahrhunderts allerdings in hohem Grade durch das persönliche Eingreifen, Reden, Telegraphieren und Drohen des Kaisers erschwert, der ähnlich wie bei der Arbeitswilligen-Vorlage das Kind im Mutterleibe erschlug. Je stürmischer er trotz aller Gegenvorstellungen seiner Ratgeber für die Kanalvorlage eintrat, um so leichter wurde es den Gegnern, sie als ein Produkt kaiserlicher Laune hinzustellen, was sie in Wirklichkeit gar nicht war. Fast unhaltbar wurde durch das impetuose Vorgehen des Monarchen die Stellung des Finanzministers Miquel, auf dessen Schultern bei dem hohen

Alter und der rednerischen Insuffizienz des Ministerpräsidenten Hohenlohe die Vertretung der Kanalvorlage ruhte. Johannes Miquel war nicht nur ein großer Redner, er war auch im Gespräch von hinreißendem Zauber. Wie manche ältere Leute — ich nehme mich dabei nicht aus — neigte er dazu, auch im Privatverkehr Vorträge zu halten, die aber, wenigstens bei ihm, von ausgebreitetsten historischen Kenntnissen und reicher Erfahrung getragen waren. Zu seinen Lieblingsvorträgen gehörte außer einer glänzenden Schilderung des allmählichen Aufbaus des römischen Weltreichs auch der Nachweis, wie bedeutsam für die Wohlfahrt des Landes ein gutes Kanalnetz wäre und daß deshalb alle großen Fürsten Kanäle gebaut hätten. Wilhelm II. hatte mehrfach in After-dinner-Unterhaltungen diesen Kanalvortrag zu hören bekommen. Sein empfängliches Gemüt wurde rasch entflammt, und mit dem Schüler im „Faust“ dachte er:

Das sollt Ihr mir nicht zweimal sagen!
Ich denke mir, wieviel es nützt.

Der Kaiser verlangte nun von Miquel eine Kanalvorlage, für die der sehr tüchtige Minister der öffentlichen Arbeiten, der aus dem Westen stammende Thielen, mit Überzeugung und Eifer eintrat. Jetzt geriet Miquel in Verlegenheit. Er war in seiner politischen Entwicklung, die mit dem Kommunismus von Karl Marx begonnen hatte, zu konservativen und sogar zu hochkonservativ-agrarischen Anschauungen gelangt. Er wußte, daß die Konservativen gegen alle Kanalpläne waren, weil sie von ihnen eine Erleichterung der ausländischen Getreideeinfuhr und zunehmende Abwanderung östlicher Landarbeiter nach dem Westen befürchteten. Danach richtete Miquel seine erste Rede für die Kanalvorlage ein, nachdem es ihm nicht gelungen war, deren Einbringung zu verhindern. Miquel war ein großer Dialektiker. Der „Kladderadatsch“ meinte einmal, ein Jesuit verstünde die Behauptung, daß 2 mal 2 = 5 mache, mit drei Argumenten zu beweisen, Miquel mit fünf und ich mit sieben. Das war, nebenbei gesagt, was meine dialektische Begabung angeht, wohl eine zu günstige Beurteilung. Miquel aber hielt bei jenem Anlaß für die Kanalvorlage eine so lavierende, um nicht zu sagen zweideutige Rede, daß einer der Führer der Konservativen, Graf Hans Kanitz, seine Gegenrede mit den Worten beginnen konnte: ob der Finanzminister Miquel ein Freund oder ein Gegner des Kanalprojektes sei, wisse man nach der eben von ihm gehörten Rede so wenig wie vorher. Der Kaiser las bei seinem brennenden Interesse für das Kanalprojekt die Zeitungsberichte über die Kanaldebatte mit mehr Aufmerksamkeit, als er sie im allgemeinen für Parlamentsberichte übrig hatte. Die Bemerkung von Kanitz erweckte sein Mißtrauen, er bestellte sich Miquel auf den Potsdamer Bahnhof und wusch ihm dort, bevor er sich in

den Sonderzug setzte, der ihn nach dem Neuen Palais zurückführen sollte, in heftigen Worten den Kopf. Seitdem wurde Miquel noch unsicherer. Sein intimer Freund, der freikonservative Abgeordnete Freiherr Oktavio von Zedlitz, der in Parlamentskreisen wegen seines Hangs zur Intrige der „Helldunkle" hieß, ließ sich mit dem unzuverlässigen, aus Wien nach Berlin verpflanzten Leibjournalisten von Miquel, Herrn Viktor Schweinburg, zu allerlei Quertreibereien hinreißen, und nach heftigen Debatten siegten im Abgeordnetenhaus die von dem Grafen Limburg-Stirum und Graf Ballestrem, einem Konservativen und einem Zentrumsmann, geführten Kanalgegner.

Der Sieg der Kanalrebellen

Die Erregung des Kaisers über diesen Schlag, den er, wie gewöhnlich, als gegen sich persönlich gerichtet auffaßte, war groß. Er bombardierte mich, der ich als Staatssekretär des Äußeren damals mit der Kanalvorlage nicht das mindeste zu tun hatte, mit Telegrammen en clair, die von Injurien namentlich gegen Stirum strotzten. Die Kaiserin, die als treue Gattin im allgemeinen nicht nur die Nöte und Sorgen, sondern auch alle Gefühle ihres Mannes teilte, aber in diesem Falle, da sie mit ihrem Herzen politisch rechts orientiert war, unter dem Zorn des Kaisers gegen die Konservativen litt, schrieb mir aus Wilhelmshöhe am 18. August 1899: „In meiner Angst komme ich zu Ihnen. Gestern abend mußte ich den Kaiser in großer Aufregung und Betrübnis leider abreisen lassen, nach Metz und Saint-Privat. Diese unglückselige Kanalvorlage! Wenn Sonnabend auch eine ungünstige Entscheidung fällt, weiß ich nicht, was passiert. Ach, könnten Sie dem Kaiser nicht einen etwas beruhigenden Brief schreiben? Es ist wirklich nötig! Ich bin sehr unglücklich, nicht bei ihm jetzt sein zu können. Der Arzt wollte das viele Reisen durchaus nicht für meinen Fuß, außerdem habe ich hier ein krankes Kind, meinen kleinen Oskar. Ach, es ist ein schlimmer Sommer gewesen. Gott helfe weiter. Ihre herzlich ergebene Viktoria."

Schon im April 1899 hatte der Kaiser an den Minister des Innern, Herrn von der Recke, ein Telegramm gerichtet, das diesen anwies, den Landräten im Abgeordnetenhaus mit „Kassation" zu drohen und mit Abbruch der persönlichen Beziehungen zu Seiner Majestät, wenn sie nicht für die Kanalvorlage stimmten. Graf Limburg-Stirum sollte wegen seiner Opposition gegen die Kanalvorlage aus der Liste der Geheimräte gestrichen werden. „Den von den konservativen Parteien in grenzenloser Borniertheit und junkerhaftem Übermut Mir hingeworfenen Fehdehandschuh werde Ich aufnehmen." Nicht ohne Grund klagte mir, der ich in Fragen der inneren Politik noch nicht in der Feuerlinie stand, der Finanzminister Miquel damals darüber, wie sehr ihm seine Stellung in der Kanalfrage durch die Unmöglichkeit erschwert werde, Seiner Majestät klarzumachen, daß die Konservativen als Partei nicht bloße Vollstrecker des königlichen Willens

sein könnten, da sie sonst jeden Boden in der Wählerschaft verlieren würden. „Der Kaiser", äußerte Miquel in dieser Zeit gelegentlich mir gegenüber, „ist bei großer und vielseitiger Begabung politisch farbenblind." Ein geniales Wort, das mir häufig wieder eingefallen ist, und auch ein richtiges Wort. Um so größer freilich, um so schwerer die Verantwortung der Ratgeber Seiner Majestät. Als im Laufe des Sommers die Aussichten für die Kanalvorlage immer ungünstiger wurden und sie schließlich abgelehnt wurde, telegraphierte mir der Kaiser im August 1899: „Krasse Dummheit ist, mit bösem Willen gepaart, durch einen Judenjungen ausgenutzt. Ich bin entschlossen, die Partei durch schwere gesellschaftliche Strafen meinen Zorn fühlen zu lassen und sie so zu zwingen, das Werk doch zu machen. Keine Auflösung, worauf Zentrum und Freisinn gehofft. Aber Ausschluß der Limburger und Genossen aus der Gesellschaft." Im September 1899 folgte das nachstehende kaiserliche Telegramm an mich: „Die traditionellen Stützen von Thron und Altar, die von jeher vom königlichen Hause verzogen worden sind, haben sich gegen den Herrn gewandt, und das unter Führung des Judenabkömmlings Limburg. Lassen Sie Ihre Preßhunde alle los und schmettern Sie mit Keulenschlägen auf die Partei herunter." Graf Limburg-Stirum, der langjährige Führer der Konservativen in Preußen, war der Sohn eines niederländischen Edelmanns aus altem Geschlecht und einer Israelitin. Die von mir schon einmal zitierte, ein wenig derbe Äußerung des Fürsten Bismarck, daß die Paarung zwischen einem germanischen Hengst und einer semitischen Stute bisweilen gute Resultate ergäbe, traf auf Graf Stirum zu. Er hatte von väterlicher Seite Ernst, Zähigkeit und Arbeitskraft, von mütterlicher einen scharfen und klaren Verstand geerbt. In den Jahren nach dem Sturz des Fürsten Bismarck, wo sich so viele von ihm abwandten, stand Graf Limburg-Stirum treu zu dem Alten im Sachsenwalde. Das führte während der Ära Caprivi zu einem ebenso überflüssigen wie törichten Disziplinarverfahren gegen Stirum, der als Gesandter z. D. in einem Zeitungsartikel gegen die Caprivi-Marschallschen Handelsverträge Stellung genommen hatte. Der biedere Caprivi, der diesen Fall vom Standpunkt militärischer Disziplin beurteilte, war von Holstein aufgehetzt worden, der Stirum nicht mochte. Da Graf Stirum gleichzeitig vom Kaiser bei verschiedenen Gelegenheiten geschnitten und brüskiert worden war, so mochte seine Stimmung gegenüber Seiner Majestät allmählich bitter geworden sein. Sein politisches Urteil wurde aber, wie ich hervorheben muß, durch diese Erlebnisse nicht beeinflußt. Er war ein weniger geschickter Parteiführer im engeren Sinne des Wortes als sein Nachfolger Heydebrand, er sprach weniger schlagfertig und oratorisch nicht wirksam, schon weil er wegen chronischer Heiserkeit mit gedämpfter Stimme redete. Aber sein Horizont war weiter als der seines Nachfolgers,

er hatte mehr Verständnis für die Wechselbeziehungen zwischen innerer und äußerer Politik, und vor allem stand ihm die Staatsräson über dem Parteiinteresse. Er war nicht umsonst durch die Bismarcksche Schule gegangen. Die Ausfälle des Kaisers gegen seine jüdische Abstammung waren übrigens um so verwunderlicher, als Wilhelm II. in keiner Weise Antisemit war. Generelle Abneigung gegen Juden und Judentum lag seiner Natur und Art gänzlich fern. Er stand auch in persönlich freundschaftlichen Beziehungen zu vielen markanten Israeliten, wie Albert Ballin, Emil Rathenau, Eduard Arnhold, Paul von Schwabach, Robert von Mendelssohn und manchen anderen trefflichen Männern. Natürlich habe ich mich gehütet, die Weisung hinsichtlich der „Preßhunde" auszuführen, sondern im Gegenteil auf eine ruhige Behandlung des Kanalstreits in der Presse tunlichst hingewirkt.

Trotz seines Zornes gegen die Kanalgegner wollte Wilhelm II. von einer Auflösung des Abgeordnetenhauses nichts wissen, obwohl Fürst Hohenlohe, der den preußischen Konservativen ein wenig mit der aus Hoffart und Mangel an Verständnis gemischten Abneigung gegenüberstand, die der süddeutsche Standesherr bisweilen gegen den norddeutschen Junker empfindet, auf die Auflösung hinarbeitete, in der Hoffnung, damit zu einer liberalen Mehrheit in Preußen zu kommen. Aber gerade die letztere Möglichkeit war dem Kaiser doch unsympathisch, und so hielt er denn an das versammelte Staatsministerium eine Ansprache, in der er, originell wie so oft, die ganze Angelegenheit nach militärischen Gesichtspunkten beurteilte. Wenn ein Regiment rebelliere, führte Seine Majestät etwa aus, so würde es deshalb nicht aufgelöst, denn das wäre ein Schaden für die Armee und undankbar gegenüber den früheren Meriten des betreffenden Truppenteils. Aber die Rädelsführer würden vor die Front gestellt und erschossen. Nach dieser Analogie müßten jetzt alle Beamten, insbesondere die Landräte, die im Abgeordnetenhaus gegen die Kanalvorlage gestimmt hätten, abgesetzt werden. Mit Ausnahme des Fürsten Hohenlohe waren alle Minister gegen eine solche Lösung. Miquel sah voraus, daß sie die konservativen Kreise sehr erbittern würde, aber er zog sie noch immer der Auflösung vor, von der er eine größere Schwächung seines Einflusses und seiner Position befürchtete. So wurde eine große Anzahl biederer Landräte, darunter einige, die schon Jahrzehnte, getragen von dem Vertrauen aller Eingesessenen, ihre Kreise verwalteten, als „Kanalrebellen" zur Disposition gestellt. Unter diesen „Rebellen" befanden sich freilich verschiedene Herren, die, wie der künftige Statthalter von Elsaß-Lothringen, Herr von Dallwitz, der künftige Oberpräsident von Westpreußen, Herr von Jagow, und mehrere andere, sich später wieder in der vollen Gnade Seiner Majestät sonnen durften. Wenn das Ausscheiden der Landräte den Kaiser wenig berührt hatte, so

war die Wirkung eine andere, als der Oberstjägermeister Herzog von Pleß, einer der reichsten und vornehmsten schlesischen Magnaten, seinen Abschied mit der Motivierung einreichte, er sei ein Gegner des Kanals und wolle nicht besser behandelt werden als seine Gesinnungsgenossen. Aus demselben Grunde bat auch der Oberstkämmerer Fürst Hohenlohe-Oehringen um Enthebung von seinem Amt. Nun wurde die Sache ernst.

Der Kaiser beschied mich sofort in das Neue Palais und empfing mich sichtlich bestürzt mit den Worten: „Die Großen meines Hofes verlassen mich.“ In dem darauffolgenden Gespräch erreichte ich, daß den bewährtesten unter den verabschiedeten Landräten für die Zukunft Wiederanstellung in Aussicht gestellt wurde. Den Herzog von Pleß versöhnte der Kaiser dadurch, daß er seinen Schwiegersohn, den Fürsten Fritz Solms, zum Oberstkämmerer an Stelle des Fürsten Hohenlohe-Oehringen ernannte. Den letzteren hatte der Kaiser erst wenige Jahre vorher zur ersten preußischen Hofcharge ernannt, die seit alter Zeit nach dem preußischen Hofrangreglement mit dem Ministerpräsidenten und den Generalfeldmarschällen rangierte. Damals hatte der Kaiser dem Fürsten Christian Kraft von Hohenlohe-Oehringen seine Ernennung in einem für ihn sehr schmeichelhaften, warm gehaltenen Telegramm angekündigt. Nun hatte der Fürst, der sich gerade in einem österreichischen Badeorte inkognito in Damenbegleitung befand, er war unverheiratet, angeordnet, daß alle für ihn bestimmten, in Berlin oder Slawentzitz, seinem schlesischen Schlosse, anlangenden Telegramme nach jenem österreichischen Bade unter der Adresse seines dort in seiner Begleitung befindlichen Kammerdieners nachtelegraphiert werden sollten. So kam es, daß zum großen Erstaunen der K. K. Telegraphenbeamten in Kaltenleutgeben bei Wien die nachstehende Depesche eintraf: „Kammerdiener Hermann Schulze. In dankbarer Würdigung Deiner in Krieg und Frieden geleisteten hervorragenden Dienste ernenne ich Dich zu meinem Oberstkämmerer. Wilhelm R.“ Die Kanalfrage, die durch Fehler von allen Seiten verfahren worden war, wurde von mir in späteren Jahren, während ich preußischer Ministerpräsident war, in ein ruhiges Fahrwasser geleitet und befriedigend gelöst.

XIX. KAPITEL

Kaiserbesuch in Karlsruhe • Burg Hohenzollern • Königin Wilhelmine von Holland in Berlin (Oktober 1899) • Besuch des Zarenpaares in Berlin • Die Reise der deutschen Majestäten nach England (20. XI. 1899) • Die Kaiserin gegen die Reise, ihr Brief an Bülow • Bericht Hatzfeldts • Landung in England • Die Herzogin von Connaught Deutsche Prinzessinnen im Ausland • Windsor • Die Galatafel • Englische Hofleute und Staatsmänner • Memorandum des Fürsten Hohenlohe für Wilhelm II.

Karlsruhe und Burg Hohenzollern

Im September begleitete ich den Kaiser bei einem Besuch in Karlsruhe. Das Zusammensein mit den badischen Herrschaften war immer wohltuend und aufrichtend. Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise waren beide im besten Sinne des Wortes Idealisten, die unberührt von den Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten des Tages an die großen Ziele dachten, die, sternengleich, dem Patrioten leuchten sollen. Trotz diesem vaterländischen Idealismus hatte das Verhältnis zwischen dem Großherzog Friedrich und dem Fürsten Bismarck mehrfach Trübungen erfahren. Ungeachtet meiner Bewunderung und Liebe für den größten deutschen Staatsmann und einen der größten Männer aller Zeiten muß ich zugeben, daß an solchen Friktionen der Fürst größere Schuld trug als der Großherzog. Namentlich in der Affäre Roggenbach-Geffcken hatte sich Bismarck durch Mißtrauen und Ranküne zu weit fortreißen lassen. Das tut seiner Größe keinen Abbruch. Napoleon bleibt groß, obschon er den Herzog von Enghien erschießen ließ, was niemand billigen kann.

Von Karlsruhe fuhr der Kaiser mit mir auf das Manöverfeld und dann zum Besuch der Burg Hohenzollern. Wir waren um fünf Uhr morgens in Karlsruhe aufgebrochen und kehrten erst um neun Uhr abends dorthin zurück, wo uns noch eine Theatervorstellung und nach ihr eine Hofsoiree mit Cercle bevorstand. Der Kaiser überwand solche Anstrengungen spielend. Nachdem er dem Manöver während drei Stunden im Sattel beigewohnt hatte, nahm er, unmittelbar nach einem kräftigen Frühstück im Waggon, einen langen Vortrag von mir entgegen, im Laufe dessen ich ihm eine Reihe diplomatischer Personalveränderungen vortrug. Darunter leider auch die Wiederanstellung des Legationsrats von Schön, der sich als Hofmarschall in Koburg festgefahren hatte und wieder in die Diplomatie zurückzukehren wünschte, wo er als Botschafter in Petersburg und Paris

wie als Staatssekretär des Äußern in Berlin keine Lorbeeren pflücken sollte. Auf dem Hohenzollern, dessen Besuch mich immer ebenso tief bewegt hat wie der Anblick des Hohenstaufen, jener beiden Gipfel im Schwabenlande, die mit mahnender Hand des deutschen Volkes Geschichte künden, schenkte mir der Kaiser ein schönes Bild des Schlosses seiner Ahnen und schrieb darunter das Datum des Tages: 9. 9. 99. Er erzählte mir bei diesem Anlaß, daß seine Großmutter, die Kaiserin Augusta, ihm einmal, als von der schönen Fernsicht vom Hohenzollern die Rede war, gesagt hatte: „Das soll dir eine Mahnung sein, dir einen weiten und freien Blick zu erwerben und zu wahren." Eine Äußerung im Geiste Goethes.

Die Königinnen von Holland in Potsdam

Im Oktober 1899 erfolgte in Potsdam der Besuch der Königinnen von Holland. Die Königin-Mutter Emma, eine Prinzessin von Waldeck, machte einen verständigen, ruhigen und zuverlässigen Eindruck. Sie hatte 1879 den um mehr als vierzig Jahre älteren König Wilhelm III. von Holland geheiratet, der in erster, nicht gerade glücklicher Ehe mit der Prinzessin Sophie von Württemberg vermählt gewesen war, einer klugen und geistvollen Frau, der Freundin von Ernest Renan und anderen französischen Schöngeistern, die aber, wie leider viele ins Ausland vermählte deutsche Prinzessinnen, bis zur Gehässigkeit antideutsch geworden war. Aus dieser Ehe stammte nur ein Sohn, der Prinz von Oranien, der meist in Paris lebte, wo der „Prince d'Orange" von der Lebewelt „Prince Citron" genannt zu werden pflegte. Als der Prince Citron infolge starker Exzesse im Dienste des Bacchus in frühen Jahren starb, entschloß sich König Wilhelm III. auf Wunsch seines Volkes und um das Aussterben des ruhmreichen Hauses Oranien zu verhüten, zu einer zweiten Ehe. Königin Emma hatte das nicht leichte Joch dieser Ehe mit Hingebung, Geduld und Takt getragen. Trotz seiner Exzentrizitäten war Wilhelm III. bei dem niederländischen Volk, das mit unerschütterlicher Treue am Haus Oranien hängt, bis an sein Ende populär geblieben. Die kleinen Züge, die von ihm und seinen vielen Seltsamkeiten erzählt wurden, erhöhten nur seine Volkstümlichkeit. Als ihm einmal der Besuch seines ihm nicht besonders sympathischen Ministers gemeldet wurde, empfing er diesen badend in einem Teich seines Parks und forderte den Minister auf, sich ebenfalls auszukleiden, zu ihm ins Wasser zu steigen und dort seinen Vortrag zu halten. Als er seinen Einzug mit der Königin Emma in Amsterdam hielt, reichte ihm das begeisterte Volk einen ganz in Orangefarben gekleideten vierzehnjährigen Knaben in die Karosse. Das sollte eine Huldigung sein, der König nahm es aber als Aufdringlichkeit, ergriff den Knaben und schleuderte ihn in weitem Bogen über die Pferde weg in die Menge, die diesen Beweis königlicher Kraft mit Jubel aufnahm. Die bei ihrem Besuch in Potsdam kaum neunzehnjährige Königin Wilhelmine war damals ein reizendes junges Mädchen, das noch ganz unter

dem Einfluß der Mutter zu stehen schien. Der Kaiser veranstaltete zu Ehren der niederländischen Gäste im Neuen Palais eine allegorische Vorstellung, die in gut gestellten Bildern und nicht üblen Versen die innigen Bande zwischen den Häusern Hohenzollern und Oranien und die stolze Vergangenheit des Hauses Oranien zum Ausdruck brachte. Bei dem nachfolgenden Souper saß ich mit dem Kaiser und den beiden Königinnen à quatre an einem Tisch. Der Kaiser führte die Unterhaltung und sprach sich über den Burenkrieg, der in vollem Gang war, in so antienglischem Sinne aus, in so hitzig übertriebener Rederei, daß die Königin-Mutter mir nach der Mahlzeit sagte, sie stünde mit ihren Sympathien begreiflicherweise auf der Seite der ihrem Volke stammverwandten Buren, frage sich aber doch, ob die mit solcher Heftigkeit zur Schau getragene antienglische Haltung des Kaisers nicht unvorsichtig wäre. Hätte Königin Emma geahnt, mit welchem Enthusiasmus derselbe Kaiser kaum sechs Wochen später im englischen Fahrwasser schwimmen würde, hätte sie sich schwerlich solche Sorgen gemacht.

Besuch von Zar und Zarin

Am 8. November 1899 traf das Zarenpaar in Begleitung des Ministers Murawiew auf der Rückfahrt von Darmstadt nach St. Petersburg zu einem kurzen Besuch in Potsdam ein. Kaiser Nikolaus beehrte mich nach der Abendtafel mit einer langen Unterredung. Er beglückwünschte mich zunächst zu dem Samoa-Abkommen. Was wir erreicht hätten, wäre um so anerkennenswerter, als die Engländer einerseits très durs à la détente wären, während wir andererseits zur See England gegenüber keine Pressionsmittel hätten. Er freue sich also doppelt, mir als altem Bekannten, der in St. Petersburg viele Freunde hätte, herzlich gratulieren zu können. Der Zar kam sodann auf unsere Flottenvorlage, die er durchaus billigte. Wir möchten uns zur See nur recht stark machen. Solange die englische Flotte den Flotten aller übrigen Länder so sehr überlegen wäre wie gegenwärtig, sei es schwer, England entgegenzutreten. Je stärker die kontinentalen Staaten zu Wasser würden, um so besser für sie alle und den Weltfrieden. Der Zar sprach mit Sympathie von den Buren, betonte aber ausdrücklich, daß sich Rußland durch die Vorgänge in Südafrika nicht aus seiner Reserve herauslocken lassen würde. Die Vorgänge in Afrika lägen Rußland ganz fern und ließen es gleichgültig. Rußland wolle vor allem den Frieden, um sich im Frieden zu konsolidieren und sein wirtschaftliches und kulturelles Niveau zu heben. Rußland wünsche auch keinen Konflikt zwischen Frankreich und England. Wenn Rußland gewollt hätte, würde es vielleicht vor einem Jahr zwischen Frankreich und England wegen Faschoda zum Krieg gekommen sein, obwohl die Franzosen jetzt in ihrer großen Mehrheit einsähen, daß Faschoda keinen Wert hätte, und Herr Delcassé es nicht einmal geschenkt haben wolle. Jedenfalls aber wünsche Rußland keinen

Zusammenstoß zwischen Frankreich und England und habe deshalb vor einem Jahr beruhigend auf die Franzosen eingewirkt. Der Zar hob hervor, daß er in Potsdam persönlich und politisch sehr günstige Eindrücke empfangen habe. Er wünsche die allerbesten Beziehungen mit Deutschland zu unterhalten, des relations cordiales, sûres et intimes. Es gäbe keinen Punkt, wo Deutschland und Rußland entgegengesetzte Interessen hätten. Beide Länder könnten überall in Freundschaft und für den Frieden zusammen wirken. Nur einen Punkt gäbe es, fügte Kaiser Nikolaus hinzu, wo wir die russischen Traditionen berücksichtigen und schonen müßten, nämlich im Orient. Wir dürften nicht den Anschein erwecken, als ob wir Rußland politisch oder wirtschaftlich ganz aus dem Balkan verdrängen wollten, mit dessen christlichen Völkern es nun einmal seit Jahrhunderten durch zahlreiche Bande nationaler und religiöser Natur verknüpft wäre. Selbst wenn er, meinte der Zar, persönlich in dieser Beziehung skeptischer oder indifferenter dächte, würde er doch die russische Tradition auf der Balkanhalbinsel wahren müssen. In dieser Beziehung könne er sich nicht in Widerspruch mit den Überlieferungen und Gefühlen seines Volkes setzen und auch nicht mit dessen Hoffnungen, die, wie ich aus meiner Petersburger Zeit wisse, in der Richtung auf die Dardanellen gingen. „Les sentiments et les rêves du peuple russe vont dans la direction des détroits." Der Kaiser fügte hinzu, wie er hoffe, daß es durch gegenseitige Rücksichtnahme und loyale Aussprache gelingen werde, in dieser Beziehung jedem Anlaß zu Mißverständnissen, Reibungen und Konflikten zwischen uns vorzubeugen.

Graf Murawiew erwähnte mir gegenüber gesprächsweise den Besuch, den im August der französische Minister des Äußern Delcassé unter ostentativer Vermeidung von Berlin in St. Petersburg abgestattet habe, und äußerte bei dieser Gelegenheit, Hanotaux habe einen freieren Blick gehabt als Delcassé, der ganz in die Idee der Revanche verrannt sei. „Delcassé est un maniaque qui subordonne tout à l'idée de la revanche. Il ne voit que Strasbourg sans penser aux intérêts supérieurs de l'Europe, ni surtout aux intérêts monarchiques, qui pour nous comme pour vous doivent passer en première ligne et qui unissent nos deux pays." Auch Murawiew gratulierte mir zu dem Abschluß unseres Samoa-Vertrages mit England und Amerika, indem er betonte, er freue sich über alles, was Frieden und Ruhe in Europa zu fördern geeignet wäre. Murawiew war sichtlich von der Besorgnis erfüllt, daß es in Rußland wieder zu revolutionären Bewegungen kommen könne, und nach wie vor davon überzeugt, daß nichts zu solchen mehr beitragen würde als das Hineingleiten Rußlands in einen großen europäischen Krieg.

Bei der Abreise der russischen Gäste ereignete sich ein höfischer Zwischenfall, der, an und für sich belanglos, doch eine jener persönlichen Verstimmungen hinterließ, die auch politisch schädlich wirken. Entgegen der

Erwartung des russischen Kaiserpaars und dem Usus der Höfe begleitete die Deutsche Kaiserin die russische nicht an die Bahn. Sie rechtfertigte diese Unterlassung mit ihrer dekolletierten Toilette. Der wirkliche Grund war, daß Kaiserin Auguste Viktoria als gute Protestantin der russischen Kusine ihren Konfessionswechsel nicht verziehen hatte und, davon abgesehen, deren englische Allüren nicht liebte.

Abreise Wilhelms II. nach England

Am 20. November 1899 wurde die Kaiserreise nach England angetreten. Die Mehrheit im Reichstag und noch mehr die große Mehrheit des deutschen Volkes bedauerte und mißbilligte diese Reise. Die Kaiserin war bis zum letzten Augenblick bestrebt, sie zu verhindern. Sie schrieb mir noch vierzehn Tage vor dem Antritt der Reise: „Was wird nun werden? Ich hatte von Ihrem gestrigen Hiersein gehofft, daß England nun ins Wasser fiele. Wir können doch wirklich nicht hin. Ich habe Ihrem Wunsch gemäß dem Kaiser bisher nichts gesagt — aber nächstens brennt einem der Boden unter den Füßen. Ich fürchte, es wird dem Kaiser kolossal im Lande schaden, wenn wir wirklich reisen. England will uns doch nur benutzen. Natürlich ist es furchtbar schwer für den Kaiser, aber ich glaube, im Grunde wäre er doch gern die Sache los. Ich bin gespannt auf Ihre Antwort.“ Die Hofdamen Ihrer Majestät sprachen davon, wie traurig, ja schmählich es wäre, daß wir England in dem Augenblick besuchten, wo der englische „Mammonismus“ die frommen und tapferen Buren zu erwürgen trachte. Der Kaiser war lange in unsicherer Stimmung. Ich erklärte ihm, daß ich die Reise vor dem Reichstag verantworten und decken würde.

Vertraulich mit Chamberlain?

Wenige Tage vor meiner Abreise nach England erhielt ich einen Brief unseres Botschafters in London, des Grafen Paul Hatzfeldt, vom 11. November, in dem es hieß: „Chamberlain ist und bleibt ein Faktor, mit dem wir rechnen und den wir warmhalten müssen, und ich halte deshalb für dringend wünschenswert, daß Eure Exzellenz ihm hier, wenn irgend möglich, Gelegenheit zu einer vertraulichen Aussprache geben. Dabei ist aber meines Erachtens zu berücksichtigen, daß jetzt schon in den Kreisen des Foreign Office eine unverkennbare Gereiztheit über die demselben wohlbekannten Nebenverhandlungen besteht, obwohl Salisbury selbst mir dies bis jetzt in keiner Weise gezeigt hat. Es würde sich daher empfehlen, eine vertrauliche Besprechung zwischen Eurer Exzellenz und Chamberlain so einzurichten, daß sie nicht zur Kenntnis Lord Salisburys gelangt. In bezug auf den Besuch Seiner Majestät in England darf ich wohl Eure Exzellenz nochmals ganz vertraulich darauf hinweisen, wie wünschenswert es im Interesse der Sache ist, daß Seine Majestät wenigstens die Einladung zum Herzog von Devonshire annimmt. Ich kann in dieser Hinsicht nicht genug hervorheben, welche ungünstige Wirkung der beabsichtigte Besuch des Kaisers bei Lord Lonsdale in allen beteiligten Kreisen und namentlich

auch bei der Königin ausübt. Unter seinen eigenen Standesgenossen erfreut sich Lord Lonsdale einer sehr geringen Achtung, und das allgemeine, mir längst bekannte Urteil über ihn läßt sich dahin zusammenfassen, daß er niemals und unter keinen Umständen ein wahres Wort spricht. Hiervon abgesehen, ist die Königin entsetzt darüber, daß Lord Lonsdale, der tief in Schulden steckt und für den letzten Kaiserbesuch eine Million Mark ausgegeben haben soll, durch den jetzt beabsichtigten Besuch in neue Schulden verwickelt werden wird. Diese Auffassung teilt der Prinz von Wales vollständig, und ich glaube, es anführen zu müssen, wenn wir auch auf ihn vielleicht weniger Rücksicht zu nehmen brauchen. Andererseits wird mir bestimmt versichert, daß die Königin sich mit dem Besuche versöhnen ließe, wenn es nicht der einzige ist und wenn Seine Majestät außerdem die Einladung nach Chatsworth-House, dem Schloß des Herzogs von Devonshire, annimmt. Letzteres scheint mir, wie ich bereits ausgesprochen habe, auch an sich mit Rücksicht auf die Stellung des Herzogs und seiner Frau und die letzthin von beiden an den Tag gelegte deutschfreundliche Gesinnung besonders wünschenswert. Jedenfalls möchte ich dringend um eine baldmöglichste telegraphische Entscheidung darüber bitten, da der Herzog, so prachtvoll Chatsworth auch sein soll, doch einige Vorbereitungen zu treffen hat, die ein paar Tage erfordern würden. Zu amtlichen Berichten über die Situation und den Krieg in Südafrika fehlt es mir an Zeit, und ich könnte auch nur wiederholen, daß man hier fest entschlossen ist, den Krieg ohne Rücksicht auf Opfer an Menschen und Geld siegreich zu Ende zu führen. Es darf angenommen werden, daß die Erklärung Lord Salisburys bei dem vorgestrigen Lordmayors-Diner, wonach England keine Intervention dulden würde, den Gefühlen des überwiegenden Teils der öffentlichen Meinung vollständig entspricht und daß ein etwaiger Versuch Frankreichs und Rußlands, sich jetzt oder später in die Lösung der südafrikanischen Frage einzumischen, entschieden zurückgewiesen werden würde. Meine Besorgnis ist, wie ich hinzufügen darf, nur, daß Frankreich und Rußland einen solchen Versuch weder zusammen noch gesondert unternehmen werden. Unsere Aufgabe scheint mir, wenn ich eine Ansicht darüber aussprechen darf, durch unsere Interessen vorgeschrieben zu sein. Wir müssen mit beiden Teilen, Rußland und Frankreich auf der einen und England auf der anderen Seite, möglichst gute Beziehungen unterhalten, ohne für den einen oder anderen Partei zu ergreifen, solange sie nicht in Konflikt miteinander geraten. Tritt dieser Fall ein, der mit der Zeit wohl kaum ausbleiben kann, sei es in Asien oder anderwärts, so wird es in der Hand Seiner Majestät des Kaisers liegen, wie ich mir mehrmals erlaubt habe Allerhöchstdemselben mündlich vorzustellen, den Ausschlag zu geben und Seine Bedingungen dafür zu stellen. Hier besteht sowohl bei

Vier Generationen in Windsor

Königin Victoria, der Prinz von Wales (Eduard VII.), sein Sohn der Herzog von York (Georg V.), dessen Sohn Eduard Albert (der heutige Prinz von Wales)

der Königin als auch bei ihrem Hofstaat die Absicht, den deutschen Gästen die größte Liebenswürdigkeit zu zeigen. Zu berücksichtigen ist nur, daß die geselligen Sitten hier viel freiere und von den unsrigen sehr verschieden sind. Es kommt daher hier viel weniger auf den individuellen Rang der einzelnen Persönlichkeit an, und ein Oberst oder General wird nicht anders behandelt wie ein Leutnant, wenn man sich gegen den einen oder anderen freundschaftlich erweisen will. Dies liegt in der landesüblichen Sitte und durchaus nicht in böser Absicht. Wenn Eure Exzellenz darauf einwirken können, daß die Umgebungen Seiner Majestät in dieser Hinsicht keine unnötige Empfindlichkeit an den Tag legen, würde dies zum Erfolg des Besuches wesentlich beitragen."

Die Herzogin von Devonshire, frühere Herzogin von Manchester, war eine geborene Deutsche, eine Gräfin Alten, Schwester des langjährigen Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms I. und Kommandeurs der Gardeducorps, Grafen Karl von Alten, der unter dem Namen „Chevalier" in der Berliner Gesellschaft der siebziger und achtziger Jahre eine bekannte Persönlichkeit war. Von seinen Schwestern war die älteste mit dem russischen Gesandten in Brüssel, Grafen Bludow, verheiratet, die zweite die Frau des hochverdienten, unter Kaiser Wilhelm I. sehr einflußreichen Chefs des Militärkabinetts, des Generals von Albedyll. Die vierte Schwester hatte nacheinander den Grafen August Grote auf Breese, meinen Vetter Detlev von Bülow-Gorow und den Fürsten Luigi Colonna-Stigliano geheiratet. Sie hat viel von sich reden gemacht. Die dritte Schwester heiratete in erster Ehe den Herzog von Manchester, in zweiter den Herzog von Devonshire. Sie hatte sich in England gesellschaftlich und politisch eine große Stellung gemacht, sie stand dem Prinzen und der Prinzessin von Wales nahe, und ihr Gatte hörte auf ihre Meinung und ihr Urteil. Der Earl of Lonsdale gehörte wie Mr. Poultney-Bigelow, Herr von Koscielski, Fürst Albert von Monaco, Fürst Max Fürstenberg, der Präsident Roosevelt, die französischen Generäle Lacroix und Bonnal in die lange Reihe der Personen, für die Kaiser Wilhelm II. heftig schwärmte, an denen er aber nicht viel Freude erlebt hat.

Landung in England

Bei unserer Landung in England, die am Vormittag des 20. November erfolgte, empfing uns der Herzog von Connaught, der dritte Sohn der Königin Victoria, ein vornehm denkender, liebenswürdiger, von freundlichen Gefühlen für seinen Neffen, den Kaiser, wie für Preußen und Deutschland erfüllter Prinz. Um so antideutscher war seine Gemahlin, eine Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen. Ich frug einmal gelegentlich den Kaiser, was seine Kusine und Tante, die Herzogin Louise von Connaught, sagen würde, wenn bei einem englischen Hoffest oder einer distinguierten Garden party ein preußischer General sich ihr nähern und ihr seine Freude ausdrücken würde, vor der Tochter des Siegers von Düppel, von Königgrätz

und von Metz zu stehen. Der Kaiser meinte: „Das würde Louischen scheußlich unangenehm sein.“ Ich frug den Kaiser weiter, was die Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland sagen würde, wenn ein deutscher Offizier dieser Kusine des Deutschen Kaisers seine Genugtuung darüber aussprechen würde, daß sie die Tochter eines im Krieg von 1870 hochbewährten deutschen Fürsten und Heerführers wäre. „Das würde Alix greulich sein“, meinte der Kaiser. Ich erzählte ihm nun eine kleine Erinnerung aus meiner römischen Botschafterzeit. Als die Herzogin von Aosta, eine geborene Prinzessin von Orléans, nach ihrer Vermählung mit einem italienischen Prinzen in Rom das Diplomatische Korps empfangen sollte, hätte ich neben dem französischen Botschafter Billot gestanden. Dieser habe mir gesagt, er sähe der Vorstellung mit einiger Neugier entgegen, denn abgesehen vom Sturz des Julithrons im Jahre 1848 sei der Bruder der Herzogin von Aosta, der Herzog Philipp von Orléans, soeben aus Frankreich verbannt worden. Als nun der französische Botschafter der Tochter einer aus Frankreich exilierten Dynastie vorgestellt wurde, ergriff die Herzogin seine Hand mit den Worten: „Je suis bien heureuse de voir l'ambassadeur de France, je suis Française et fière d'être Française.“ Als der Empfang zu Ende war, meinte der Botschafter nicht ohne Stolz, und mit berechtigtem Stolz: „Nos femmes françaises sont patriotes, qu'elles soient servantes ou princesses.“ Ich frug den Kaiser, wie es käme, daß unsere deutschen Prinzessinnen oft ganz anders wären als die französischen, englischen, russischen und italienischen Prinzessinnen, als die Fürstentöchter aller anderen Länder. Er meinte, das hinge wohl mit dem schwächeren Nationalgefühl des Deutschen zusammen. Dagegen habe ich den leidenschaftlichen Herbert Bismarck gelegentlich sagen hören, der Mangel an Patriotismus bei den ins Ausland geratenen deutschen Prinzessinnen und Prinzen käme daher, daß das deutsche Volk mit seinem schwachen Nationalgefühl es nie verstanden habe wie das französische bei verschiedenen Anlässen, wie das englische gegenüber Karl I. und Jakob II., das italienische während des Risorgimento, das spanische mit der Königin Isabella und Don Carlos, das schwedische mit den Wasas, das russische in Verschwörungen und Attentaten, eine seine Fürsten einschüchternde Sprache zu führen. Tatsache ist leider, daß auch während des Weltkrieges die Königin Elisabeth von Belgien, eine Wittelsbach, die Königin Marie von Rumänien, eine Wettin aus dem Koburger Zweige, die Prinzessinnen Viktoria, Elisabeth und Alix von Darmstadt, die Töchter des uralten Hauses Brabant-Hessen, ihr deutsches Vaterland ostentativ verleugneten. Die Königin Mary von England, eine Teck-Württemberg, die Herzogin Helene von Albany, eine Waldeck, die Großfürstin Jelissaweta Mawrikiewna, eine Wettin aus dem Altenburger Zweig, trugen solche Gesinnung

wenigstens nicht mit Lust zur Schau, die Großfürstin Maria Pawlowna, eine Prinzeß von Mecklenburg, erst am Abend ihres Lebens. Es ist traurig, feststellen zu müssen, daß im deutschen Volk, und nur im deutschen Volk, Mangel an Nationalstolz und an Nationalgefühl sich oben, in uralten deutschen Fürstenhäusern, ebenso breitmachen darf wie unten, in den Niederungen des Kommunismus.

Neben dem Herzog von Connaught stand am Landungskai ein Herr in blauem Frack mit goldenen Knöpfen, der dem Kaiser sogleich unangenehm auffiel. Denn in England fühlte sich Wilhelm II., wenigstens in allen Äußerlichkeiten, ganz als Engländer, und der Engländer zieht bekanntlich vormittags keinen Frack an. Der Herr im Chiffrefrack war der deutsche Botschaftsrat Graf Karl Pückler, ein taktvoller, vorsichtiger Diplomat, mit Erfahrung und mit guten Manieren, dazu ein ausgezeichneter Musiker, was ihm in der Gesellschaft viele Herzen gewann. Aber er war sehr kurzsichtig, und das gab ihm etwas Ängstliches und Verlegenes. Ich riet ihm freundschaftlich, sich einen Paletot anzuziehen, dann würde sein Vormittagsfrack Seine Majestät nicht wieder entsetzen. Er hatte aber leider seinen Überzieher unterwegs verloren und begegnete in dem Sonderzug, der uns nach Windsor trug, noch zweimal dem Kaiser in seinem ominösen Frack. In Windsor war großer Empfang an der Bahnstation, bei dem der Prinz von Wales die Königin vertrat, worauf wir im Schlosse abstiegen.

Windsor ist mit dem Neuen Palais in Potsdam für mich das schönste Schloß der Welt. Gewiß schlägt mein preußisches Herz höher in dem von unserem großen König nach dem Siebenjährigen Krieg erbauten Schloß, in dem Kaiser Friedrich seine edle Seele aushauchte. Windsor ruft aber noch ältere und größere Erinnerungen wach als irgendein deutsches Schloß und ist an Pracht der Einrichtung, Schönheit der in seinen Galerien aufgehängten Gemälde und Reiz der Umgebung unvergleichlich. Wilhelm II. ärgerte die Herren seiner militärischen Umgebung jeden Morgen dadurch, daß er auf den Turm von Windsor deutend ihnen zurief: „Von diesem Turm aus wird die Welt regiert." Richtig war, daß sich in Windsor die gewaltigen Erinnerungen der englischen Geschichte und die gewaltige Macht des englischen Weltreichs verkörpern. Nachdem er die ihm angewiesenen Appartements bezogen hatte, ließ mich der Kaiser zu sich bitten und sagte mir mit glückseligem Ausdruck: „Dies ist der schönste Einzug und der erhebendste Eindruck meines Lebens. Hier, wo ich als Kind an der Hand meiner Mutter bescheiden und scheu die Herrlichkeiten anstaunte, weile ich heute als Kaiser und König."

In diesem Augenblick wurde dem Kaiser ein Telegramm gebracht, das die Meldung enthielt, die Arbeitswilligen-Vorlage wäre im Reichstag nicht einmal an eine Kommission überwiesen, sondern in zweiter Lesung trotz

aller Bemühungen des Grafen Posadowsky sans phrase abgelehnt worden. Hatte Wilhelm II. durch eine rednerische Unvorsichtigkeit die Möglichkeit geboten, die Arbeitswilligen-Vorlage zur „Zuchthausvorlage" zu stempeln, so sprachen jetzt die Sozialisten mit häßlicher Wendung von einer „Verscharrung" der Vorlage. Der Kaiser, der sich für das Zustandekommen dieser Vorlage nur zu stürmisch eingesetzt hatte, nahm im Hochgefühl der in Windsor empfangenen Eindrücke die Ablehnung mit Gleichgültigkeit auf. Inzwischen war eine halbe Schwadron Horse-Guards in dem mächtigen Schloßhof aufmarschiert, hochgewachsene, stattliche Offiziere, herrliche Pferde, wie sie nur in England zu sehen sind. Während der bewundernde Blick des Kaisers auf diesen Reitern und diesen Rossen ruhte, erblickte er einen unglücklichen Mann in blauem Frack mit goldenen Knöpfen, der sich durch die Reiter durchzuschlängeln suchte, was einige Pferde scheu machte. Es war Pückler, der sich in den Augen Seiner Majestät nun endgültig für England unmöglich gemacht hatte. Ich trug dafür Sorge, daß der liebenswürdige und geschickte Diplomat in gleicher Eigenschaft, d. h. als Botschaftsrat, nach Wien versetzt wurde, wo er sich glücklicher fühlte als in England.

Bankett in Windsor

Am Abend des 21. November fand das Prunkmahl statt. Als die Gäste versammelt waren, erschien die Königin, eine alte, kleine, unscheinbare Frau, getragen in einer kostbaren Sänfte von vier in reiche seidene Stoffe gekleideten, mit Juwelen bedeckten Indern. Neben der Sänfte ging der Kaiser, der mit allen Zeichen herzlicher Ehrerbietung und tiefsten Respektes seine Großmutter „cotoyierte", wie es in der Paradesprache heißt. Bei der Tafel saß der Kaiser der Königin gegenüber. Ich hatte meinen Platz in der Nähe der Königin und konnte sie wohl beobachten. Sie hatte etwas Rührendes in der Art, wie sie sich hielt, aß und trank. In diesen Augenblicken erinnerte die Beherrscherin eines Weltreichs an ein gutes Mütterchen in Hannover, Hamburg oder Holstein, die mit der Gabel sorgsam sich auf dem Teller die weichsten Kartoffeln aussucht und mit dem Messer den Hühnerflügel schneidet. Hinter ihr standen die Träger ihrer Sänfte, indische Fürstensöhne. In auffälligem Gegensatz zu den Berliner Galatafeln, wo die Musikkapellen unsere herrlichen preußischen Märsche so schmetternd bliesen, daß die Worte des Nachbarn schwer zu verstehen waren, aber trotzdem in den Pausen zwischen den Märschen lebhafte Konversation geführt wurde, herrschte bei dem Mahle in Windsor fast lautlose Stille. Sie wurde nur dadurch unterbrochen, daß der Prinz von Wales folgenden kurzen Toast ausbrachte: „The German Emperor and the German Empress." Der Kaiser erhob sich und erwiderte: „The Queen." Der Engländer findet, nicht ganz mit Unrecht, den Deutschen, besonders bei Tisch, zu laut, rather noisy. Ich entsinne mich eines Frühstücks in Friedrichshof, nicht

lange vor dem Tode der armen Kaiserin Friedrich. Es waren keine Hofstaaten anwesend, nur die Kaiserin, ihr ältester Sohn, meine Frau und ich. Kaiser Wilhelm sprach nach seiner Gewohnheit sehr lebhaft, aber nicht allzu laut, als ihm seine Mutter mit schmerzlichem Ausdruck sagte: „Please, do not speak so loud." Und seufzend fügte sie hinzu: „Germans have to often the bad habit to speak very loud." Nach Aufhebung der Tafel verließ die Königin unter demselben Zeremoniell, wie sie gekommen war, den Eßsaal und wurde in eine Galerie getragen, wo der Cercle begann. Der Königin gegenüber standen ihre Söhne und Enkel, die sie einzeln mit dem Finger heranwinkte, um ihnen die Hand zum Kusse zu reichen, was von seiten der Prinzen in der ehrerbietigsten Weise erfolgte. Ich hatte inzwischen längere und zum Teil interessante Unterredungen mit mir von früher bekannten englischen Hofleuten und Ministern wie auch mit manchen der anwesenden Diplomaten. Sie stimmten alle darin überein, daß man in England an dem Endsieg über die Buren nicht zweifle, obwohl die letzten Nachrichten vom Kriegsschauplatz ungünstig lauteten. Alle Welt in England sei für Durchhalten. Gegen Chamberlain, welcher der eigentliche Urheber des Burenkrieges sei, herrsche viel Verstimmung. Lord Salisbury habe den Krieg nicht gern gesehen. Nun ihm aber dieser durch Chamberlain eingebrockt worden wäre, werde der Premierminister mit dem ganzen Stolz und dem ganzen Selbstvertrauen, das er als Engländer wie als Sproß der Familie Cecil empfinde, den Krieg bis zum bitteren Ende durchführen. Mit besonderer Freundlichkeit kam, obwohl er uns als Welfe die Annexion Hannovers lange nicht verziehen hatte, der alte Herzog von Cambridge, der langjährige Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte, den deutschen Gästen entgegen. Er sagte mir die schönen Worte: „Der Krieg in Südafrika geht vorläufig nicht besonders, über seine politische Seite und Entstehung läßt sich viel sagen. Aber er gibt dem englischen Adel Gelegenheit, zu zeigen, daß er noch zu sterben weiß, und das freut mich."

Hatzfeldt über die geheimen Verhandlungen

Als ich nach der Galatafel mich auf mein Zimmer begab, fand ich dort den nachstehenden Brief des Botschafters vor, der mir unter dem 19. November 1899 aus Brighton schrieb: „Leider habe ich mir hier, wo ich mich zu erholen und zu kräftigen hoffte, eine starke Erkältung zugezogen, die mich seit mehreren Tagen an das Zimmer fesselt, und der Arzt will mir nicht gestatten, schon jetzt eine längere Eisenbahnfahrt zu unternehmen. Wie schmerzlich es mir ist, nicht einmal zum Empfang in Windsor sein zu können, brauche ich wohl kaum zu sagen. Ich halte aber an der Hoffnung fest, mich Dienstag oder spätestens Mittwoch bei S. M. melden und Eure Exzellenz dann aufsuchen zu können. Für den Fall, daß ich nicht Gelegenheit haben sollte, Eure Exzellenz vor Ihrer ersten Begegnung mit Salisbury zu sehen, glaube ich das Nachstehende ganz vertraulich bemerken zu dürfen:

1. Bei ihm persönlich habe ich bis jetzt keinerlei Gereiztheit wegen unserer Beziehungen zu Chamberlain bemerkt. Wenn sie überhaupt besteht, so ist sie gegen Chamberlain, nicht gegen uns gerichtet. Außerdem glaube ich jetzt als feststehend betrachten zu dürfen, daß Salisbury die Verständigung mit uns über Samoa schließlich selbst gewünscht hat. Er hat mir noch in unserer letzten Unterredung nach dem Abschluß wiederholt versichert, daß Samoa nach seiner Überzeugung für England keine Bedeutung habe. Die einzige Schwierigkeit, mit der er dabei zu kämpfen gehabt habe, sei immer nur die Abneigung Australiens und Neuseelands, auf die man hier, wie die Sachen einmal lägen, Rücksicht nehmen müsse, gegen die Abtretung an uns gewesen. Es scheint übrigens, daß der Abschluß nicht allein durch die Einwirkung Mr. Chamberlains herbeigeführt worden ist. Nach einer streng vertraulichen Mitteilung des österreichischen Botschafters hat Lord Salisbury ihm kurz vor der Paraphierung gesagt, daß der Abschluß zustande kommen werde, da Ihre Majestät die Königin es so haben wolle.

2. Zu den Eigenheiten Lord Salisburys, mit welchen wir, solange er an der Spitze steht, schließlich rechnen müssen, gehört es, daß er eine positive Angst empfindet vor persönlichen Erörterungen und vor Ansprüchen, die er nicht im voraus berechnen kann. Dies bezieht sich namentlich auf eine Unterredung mit Seiner Majestät, welche ihm große Sorge bereitet, wird aber meines Erachtens, obwohl er es sorgfältig verheimlichen wird, auch bei der Unterhaltung mit Eurer Exzellenz zu berücksichtigen sein. Ich habe bereits nach Möglichkeit vorgebaut, indem ich ihm noch in unserer letzten Unterredung sehr deutlich zu verstehen gab, daß unser Zweck bei Regelung der Samoa-Frage lediglich und ausschließlich darin bestanden habe, die Möglichkeit fernerer Friktionen aus dem Wege zu räumen und dadurch gute Beziehungen zu ermöglichen. Wenn man hier keine Allianzen wolle (er stimmte dem lebhaft zu), so entspreche dies vollständig unseren Wünschen und unserer Auffassung. Wenn Eure Exzellenz dies im Laufe der Unterhaltung mit einem Wort bestätigen wollen, so wird dies Lord Salisbury voraussichtlich vollständig beruhigen und zu offener und freundschaftlicher Aussprache veranlassen. Diese Wirkung würde noch erhöht werden, wenn Seine Majestät der Kaiser auf Eurer Exzellenz Rat die Gnade haben will, in der Unterhaltung mit Lord Salisbury ein Wort in dem gleichen Sinn fallen zu lassen.

3. Aus einer Äußerung Lord Salisburys in unserer letzten Unterhaltung hatte ich den Eindruck, daß er einen baldigen Konflikt zwischen Japan und Rußland zwar nicht für wahrscheinlich hält, diese Hoffnung aber deshalb nicht aufgibt. Er stellte die Möglichkeit keineswegs in Abrede und bemerkte nur, daß Japan mit seiner Flotte noch nicht fertig sei und daß dies etwa noch zwei Jahre in Anspruch nehmen werde.

4. Was wir hier, soweit ich mir ein Urteil gestatten darf, für alle Fälle besonders zu berücksichtigen haben, ist und bleibt Mr. Chamberlain, dessen Einfluß, wenn er die Schwierigkeiten in Südafrika siegreich überwindet, nach menschlicher Voraussicht noch bedeutend zunehmen muß. Auf seine momentane Verstimmung über die Haltung der deutschen Presse lege ich keinen besonderen Wert, glaube vielmehr, daß ihn dies nicht abhalten wird, ein engeres Zusammengehen mit uns zu erstreben und dafür eventuell entsprechende Opfer zu bringen. Für wünschenswert hätte ich deshalb eine vertrauliche Aussprache Eurer Exzellenz mit ihm gehalten, ohne daß Sie dabei besondere Verpflichtungen für die deutsche Politik übernehmen. Ich darf mir vorbehalten, Eurer Exzellenz noch hierüber mündlich Vortrag zu halten. Mit aufrichtiger Hochachtung bin ich Eurer Exzellenz ganz ergebener Hatzfeldt."

Aide-Mémoire Holsteins

Im Einklang mit dem Botschafter Hatzfeldt, der zwar eine vertrauliche Rücksprache zwischen mir und Mr. Chamberlain für wünschenswert erklärte, aber nur mit der Maßgabe, daß ich dabei keine besonderen Verpflichtungen für die deutsche Politik übernähme, hatte der Reichskanzler dem Kaiser ein von Holstein aufgesetztes, aber von Hohenlohe sorgsam geprüftes und gebilligtes Aide-Mémoire als Vademekum für seine politische Sprache und sein ganzes Auftreten in England mitgegeben. Es hieß in diesem Promemoria, das mir „zur Orientierung und als Direktive" zuging: „Eure Majestät sind zweifellos begabter als Ihre ganze Verwandtschaft, männlich und weiblich. Eure Majestät flößen aber Ihrer Verwandtschaft nicht den Respekt ein, der Ihrer hervorragenden Persönlichkeit — auch abgesehen von der Machtstellung des Deutschen Kaisers — entsprechen würde. Dies kommt davon, daß Eure Majestät Ihren Verwandten stets offen und ehrlich entgegengekommen sind, sie in Ihre Pläne und Hoffnungen eingeweiht und dadurch zur Durchkreuzung dieser letzteren die Möglichkeit geboten haben. Denn auch der geschickteste Hieb kann, wenn vorher angesagt, durch einen schwächeren Fechter leicht pariert werden. Die bevorstehende englische Reise bietet Eurer Majestät die Gelegenheit, diese verschobene Lage zurechtzurücken und Eurer Majestät mit einem Schlage diejenige Autorität zu verschaffen, auf welche Allerhöchstdieselben als geistiger und als Machtfaktor Anspruch haben. Dazu brauchen Eure Majestät gar nichts weiter zu tun, als daß Sie allen politischen Unterhaltungen ausweichen. Diese Zurückhaltung empfiehlt sich in erster Linie Lord Salisbury gegenüber. Er hat sich seit Jahr und Tag angewöhnt, bei allen akademischen oder praktischen Erörterungen über Einteilung deutsch-englischer Machtsphären die deutschen Kombinationen mit der Redensart abzuweisen: Vous demandez trop pour votre amitié. Er hat auch bereits wiederholt und gegenüber verschiedenen Personen die Besorgnis aus-

gesprochen, daß man ihm deutscherseits gelegentlich der Anwesenheit Eurer Majestät in England mit unerfüllbaren Zumutungen kommen werde. Um so größeren Eindruck wird es ihm machen, wenn Eure Majestät nicht den Wunsch aussprechen, ihn in besonderer Audienz zu empfangen, sondern ihn bei gelegentlicher Begegnung in Windsor oder Osborne mit unanfechtbarer Höflichkeit, aber mit alltäglichen Redensarten, Erkundigung nach dem Befinden seiner Frau u. dgl., in ziemlich kurz bemessener Frist abspeisen. Daß Lord Salisburys guter Wille heute keine notwendige Voraussetzung erfolgreicher Verhandlungen mehr ist, beweist das Samoa-Abkommen, zu dem er wider seinen Willen durch die von uns ausgenutzte politische Konjunktur und durch Herrn Chamberlain hingedrängt worden ist. Dieselbe Zurückhaltung bei größter Liebenswürdigkeit in der Form empfiehlt sich Herrn Chamberlain gegenüber, wenn auch aus einem ganz verschiedenen Grunde. Herr Chamberlain wird die Lage brüskieren und Eure Majestät allerdings auch gegen nennenswerte Konzessionen seinerseits, stante pede zu festen Versprechungen mit gegen Rußland gerichteter Spitze drängen wollen. Wenn Eure Majestät Herrn Chamberlain, falls er nicht zu dämpfen ist, höflich anhören und ihm dann erwidern, daß die Anregung ernste Erwägung verdient und Eure Majestät ihr give your full attention werden, zweifle ich nicht, daß die Gegenleistungen, mit welchen Herr Chamberlain die diplomatische Mitwirkung Deutschlands und sogar schon dessen feste Neutralität zu bezahlen bereit ist, in demselben Maße sich steigern werden, wie Eure Majestät ruhigen Gleichmut und Mangel an Empressement erkennen lassen. Nachdem die Sondierungen der Minister ergebnislos geblieben sind, wird wahrscheinlich S. K. H. der Prinz von Wales oder vielleicht auch Ihre Majestät die Königin Allerhöchstselbst die Frage berühren, wo und wie etwa Deutschland und England würden politisch zusammenwirken können. Gerade hier würde es dann, nach meinem alleruntertänigsten Dafürhalten, von weittragender Bedeutung für Deutschlands politische Zukunft sein, daß Eure Majestät sich auf gar nichts Positives einlassen, keinerlei Einblick in Allerhöchstdero eigene Pläne gestatten und sich lediglich darauf beschränken, den Gedanken zu variieren: Bei der heutigen Lage ist meine Neutralität für die Zwecke der englischen Politik genügend, und diese Neutralität besteht ja zur Zeit als allgemein erkennbare Tatsache. Gewiß kann die politische Lage sich von einem zum anderen Tage verschieben, und ich kann mir Fälle denken, wo Deutschland und England es ihren respektiven Interessen entsprechend erachten, der Gleichartigkeit ihrer Interessen einen entschiedeneren Ausdruck zu geben; ein solcher Fall liegt aber heut nicht vor. Aus dieser Äußerung Eurer Majestät wird man in England ersehen, daß Eure Majestät nicht beabsichtigen, Sich auf den ersten Wink hin anzubieten, sondern daß man den ersten Schritt tun und mehr

als das von Lord Salisbury bisher beliebte Linsengericht anbieten muß, wenn man erreichen will, daß Eure Majestät Ihr politisches Schwergewicht in die englische Wagschale werfen. Solange die Engländer glauben, ohne Eure Majestät fertig werden zu können, werden sie überhaupt nichts bieten. Wenn Sie aber glauben, daß Eure Majestät ihnen, sei es zur Verteidigung, sei es zur Unterstützung einer Erwerbspolitik, nützlich oder nötig sind, werden sie kommen; und die von ihnen dann zu erlangenden Bedingungen werden sich um so günstiger gestalten, je weniger klar man sich in England über Eurer Majestät Endabsichten und Endziele ist. Ich darf hier daran erinnern, daß Disraeli irgendwo in irgendeinem seiner Bücher sagt: ‚There is a consummate policy in never saying one's last word.'"

XX. KAPITEL

Unterredung mit dem Kolonialminister Chamberlain • Wilhelm II. und Chamberlain Balfour • Lansdowne • Der Herzog von Devonshire • Goschen • Audienz bei der Königin Victoria • Chamberlains Allianzvorschläge: Für uns notwendige Bürgschaften

Am 22. November erhielt ich in Windsor den Besuch des englischen Botschafters in Berlin, Sir Frank Lascelles. Er las mir einen Brief des Premierministers Lord Salisbury vor, in dem es hieß: Lord Salisbury bedauere lebhaft, mich nicht sprechen zu können. Er erinnere sich mit Vergnügen, mich als jungen Diplomaten während des Berliner Kongresses im Hause meiner Eltern in Berlin gesehen zu haben. Er sei aber an das Kranken- und voraussichtlich Sterbebett von Lady Salisbury gefesselt, die er jetzt nicht verlassen könne (Lady Salisbury starb in der Tat einige Tage später). Ich würde, hieß es weiter in dem Brief des Premierministers, statt seiner den Kolonialminister Chamberlain sehen. Dieser sei ein geistreicher und bedeutender Mann, aber er spräche nur in seinem eigenen Namen, nicht für das Kabinett. Als er mir den Brief des Premierministers vorlas, akzentuierte Sir Frank Lascelles die Wendung, daß die Äußerungen und Vorschläge des Kolonialministers den Premier und das Kabinett nicht engagierten.

Gespräch Bülows mit Chamberlain

Am Nachmittag empfing ich den Besuch des Kolonialministers. Joseph Chamberlain war damals dreiundsechzig Jahre alt, ich würde ihm aber nicht mehr als fünfzig gegeben haben. Sein jugendliches Äußeres war um so bemerkenswerter, als er im Gegensatz zu den meisten seiner Landsleute keinen Sport trieb, weder Golf noch Lawn-Tennis, weder hunting noch yachting noch footing, und dabei sehr lange und sehr schwere Havannazigarren rauchte. Er war von mittlerer Größe. Ein länglicher Kopf, ein glattes, vollständig rasiertes Gesicht, eine schöne und stolze Stirn, eine kecke Nase, kalte Augen. Selbst in England, wo jeder auf guten Anzug hält und Disracli in einem seiner Romane einem rising young man durch einen erfahrenen Alten raten läßt, vor allem sich an die besten Schneider zu halten, fiel Chamberlain durch den eleganten Schnitt seines Cutaways wie seines abendlichen Fracks auf, durch die schöne Orchidee im Knopfloch, durch sein goldeingefaßtes Monokel. Als er ihn zum erstenmal im House of

Commons erblickte, hatte Disraeli von dem jungen Chamberlain gesagt, er trage sein Monokel „wie ein gentleman". Aus solchem Munde war das ein hohes und wirksames Lob. Im deutschen Reichstag würde, bei unserer Neigung zu jener „Ruppigkeit", für die andere Sprachen kaum einen adäquaten Ausdruck besitzen, das hohe Haus und die Galerie Chamberlain nach seinem Äußeren für einen „Gigerl" oder einen „Fatzke" erklärt und als solchen belächelt oder verhöhnt haben. Die Unterschätzung des Scheins und aller Äußerlichkeiten, zu welcher der „sachliche" und „ernste" Deutsche neigt und die, an und für sich preiswürdig, doch oft in Formlosigkeit ausartet, hat zur Entfremdung zwischen Engländern und Deutschen nicht unerheblich beigetragen. Nicht lange vor dem Ausbruch des Krieges meinte ein sehr maßgebender Engländer: „A big German fleet and the bad German manners are more than we can stand." Chamberlain war der Sohn eines Londoner Schuhmachers, der den kleinen Joe, der zuerst Schusterlehrling war, später zu seinem Schwager nach Birmingham schickte, wo er in dessen Schraubenfabrik eintrat. Auch Lloyd George ist der Sohn eines ehrsamen Schusters, aus Wales. Es liegt etwas darin, daß die stolzeste Aristokratie der Welt die Leitung der Geschäfte des Landes dem Israeliten Disraeli und den Schustersöhnen Chamberlain und Lloyd George anvertraute. Aber auch darin liegt etwas, daß die beiden Handwerkersöhne wie der Jude von dem brennenden Wunsche beseelt waren, sich nicht nur durch unerschütterlichen Patriotismus und ausgesprochen nationale Gesinnung und Haltung, sondern ebenso durch Wesen und Manieren der Aristokratie des Landes zu assimilieren. Es gibt keine demokratischere Aristokratie als die englische, aber auch keine aristokratischere Demokratie. Beide, Chamberlain und Lloyd George, waren wie viele und hervorragende englische Politiker, namentlich unter den Liberalen und Radikalen, Dissenters, d. h. Angehörige von Sekten, die sich, wie die Methodisten, Quäker, Baptisten, Presbyterianer, weniger in der Lehre als in der Verfassung und in der Ordnung des Gottesdienstes von der Staatskirche getrennt haben.

Im Gespräch machte Chamberlain den Eindruck eines klugen, energischen, listigen, unter Umständen rücksichtslosen Geschäftsmannes, der noch mehr als andere seiner Landsleute alles ausschließlich vom Standpunkt der englischen Politik betrachtete und behandelte. Auch darin ganz Engländer, daß er nur auf das ihm nächstliegende Ziel, also in diesem Falle den Gewinn des von ihm angezettelten Burenkrieges losging, überzeugt, daß alles andere sich später so oder so finden würde. Er fing damit an, mir mit Lebhaftigkeit und großer Offenheit seine Anschauungen und Pläne auseinanderzusetzen. Sein Ideal wäre ein Zusammengehen zwischen England, Amerika und Deutschland. Diese Gruppierung würde die Welt beherrschen. Sie würde das barbarische Rußland in seine Schranken zurückweisen und

das turbulente Frankreich zur Ruhe zwingen. Ich entgegnete ebenso offen, daß eine solche Gruppierung — Mr. Chamberlain hatte nicht das Wort Allianz gebraucht, und ich wollte es nicht vor ihm in den Mund nehmen — meines Erachtens unter zwei Voraussetzungen möglich wäre. Einmal dürfte das Zusammengehen zwischen den genannten drei Mächten keine direkte Spitze gegen Rußland tragen. Chamberlain meinte, es läge im Intercsse der ganzen Welt, die russischen Expansionspläne einzudämmen. Ich setzte ihm auseinander, daß Deutschland sich gegenüber Rußland in einer anderen, prekäreren Lage befände als England. Wir grenzten an Rußland, England sei durch die See geschützt und ein russisches Vorgehen gegen Indien schwerer auszuführen als ein russischer Vorstoß gegen Königsberg und selbst gegen Berlin. Bei so verschiedenem Risiko müßten wir jedenfalls von England Bürgschaften und genau umschriebene Garantien und Sicherungen für den Fall kriegerischer Verwicklungen erhalten. Die zweite Voraussetzung für das, wie ich wiederholt betonte, nicht nur von mir persönlich, sondern auch vom Reichskanzler Hohenlohe und von Kaiser Wilhelm lebhaft gewünschte, möglichst freundschaftliche und enge Zusammengehen mit England wäre, daß letzteres, namentlich solange der Burenkrieg dauere, Rücksicht auf unsere öffentliche Meinung nähme und alles unterlasse, was sie zu sehr irritieren könnte. Mr. Chamberlain meinte in höflichem Ton, aber in der Sache nicht ohne englischen Hochmut, in Deutschland gäbe es ja gar keine öffentliche Meinung. Das deutsche Volk empfinde so, wie seine Regierung dies wünsche. Der Kaiser habe dem Prinzen von Wales, als dieser ihm seine Anerkennung dafür ausgesprochen habe, daß er trotz des Burentaumels in Deutschland nach England gekommen wäre, mit einer energischen Handbewegung erwidert: „I am the sole master of German policy, and my country must follow me, wherever I go.“ Der Kaiser sage jedem, der es hören wolle, er selbst sei die deutsche öffentliche Meinung, und die Deutschen dächten so, wie er wünsche, daß sie dächten. Ich kannte den Kaiser zu gut, um nicht zu wissen, daß, wenn er sich auch so kraß wohl nicht ausgedrückt hattc, er doch dazu neigte, vor Fremden und namentlich vor Engländern sich das Ansehen zu geben, als ob er à la Louis XIV. sagen könnte: „L'Etat c'est moi.“

Ich machte dem englischen Kolonialminister klar, daß wir in Deutschland zwar keine so geschulte öffentliche Meinung hätten, wie es die englische wäre, wir hätten kein so altes öffentliches Leben, unser auf vielen Gebieten reich begabtes Volk, das der Menschheit größere Werte geschenkt hätte als irgendein anderes Volk seit den Gricchen, wäre für Philosophie, Kunst und Wissenschaft begabter als für die eigentliche Politik. Aber mit der öffentlichen Meinung müsse auch in Deutschland jede Regierung, mit ihr müsse auch der Kaiser rechnen, wenn er nicht unangenehme Erfahrungen

machen wolle. Es sei vom Kaiser ein Beweis nicht nur politischer Einsicht, sondern auch politischer Charakterstärke gewesen, daß er trotz der in Deutschland wie in allen anderen Ländern und namentlich in Frankreich herrschenden Sympathie für die Buren gerade jetzt die Reise nach England unternommen habe. Ich würde allen Angriffen gegen diese Reise wie gegen unsere für England durchaus freundliche Politik im Reichstag und anderswo unentwegt entgegentreten. Aber Zwischenfälle, die unnötig in Deutschland gegen England reizen könnten, müßten gerade jetzt vermieden werden. Wir kämen nur zum Ziel, wenn das deutsche Volk und die deutsche öffentliche Meinung nicht in brüsker Weise, sondern allmählich, suaviter in modo, mit den Vorteilen einer deutsch-englischen Verständigung und weiteren und intimen Annäherung vertraut gemacht würde.

Wilhelm II. zu Chamberlain

Diese Unterredung zwischen Chamberlain und mir wurde in freundlichstem Tone geführt. Kaiser Wilhelm hatte schon nach dem Bankett vom 21. November mit Mr. Chamberlain eine längere Unterredung gehabt. Auf die Bemerkung des Kolonialministers, daß er eine generelle Verständigung zwischen Deutschland, England und Amerika wünsche, hatte der Kaiser erwidert, ein solches allgemeines Zusammengehen habe für beide Teile seine Bedenken. Während es den englischen Traditionen nicht entspräche, formale Bündnisse abzuschließen, seien Deutschland durch seine vortrefflichen Beziehungen zu Rußland, wenigstens bis auf weiteres, bestimmte politische Grenzen gezogen. Es gäbe jedoch eine Menge Punkte, über welche sich Deutschland und England von Fall zu Fall verständigen könnten. Beide Länder sollten weiter den bereits in zwei Fällen mit Vorteil eingeschlagenen Weg besonderer Abmachungen (Agreements) verfolgen. Der Kaiser fügte hinzu, daß es im englischen Interesse liege, den nun einmal empfindlichen, rechthaberischen und eher sentimental angelegten Deutschen mit Vorsicht zu behandeln, ihn auch nicht ungeduldig zu machen, sondern ihm selbst in Kleinigkeiten guten Willen zu zeigen. Der Deutsche sei „touchy"; je mehr dies von englischer Seite berücksichtigt würde, um so nützlicher für das Verhältnis zwischen beiden Ländern. Mr. Balfour und der Kriegsminister Lord Lansdowne, die ich später sah, drängten weniger zu einem engeren Anschluß als Mr. Chamberlain. Beide standen dem Gedanken einer generellen deutsch-englischen Allianz offenbar weit kühler gegenüber. Balfour erschien mir als Typus eines vornehmen englischen Staatsmannes. Aus altem schottischem Geschlecht, durch seine Mutter, die der Familie Cecil entstammte, die England große Parlamentarier und Minister gegeben hat, war er ein Neffe des Premierministers Salisbury. In Eton erzogen, Student in Cambridge, schon in jungen Jahren ein durch Geist und Witz ausgezeichnetes Mitglied des Unterhauses, nachdem er schon mit zwölf Jahren seine erste Rede auf einem Meeting in East-Lothian gehalten hatte,

machte Mr. Balfour im Gespräch den Eindruck eines vielseitig gebildeten Mannes. Es klang nicht unwahrscheinlich, wenn ihm ästhetische Neigungen nachgesagt wurden, Vorliebe für präraffaelitische Maler und Händelsche Oratorien, auch Neigung zu einer philosophischen Betrachtungsweise der Menschen und Dinge. Und doch wäre nichts irreführender, als nach irgendeiner Ähnlichkeit zwischen Arthur James Balfour und Theobald von Bethmann Hollweg zu suchen. Philosophische Spekulationen haben Balfour nie die Klarheit des politischen Blicks getrübt, ästhetische Liebhabereien nicht die Energie seines Willens gelähmt. Während uns Bethmann Hollweg in den Weltkrieg hineinstolpern ließ, als Vorsicht und Umsicht dies verhindern konnte, dann aber, als im entbrannten Kampf nur Kraft und Energie uns zu retten vermochten, den Krieg politisch schwächlich führte, war Balfour im Frieden ein behutsamer, im Krieg ein entschlossener Minister seines Landes. Während Bethmann Polen wiederherstellte und damit einen der gröbsten Fehler der preußisch-deutschen Geschichte beging, meisterte Balfour als Staatssekretär für Irland die rebellische „grüne Insel" mit eiserner Hand. Sein politisches Urteil war abgewogen, ruhig und verständig.

Gespräch Bülows mit Balfour

Er schien ein Zusammengehen von England und Deutschland aufrichtig zu wünschen, obwohl er selbst mich darauf aufmerksam machte, daß ein solches bei der starken Konkurrenz, die wir der englischen Industrie und dem englischen Handel machten, schwieriger wäre als ein Zusammengehen Englands mit Frankreich, das kaum noch ein ernsthafter Rivale für England sei. Als ich dem Neffen und Vertrauten von Lord Salisbury sagte, unsere Wünsche gegenüber England wären mehr negativer als positiver Natur, wir hätten kein besonderes Anliegen an England, wie stellten keine speziellen Zumutungen an England, aber wir hätten den Wunsch, daß zwischen Deutschland und England weder Mißverständnisse noch Friktionen noch unnötige Herausforderungen stattfinden möchten, meinte Mr. Balfour, es gäbe keinen englischen Staatsmann, der diesem Programm nicht freudig beipflichten würde. In England bestünde gegenüber der deutschen wirtschaftlichen Entfaltung kein so intensiver Neid, als viele Deutsche sich einbildeten. England sei zu stark, zu reich, habe auch gegenüber allen anderen Ländern seit langem wirtschaftlich einen zu bedeutenden Vorsprung, als daß es die deutsche Konkurrenz ernstlich zu fürchten brauche. Das Afrika-Abkommen zwischen Deutschland und England sei ein sehr nützliches Arrangement, dessen Ausführung beiden Teilen zugute kommen würde. Auch in Kleinasien werde England deutschen Unternehmungen keine Schwierigkeiten in den Weg legen, insbesondere nicht hinsichtlich des Ausbaus der Anatolischen Bahn. Dagegen klagte Mr. Balfour sehr lebhaft über die Haltung der deutschen Presse, die viel antienglischer sei als die englische Presse antideutsch. Ich wies meinerseits darauf hin, daß der

sehr deutschfeindliche Times-Korrespondent in Berlin, Mr. Saunders, sich ein Vergnügen daraus mache, auch aus den obskursten deutschen Blättern jede taktlose Äußerung über England herauszufischen und noch an demselben Tag dem englischen Publikum in zugespitzter Form zur Kenntnis zu bringen. Mr. Balfour bestritt nicht die gehässig antideutsche Haltung des leitenden englischen Blattes, erklärte sich aber bereit, wenigstens in der Vertretung der Times in Berlin einen Wechsel herbeizuführen. Er sprach von Frankreich im Tone mitleidiger Geringschätzung, bestritt das Vorhandensein unüberbrückbarer Gegensätze zwischen England und Rußland, da Asien für beide groß genug wäre, zeigte sich jedoch besorgt wegen des, wie er glaube, nahe bevorstehenden Zerfalls der habsburgischen Monarchie. Er warf den Gedanken hin, daß in diesem Fall die Deutschösterreicher sich wohl an das Deutsche Reich anschließen würden. Ich entgegnete, daß dies im Effekt auf eine Rückkehr zu dem Status quo ante 1866 herauskommen würde, für dessen Beseitigung Preußen einen blutigen Krieg geführt habe. Wir wünschten den Fortbestand der österreichisch-ungarischen Monarchie, schon weil sonst die ganze Balkanhalbinsel dem russischen Einfluß verfallen würde. Kaiser Wilhelm sagte an Balfour, den er am Abend des 22. November empfing, daß er nicht als „bittender Vetter" in England erscheine, wohl aber herzlich und aufrichtig wünsche, ruhige, durch Zwischenfälle ungestörte Beziehungen zum Britischen Reich aufrechtzuerhalten.

Lord Lansdowne galt für franzosenfreundlich, weil seine Mutter Französin war. Mir erschien seine Denkweise sachlich und verständig. Das englische Nationalgefühl ist übrigens viel zu stark und der englische Stolz zu groß, als daß irgendeine fremde Blutmischung, sei es von seiten der Mutter, sei es durch die Ehe, die Empfindungen eines Briten beeinträchtigen könnte. Der Herzog von Devonshire, der mir als alter Freund meiner Schwiegermutter besonders liebenswürdig entgegentrat, war der wahre Typus des englischen Grandseigneurs, dem seine Jagden und Pferde im Grunde wichtiger sind als alle politischen Kombinationen, der aber doch Politik mit englischem Common-sense betreibt und in der festen Überzeugung, die aus dem traditionellen Stolz des Engländers entspringt, daß England im letzten Ende allen anderen Mächten überlegen sei und nichts ernstlich zu fürchten habe. Als Beweis für den unerschütterlichen Gleichmut des Herzogs von Devonshire erzählte mir König Eduard gelegentlich den nachstehenden kleinen Zug: Solange der Vater des Herzogs lebte, war der nachmalige Herzog von Devonshire als Marquess of Hartington Führer der Whigs im Unterhause. Als solcher hielt er während einer langwierigen Diskussion eine gleichfalls sehr langweilige Rede, im Laufe derer er plötzlich tief zu gähnen anfing. „Er gähnte über seine eigene Langeweile", meinte der künftige König Eduard hierzu, „aber nachdem er sich ausgegähnt hatte,

setzte er seine Rede mit vollkommener Ruhe fort." Der Marquess of Hartington war ein großer Sportsmann und liebte die Fuchsjagden. In der Jagdsaison erschien er einmal zu einer Frühsitzung des Unterhauses im roten Jagdfrack und weißen Breeches, da er sich von der Sitzung direkt zum Meet begeben wollte. Um die tadellose Reinheit seiner mit Kreide sorgsam geweißten Breeches nicht zu gefährden, hatte er sich von seinem Kammerdiener eine große weiße Schürze vorbinden lassen, und in diesem Anzug nahm er seinen Platz auf der vordersten Bank seiner Partei ein. Man denke sich Eugen Richter oder Herrn Friedrich Payer in diesem Anzug an der Spitze der liberalen Partei des Deutschen Reichstags, um den ganzen Unterschied zwischen englischer und deutscher Mentalität und deutschem und englischem Parlamentarismus zu ermessen.

G. J. Goschen

Im Gegensatz zu diesem echten englischen Aristokraten erinnerte mich Mr. Goschen in seiner klugen Betriebsamkeit mehr an einen höheren deutschen Beamten. Er führte dieselben Vornamen — Georg Joachim — wie sein Großvater, der Leipziger Buchhändler und Verleger von Goethe und Wieland, hatte aber den zu deutsch klingenden Zunamen Göschen in Goschen umgewandelt und gab sich als Vollblut-Engländer. Man rühmte ihm nach, daß er als Erster Lord der Admiralität mehr für die englische Flotte getan habe als irgendeiner seiner Vorgänger. Nach der wenig glücklichen Krüger-Depesche von 1895 hatte Goschen im englischen Unterhause Kaiser Wilhelm II. scharf und sehr von oben herunter die Leviten gelesen. Zu den großen politischen Eigenschaften der Engländer gehört auch die Gabe, Fremde und Fremdes aufzusaugen. Die Teck (Cambridge) und Hohenlohe (Gleichen), die Bentincks und Barings, die Goschens und Bunsens wurden schon in der zweiten Generation ganz zu Engländern. Auch die Franzosen besitzen die Fähigkeit, Ausländer zu assimilieren. Der Maréchal de Saxe und der Maréchal Rantzau, Kellermann und Luckner, Ney, Kleber und Rapp glänzen in der französischen Kriegsgeschichte. Zu den vertrautesten Mitarbeitern und Freunden von Gambetta gehörten der Badener Spuller und die in Frankfurt a. M. geborenen Brüder Joseph und Salomon Reinach. Der Kabinettschef Clemenceaus im Weltkrieg war der gleichfalls aus Deutschland stammende Mandel, der ursprünglich Rothschild hieß. Goethe sagt irgendwo, die Kraft einer Sprache zeige sich nicht im Abstoßen, sondern im Verschlingen. Das gilt auch von Nationen. Der jüngere Bruder des Marineministers Goschen, der übrigens für seine Verdienste um die englische Flotte zum Viscount erhoben wurde, der Rt. Hon. Sir Edward Goschen, war vor dem Weltkrieg englischer Botschafter in Berlin. Im Gespräch mit ihm sollte fünfzehn Jahre später, von allen guten Geistern verlassen, Bethmann Hollweg das Wort vom Fetzen Papier prägen, das, wie vierundvierzig Jahre früher die Wendung Olliviers vom

„cœur léger" in seiner Wirkung einer verlorenen Schlacht glich. Zur Belohnung für die Schnelligkeit, mit der er diese gräßliche Entgleisung des deutschen Kanzlers in einem nüchtern und ruhig gehaltenen Bericht zu Papier brachte und damit für alle Zukunft fixierte, wie ein Naturforscher einen von ihm aufgespießten seltenen Schmetterling sorgsam für das Museum konserviert, wurde Sir Edward Goschen kurz nachher zur Würde eines Peers von England erhoben. Als der Weltkrieg ausbrach, war England an zwei der wichtigsten Posten, in Wien und Berlin, durch Botschafter deutscher Abkunft vertreten. In Wien durch Bunsen, den Enkel eines preußischen Gesandten am englischen Hofe, in Berlin durch Goschen, dessen Großvater die erste Gesamtausgabe von Goethes, Wielands, Klopstocks Werken und den Jugenddichtungen Schillers verlegt hat.

Bülow in Audienz bei der Königin

Am Tage nach meiner Ankunft in Windsor wurde ich von der Königin Victoria in „the Queen's private closet", d. h. im kleinen Salon der Königin, empfangen. Sie ließ mich neben sich Platz nehmen und frug mich in der freundlichsten Weise nach dem Befinden meiner Frau, die ihr während des Besuchs, den die Königin Victoria im Frühjahr 1888 ihrem sterbenden Schwiegersohn, dem Kaiser Friedrich, in Charlottenburg abgestattet hatte, von der Kaiserin Friedrich vorgestellt worden war. Echt englisch meinte die Königin, ihre älteste Tochter pflege zu sagen: „Marie Bülow is my best friend — on the continent." Der Maler Angeli hatte, als er das Bild der Königin zu malen hatte, dem Oberhofmeister der Kaiserin Friedrich, dem Grafen Götz von Seckendorff, mit Wiener Drolligkeit und mit der Unbefangenheit eines Künstlers gesagt, Ihre Majestät von Großbritannien und Irland schauen aus „wie ein Schwammerl". Für Nichtösterreicher füge ich hinzu, daß „Schwammerl" soviel bedeutet wie Champignon. Aber trotz ihrer kleinen Figur hatte Königin Victoria in Erscheinung und Wesen etwas wahrhaft Königliches. Ich habe selten so viel Natürlichkeit, Einfachheit und Würde in einer Persönlichkeit vereinigt gesehen wie in ihr. Sie saß damals schon zweiundsechzig Jahre auf dem Thron, den sie mit achtzehn Jahren bestiegen hatte. Sie erzählt mir, daß bei ihrer Thronbesteigung mein Großonkel Heinrich Bülow preußischer Gesandter in England gewesen sei, a most excellent man, dem sie sehr zugetan gewesen wäre. Sie frug nach dessen Witwe, meiner verstorbenen Großtante Gabriele von Bülow, der Tochter von Wilhelm von Humboldt. In gütiger Weise fügte sie hinzu, daß der von ihr so hoch geschätzte Lord Beaconsfield in einem während des Berliner Kongresses an die Königin gerichteten Brief sowohl meine Eltern als auch mich und einen Bruder von mir in freundlicher Weise erwähnt habe. Sie werde Weisung geben, daß mir Abschrift dieses Briefes zugestellt würde. Der während des Berliner Kongresses am 4. Juli 1878 von dem Earl of Beaconsfield an Her Most Gracious Majesty gerichtete Brief lautete wie

folgt: „I dined with the Minister of State, Bülow, a small party, about sixteen, An accomplished and apparently most amiable family. Bülow himself attractive from his experience, highly courteous tho' natural manners; his wife, lively and well informed, and two or three sons at table, who I really think were the bestlooking, the best-dressed and the best-mannered young gentlemen I ever met. They were all in the army, but she has seven sons, equally engaging it is said*." Mein von Disraeli erwähnter Bruder war der infolge eines Sturzes mit dem Pferde 1897 verstorbene General Adolf Bülow.

Die Königin kam dann auf Politik zu sprechen. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, sagte sie mir mit offenbar vollkommener Aufrichtigkeit, sie sei stets in Übereinstimmung mit ihrem unvergeßlichen Gemahl für Freundschaft und „good-understanding" zwischen Deutschland und England gewesen. Mißverständnisse zwischen beiden wären sehr traurig, wirkliche Feindschaft ja gar nicht denkbar, denn beide seien gute, zivilisierte, christliche, protestantische Völker. Die Königin schien präokkupiert durch die überaus gehässige Sprache der deutschen Presse gegenüber England anläßlich des Burenkrieges. Sie meinte, es sei nicht gut, den Engländer zu sehr durch Presseangriffe zu reizen. Der Engländer sei langsam und indolent, wenn er aber, namentlich von der Presse seines deutschen Vetters, zu sehr und, wie er glaube, zu ungerecht getadelt würde, könnte er schließlich die Geduld verlieren. Die Königin drückte mir ihr lebhaftes Bedauern darüber aus, daß ich Lord Salisbury nicht sehen könnte, der ein hervorragender Staatsmann wäre. Chamberlain nannte sie nicht.

Als Königin Victoria mich empfing, blickte sie nicht nur auf eine ungewöhnlich lange, sondern auch auf eine ungewöhnlich glänzende und erfolgreiche Regierung zurück, eine der erfolgreichsten Regierungen der Weltgeschichte. Wer ihre Korrespondenz und die von ihr angeregte Lebensbeschreibung ihres Gemahls, des Prinzen Albert, liest, muß mit Bewunderung auf so viel Pflichttreue und auf so ausgesprochenen Takt blicken. Sie hatte einen starken Willen und bei aller äußeren Bescheidenheit ein berechtigtes, aber ungemein hohes Selbstgefühl, ohne daß sie je versucht hätte, sich über die Schranken der englischen Verfassung und der englischen Tradition hinwegzusetzen. Sie hatte eine große Vorliebe für Disraeli und eine starke Abneigung gegen Gladstone. Aber wenn die parlamentarische Lage es erforderte, entließ sie Disraeli und ernannte Gladstone zum leitenden Minister. In ihrem Hause war sie umgeben von der zärtlichsten Liebe, von der Ehrerbietung und dem blinden Gehorsam ihrer ganzen Familie.

* Der mir von der Königin übersandte Brief ist abgedruckt in „The life of Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield", by George Buckle (London, John Murray, Albemarle Street W. 1920. Volume VI. 1876—1881, S. 331).

Wenn sie in Osborne weilte, pflegten sich ihre Töchter und Schwiegersöhne während des Vormittags nicht ohne Aufregung zu fragen, ob und für wieviele Stunden sie die Erlaubnis erhalten würden, mit der Royal Yacht „Victoria and Albert" spazierenzufahren. Als König Karl von Rumänien nach fast dreißigjähriger Regierung der Königin Victoria in Windsor einen Besuch abstattete, erfreute ihn Ihre Majestät, der seine kluge und dabei abgeklärte Weise mit Recht gefiel, durch zwei große Beweise ihrer Huld. Sie verlieh ihm den Hosenbandorden, den von Nichtengländern außer direkten Nachkommen des englischen Souveräns nur gekrönte Häupter erhalten können, und sie übergab ihm einen kleinen Schlüssel für das Mausoleum ihres verstorbenen Gemahls, des Prinzen Albert, mit der Erlaubnis, dort eine Stunde zu verweilen. Die letztere Auszeichnung erschien der Königin als die größere.

Die Königin würde nie für einen politischen Vortrag einen Minister haben warten lassen. Aber bei einem großen Staatsdiner für das Diplomatische Korps war sie einmal eine halbe Stunde zu spät gekommen, weil sie vorher eine Nurse ihrer Enkelin, der Erbprinzessin Charlotte von Meiningen, empfangen wollte, um von ihr zu hören, weshalb sie entlassen worden wäre. Bei der freiwilligen Selbstbeherrschung, die sie sich als konstitutionelle Herrscherin auferlegte, reichte der Blick der Frau oder vielmehr der Ahnfrau, denn sie war allmählich Urgroßmutter geworden, in jede Kinderstube ihrer zahlreichen Nachkommenschaft. Sie war gütig und ohne Pose, aber sie forderte immer und unter allen Umständen die korrektesten Formen. In der Nähe von Windsor befindet sich ein stattliches, vergoldetes Denkmal eines englischen Königs aus dem Hause Hannover, das von jedermann „the coppered horse" genannt wird. Als einmal ein deutscher Diplomat, der bei der Königin zu Tisch geladen war, erzählte, er habe einen Spaziergang zu dem „coppered horse" unternommen, meinte die Königin streng: „Sie wollen sagen, daß Sie einen Spaziergang zu dem Denkmal des verewigten Königs Georg III. unternommen haben." Die Königin sprach ebensogut Deutsch wie Englisch. Ihr Sohn, der nachmalige König Eduard VII., sprach Deutsch mit einem bis zu einem gewissen Grade gewollten englischen Akzent. Ihr Enkel, König Georg V., sprach kaum noch Deutsch. Die Königin hatte noch neben ihrem englischen Chaplain einen deutschen Hofprediger, interessierte sich auch für deutsche Schulen und Wohltätigkeitsanstalten wie für alle deutschen Erinnerungen. Alles das verschwand mit ihrem Tode.

Unterredung mit Hatzfeldt

Unser Botschafter in London, Graf Paul Hatzfeldt, hatte nicht der Ankunft des Kaisers in England beiwohnen können, da sein Gesundheitszustand ihm die Reise unmöglich machte. Er hatte sich aber nach Windsor bringen lassen, wo er mich aufsuchte und eine längere Unterredung mit mir hatte, die er bei seinem leidenden Zustand nur mit Aufbietung großer, von

mir bewunderter Energie führen konnte. Er erinnerte mich an jenen Diplomaten des französischen Ancien régime, von dem es in den Memoiren einer Zeitgenossin heißt: „Criblé d'infirmités et de maux, presque mourant, mais d'une indomptable énergie et d'une parfaite lucidité." Hatzfeldt war Persona gratissima bei der Königin Victoria wie beim Prinzen von Wales und sehr geachtet von Salisbury. Die Königin hatte ihren Enkel vor unserer Ankunft telegraphisch ersucht, dear Count Hatzfeldt vom Erscheinen bei unserer Landung in England wie von allen Hoffesten zu dispensieren und überhaupt jede Rücksicht auf dessen Gesundheitszustand zu nehmen, da alles geschehen müsse, damit dieser ausgezeichnete Mann (this most excellent man) so lange als möglich auf seinem Posten bleibe. Hatzfeldt sprach mir zunächst sein Bedauern aus, daß ich nicht Lord Salisbury gesehen hätte, dessen Wille, so lange er im Amt bleibe, im letzten Ende maßgebend wäre. Mit Chamberlain müßten wir vorsichtig sein. Gerade jetzt, wo die Engländer in Südafrika Schlappe über Schlappe erlitten hätten, die ihren schließlichen Enderfolg nicht verhindern würden, aber die breiten Schichten in England doch recht unangenehm berührten, hätte Chamberlain nur den einen Gedanken, den Krieg gegen die Buren, mit dem er persönlich stehe und falle, zu einem guten Abschluß zu bringen. Zu diesem Zwecke möchte er uns natürlich gegen Rußland und Frankreich vorschieben. „Wir können ihm das gar nicht übelnehmen", meinte Hatzfeldt, „aber wir dürfen uns nicht über eine gewisse Grenze vorschieben lassen, denn schließlich liegt Rußland näher bei Berlin als England."

Hatzfeldt war kein Gegner eines deutsch-englischen Bündnisses. Er sagte mir lächelnd, wenn ich ein solches auf annehmbarer Grundlage zustande brächte, würde er mir aufrichtig gratulieren, denn das sei selbst dem Fürsten Bismarck nicht gelungen. Es müsse aber ein Bündnis sein, das uns wirkliche Sicherheiten böte, und das in doppelter Richtung: Einmal dürften wir uns nicht der Gefahr aussetzen, daß, im Falle wir in einen Krieg verwickelt würden, das englische Ministerium, das die Allianz mit uns geschlossen hätte, zurückträte und seine Nachfolger den Bündnisvertrag nicht anerkennten. Das sei in England immer möglich, wenn wir nicht von vornherein auch die Zustimmung von Her Majesty's most loyal opposition erreichten. Ferner müsse ich mir über eins klar sein. Er, Hatzfeldt, schätze meine rednerische Begabung. Aber auch ich würde schwerlich den Reichstag und das deutsche Volk für einen Vertrag gewinnen, nach dem wir England zu Hilfe kommen müßten, sofern es in Indien oder in Kanada oder in irgendeiner anderen seiner zahlreichen Kolonien und überseeischen Besitzungen angegriffen würde, während England Gewehr bei Fuß bliebe, wenn die Russen gegen Österreich oder die Franzosen gegen Italien vorgingen.

Der Gesamteindruck, den ich aus meiner Unterredung mit Hatzfeldt empfing, war, daß er ein Bündnis mit England mit festen Sicherungen und ungefähr gleichen Verpflichtungen für eine gute Sache, eine Allianz ohne solche Garantien und Voraussetzungen für sehr gefährlich hielt. Hinsichtlich der allgemeinen Weltlage war er der Ansicht, daß wir unser Staatsschiff mit einer vorsichtigen und geschickten Politik an Klippen und Sandbänken vorbeisteuern müßten, bis Wandlungen der europäischen Lage, die ja nie ausblieben, eine bessere Fahrt in ruhigen Gewässern gestatteten. Er drückte mir das Vertrauen aus, daß es mir gelingen würde, uns an der Szylla und Charybdis vorbeizubringen. Wir hätten jetzt nur ein primäres Interesse: den Frieden zu erhalten, denn die Zeit laufe für uns. Graf Hatzfeldt war erfreut, sich mündlich mit mir aussprechen zu können. Schriftlich und selbst brieflich könne man nicht alles sagen, da sowohl der Kaiser wie „unser guter Holstein" nicht immer Maß hielten, gar zu impressionabel wären und bald in der einen, bald in der anderen Richtung über das Ziel hinausschössen. Ich schiene, fügte er zu meiner Freude hinzu, gute Nerven und ein ruhiges Urteil von meinem Vater geerbt zu haben, zu dessen nächsten Mitarbeitern er viele Jahre gehört hätte.

Die Frage des deutsch-englischen Bündnisses

Die Verhandlungen über ein deutsch-englisches Bündnis habe ich auch später, als Reichskanzler, nach den gleichen Gesichtspunkten geführt, die für mich als Staatssekretär maßgebend gewesen waren und welche die volle Billigung des Fürsten Hohenlohe gefunden hatten. Wir mußten sicher sein, daß das ganze Kabinett und vor allem der Premierminister bona fide und mit innerlicher Überzeugung für ein solches Bündnis sich einsetzen würden. Wir mußten sogar wünschen, daß sich die Opposition, wenigstens im Prinzip, mit einer deutsch-englischen Allianz einverstanden erkläre. Denn andernfalls lag die Gefahr vor, daß sich England im Falle kriegerischer Verwicklungen durch einen Kabinettswechsel der Fessel des Bündnisses entzog, sofern ihm dieses erwünscht oder bequem erschien. Wir mußten darauf bestehen, daß, wenn wir die Einbeziehung der englischen Kolonien, insbesondere des Kaiserreichs Indien mit seinen dreihundert Millionen Einwohnern und seinen gegen Norden exponierten Grenzen, in das Bündnis zugäben, England seinerseits einen Angriff der Russen gegen Österreich oder der Franzosen gegen Italien als Casus belli anerkennen würde. Dem Fürsten Hohenlohe war von Lord Salisbury mit Unrecht einseitige Vorliebe für Rußland nachgesagt worden. Eine so einseitige Betrachtungsweise lag dem Fürsten ebenso fern wie mir. Wie ich, schätzte auch er den Vorteil freundschaftlicher Beziehungen zu England sehr hoch und betrachtete ein gutes Verhältnis zu England seit dem Beginn unserer Flottenbauten als doppelt wünschenswert. Er erfreute sich übrigens der besonderen Zuneigung der Königin Victoria wie ihrer Tochter, der Kaiserin Friedrich. Ich habe

selbst den eigenhändigen Kondolenzbrief gelesen, den die greise Königin, die selten zur Feder griff, an den Fürsten Chlodwig Hohenlohe nach dem Heimgang seiner Gemahlin richtete und der in den herzlichsten Ausdrücken abgefaßt war. Aber Fürst Hohenlohe besaß in hohem Grade das, was Bismarck die „Kavalierperspektive" nannte. Er betrachtete alles von hoher Warte. Bei seiner großen, damals schon mehr als fünfzigjährigen politischen Praxis, seiner Menschenkenntnis, seinem Flair und der ruhigen, etwas skeptischen, in politischen Angelegenheiten eiskalten Art, mit der er Menschen und Dinge betrachtete, irrte er selten in großen Fragen. Mein Nachfolger als Staatssekretär des Auswärtigen Amts, der Freiherr von Richthofen, und der Unterstaatssekretär Mühlberg waren nach ihrer ganzen Vergangenheit wie nach ihrer politischen und wirtschaftlichen Einstellung nicht anti-, sondern probritisch. Beide waren liberal gerichtet, beide neigten in wirtschaftlicher Beziehung so sehr zu manchesterlichen Gefühlen, daß sie während der Zolltarifkämpfe, bei aller pflichtschuldigen Obödienz und trotz ihrer persönlichen Verehrung für mich, mir auf meinen agrarischen Pfaden nur mit innerem Widerstreben folgten. Sie waren nicht so russenfeindlich wie Holstein, aber Vorliebe oder auch nur besondere Rücksichtnahme auf Rußland lagen ihnen ganz fern. Trotzdem hielten beide, Richthofen und Mühlberg, ebenso wie Fürst Hohenlohe, ein Eingehen auf die Chamberlainschen Lockungen ohne feste Bürgschaften von englischer Seite für höchst gefährlich. Lebhaft erinnere ich mich, daß ich an einem Vormittag einen Brief von Richthofen erhielt, der bei den Akten sein muß und in dem er mir etwa schrieb: Er habe eine schlaflose Nacht hinter sich. Er habe sich unablässig mit dem Chamberlain-Angebot beschäftigen müssen, mit seiner Tragweite für den weiteren Gang unserer Politik und die gesamte Weltlage. Er beschwöre mich, nicht ohne feste englische Bürgschaften auf die Chamberlain-Vorschläge einzugehen.

In der handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, die auch in politischen Fragen mitzusprechen hatte und gehört wurde, bestanden alte Sympathien für England und für das Zusammengehen gerade mit England. Aber auch hier herrschten große Bedenken gegenüber der Art und Weise, wie Chamberlain uns den Lasso überzuwerfen suchte. Wenn ein persönlich mir nicht bekannter Dr. Fischer unter dem sensationellen Titel „Das große Nein des Herrn von Holstein" ein Buch geschrieben haben soll, um nachzuweisen, daß der genannte Geheimrat Deutschland am Eintritt in das Paradies der englischen Allianz verhindert hätte, wie einst der Cherub, der, um mit dem Buch Mose zu reden, mit einem bloßen, hauenden Schwert unseren Ureltern Adam und Eva den Weg zum Baum des Lebens versperrte, so beweist das nur, daß sonst gewiß kenntnisreiche und geistvolle Leute irren können, wenn sie über Menschen und Dinge schreiben, die sie nicht kennen.

Holstein war, wie ich schon gelegentlich gesagt zu haben glaube, nicht anti-, sondern probritisch gerichtet, seit jeher und wie dies in seiner Art lag, hitzig, fast leidenschaftlich. Er war, obschon von Geburt ein pommerscher Junker, so antiruss'sch wie nur irgendein waschechter Liberaler. Aber auch er war gegen ein Eingehen auf die Chamberlainschen Vorschläge ohne feste Bindung und Sicherung, hielt aber lange an der Hoffnung fest, daß solche Garantien mit der Zeit zu erreichen sein würden. Das ganze Auswärtige Amt, die politische wie die handelspolitische Abteilung, Holstein, Richthofen und Mühlberg, alle maßgebenden Instanzen wären wie Hohenlohe und ich gern zu einem Vertrage mit England bereit gewesen, wenn uns die unerläßlichen Bürgschaften gegeben wurden. Von unserer Seite geschah alles, um diese Garantien zu erreichen.

Wie würden sich die Ereignisse entwickelt haben, wenn wir um die Jahrhundertwende Mr. Chamberlain gefolgt wären? Ich möchte mich als alter Mann nicht in konjekturale Irrgänge verlieren, vor denen schon den jungen Attaché mein guter Vater gewarnt hatte. Aber das darf ich wohl sagen: Ich neige der Ansicht zu, daß, wenn wir Chamberlains Lockungen folgten, es uns gegangen wäre wie Japan, nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß einmal Japan für Rußland ziemlich unangreifbar war, wir aber nicht. Andererseits hatte Japan im Kriegsfalle nur mit Rußland zu tun. Wir mußten damit rechnen, daß, wenn wir mit Rußland in Krieg gerieten, die Franzosen uns in den Rücken fielen. Die Chassepots wären von selbst losgegangen, wie uns Bismarck das oft genug gepredigt hatte. Und was endlich wohl die Hauptsache und das entscheidende Argument ist. Ohne auf die Chamberlainschen Lockungen hereinzufallen, haben wir noch 15 Jahre mit England im Frieden gelebt, und wir hätten noch länger mit ihm im Frieden leben können, wenn im Unheilssommer 1914 Berchtold und Bethmann nicht durch die leichtfertige und dabei ungeschickte Behandlung einer Balkanfrage in den Krieg gestolpert wären. Der Weltkrieg ging auch nicht aus einem Zusammenstoß mit England hervor. Kaum ein Jahr vor dem Ausbruch des Weltkrieges konnten ein Historiker von so abgewogenem Urteil wie Erich Marcks und ein Herrn von Bethmann Hollweg nahestehender Publizist wie Hans Delbrück von dem erstaunlichen Umschwung sprechen, der sich in England zu unseren Gunsten allmählich vollzogen habe, obschon wir nicht auf die Chamberlainschen Propositionen hereingefallen waren. Delbrück gab im November 1913, nach längerem Aufenthalt in England und sorgsamer Prüfung der dortigen Lage, der Verhältnisse wie der Stimmung, der Überzeugung Ausdruck, daß an den guten deutsch-englischen Beziehungen weder die wirtschaftliche Konkurrenz noch unsere Schiffsbauten etwas zu ändern vermöchten. Die Weltlage sei, soweit das Verhältnis zwischen uns und England in Betracht komme, durchaus erfreulich,

friedlich und ruhig. Zwei sehr bedeutsame Verträge mit England, die während meiner Amtszeit von mir vorbereitet worden waren: der Vertrag über die portugiesischen Kolonien und das Abkommen über die Bagdadbahn, standen vor ihrer Ratifikation. Da kam es, wie ich später ausführlich darlegen werde, über eine Balkanfrage zum Weltbrand. Leichtfertig und kopflos, ungeschickt vor allem, hatten wir den Wienern eine unbedachte und unbegrenzte Blankovollmacht erteilt. Wir sorgten im Sommer 1914 nicht einmal dafür, daß uns ein sicherer, friedlicher Ausweg offen bliebe, falls sich unsere Hoffnung auf die Lokalisierung des österreichisch-serbischen Konfliktes als illusorisch erweisen sollte.

XXI. KAPITEL

Charakteristik Chamberlains • Überblick über die englischen Bündnisverhandlungen und Gesamteindruck • Briefe an Hohenlohe und Holstein, Bericht Hatzfeldts an den Reichskanzler • Besuch in Sandringham • Der Prinz von Wales, sein Verhältnis zu seinem Neffen Kaiser Wilhelm II. • Lord Acton • Abreise von England • Kaiserin Friedrich über die Kaiserreise nach England • Begegnung mit den holländischen Königinnen in Vlissingen

Die Politik Chamberlains

Wenn wir uns England gegenüber nicht weiter engagieren durften, als sich England uns gegenüber band, so war Mr. Chamberlain gegenüber besondere Vorsicht geboten. Es gab kaum einen englischen Staatsmann, der sich in seiner politischen Laufbahn so oft gewandelt, der seinen Standpunkt so häufig und so plötzlich geändert hatte, bei dem man so sehr auf Überraschungen, auf ein unvermutetes Abspringen gefaßt sein mußte als bei Joseph Chamberlain. Aus einem radikalen Demokraten wurde er ein konservativer Tory, aus einem Republikaner loyaler Monarchist, aus einem Pazifisten ein Imperialist, aus einem begeisterten Freihändler und Anhänger von Bright und Cobden ein leidenschaftlicher Schutzzöllner. Vor Gladstone war er für Homerule in Irland eingetreten, trennte sich aber von dem grand old man, als dieser eine Homerule-Vorlage einbrachte, und sprengte damit die Liberalen, wie er später durch seine Wendung zum Schutzzoll die konservative Partei spalten sollte. Er hatte für die Unabhängigkeit der Buren geschwärmt und im Parlament wie in zahlreichen Meetings für sie gesprochen, um dann mehr als irgendein anderer englischer Politiker zum Krieg mit den südafrikanischen Republiken zu treiben. Es gab kaum eine politische Frage, in der er nicht wie jener Sigambrerkönig verbrannt hätte, was er früher anbetete, und angebetet, was er früher verbrannte. Und jede dieser Wendungen verteidigte er unter dem Beifall der Mehrheit seiner Landsleute mit dem Argument, daß nicht er, sondern die Verhältnisse sich geändert hätten.

Gegen die Chamberlainschen Lockungen sprach noch ein schwerwiegender Gesichtspunkt. Die zweifellos friedliche und im Rahmen der englischen Interessen ausgesprochen deutschfreundliche Königin Victoria stand 1899 schon im achtzigsten Lebensjahr, nach menschlichem Ermessen war ihr nur noch eine kurze Regierungszeit gegeben. Ihr Nachfolger, der schon bei

der inneren Aushöhlung des deutsch-englischen Vertrages über die portugiesischen Kolonien persönlich und stark beteiligt gewesen war, würde nach aller Voraussicht kein sicherer Träger eines Bündnisses mit einem Volke geworden sein, dessen wirtschaftlichen und politischen Aufschwung er mit mißgünstigen Augen verfolgte, dessen Wesensart ihm antipathisch war und dessen Beherrscher er haßte. Würde er sich der Sabotierung eines solchen Vertrages widersetzt haben? Für eine solche Maulwurfsarbeit stand ihm, im Gegensatz zu seiner ehrwürdigen Mutter, Verschlagenheit wie Skrupellosigkeit zu Gebote. Würde er im Kriegsfall bei seiner innerlichen Abneigung gegen das Deutsche Reich und alles Deutsche, bei seiner starken Vorliebe für Frankreich, Paris und die Franzosen dem Bündnis mit uns loyal und freudig treu bleiben? Alles Fragen, die ernst, sehr ernst geprüft werden mußten. Und war es endlich nicht begreiflich, ja geboten, daß wir uns an die perfide Zweideutigkeit erinnerten, mit der England den eben mit uns abgeschlossenen Vertrag über die portugiesischen Kolonien hinter unserem Rücken durch den hinterlistigen „Windsor-Vertrag" ausgehöhlt hatte? Durfte das nicht zum Mißtrauen, mußte es nicht zu großer Vorsicht raten? Waren die brutale Rücksichtslosigkeit, mit der England alle Zwischenfälle des Burenkriegs uns und nur uns gegenüber behandelte, die zähe Kleinlichkeit, die es uns und wiederum gerade uns bei allen kolonialen Unterhandlungen zeigte, ermutigend für einen Anschluß an England ohne feste, klare Bürgschaften? Wir haben den Faden des deutsch-englischen Bündnisses noch längere Zeit fortgesponnen, obwohl die unvorsichtige Art und Weise, wie Chamberlain diese Angelegenheit öffentlich behandelte, noch mehr englische Rücksichtslosigkeiten, wie die Beschlagnahme der deutschen Postdampfer, der deutschen Regierung den Abschluß immer mehr erschwerten. Chamberlains Rede in Leicester über Englands Verhältnis zu Amerika und Deutschland war eine Ungeschicklichkeit, wie ich glaube, eine ungewollte Ungeschicklichkeit, aber jedenfalls eine Ungeschicklichkeit, denn bei der gesamten Weltlage und bei der Volksstimmung in Deutschland durfte eine so delikate Frage zunächst nur intra muros erörtert werden, wenn man zum gewünschten Resultat gelangen wollte. Chamberlain verachtete gar zu sehr das Gewicht der deutschen öffentlichen Meinung. Er unterschätzte mit britischem Hochmut seine Unpopularität in Deutschland. Er wurde wohl auch von Eckardstein falsch informiert, auf dessen unheilvolle Rolle bei den ganzen Verhandlungen ich später zurückkomme.

Übrigens waren die Ausführungen, die Chamberlain in Leicester über eine englisch-amerikanisch-deutsche Annäherung gemacht hatte, von der amerikanischen Presse mehr als kühl aufgenommen worden. Unentschuldbar war, daß der deutschen Regierung bei ihrem Bestreben, zu einer Verständigung mit England zu kommen, durch die ungerechtfertigte, geradezu

brutale Beschlagnahme der deutschen Postdampfer „Bundesrat", „General" und „Herzog" von der deutschen Ostafrika-Linie im kritischen Moment von englischer Seite Knüppel zwischen die Beine geworfen wurden. Von englischer Seite ist mir später gesagt worden, jene Beschlagnahme wäre auf Intrigen der Buren zurückzuführen, die durch anonyme Denunziationen die englischen Lokalbehörden in Südafrika dazu verleitet hätten. Ich glaube nicht, wie Holstein gelegentlich argwöhnte, daß Chamberlain niemals ernsthaft an nähere Beziehungen zu uns gedacht, sondern solche nur an die Wand gemalt habe, um die Franzosen und Russen einzuschüchtern und uns, namentlich gegenüber Rußland, zu kompromittieren. Wohl aber glaube ich, daß Chamberlain, entsprechend seiner rücksichtslosen Art, uns in dem Augenblick an sich zu ketten suchte, wo ihm das zur Erleichterung der eigenen Stellung nützlich erschien, überzeugt, daß er bei veränderter Weltlage sich ohne größere Schwierigkeiten wieder von der Fessel früherer Zusagen werde befreien können. Die Italiener haben ein treffliches Sprichwort: ‚Passato il pericolo, gabbato il santo.' (Ist die Gefahr vorüber, so pfeift man auf den Heiligen, der vorher angerufen wurde.)

Verhandlungen bis Sommer 1901

Graf Hatzfeldt führte vom Herbst 1899 bis zum Sommer 1901 die Verhandlungen weiter, insbesondere mit Lord Lansdowne, die von englischer Seite immer wieder und ausdrücklich als akademische, vertrauliche und rein persönliche bezeichnet wurden. Berlin verharrte auf dem Standpunkt, daß, wenn Großbritannien und seine Kolonien, inklusive Indien und Kanada, als ein Ganzes behandelt würden, auch der Dreibund als ein Ganzes zu betrachten sei, so daß also der Bündnisfall einträte, wenn Großbritannien, das Mutterland, oder irgendeine der britischen überseeischen Besitzungen, oder wenn der Dreibund durch irgendeinen Angriff auf eine der Dreibundmächte sich zur Verteidigung genötigt sähe. Das entsprach übrigens den Bismarckschen Traditionen und dem Geiste der Bismarckschen Politik. Ich kann mir denken, daß im äußersten Notfall Bismarck sich mit Rußland auf Kosten von Österreich arrangiert haben würde. Aber ich kann mir nicht denken, daß Fürst Bismarck, noch dazu nach Zerreißung des Bandes, das uns zu seiner Zeit durch den Rückversicherungsvertrag mit Rußland verknüpfte, die Festigkeit und Effikazität unseres Bündnisses mit der habsburgischen Monarchie in das Belieben von England gestellt haben würde. Es lag auf der Hand, daß, wenn Österreich nicht in das deutsch-englische Bündnis einbezogen wurde, nicht Deutschland, sondern England den ausschlaggebenden Einfluß in Wien gewann. Dann trat jener Fall ein, vor dem Fürst Bismarck in seinem bekannten Gespräch mit dem Historiker Sybel gewarnt hatte: nämlich, daß England in jedem ihm passenden Augenblick uns im Stich lassen könnte, wir aber ihm nicht nur zur Verteidigung, sondern auch zum Kampf gegen Rußland folgen

müßten. Selbst Fürst Bismarck hat, trotz seinem Genie und trotz manchen Bemühungen, in einer für uns brauchbaren Form ein Bündnis mit England nicht erlangen können.

Eduard VII. sagt ab

Seit dem Sommer 1901 wurde der Gang der Bündnisverhandlungen immer schleppender, bis im Dezember 1901, dank der rücksichtslosen Energie von Lord Roberts und Lord Kitchener, durch die Bildung der grausamen Konzentrationslager und die Erschießung zahlreicher Kap-Rebellen der Widerstand der Buren endgültig gebrochen erschien und König Eduard VII. an den englischen Botschafter in Berlin Sir Frank Lascelles in einem von letzterem uns vertraulich mitgeteilten Briefe schrieb: Er wünsche nach wie vor, daß Deutschland und England in allen Punkten zusammengingen. Dieses Zusammengehen aber in einem förmlichen Abkommen zu stipulieren, sei schwierig, da ein solcher Vertrag im englischen Unterhaus zweifellos auf große Bedenken und Weitläufigkeiten stoßen würde. Der König würde aber nicht nachlassen, in Gemeinschaft mit dem Deutschen Kaiser für die Wohlfahrt der Welt zu wirken. Ich glaube noch heute, daß Eduard VII. zwar lebhaft wünschte, unseren wirtschaftlichen Aufschwung wie unsere politische Machtentfaltung nach Möglichkeit zu hemmen, daß es ihm vor allem am Herzen lag, zwischen uns und Rußland Mißtrauen zu säen und uns mit Rußland zu veruneinigen, daß er gern jede Gelegenheit ergriff, seinen Neffen persönlich zu ärgern. Ich bin aber ebenso fest davon überzeugt, daß er einen Krieg mit uns nicht wollte. Auch ohne Bündnis mit England ist der Friede zwischen uns und Großbritannien bis zu dem am 6. Mai 1910 erfolgten Tode des Königs Eduard VII. nicht gestört worden, mit dessen Nachfolger friedliche Beziehungen noch viel leichter aufrechtzuerhalten waren als vorher. Sie waren auch ruhig und friedlich geworden, als im Hochsommer 1914 durch allseitige ungeschickte Behandlung eines Zwischenfalls auf der Balkanhalbinsel der Weltkrieg zum Ausbruch kam.

Jedermann kennt die Anekdote von dem englischen Reisenden, der, nach kurzer Meeresfahrt in Calais eingetroffen, dort bei seinem Frühstück von einem rothaarigen und nicht besonders höflichen französischen Kellner bedient wird. Er schreibt in sein Tagebuch: „Alle Franzosen haben rote Haare und ein unfreundliches Wesen.“ Wenn ich nach wiederholtem, aber immer nur kurzem Aufenthalt in England mir ein Gesamturteil bilden darf, das vielleicht nur den Vorzug hat, ohne jede vorgefaßte Meinung, lediglich auf Grund direkter Eindrücke abgegeben zu werden, so würde ich sagen, daß mir als die Signatur englischer Verhältnisse und englischen Wesens die physische, intellektuelle und moralische Gesundheit aller Klassen entgegentrat. England erschien mir als ein durch und durch gesundes Land und Volk. Von der englischen Säuglingspflege, die unvergleichlich, und von

der englischen Kinderstube, welche die beste der Welt ist, bis zu dem durch fortgesetzte körperliche Bewegung gestählten Engländer im Mannesalter und selbst in ganz vorgerückten Jahren fand ich alles in England gesund. Mit so wohlgenährten, starken Leibern und einem so starken Nationalgefühl läßt sich schon etwas ausrichten. Die Engländer sind in Wahrheit ein Herrenvolk, dem, im Gegensatz zum deutschen, bei dem die angeborene Farbe der Entschließung nur zu oft von des Gedankens Blässe angekränkelt wird, der Wille zur Macht politisches Motiv und Ziel ist. Bei einer Vaterlandsliebe, die nicht so sehr zur Schau getragen wird wie die der Romanen, aber vielleicht noch unerschütterlicher ist, verbindet der Engländer gesunden Menschenverstand (common-sense), wie ihn kein anderes mir bekanntes Volk besitzt, mit verständiger und nützlicher Verachtung der grauen Frau Theorie. Der Engländer hat nicht so viel gelernt wie meist der Deutsche, aber dafür ist sein Gehirn ausgeruhter. Der junge Deutsche, der eine deutsche Unterrichtsanstalt verläßt, ist allerdings an Kenntnissen dem Zögling einer englischen Schule überlegen. Aber für die Ausbildung des Charakters, für die Erziehung des künftigen Staatsbürgers leistet die englische Schule mehr, der es im Hinblick auf den „struggle for life" unter den Völkern in erster Linie darauf ankommt, dem Lande tüchtige, männliche, durch und durch national und patriotisch gesinnte Bürger zu stellen. Ein Engländer sagte mir einmal, die Gewohnheit des „Week-end" trüge dazu bei, daß auch der englische Politiker nicht so gehetzt und nervös wäre wie der kontinentale. Als 1908 die bosnische Krisis in ein akutes Stadium trat, war während mehrer Tage der damalige Minister des Äußeren Sir Edward Grey nicht aufzutreiben, da er in Schottland angelte und verboten hatte, daß ihm irgend etwas nachgeschickt würde, sich auch jeden Besuch verbeten hatte. Er wollte ungestört seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Angeln, nachgehen. Ich gebe zu, daß nur der Minister eines durch das Meer geschützten Landes sich eine solche Dickfelligkeit gestatten konnte. Daß der Engländer seine Sitten, seine Sprache, seine Gewohnheiten der ganzen Welt aufzwingt, daß er in Homburg und Sorrent, in Ceylon und Sydney Lawn-Tennis und Golf spielt, ist ein Zeichen von Kraft; sein Festhalten an alten Gewohnheiten, Überlieferungen und Einrichtungen ein Beweis von Pietät gegenüber der Vergangenheit, ohne die es kein großes Volk gibt. Vorbildlich ist vor allem die Einigkeit des Landes, sobald es gegen das Ausland geht, das robuste Gewissen, mit dem jede Differenz mit dem Ausland in bulldoggenartiger Steifnackigkeit ausgefochten wird nach dem Grundsatz: Right or wrong, my country! Aber andererseits auch die Verträglichkeit, mehr als dies, die Noblesse im inneren Parteikampf.

Während meiner Reichskanzlerzeit wurde in meinem Hause einmal über Musik gesprochen. Ein anwesender jüngerer deutscher Diplomat erging sich

in bewundernden Ausführungen über englische Konzerte. Der gleichfalls anwesende englische Schriftsteller Sidney Whitman, ein guter Kenner und bis zum Weltkrieg ein Bewunderer von Deutschland, der auch im Hause des Fürsten Bismarck verkehrt hatte, der Verfasser der bekannten Bücher „Imperial Germany" und „The Habsburg Realm", meinte lächelnd: „Von Musik verstehen wir Engländer nicht viel, wir sind durchaus unmusikalisch, im kleinsten deutschen Nest wird bessere Musik gemacht und ist mehr wirkliches Verständnis für diese Kunst vorhanden als in England in allen englischen Häusern after dinner und selbst in Londoner Konzerten. Aber auf anderen Gebieten sind wir euch Deutschen über: wir haben ein verträglicheres, ein viel vornehmeres innerpolitisches Leben als ihr." Und nun erzählte er einen Vorgang, dem er im englischen Parlament beigewohnt hatte. Der Sohn von Joseph Chamberlain sollte seinen Maiden-speech im Unterhause halten. Als der junge Mann, sichtlich befangen, einige Minuten gesprochen hatte, sah Mr. Gladstone zum Sprecher des Hauses auf und erbat das Wort. Nun war Chamberlains Vater wohl der Mann, von dem Gladstone in seinem Leben am grausamsten enttäuscht, am bittersten angegriffen und bekämpft worden war. Unruhig rückte Chamberlains Vater auf seinem Sitz hin und her in der Meinung, daß Gladstone seinen Sprößling übel zurichten würde. Der alte Gladstone aber erhob sich, nachdem der junge Chamberlain seine Rede beendigt hatte, um mit seiner wohllautenden Stimme das Haus dazu zu beglückwünschen, daß wieder einmal, wie so oft in der englischen Geschichte, ein hervorragender Vater einen seiner würdigen Sohn dem Parlament und dem Lande geschenkt habe. Darin läge, wie in allem, was die Kontinuität fördere, eine der Grundlagen der englischen Größe. Er hoffe, daß dem Sohne Chamberlains eine seines Namens würdige und dem Lande nützliche Laufbahn bevorstehe. Nebenbei gesagt, hat sich dieser Wunsch des greisen William Gladstone erfüllt. Als Gladstone so sprach, lief Joseph Chamberlain eine Träne über die Wange, wie man behauptet, die einzige, die er in seinem Leben vergossen habe. „Und nun", schloß Mr. Sidney Whitman, „vergleichen Sie mit diesem Schauspiel die Szene, als Herbert Bismarck als Staatssekretär im Reichstag debütierte und Fortschrittler, Sozialisten und Zentrumsleute, Eugen Richter an der Spitze, durch Zwischenrufe und Lachen den Sohn des größten deutschen Staatsmannes aller Zeiten in Verlegenheit zu bringen suchten." Als ich diese Reminiszenz vernahm, dachte ich an jenes Wort, das der französische Botschafter in Berlin sprach, als 1895 der Deutsche Reichstag dem Fürsten Bismarck die Ehrung zu seinem achtzigsten Geburtstag verweigerte: „Les Allemands diront et feront ce qu'ils voudront, ils ne seront jamais un grand peuple."

Bevor ich England verließ, schrieb ich dem Fürsten Hohenlohe und

Bülow an Hohenlohe und Holstein

Herrn von Holstein längere Briefe, in denen ich ihnen meine Eindrücke mitteilte. Ich schrieb unter anderem: „Die englischen Politiker kennen wenig den Kontinent. Manche von ihnen wissen von kontinentalen Zuständen nicht viel mehr als wir von den Verhältnissen in Peru oder Siam. Sie sind auch nach unseren Begriffen ziemlich naiv in ihrer unbefangenen Selbstsucht wie in einer gewissen Vertrauensseligkeit. Sie glauben schwer an wirklich böse Absichten der anderen, sie sind sehr ruhig, sehr pomadig, sehr optimistisch. Der südafrikanische Krieg regt die Leute in Berlin mehr auf als die Londoner politischen Kreise. Kein Mensch zweifelt daran, daß England gut aus der Affäre herauskommen wird. Das Land atmet Reichtum, Behäbigkeit, Zufriedenheit und Vertrauen in die eigene Kraft und Zukunft. Man merkt, daß die Leute nie den Feind im Lande gesehen haben und gar nicht glauben können, daß es je wirklich schief gehen könnte, weder im Innern noch nach außen. Mit Ausnahme von wenigen „leading men" arbeiten sie wenig und lassen sich zu allem Zeit. Es ist ein physisch und moralisch sehr gesundes Land. Im allgemeinen ist es zweifellos, daß die Stimmung in England viel weniger antideutsch ist als die Stimmung in Deutschland antienglisch. Darum sind diejenigen Engländer für uns am gefährlichsten, die wie Chiroll und Saunders aus eigener Anschauung die Schärfe und Tiefe der unglückseligen deutschen Abneigung gegen England kennen. Wenn das englische Publikum über die in Deutschland gerade jetzt herrschende Stimmung klar sähe, würde das eine große Wandlung in seiner Auffassung des Verhältnisses von Deutschland zu England herbeiführen." Diese Wandlung trat bei einem der maßgebendsten Engländer, dem damaligen Prinzen von Wales, erst ein, als er, König geworden, bei dem Besuch, den er Ende Februar 1901 seiner sterbenden Schwester, der Kaiserin Friedrich, in Cronberg abstattete, deutschen Boden betrat und ihm dort in der Presse und selbst bei seiner Reise durch Deutschland von seiten des auf den Bahnhöfen versammelten Publikums eine wahre Welle von politisch sinnloser, aber nach deutscher Art erschreckend intensiver und tiefer Abneigung gegen England entgegenbrandete.

Ich füge endlich noch den amtlichen Bericht bei, den der Botschafter Graf Hatzfeldt über den Verlauf des Kaiserbesuchs in England unter dem 2. Dezember 1899 an den Reichskanzler Hohenlohe richtete: „Von dem über Erwarten harmonischen Verlauf der Festtage des Allerhöchsten Besuchs in Windsor und Sandringham haben Eure Durchlaucht bereits Nachricht erhalten. Ich möchte indes nicht versäumen, auch meinerseits der festen Zuversicht Ausdruck zu geben, daß der unter so glücklichen Auspizien wiederhergestellte herzliche Verkehr zwischen unserem erhabenen Monarchenpaar und seinen hohen Anverwandten auch für die Zukunft segensreiche Folgen mit sich bringt, insofern er dazu beitragen wird, das

gegenwärtige Vertrauen zu festigen, Mißverständnisse zu beseitigen und Reibungen zu vermeiden. Nach den vielen Äußerungen der Befriedigung, der Freude, ja des Entzückens, die mir berichtet worden sind, schließe ich in diese zuversichtliche Erwartung alle Mitglieder der Königsfamilie ausnahmslos ein, vor allem auch neben dem Thronerben Höchstdessen Sohn, den Herzog von York. Nicht minder nachhaltig war die Wirkung des persönlichen Verkehrs mit unserem erhabenen Monarchen auf die Minister Ihrer Majestät der Königin. Arthur Balfour äußerte, daß er nie eine anregendere Stunde durchlebt habe als diejenige, in welcher er sich der Ehre einer langen Unterhaltung mit Seiner Majestät dem Kaiser erfreuen durfte und unter dem Zauber seiner Persönlichkeit stand. Die uns ganz besonders freundschaftlich gesinnten Elemente am Hofe Ihrer Majestät der Königin und ebenso die einflußreichsten Mitglieder des Foreign Office haben es schmerzlich bedauert, daß Lord Salisbury durch seine tiefe Trauer verhindert war, mit der Allerhöchsten Person in unmittelbare Berührung zu treten. Man glaubt dort zu wissen, daß Chamberlain und Arthur Balfour bei uns als die eigentlichen Träger einer deutschfreundlichen Politik angesehen werden, während man Lord Salisbury in dieser Beziehung, wenn nicht eine negative, so doch mindestens eine passive Rolle zuerkenne. Die persönliche Aussprache, so versichern jene Kreise, würde auf beiden Seiten die etwa bestehende Voreingenommenheit zerstreut, Vertrauen gesät und spätere Verhandlungen wohltätig beeinflußt haben. Der öffentlichen Meinung und der Presse kann ich das Zeugnis nicht versagen, daß sie mit Takt den privaten Charakter des Allerhöchsten Besuchs respektiert haben. Wäre Seine Majestät in London erschienen, hätte er der spontansten und begeistertsten Huldigungen sicher sein dürfen. In der Zurückhaltung, die sich Presse und Publikum auferlegen mußten, haben sie sich doch im allgemeinen davor zu hüten gewußt, zu kühl zu erscheinen. Diese Aufgabe war insofern nicht ganz leicht, als jede Überschwenglichkeit im Ausdruck auf deutscher Seite hätte den Vorwurf hervorrufen können, als wolle man den Kaiser politisch an England ketten, während eine kalte Aufnahme ebensowenig der wirklichen Stimmung wie den Regeln der Höflichkeit entsprochen haben würde und auch in Deutschland Mißfallen hätte erregen müssen. Die Grundstimmung im Volke wie in den Zeitungen war herzlicher Dank für eine der erhabenen Herrscherin und damit indirekt dem ganzen Volke erwiesene zarte Aufmerksamkeit. Wäre diese letztere unterblieben, wie ein Teil der öffentlichen Meinung Deutschlands es zu wünschen schien, würden die Äußerungen des Unwillens und der Mißbilligung englischer Politik von seiten deutscher Pressorgane hier eine unvermeidliche Rückwirkung gehabt haben, die auch der Regierung die Hände gebunden und spätere Verhandlungen nachteilig beeinflußt haben würde, ein Ergebnis,

welchem bei der derzeitigen Inferiorität unserer maritimen Macht kein deutscher Patriot ohne Bedenken entgegensehen könnte. Ich kann hiernach meine Beurteilung der hiesigen Stimmung dahin zusammenfassen, daß das englische Volk und seine Organe in ihrer Mehrheit den kaiserlichen Besuch nicht mißverstanden, seine Bedeutung nicht aufgebauscht und zugunsten der afrikanischen Politik verwertet haben, daß sie vielmehr unsere Neutralität respektieren und unsere Nichteinmischung dankbar anerkennen, im übrigen aber nicht den Versuch machen, die Freiheit unserer Bewegung irgendwie beeinträchtigen zu wollen, sondern nur wünschen, die kommenden, sei es kolonialen, sei es europäischen Fragen im Einverständnis mit uns zu lösen. Der Besuch Seiner Majestät des Kaisers in England hat daher, weit entfernt, uns nach einer Richtung die Hände zu binden, unsere Aktionsfreiheit unberührt gelassen, während im entgegengesetzten Falle eine Entfremdung eingetreten wäre, welche uns schon mit Rücksicht auf unsere kolonialen Interessen keineswegs erwünscht sein könnte. Über die vorstehend von mir hervorgehobene maßvolle Haltung in der hiesigen Presse und in den Hof- und Regierungskreisen ist inzwischen Mr. Chamberlain, von welchem es am wenigsten zu erwarten war, in seiner Rede in Leicester hinausgegangen, indem er darin die Frage einer Allianz mit Deutschland offen und unverhüllt aufstellte. Ich muß es mir vorläufig noch versagen, über die Motive dieses Vorgehens eine bestimmte Meinung auszusprechen, die sich vorläufig nur auf Vermutungen begründen ließe, und darf mir deshalb vorbehalten, auf diese Frage später zurückzukommen. Dagegen möchte ich schon hier an die mehrfach von mir ausgesprochene Ansicht erinnern, daß Mr. Chamberlain zwar ein sehr fähiger und schlauer Geschäftsmann, aber durchaus kein Diplomat ist, der sich in seinen Handlungen durch bestimmte Regeln begrenzen läßt. So groß sein persönlicher Ehrgeiz ist, so darf doch meines Erachtens nicht angenommen werden, daß er sich ausschließlich dadurch leiten und nicht gleichzeitig durch bestimmte politische Überzeugungen leiten läßt. Sein Gedanke einer Allianz mit Deutschland und Amerika ist aber, wie Eure Durchlaucht sich erinnern wollen, durchaus kein neuer, und er hat denselben schon vor längerer Zeit in geheimen Unterredungen mit mir, über die ich damals ausführlich berichtet habe, wiederholt besprochen. Wenn er heute damit vor die Öffentlichkeit tritt, so beweist dies meines Erachtens, daß er auch in dieser Frage den größten Teil des Kabinetts hinter sich zu haben glaubt und daß er ferner den Zeitpunkt für gekommen hält, das englische Publikum, welches bisher vor jeder Allianz zurückschreckte, an den Gedanken einer solchen zu gewöhnen. Für keineswegs ausgeschlossen halte ich, daß er dabei aus persönlichem Ehrgeiz den Zweck verfolgt, es zum Bruch mit Lord Salisbury zu treiben und denselben aus dem Sattel zu heben, um sich an seine Stelle zu setzen. Nach

meiner Überzeugung ist Lord Salisbury trotz mancher Vorwürfe, die ihm in der eigenen Partei gemacht worden sind, noch keineswegs als ein politisch fertiger Mann zu betrachten, den die Konservativen ohne weiteres würden fallen lassen, solange er nicht selbst den Wunsch zeigt, sich zurückzuziehen. Überdies kann aber Mr. Chamberlain auch darüber nicht im Zweifel sein, daß es selbst bei einem Rücktritt des jetzigen Premierministers noch recht zweifelhaft sein würde, ob er sich mit Sicherheit als Nachfolger desselben betrachten könnte. Wenn ich mir dies alles vergegenwärtige, bin ich durchaus nicht abgeneigt anzunehmen, daß Mr. Chamberlain, als er seine Rede über die Allianz hielt, die prinzipielle Zustimmung Lord Salisburys dazu bereits in der Tasche hatte oder aber von der Überzeugung ausging, daß es ihm — wie in der Samoa-Frage — mit Hilfe der Majorität seiner Kollegen gelingen würde, den Premierminister zum Eingehen auf seine Wünsche zu bestimmen. Für uns kann es, soweit ich mir ein Urteil gestatten darf, nur nützlich sein, wenn Mr. Chamberlain, ohne daß wir unsererseits irgendeine Verpflichtung übernehmen, an der Hoffnung festhält, daß wir uns schließlich noch bestimmen lassen werden, auf seine Wünsche bezüglich einer Allianz oder doch einer intimen Verständigung einzugehen. Solange er an dieser Hoffnung festhält, wird er uns in den voraussichtlich noch auftauchenden kolonialen Fragen Entgegenkommen zeigen und wie in der Samoa-Frage seinen Einfluß im Kabinett und speziell auf Lord Salisbury für uns geltend machen müssen. Graf Hatzfeldt."

Die Kaiserin war, wie schon ihre Briefe an mich gezeigt haben, sehr ungern nach England gegangen. Sie hatte England nie geliebt und liebte es auch jetzt nicht. Aber bei ihrem ausgesprochenen Pflichtgefühl unterzog sie sich den zum Teil recht ermüdenden Anforderungen eines solchen fürstlichen Besuchs mit großer Liebenswürdigkeit und ohne je irgendwelche üble Laune zu zeigen.

Besuch in Sandringham

Von Windsor begaben wir uns nach Sandringham, dem Landsitz des Prinzen von Wales, der Wert darauf gelegt hatte, daß sein Neffe ihm dort einen Besuch abstattete. Sandringham ist eines der reizendsten Landgüter, die ich kenne. Selbst in England, das par excellence das Land der schönen Edelhöfe ist, von den prächtigsten Schlössern der Welt bis zu den reizenden Villen und behaglichen Cottages, würde man schwerlich ein Haus finden, das den raffiniertesten Luxus mit so viel Komfort verbindet. Der herrliche Park mit seinen prächtigen Eichen und Buchen, seinem unvergleichlich schönen Rasen, den Rhododendronbüschen, den sauberen Kieswegen und lebendigen Hecken machte jeden Spaziergang zu einem Genuß. Johanna Schopenhauer, die launische und vielschreibende Mutter des großen Philosophen, macht in irgendeinem ihrer Bücher die treffende Bemerkung, daß die englischen Gärtner wahre Land-

schaftsmaler im großen wären, ja fast die einzigen eigentlichen Künstler der englischen Nation. Der Prinz und die Prinzessin von Wales waren die liebenswürdigsten Wirte, auch darin, daß für jeden gesorgt war, ohne daß sich irgendeiner in der Freiheit und Unabhängigkeit seiner Bewegung geniert fühlte. Gewiß, mußte man sich morgens zum ersten Frühstück einfinden und dort Bacon with Eggs, Porridge and Jams essen und Sonntags dem Divine service beiwohnen, aber im übrigen konnte jeder Gast machen, was er wollte. In dem schönen Marstall stand ein berühmter Hengst, dessen Name mir zu meinem Bedauern entfallen ist, der aber für den Prinzen in verschiedenen siegreich von ihm gelaufenen Rennen fast eine Million Mark gewonnen hatte, mit denen die herrlichen Treibhäuser in Sandringham erbaut worden waren. Eine Sehenswürdigkeit war auch der Kennel, in dem alle möglichen Hundearten sich bei bester Pflege ihres Daseins erfreuten. In der Kapelle erinnerten Gedenktafeln an verstorbene Diener und Beamte des Prinzen von Wales, darunter auch deutsche Namen.

Eduard VII.

Eduard VII. ist oft falsch beurteilt worden. Den einen, namentlich deutschen moralisierenden Beobachtern, erschien er als ein frivoler Lebemann, der keines ernsten Gedankens fähig wäre und von dem sich ehrbare Familienväter möglichst fernhalten müßten. Bei dem ersten Besuch, den Wilhelm II. nach seiner Thronbesteigung in England abstattete, hatte, sobald der Kaiser mit seinem Oheim ein Gespräch anknüpfte, der sittenstrenge Oberhofmeister der Kaiserin Freiherr von Mirbach ingrimmig gemurmelt: „Nun bekommt der Schweinhund wieder Oberwasser.“ Andere Deutsche sahen in dem ältesten Sohn der Königin Victoria einen tiefen Politiker aus der Schule des Macchiavelli, der Tag und Nacht darüber nachdenke, wie er die Welt in Flammen setzen und Deutschland zerstören könne. Die eine Auffassung ist so töricht wie die andere. Eduard VII. war ein Mann mit viel natürlichem Verstand, mit sehr viel Takt, mit sehr guten Formen. Er war immer Herr seiner selbst. Er brüskierte niemanden, ließ sich aber auch von niemand ausbeuten. Er hatte wenig aus Büchern, aber sehr viel durch das Leben gelernt, das er von allen Seiten, in allen Schattierungen, in Höhen und Tiefen kannte. Da er gesehen hatte, daß sein tugendhafter Vater, der Prinz Albert, trotz seiner Tugenden oder vielleicht gerade deshalb in England für einen steifen Deutschen gegolten hatte und nie wirklich populär geworden war, so vermied er, was ihm auf irgendeinem Gebiet als Pedanterie ausgelegt werden konnte, beobachtete aber um so strenger alle jene englischen Konventionen, vor denen sich der Engländer fast ebenso tief beugt wie vor religiösen Gebräuchen. So konnte schon über den Prinzen von Wales von einem englischen Staatsmann das tiefe Wort geprägt werden: „Prinz Albert war unbeliebt, weil er alle Tugenden besaß, die dem Engländer bisweilen fehlen. Der Prinz von Wales ist beliebt, weil er alle

Fehler hat, die dem Engländer nachgesagt werden." Es war der Earl of Granville, der dies sagte, derselbe, der die Kaiserin Friedrich mit den treffenden Worten charakterisierte: „She is clever, but she is not wise."

Der Prinz von Wales hat nach seiner Thronbesteigung mehr realen politischen Einfluß ausgeübt als die meisten seiner Vorgänger. Aber als einmal ein biederer Squire in einer ihn sehr bewegenden politischen Frage sich nach der Meinung des Königs erkundigte, um die seinige danach einzurichten, ließ der König durch seinen Privatsekretär antworten: der König habe über alle politischen Fragen und in allen politischen Angelegenheiten immer nur die Ansicht, die seine Minister im Parlament verträten. Der künftige Eduard VII. war auch darin ganz Engländer, daß er hohen Wert auf einen tadellosen Anzug legte. Man konnte mit Recht von ihm sagen, daß er in dem Lande, in dem sich ohne Frage die Herren am besten anziehen, der bestangezogene Gentleman war. Uniform stand ihm nicht besonders, der steife und enge Kragen seiner preußischen Regimenter genierte ihn. Aber Zivilkleidung haben seit Georg IV. und dessen Freund Brummel wenige Männer besser getragen. Auch hierin war der Prinz von Wales sehr verschieden von seinem Neffen, dem Kaiser. Dieser sah im schmucken schwarzen Attila unserer Leibhusaren, der tapferen Totenkopfhusaren, sehr gut aus, in dem weißen Koller seines herrlichen Gardeducorps-Regiments entzückte er namentlich im Süden Frauen und Männer. Zivil stand ihm nicht und wußte er nicht zu tragen. Dagegen inspirierte sein Oheim große Schneider in London, in Paris und Wien. Er nahm Toilettenfragen sehr ernst, er kreierte neue Moden wie den Homburg-Hat und die Bügelfalte. Wenn in Deutschland hierüber bisweilen Spott laut wurde, so war dies ein Ausfluß deutscher Spießbürgerlichkeit und politisch einfältig. Daß England für Herrenmoden ebenso souverän den Ton angab wie Paris für die Mode der Frauen, förderte das englische Prestige, dem der Prinz von Wales diente, wenn er auf diesem Gebiete der unbestrittene Arbiter elegantiarum in Europa und in der Welt war. Ich möchte übrigens andererseits hervorheben, daß sich während unseres Besuchs in Sandringham unter den Eingeladenen auch einer der gelehrtesten Engländer, Lord Acton, ein Vetter meiner Schwiegermutter, befand, der noch im hohen Alter als Peer of England Vorlesungen in Oxford hielt. Er erfreute sich der besonderen und freundschaftlichen Verehrung des Prinzen von Wales.

Der Prinz interessierte sich lebhaft für das, was in Deutschland an den ihm verwandten Höfen, also namentlich in Darmstadt, Koburg und Berlin-Potsdam, vorging. Er schätzte die deutsche Arbeitskraft, das deutsche Pflichtgefühl, die deutsche Biederkeit, die deutsche Akkuratesse, wenn auch ohne den Trieb, diese Tugenden selbst auszuüben. Aber er sah wie

viele seiner Landsleute voll Eifersucht auf Deutschland. Die mächtige Entfaltung unserer Industrie, unseres Handels und unserer Schiffahrt erweckte gerade in ihm die Gefühle, die der Eigentümer eines großen und alten Bankhauses empfindet, wenn sich ihm gegenüber ein junger, weniger vornehmer, ihm antipathischer, sehr rühriger Konkurrent auftut. 1848 hatte uns Deutschen bei unseren allerersten Flottenbestrebungen Lord Ellenborough im House of Lords höhnisch zugerufen: „Ephippia bos." (Der Ochs will einen Sattel haben [will Reitpferd sein].) Als wir nun fünfzig Jahre später an den Bau einer Flotte gingen, fand auch Eduard VII. dies überflüssig und störend. Seine Frau hatte von allen Kindern der Königin Luise von Dänemark die dänisch-hessischen Rankünen und Antipathien der Mutter gegen Preußen-Deutschland am intensivsten geerbt. Schon lange bevor die politischen Beziehungen zwischen uns und Großbritannien sich verschlechterten, nannte die Prinzeß von Wales in der Intimität die Deutschen „those bestial Germans". Sie war politisch nicht ohne Einfluß auf ihren Gatten, schon weil der künftige König Eduard VII. als Ehemann nicht immer ein reines Gewissen und daher durch Folgsamkeit auf anderen Gebieten manches gutzumachen hatte.

Eduard VII. und Wilhelm II.

Alle antideutschen Empfindungen wurden bei Eduard VII. gesteigert durch die tief gewurzelte Abneigung, die er gegen seinen Neffen Kaiser Wilhelm II. empfand. Er hatte schon den vorwitzigen Knaben nicht gemocht, den zu Überhebung und Ruhmredigkeit neigenden Jüngling noch weniger goutiert, und der unruhige, laute, allzu laute Souverän ging ihm erst recht auf die Nerven. Den inneren und völligen Riß zwischen Onkel und Neffen hatten die Vorgänge während der neunundneunzig Tage des Trauerjahres 1888 gebracht, der Versuch des damaligen Prinzen Wilhelm, seinen Vater in San Remo zur Abdankung zu bewegen, die häßlichen Szenen zwischen Sohn und Mutter am Sterbebette des Vaters, das pietätlose Verhalten des Sohnes gegen die Mutter nach dem Tode des Vaters. Wie dies die Mutter nie verziehen hatte, so auch ihr ältester Bruder nicht, mit dem sie während ihres ganzen Lebens innige Freundschaft verband. Königin Victoria stand diesen tragischen Differenzen mit olympischer Ruhe gegenüber, da sie von allen gleichmäßig respektiert und geehrt wurde, von denen, die Unrecht taten, wie von denen, die Unrecht litten. Ich wiederhole aber auch hier, daß König Eduard VII. bei aller Abneigung gegen seinen Neffen, die vielleicht um so giftiger war, als er sie oft kaschieren mußte, bei aller Eifersucht auf das gewaltig emporstrebende Deutsche Reich und aller innerlichen Antipathie gegen Deutschland und die Deutschen einen kriegerischen Zusammenstoß mit uns nicht anstrebte und nicht einmal wünschte und in der sogenannten Einkreisung nur das Mittel sah, unserem Wachstum ein etwas langsameres Tempo aufzunötigen und namentlich die

von ihm am meisten gefürchtete Eventualität, nämlich ein Zusammengehen zwischen Deutschland und Rußland, zu verhindern. Es war psychologisch interessant, Eduard VII. im Verkehr mit seinem Neffen zu beobachten. Der König imponierte im Grunde dem Kaiser, obwohl letzterer auch Momente hatte, wo er den „bösen Onkel" haßte. Die Stunden, wo er sich nur zu gern mit ihm auch innerlich ausgesöhnt hätte, überwogen aber bei weitem. Wenn der Onkel mit dem Neffen über Politik sprach, hatte ich die Empfindung, daß ein dicker und boshafter Kater mit einer Spitzmaus spielt.

Unsere Kaiserin und die damalige Prinzessin von Wales liebten sich gar nicht. Zwischen den Häusern, denen sie entstammten, dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, bestand ein Verhältnis ähnlich dem, das einst zwischen der Weißen und der Roten Rose im englischen Königshause geherrscht hatte. Augustenburg und Glücksburg waren beide Sprossen des Oldenburgischen Stammes, dessen Ahnherr Egilmar schon im elften Jahrhundert hervortrat, und der nach und nach die Throne von Dänemark, Rußland, Oldenburg, Griechenland und Norwegen besetzte. Zahlreiche Zwischenheiraten hatten bis in die neueste Zeit zwischen den Häusern Augustenburg und Glücksburg stattgefunden. Sie hatten lange am dänischen Hofe friedlich nebeneinander gehaust. Seit dem Schleswig-Holsteinschen Aufstand von 1848 standen sie sich politisch in bitterer Feindschaft gegenüber. Die damalige Prinzessin von Wales und spätere Königin Alexandra von England gehörte zu den Frauen, die nicht altern. Sie hatte noch mit siebzig Jahren die Taille eines jungen Mädchens. Ganz Engländerin geworden, war sie in England unendlich populär und verdiente diese Volkstümlichkeit durch ihre Liebenswürdigkeit, einen nie versagenden Takt, die Art, wie sie ihrem Gatten manches nachsah und ganz in den Pflichten ihrer Stellung aufging. Während die Kaiserin Friedrich bis an ihr Lebensende in Deutschland Engländerin blieb, war die Königin Alexandra in jeder Richtung so englisch, wie man dies nur sein konnte.

König Eduard, der mich schon aus meiner Pariser Zeit kannte, ist mir bei allen Wechseln der Politik bis zuletzt persönlich ein wohlwollender Gönner geblieben. Noch bei seinem letzten Besuch in Berlin, kurz vor meinem Rücktritt, schenkte er mir mit sehr freundlichen Worten seine und der Königin Bronzebüsten. Bedauerlicherweise hatte Kaiser Wilhelm, der gerade in Kleinigkeiten eigensinnig und nicht immer feinfühlig war, bei unserem Besuch in Sandringham seinem Onkel trotz dessen Widerspruchs zwei Herren des deutschen Gefolges aufgenötigt, die dieser nicht ausstehen konnte, nämlich den General von Kessel, dem die Kaiserin Friedrich vor-

warf, daß er sich gegen sie und ihren verewigten Gemahl während dessen Leidenszeit in San Remo falsch und undankbar benommen hätte, und den Admiral von Senden, dessen Brouille mit dem Prinzen von Wales ich schon erwähnte.

Unter den Eingeladenen in Sandringham befand sich auch der Attaché der deutschen Botschaft, Herr von Eckardstein. Er hatte als Leutnant bei den 6. Kürassieren in Brandenburg an der Havel gestanden und war später zu unserer Botschaft in Washington kommandiert worden, wo er durch einen kleinen Coup die Aufmerksamkeit von Herbert Bismarck auf sich zog. Eckardstein machte nach einem Diner, das er mit diplomatischen Kollegen im ersten Stock eines Restaurants eingenommen hatte, die Wette, daß er früher als die anderen auf der Straße stehen würde. Dies gelang ihm auch, da alle die Treppe hinunterliefen, er aber aus dem Fenster sprang, wobei er sich zwar den Fuß verstauchte, aber die Wette gewann. Diese Kraftprobe gefiel Herbert Bismarck, der für dergleichen Späße viel Sinn hatte. Er ließ Eckardstein, der eigentlich zu seinem Regiment hätte zurückkehren sollen, noch ein Jahr zur Botschaft in London kommandieren, wo mehr los war als in der alten Stadt an der blauen Havel, wo sich Burggraf Friedrich von Nürnberg 1412 als erster Hohenzoller von märkischen Männern huldigen ließ. In London fiel dem jungen Kürassierleutnant das große Los in den Schoß. Es gelang Eckardstein, die Hand einer hübschen, liebenswürdigen und dazu sehr reichlich mit Glücksgütern gesegneten jungen Dame zu erobern. Sie war die einzige Tochter des Sir John Blundell Maple, des größten Möbelfabrikanten in England, der, entzückt, einen „german baron" zum Schwiegersohn zu bekommen, ihn testamentarisch zu seinem Universalerben einsetzte, was Eckardstein die Anwartschaft auf vierzig bis fünfzig Millionen Mark gewährte, in der Vorkriegszeit immerhin eine erkleckliche Summe.

Attaché v. Eckardstein

Eckardstein hatte sich durch seine Heirat eine gewisse Stellung in der englischen Gesellschaft gemacht. Es war ihm namentlich gelungen, nähere Beziehungen zu dem Kolonialminister Chamberlain anzuknüpfen, und so kam ich auf den Gedanken, ihn vom Attaché zum Botschaftsrat avancieren zu lassen und zum Nachfolger von Pückler zu machen. Es war dies, wie die Folgezeit bewies, kein glücklicher Griff von mir. Hätte ich damals gewußt, wie völlig sich Eckardstein von dem unendlich viel bedeutenderen Chamberlain beherrschen ließ, hätte ich namentlich geahnt, wie sehr Eckardstein dazu neigte, Börsenspekulationen zu unternehmen, an denen er schließlich finanziell und moralisch zugrunde gehen sollte, so würde ich diesen Fehler nicht begangen haben. Und doch hatte mich Graf Paul Metternich gewarnt, damals Gesandter in Hamburg, früher Botschaftsrat und später Botschafter in London. Dieser, mit Graf Paul Hatzfeldt wohl der beste

Kenner der englischen Verhältnisse, schrieb mir vier Wochen vor dem Antritt der Kaiserreise nach England, als über die Opportunität dieser Reise noch gestritten wurde, unter dem 20. Oktober 1899: „Eckardstein soll Seiner Majestät gesagt haben, der nächste Krieg der Engländer werde gegen die Deutschen sein. Hieraus soll Seine Majestät den Schluß gezogen haben, daß, wenn er jetzt nicht nach England ginge, die Engländer ihm den Krieg machen würden. Eckardstein ist nützlich als Informator, wird aber wohl, erfüllt von dem Eindruck, den ihm der viel klügere Chamberlain gemacht hat, nach Berlin geeilt sein. Seine Äußerungen sind nicht cum grano sed cum copia salis aufzufassen. Die Engländer denken nicht daran, über uns, d. h. über unsere Kolonien, herzufallen. Sie ärgern sich allerdings über Kritik unsererseits mehr als über die Kritik anderer. Wenn unsere Zeitungen es über sich gewinnen könnten, mal auf etwas anderes als auf die Engländer zu schimpfen, während Franzosen und Russen sich für die Buren montieren, so würden wir auch mit Samoa leichteres Spiel haben. Eine europäische Koalition ist dem Engländer, obwohl er mit Recht nicht so leicht daran glaubt, ein unheimlicher Geselle. Nur dürfen wir, ich meine unsere Presse, ihm dieselbe nicht vorführen. Er muß von selbst darauf kommen durch das Gebaren der Franzosen und Russen. Behalten wir dabei eine lächelnde Miene, so bringt er uns eher ein kleines Opfer, um uns bei guter Laune zu erhalten, an der ihm gelegen ist; machen wir ein böses Gesicht oder gar ein drohendes, so bringt er das Opfer den anderen, aber nicht uns. Eckardstein, den ich sonst recht gern mag, ist in diesem Fall a fool."

Abreise von England

Als wir England verließen, war der Kaiser, seinem Naturell entsprechend, in gehobenster Stimmung. Er telegraphierte mit einiger Übertreibung an Graf Metternich: „Der Besuch in England ist in jeder Beziehung vortrefflich verlaufen. Aufnahme und Stimmung so gut wie noch nie. Die Folgen werden für die Zukunft nach menschlichem Ermessen sehr erfreulich und günstig sein. Ihre Majestät die Kaiserin sowohl wie Bülow haben großen Erfolg in der Royal Family gehabt. Er ist von Ihrer Majestät in längerer Privataudienz empfangen worden."

Aus Friedrichshof wehte ein anderer Wind. Auf Wunsch des Kaisers hatte ich seiner Mutter aus Sandringham geschrieben, wie freundlich wir dort und in Windsor aufgenommen worden wären. Ich hatte, da der Kaiser mich direkt darum bat, hierbei einfließen lassen, daß es Seiner Majestät eine Genugtuung gewesen sei, dem englischen Hof gerade in einer Zeit, wo England mancherlei ungerechter Feindschaft und Gehässigkeit ausgesetzt wäre, einen Beweis seiner Anhänglichkeit und unerschütterlichen Freundschaft zu geben. Die Kaiserin Friedrich wünschte an und für sich nichts sehnlicher als die besten Beziehungen zwischen ihrer

angebeteten englischen Heimat und ihrem ihr weniger sympathischen deutschen Adoptivvaterland. Sie hätte es sogar nicht ungern gesehen, wenn die deutsche Politik ganz in den Dienst der englischen gestellt worden wäre. Aber andererseits wurmte es sie, daß ihr Sohn, den sie gar nicht mochte, in England einen guten Empfang gefunden hatte. Sie schrieb mir am 1. Dezember 1899 aus dem von ihr so sehr geliebten Süden:

Trento, Imperial Hotel

Verehrter Herr von Bülow,

ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mir aus England geschrieben haben. Der Brief ist soeben eingetroffen, und ich eile, Ihnen meinen besten Dank zu sagen. Es lag mir fern, zu erwarten, daß Sie bei der enormen Arbeitslast, die auf Ihnen liegt, mir schreiben würden, ebensowenig, daß man beim Besuch in England sich meiner erinnern würde. Ich hoffe, mein Sohn hat die Zeit genossen, und daß es ihm und der Kaiserin eine Erfrischung gewesen ist, in meiner schönen Heimat und bei den lieben Meinigen zu sein, wo sie stets so freundlich aufgenommen worden sind. Von dort hörte ich nur Ausdrücke der Befriedigung über den Besuch, so daß ich hoffe, der Eindruck des Krüger-Telegramms wird nun vergessen sein. Sie erwähnen, mein Vaterland habe leider viele Feinde. Man braucht bloß in Deutschland zu leben, um daran keinen Zweifel zu haben. Neid und Vorurteile lassen sich schwer bekämpfen, und es ist verlorene Mühe, auf billige und gerechte Beurteilung in Publikum oder Presse zu hoffen, wo so lange absichtlich blinder Haß und Übelwollen gepredigt und genährt worden sind. Ich will Ihre kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, und angelegentlichst dankend bleibe ich

Ihre

V., verwitwete Kaiserin und Königin Friedrich

Bedauerlich war mir nicht nur der gereizte Ton des Briefes, sondern vor allem, daß die hohe Frau, die in regem Briefwechsel mit ihrem ältesten Bruder, dem Prinzen von Wales, ihrer Mutter, mit allen ihren Schwestern und vielen einflußreichen Engländern stand, die durch den Burenkrieg hervorgerufene, von mir beklagte und bekämpfte deutsche Erregung gegen England so sehr akzentuierte und in den Vordergrund schob.

In dem holländischen Hafenort Vlissingen, wohin uns die „Hohenzollern“ von Plymouth führte, erwarteten uns die beiden holländischen Königinnen an der Landungsbrücke. Sie schienen sehr erfreut, uns wiederzusehen, und wurden auch von der Kaiserin mit Herzlichkeit begrüßt und umarmt. Der Kaiser, ganz erfüllt von den großartigen englischen

Eindrücken, begegnete den holländischen Verwandten mit jener Kühle, die manche Leute ärmeren Verwandten gegenüber an den Tag legen, die ihnen nicht ganz erwünscht in den Weg treten. Neunzehn Jahre später, in demselben nebligen und grauen Novembermonat, bei gleich dunklem Himmel und strömendem Regen sollte Kaiser Wilhelm sich dem Schutz jener beiden Königinnen anvertrauen, nachdem er die holländische Grenze als Flüchtling überschritten hatte.

XXII. KAPITEL

Haager Friedenskonferenz • Die Nordlandreisen des Kaisers, Berichte und Briefe des Grafen Philipp Eulenburg • Staatsstreichpläne des Kaisers, seine Stellung zur Sozialdemokratie • Wilhelm II. über Cecil Rhodes • Kardinal Hohenlohe über Kaiser Wilhelm II. • Bülows Reichstagsrede vom 11. XII. 1899: Deutschland Hammer oder Amboß • Jahrhundertfeier im Berliner Schloß • Ermordung des deutschen Gesandten in Peking • General Gündel Kommandeur der Expeditionstruppen • Hunnenrede Wilhelms II.

Friedenskonferenz im Haag

Beim Rückblick auf die Ereignisse des letzten Jahres des neunzehnten Jahrhunderts muß ich noch die Haager Friedenskonferenz erwähnen. Sie wurde am 13. Mai 1899 unter dem Vorsitz des russischen Botschafters in London, von Staal, eröffnet. Herr von Staal gehörte wie Graf Osten-Sacken der alten russischen Diplomatenschule an, er hatte schon unter Kaiser Nikolaus I. gedient und war durchaus deutschfreundlich. Er war mit einer Prinzessin Gortschakow verheiratet, einer Schwester der Baronin Olga Meyendorff, der Freundin des großen Musikers Franz Liszt. Beide Schwestern, durch Geist und Herz gleich ausgezeichnet, waren seit langem mit meiner Frau und mir befreundet. Herr von Staal suchte mich, bevor er sich von London nach dem Haag begab, in Berlin auf, und wir begegneten uns in der Beurteilung der Aufgaben der Konferenz wie der besten Art, sie zu einem für den europäischen Frieden nützlichen Ergebnis zu führen. Ich war der Ansicht und vertrat sie mit Entschiedenheit gegenüber Seiner Majestät, daß wir alles akzeptieren und begrüßten konnten, was ohne Gefährdung unserer Sicherheit dem Weltfrieden nützte, und daß wir vermeiden mußten, als diejenigen dazustehen, die sich den pazifistischen und liberalen Bestrebungen anderer Mächte hemmend in den Weg stellten. So konnten und mußten wir um so mehr operieren, als in Wirklichkeit das deutsche Volk weniger ehrgeizig und streitsüchtig war als das französische, weniger herrschsüchtig und hart als das englische, und wo der Kaiser trotz mancher rednerischer Entgleisungen und eines zu präpotenten Auftretens bei festlichen Anlässen weder ein Autokrat noch gar ein Weltenstürmer war. Auch bei diesem Anlaß ging das Bestreben Seiner Majestät leider dahin, den Anschein zu erwecken, als ob er die Führung habe und jedenfalls an einem eventuellen Erfolg mindestens ebensoviel Anteil wie Kaiser Nikolaus.

Wenn er nicht allein auf dem Postament stehen konnte, so wollte er wenigstens wie auf dem schönen Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar auf den Lorbeerkranz des anderen mit die Hand legen. Am Geburtstag des Zaren, am 18. Mai 1899, brachte Wilhelm II. in Wiesbaden in Gegenwart des russischen Botschafters Osten-Sacken einen Toast aus, in dem er seinen Vertreter auf der Haager Konferenz, den Grafen Münster, neben den Baron von Staal stellte und die Erwartung aussprach, daß diese beiden Diplomaten „gemäß den vom Kaiser Nikolaus und Mir an beide Herren ergangenen übereinstimmenden Befehlen" die Konferenz so führen würden, daß der Erfolg den Zaren befriedigen könne. Wie so manche für die Öffentlichkeit bestimmte Auslassung des im Grunde gutmütigen und jedenfalls friedliebenden Kaisers wurde dieser Toast im Ausland vordringlich und anmaßend gefunden und mißfiel allgemein.

Nordlandreise 1899

Meine bisherige Amtszeit als Staatssekretär hatte mir gezeigt, daß ich, durch die Verhältnisse oft wochenlang vom Kaiser getrennt, ohne direkte Fühlungnahme mit ihm, ohne Kenntnis dessen war, was seinen lebhaften und vielseitigen Geist bewegte. Dies war besonders während der Nordlandreisen der Fall. Wohl war der Kaiser auf allen seinen Reisen von einem Vertreter des Auswärtigen Amts begleitet. Ich hatte aber mehr als einmal konstatieren müssen, daß diese Herren, mochten sie nun Tschirschky oder Schön heißen, bei der Redaktion ihrer Berichte mehr darauf bedacht waren, sich persönlich à tout jamais gegenüber dem Kaiser zu sichern, als mich wahrheitsgetreu zu informieren. Ich sagte mir, daß diese Lücke in irgendeiner Weise ausgefüllt werden müsse. Ich mußte mich über die Stimmungen Wilhelms II., über die Einflüsse, die sich an ihn gerade während längerer Trennungen von seinen verantwortlichen Beratern herandrängten, auf dem laufenden halten. Ich handelte daher in pflichtgemäßer Obsorge, wenn ich Philipp Eulenburg, der den Kaiser begleitete, ersuchte, mich über die Allerhöchsten Absichten und Stimmungen, soweit sie politisch erheblich und insbesondere bedenklich erschienen, rechtzeitig zu informieren. Philipp Eulenburg war ein ausgezeichneter Beobachter und schrieb eine treffliche Feder. Ich gebe einige seiner Briefe aus dieser Periode wörtlich wieder, da sie mehr als irgend andere Ausführungen ein klares Bild der Pläne, Stimmungen und Ideen geben, die kaleidoskopartig das sensible Gehirn des Kaisers durchkreuzten und deren oft blitzschnelle Umsetzung in eine öffentliche Geste oder Tat mich mehr als einmal in schwierige Lagen versetzt hat.

Wilhelm II. gegen die Sozialdemokratie

Während der Nordlandreise von 1899 traten bei dem Kaiser fortdauernd unklare, aber hitzige Staatsstreichpläne hervor. „Als der Telegraph", schrieb mir Philipp Eulenburg, „Arbeiterunruhen aus Augsburg und anderen Orten meldete, die Anlaß zu einem geistigen Spaziergang auf sozialer Basis

boten, saßen wir alle fröhlich beisammen in dem großen Eßsaal, wo das Frühstück eingenommen wurde, ich neben dem Kaiser, rechts Prinz Albert Holstein, neben mir Konsul Jenssen. Die Wolffschen Depeschen regten den Kaiser sehr auf. Er faßte die Arbeiterunruhen sehr ernst auf — und voller Befriedigung. ‚Das ist recht', meinte er, ‚nur immer zu! Der Augenblick kommt, wo man handeln muß. Ich lasse mich davon auch durch nichts, auch nicht durch das Ministerium abhalten, welches einfach fliegt, wenn es nicht mitgeht. Sei so gut und lies meine gedruckt erschienenen Reden seit meinem Regierungsantritt. Du wirst deutlich sehen, daß ich zuerst im guten, nachher mit Ernst das deutsche Volk auf die Gefahren aufmerksam gemacht habe, die ihm im Innern drohen. Der deutsche Bürgerstand versagt vollkommen! Die Regierung muß handeln, sonst geht alles verloren. Wenn bei einem ernsten Konflikt nach außen die Möglichkeit gegeben ist, daß die Hälfte der Armee durch einen Generalstreik im Lande gefesselt ist, so sind wir verloren. Und bei dem letzten Hamburger Generalstreik hat bereits England seine Hand im Spiel gehabt. Der Versuch ist ihm nicht übel gelungen. Es ist daher an der Zeit, einzuschreiten. Ich habe mich bereits informiert, wie weit meine militärischen Befugnisse gegenüber der Staatsverfassung reichen. Es hat der Kriegsminister mir gesagt, daß ich jederzeit den Belagerungszustand über das ganze Reich erklären kann (!!!). Ehe nicht die sozialdemokratischen Führer durch Soldaten aus dem Reichstag herausgeholt und füsiliert sind, ist keine Besserung zu erhoffen. Wir brauchen ein Gesetz, wonach es genügt, Sozialdemokrat zu sein, um nach den Karolinen verbannt zu werden.' Ich gebe Dir ziemlich wörtlich wieder, was Seine Majestät mir bei Tisch sagte. Die Nachbarn hörten viel davon, wahrscheinlich auch die aufwartenden Matrosen, die hinter dem Stuhl des Kaisers stehen. Doch hörten sie nicht alles, weil Seine Majestät die schlimmsten Dinge leise sprach. Ich erwiderte dem Kaiser, daß der Belagerungszustand doch wohl undenkbar sei ohne zwingende Gründe. Seine Majestät sagte, daß Gründe gar nicht erforderlich seien — aber daß sich bei der zunehmenden Unruhe der Arbeiterwelt jederzeit Gründe finden würden. Das war gestern. Heute, während einer Partie zu dem neuen Luftkurort, der auf den Bergen von Trondhjem angelegt ist, wurde bei Tisch die Unterhaltung weiter fortgesponnen. Es wurde hierbei behauptet, daß man auf Plünderungen hoffe und man alsdann, aber erst nachdem ein paar hundert bürgerliche Geschäfte zerstört seien, einen sehr starken Aderlaß geben müsse. Ich sagte nur, daß die Organisation der Sozialdemokratie zu gut sei, um jetzt gerade Plünderungen in Berlin oder anderen großen Städten zu machen. ‚Da bleibt eben nichts anderes übrig, als den allgemeinen Belagerungszustand zu proklamieren', war die Antwort des Kaisers. Senden war geschickt genug, Albert Holstein in ein

Gespräch zu verwickeln und abzulenken. Aber der dicke Konsul Jenssen (Gott sei Dank eine brave, ehrliche Haut!) bekam den ganzen Anprall der kaiserlichen Rede, die diesmal so laut geführt wurde, daß mindestens sechs Herren sie hören mußten." Prinz Albert von Holstein war der Sohn des Prinzen Christian von Augustenburg, des Oheims der deutschen Kaiserin Auguste Viktoria, aus seiner 1866 geschlossenen Ehe mit der Prinzessin Helene von England, der dritten Tochter der Königin Victoria. Sein älterer Bruder war für den englischen Dienst bestimmt worden und fiel, wenn ich mich nicht irre, als englischer Offizier während des Burenkrieges. Der jüngere Sohn, Prinz Albert, wurde nach Darmstadt geschickt, wo er bei den hessischen Dragonern eintrat. Er sprach Deutsch mit einem ausgesprochen englischen Akzent, Wesen und Manieren waren bei ihm ganz englisch, und die Umgebung des Kaisers glaubte, daß er alles, was er hörte, nach England berichte. Während des Weltkrieges blieb er aber in Deutschland, nachdem der Kaiser ihn dem Gouverneur von Berlin für besondere Aufträge attachiert hatte, und klagte in seinem etwas komischen Englisch-Deutsch über die fatale Lage, in die er durch den Krieg zwischen seinen „beiden Vaterländern" gekommen sei. Der Kaiser hatte ihn übrigens von vornherein vom Frontdienst dispensiert. Herr Jenssen war deutscher Wahlkonsul in Christiania.

So sprach Wilhelm II. 1899 über die sozialdemokratische Partei und Bewegung. Ich habe bis zu meinem Rücktritt, also während der folgenden zehn Jahre, direkt und indirekt manche ähnliche Ausbrüche erlebt. Ich habe dem Kaiser immer erwidert, daß, wenn er gegen die sozialdemokratische Bewegung mit Ausnahmegesetzen und Gewaltmaßregeln vorgehen wolle, er den Fürsten Bismarck nicht hätte fortschicken sollen. Dieser, der Schöpfer der deutschen Reichsverfassung, der Geber des allgemeinen und gleichen Reichstagswahlrechts, der Baumeister des Reichs, wäre der einzige gewesen, der eine solche Gewaltkur mit einer gewissen Aussicht auf Erfolg hätte durchführen können. Nachdem Fürst Bismarck seinen Platz hätte räumen müssen, bliebe nichts anderes übrig, als die sozialdemokratische Bewegung ohne Bruch der Reichsverfassung, ohne Gewaltmaßnahmen und, wenn irgend möglich, auch ohne Ausnahmegesetze zu überwinden. Dies sei, wie ich glaube, geistigen Bewegungen gegenüber überhaupt der beste Weg. Festigkeit und Mut gegenüber jedem Versuch der Sozialdemokratie, Verfassung und Gesetze zu verletzen, sei selbstverständlich die erste Pflicht der Regierung. In dieser Beziehung könne er sich absolut auf mich verlassen. Im übrigen aber ruhiges, verständiges und möglichst geschicktes Regieren: In hoc signo vincemus. Solche nach Pulver und Blei riechenden Äußerungen des Kaisers waren übrigens nicht immer ernst gemeint. Sie sollten mehr dem Zuhörer imponieren, vielleicht auch,

wenn weitergetragen, abschreckend wirken. Ein fester, und namentlich ein konsequenter Wille stand nicht dahinter. König Albert von Sachsen, mit dem ich schon als Staassekretär über diesen Punkt sprach und der für die Gefahr der sozialdemokratischen Bewegung, die er gerade in Sachsen aus nächster Nähe beobachten konnte, volles Verständnis besaß, sagte mir: „Lassen Sie sich auf keine Experimente in dieser Richtung ein, ohne daß Ihnen der Kaiser schriftlich verspricht, daß er bei der Stange bleiben wird. Sonst springt er ab. Und selbst dann sind Sie seiner noch nicht ganz sicher." Acht Jahre nach jenen Konversationen auf der „Hohenzollern" hatte ich die sozialdemokratische Reichstagspartei von über 80 auf 43 Reichstagssitze zurückgedrängt, ihr den Wind aus den Segeln genommen und den bürgerlichen Parteien eine feste Mehrheit gesichert. Ein derartiger, für das Wohl des Staatsganzen wie für die Stellung der Monarchie immerhin nicht unbeträchtlicher Erfolg kam aber bei Seiner Majestät nicht auf gegenüber der persönlichen Ranküne, die seit dem November 1908, von Neidern und Strebern genährt, in ihm gegen mich lebte. Ich mußte gehen. Unter meinem Nachfolger brachte es denn auch die Sozialdemokratie bei den Wahlen von 1912 auf 111 Mandate.

Wilhelm II. über Rhodes

Über andere Gespräche und Vorgänge auf der Nordlandreise meldete mir Philipp Eulenburg, der ein in Frankreich häufiges, in Deutschland selteneres Talent besaß, anregende und unterhaltende Briefe zu schreiben: „Jeden Tag bin ich der Meinung, daß nun Ruhe sei. Aber das Leben eines Kaisers von der Art unseres lieben Herrn wirkt wie ein Element. Es ist eine Wolke, die bald weiß, bald grau, bald schwarz ist und Regen, Hagel, Sturm — und besonders viel Elektrizität enthält . . . Heute gab uns der Kaiser eine sehr interessante Schilderung von Cecil Rhodes. Des Deutschen Kaisers Aufgabe, habe ihm Cecil Rhodes gesagt, sei die Gewinnung und Erschließung von Mesopotamien. Der Kaiser müsse die Bahn durch Kleinasien nach dem Euphrat bauen und den Landweg nach Indien. Er, Rhodes, sei beim Studium der Geschichte zu diesem Resultat gekommen. Der Kaiser wäre ja auch nicht nach Jerusalem wegen der paar heiligen Orte gegangen. Er habe andere Ziele gehabt. ‚Ich gestehe', rief der Kaiser aus, ‚ich war perplex. Ich sagte ihm, auch meine Gedanken gingen diesen Weg. Lieber Rhodes, Sie haben es erraten! Ich baue diese Bahn und werde die uralten Kulturländer wieder der Welt erschließen!' Der Kaiser fuhr fort: ‚Rhodes sagte mir, er habe niemals Angst gehabt in seinem Leben, aber sein Herz habe geklopft, als er zu mir eintreten sollte. Dann aber sei ihm wohl geworden, als er mich voller Verständnis für seine Pläne fand. Rhodes hat seit seiner Unterredung mit mir so sehr nach Deutschland herübergesehwenkt, daß er während des Samoastreites zu Salisbury ging und diesem derart grob wurde, daß dieser heute noch daran denkt.' Ich muß gestehen,

daß mich diese lange Rede Seiner Majestät total elend gemacht hat. In seinem äußeren Wesen hat sich der Kaiser während der elf Jahre seiner Regierung sehr beruhigt. Wir, die wir nun zum elften Male die Nordlandsreise machen, haben von dieser Änderung einen zu frappanten Eindruck, geistig aber hat sich nicht die geringste Wandlung vollzogen. Er ist unverändert in seiner explosiven Art, sogar härter und plötzlicher in einem Selbstgefühl gereifter Erfahrung — das keine Erfahrung ist. Seine Individualität ist stärker als die Wirkung der Erfahrung. Das könnte eine Umschreibung für etwas anderes sein — doch ist es nicht etwas anderes. Er gehört nicht in unser Zeitalter, wie es zu allen Zeiten Naturen gegeben hat, die aus dem Rahmen ihrer Epoche heraustraten. Echte Genialität modelt die Zeit nach sich, schwächere Geister wurden zerrieben. An der Spitze eines Staatswesens müssen so stark eigenartige Naturen Konvulsionen erzeugen — und wir steuern der Zeit entgegen, wo eine Entscheidung kommen wird, ob die Epoche oder der Kaiser stärker sein wird. Ich fürchte, daß er unterliegt, denn seine Kraft ruht momentan schon mehr in der Geschicklichkeit seiner Ratgeber, speziell in der Deinen. Wenn er es einsieht, daß er durch Dich groß werden kann — könnte ihm die Palme malgré lui zuteil werden!" So Philipp Eulenburg.

Wilhelm II. über Bismarck

Eine große Rolle spielten bei den Gesprächen auf der „Hohenzollern" die nach dem Tode des Fürsten Bismarck erschienenen „Gedanken und Erinnerungen", die den Kaiser in hohem Grade gereizt und verstimmt hatten, obwohl der dritte Band damals noch nicht publiziert worden war. Eulenburg schrieb mir hierüber: „Der Kaiser sagte, daß er über die eigentlichen Gründe der Entlassung des Fürsten Bismarck während seiner Lebenszeit nichts sagen wolle. Er motivierte dies mit den Worten: ‚Ich kann und will dem deutschen Volk nicht seine Ideale rauben.' Aber wenn seine Regierungszeit gewissermaßen Geschichte geworden sei, bei seinem Tode, solle das deutsche Volk erfahren, weshalb er sich von Bismarck getrennt habe. Der Kaiser von Österreich und die Königin von England besäßen jetzt schon in ihren Privatarchiven die motivierende Aufzeichnung, die er beiden Souveränen quasi zu seiner Rechtfertigung geschrieben habe. Das ‚Testament an das deutsche Volk', welches die Richtigstellung der Entlassung enthalte und gleich nach seinem Tode publiziert werden solle, habe er an Scholl diktiert; es läge in seinem privaten eisernen Schränkchen. Ich ließ in Gedanken die Wirkung, die dieses Testament haben wird, in meinem Geiste vorüberziehn, aber ich mochte dem guten Kaiser nicht die Illusion rauben, in der er sich wiegte. Das Volk wird auch nach der Publikation des Testaments auf die Seite seines Heros treten. Nicht für Kaiser Wilhelm II., sondern für Bismarck werden die Bergfeuer flammen, nicht am 27. Januar, sondern am 1. April. Es macht mich

Kaiserin Friedrich
Gemälde von Heinrich v. Angeli (1894)

angesichts des scheußlichen Kampfes, den ich, in vorderster Reihe stehend, gegen Schmutz und Verleumdung kämpfen mußte, traurig, so urteilen zu müssen. Welche Erfahrungen haben diese Nüchternheit zuwege gebracht! ... Als ich dem Kaiser nicht verhehlte, daß der Bismarckismus eine Kraft sei, deren Wurzeln immer noch sehr tief und fest in den deutschen Herzen säßen, hörte er dies nicht gern. Er sprach die Ansieht aus, daß der Kaiser fester darin säße als alles andere." In der Entrüstung über das hinterlassene Werk des Fürsten Bismarck begegnete sich der Kaiser mit seiner Mutter, die in vielen Fragen so anders dachte als ihr Sohn. Sie schrieb über die „Gedanken und Erinnerungen" an meine Frau: „I suppose, dearest Marie, you have read the vile book of Princc Bismarck, the one by Busch and the other by himself, truly disgusting. He has already so succeeded in poisonning the minds of half his countrymen that they will no doubt aceept all his lies these books contain — and which emanate from him as sacred truths! One is truly ashamed of such vulgarity and low taste." Nicht ohne innere Befriedigung berichtete mir Philipp Eulenburg, daß der Kaiser auf das bestimmteste erklärt habe, „niemals" und „unter keinen Umständen" Herbert Bismarck wieder anstellen zu wollen. Seitdem Eulenburg persönlich von Herbert Bismarek bei der Leichenfeier in Friedrichsruh brüskiert wurde, war ihm der Sohn Bismarek fast ebenso verhaßt wie der Vater. Aueh wußte er, daß ieh Herbert Bismarck gern als Botschafter in London, Petersburg oder Wien gesehen hätte.

Eulenburg über den Kaiser

Wiederholt schrieb mir Eulenburg, daß er dcm Kaiser bcständig Vorsicht predige, auch unter Hinweis darauf, daß der Kardinal Hohenlohe ihm, Eulenburg, vertraulich geschrieben habe, der Kaiser müsse sehr auf seiner Hut sein, sehr vorsichtig, sehr weise. Der Kardinal habe ihm gesehrieben, er wisse „positiv", daß der Gcdanke, den Kaiser für unzurechnungsfähig zu erklären, in vielen Köpfen erwogen würde und viele, auch hohe Persönlichkeiten, gern ihre Hand dazu leihen würden, das Verfahrcn einzuleiten. Eulenburg rühmte sich, eine „ernste und eingehende Unterrcdung" mit Wilhelm II. über diese heikle Materie mit den Worten geschlossen zu haben: Es sei keine Gefahr für den Kaiscr, wenn ich an des Kaisers Seite stünde und er selbst vorsichtig bliebe. Gegen seine Gewohnheit habe der Kaiser dieses Gespräch nicht mit einem Scherz oder „mit einem energischen mündliehen Haudegenhieb à la 1. Garderegiment" beendigt, sondern er sei „nachdenklich" gcblieben.

Daß mich solehe Briefe sehr ernst stimmen mußten, liegt auf der Hand, obschon es in der menschliehcn Natur liegt, sich allmählich an alles zu gewöhnen, wie an Kälte und Hitze, an Hunger und Durst, so auch an eigenartige Charaktere. Wenn der Mensch auch nicht immer aus Gemeinem gemacht ist, so emanzipiert er sich doeh selten und nie ganz von seiner Ammc,

der Gewohnheit. Ich darf aber hinzufügen, daß keine Gewöhnung mich je abgestumpft hat gegen die Gefahren, die in der Natur des Kaisers für das Land lagen, und daß ich schon während meiner bisherigen Amtszeit keinen Tag aufgehört hatte, es als meine erste Pflicht und vornehmste Aufgabe zu betrachten, dafür zu sorgen, daß auch mit diesem Monarchen das Deutsche Reich und das deutsche Volk vor Schaden bewahrt blieben. Zu immer neuen Bedenken gab insbesondere die Unbesonnenheit Anlaß, mit welcher der Kaiser politische Gespräche führte. Er hatte mir oft, sehr oft versprochen, daß er nicht wieder in den Fehler verfallen wolle, mit A. über B. und mit B. über A. zu räsonieren, auf die Gefahr, und selbst auf die Wahrscheinlichkeit hin, daß A. und B. sich die kaiserlichen Boutaden gegenseitig anvertrauen und beide mißtrauisch gegen den Kaiser werden würden. Er wolle sich, hatte er mir mehr als einmal erklärt, überhaupt klarmachen, daß unvorsichtige Äußerungen eines Monarchen dem Bumerang glichen, jener australischen Waffe, die auf denjenigen zurückprallt, der sie abschleuderte. Wilhelm II. vergaß sich immer wieder, namentlich in Gesprächen mit den fremden Botschaftern, nicht aus Böswilligkeit, ein Dolus lag nie vor; aber, wie der Franzose treffend sagt, c'était plus fort que lui. Wenn ich von Diplomaten auf solche unvorsichtigen Auslassungen Seiner Majestät angesprochen wurde, pflegte ich wahrheitsgemäß zu erwidern, daß scharfe Bemerkungen des Kaisers über den einen oder andern Staat oder Regenten nur dann von praktischer Bedeutung sein würden, wenn der Kaiser ein Mann à la Napoleon I. wäre, der unter Umständen einen Angriffskrieg mache. Dann allerdings wäre für diejenigen, gegen die sich seine Worte richteten, bei solchen Äußerungen die Vorbereitung zur Abwehr begreiflich. Der Kaiser sei aber in Wirklichkeit nur auf Erhaltung und Verteidigung bedacht. Seine ethischen Grundsätze, sein aufrichtiges Christentum, sein im Grunde verständiges Wesen verböten ihm jeden Gedanken an einen Angriffskrieg. Er werde niemals einen solchen machen. Seine gereizten Auslassungen gegen diesen oder jenen Staat trügen immer nur einen Defensivcharakter und reagierten lediglich auf das, was an den Kaiser über feindliche Absichten dieses oder jenes Staates oder Regenten in wirtschaftlicher, politischer oder verwandtschaftlicher Hinsicht herangebracht worden wäre. Die Gesinnung änderte sich wieder, wenn der Kaiser nach einiger Zeit sähe, daß jene von ihm supponierten feindlichen Absichten nicht mehr vorhanden oder wenigstens ihrer Verwirklichung nicht nähergebracht worden wären.

Eine Debatte im Reichstag

Die bei aller ihrer Beweglichkeit in ihren Grundzügen unabänderliche Natur des Kaisers machte mir beim Rückblick auf das Jahr 1899 wie auf das ganze hinter uns liegende Jahrzehnt schwere Sorgen und bedeutete eine ernste Aufforderung für mich, „toujours en védette" zu bleiben, wie der große König dies für Preußen gefordert hatte. Aber nicht nur die

Individualität des Kaisers, sondern auch unser Volk in seiner Gesamtheit flößte mir ernste Sorgen ein. Ich konnte mich bei einer solchen retrospektiven Betrachtung nicht der Einsicht verschließen, daß das deutsche Volk, über das die Vorsehung während des seinem Ende entgegengehenden Jahrhunderts so viel Glück, so vicle Wohltaten und Güter ausgeschüttet hatte, das sich aus dem Elend von Jena und Tilsit zu dem Ruhm von Dennewitz und Leipzig erhoben und von der französischen Zwinghcrrschaft befreit hatte, das durch Bismarck zu Einheit, Macht und Größe geführt worden war, wie es unsere Väter ersehnt, aber in solchem Ausmaß und solcher Fülle kaum für möglich gehalten hatten, leider noch immer weit davon entfernt war, das nationale Empfinden, das nationale Ehrgefühl, den patriotischen Stolz und auch nur den patriotischen Takt anderer Völker zu besitzen. Sehr bezeichnend dafür war mir eine kurze Debatte gewesen, die 1899 im Reichstag über ein Goethedenkmal für Straßburg stattfand. Der warmherzige und hochgebildete nationalliberale Abgeordnete Prinz Heinrich Carolath, persönlich ein Goethekenner und Goethejünger, hatte beantragt, als Beihilfe zu den Kosten eines Goethedenkmals in Straßburg den Betrag von M. 50000 in einen Ergänzungshaushalt einzustellen. Dieser Antrag wurde unter völliger Teilnahmlosigkeit des Hauses diskutiert. Ein wenig sympathisches Mitglied des Zentrums, der Abgeordnete Schädler, frug: „Warum soll Goethe gerade in Straßburg ein besonderes Denkmal haben?“ Aus praktischen, nüchternen Erwägungen trete er, Schädler, dem Antrag entgegen. Der Etat enthalte schon viel zu viel Forderungen für Kunst und Wissenschaft. Auch sei der Antrag gefährlich wegen seiner etwaigen Konsequenzen für andere „große Männer“, denen man auch Monumente werde errichten wollen. In welchem Lande außer in Deutschland war ein solcher Vorgang, eine so unwürdige Rede möglich! Man denke sich, daß in der französischen Deputiertenkammer jetzt, nachdem wir, Gott sei es geklagt, „die wunderschöne Stadt“ wieder verloren haben, der Vorschlag gemacht würde, Rouget de l'Isle ein Denkmal in Straßburg zu errichten, wo das Sturmlied der Französischen Revolution von ihm zuerst vorgetragen worden war. Jeder Abgeordnete, der sich gegen einen solchen Antrag wenden sollte, würde von der Tribüne heruntergerissen werden. Er würde allgemeiner Verachtung verfallen und sich nicht mehr auf der Straße zeigen können. Ein solcher Abgeordneter würde sich aber in Frankreich, Italien und England, in allen anderen mir bekannten Ländern überhaupt nicht finden. Jene Diskussion vom 26. Januar 1899 war mehr als symptomatisch, eine Rede wie des Domherrn Schädler war tief beschämend. Konnte Deutschland wirklich reiten, nachdem es von Bismarck in den Sattel gesetzt worden war? Schon in den achtziger Jahren hatte der Baumeister des Reichs darüber geklagt, daß, kaum fünfzehn Jahre nach der Wieder-

errichtung des Reiches der nationale Gedanke in der Verfinsterung begriffen sei, schon damals hatte er den Reichstag ermahnt, den nationalen Gedanken leuchten zu lassen über Deutschland.

Flottenvorlage

In der Rede, die ich am 11. Dezember 1899 im Reichstag zur 2. Flottenvorlage hielt*, sagte ich: „Meine Herren, die letzten Jahrzehnte haben viel Glück und Macht und Wohlstand über Deutschland gebracht. Glück und steigender Wohlstand des einen pflegen bei den anderen nicht immer reine Befriedigung hervorzurufen, das kann auch Neid erwecken. Der Neid spielt im Leben des einzelnen und im Leben der Völker eine große Rolle. Es ist viel Neid gegen uns in der Welt vorhanden, politischer Neid und wirtschaftlicher Neid. Es gibt Individuen, und es gibt Interessentengruppen, und es gibt Strömungen, und es gibt vielleicht auch Völker, die finden, daß der Deutsche bequemer war und daß der Deutsche für seine Nachbarn angenehmer war in jenen früheren Tagen, wo trotz unserer Bildung und trotz unserer Kultur die Fremden in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht auf uns herabsahen wie hochnäsige Kavaliere auf den bescheidenen Hauslehrer. Diese Zeiten politischer Ohnmacht und wirtschaftlicher und politischer Demut sollen nicht wiederkehren. Wir wollen nicht wieder, um mit Friedrich List zu sprechen, die Knechte der Menschheit werden. Wir werden uns aber nur dann auf der Höhe erhalten, wenn wir einsehen, daß es für uns ohne Macht, ohne ein starkes Heer und eine starke Flotte keine Wohlfahrt gibt. Das Mittel, in dieser Welt den Kampf ums Dasein durchzufechten ohne starke Rüstung zu Lande und zu Wasser, ist für ein Volk von bald sechzig Millionen, das die Mitte von Europa bewohnt und gleichzeitig seine wirtschaftlichen Fühlhörner ausstreckt nach allen Seiten, noch nicht gefunden worden. In dem kommenden Jahrhundert wird das deutsche Volk Hammer oder Amboß sein.“ Wurde dieser Hinweis auf die Vergangenheit, auf unsere geographische Lage, auf die Leidensgeschichte des deutschen Volks vom Reichstag, wurde er im Volke verstanden? Als ich davon sprach, daß der Fremde einst auf uns herabgesehen habe wie ein hochnäsiger Kavalier auf den bescheidenen Hauslehrer, entstand im Hause die Heiterkeit verständnisloser Unbildung, obschon die Mentalität des Auslands gegenüber dem Deutschen früherer Jahrhunderte nicht prägnanter gekennzeichnet werden konnte. Und wie sieht seit unserem Zusammenbruch und der Novemberrevolution, seit 1918, der Fremde wieder herab auf unser einst so glückliches und stolzes Volk! „Comme je vous plains“, sagte mir nach meiner Rückkehr nach Rom 1920 ein deutschfreundlich gebliebener alter italienischer Freund, „de voir votre pays tombé si bas.“

Am letzten Tage des alten Jahrhunderts erhielt ich von König Karl von

---

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 88; Kleine Ausgabe I, S. 96.

Rumänien das nachstehende Telegramm: „Im Augenblick, wo ein reichbewegtes Jahrhundert zur Neige geht, in welchem wir so große Ereignisse erlebt und das die Bedingungen einer friedlichen Entwicklung der Staaten geschaffen, liegt es mir am Herzen, Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin ein glückliches neues Jahr zu wünschen, auf welchem der Segen Gottes ruhen möge. Gleichzeitig bitte ich Sie, die Versicherung meiner freundschaftlichen Gesinnung zu empfangen und überzeugt zu sein, wie sehr ich erfreut und beruhigt bin, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, in welchen Sie bereits so schöne Erfolge gehabt, Ihren bewährten Händen anvertraut zu wissen." Die Feier, die Kaiser Wilhelm zur Jahrhundertwende im Schloß und in der Ruhmeshalle veranstaltete, trug einen allzu theatralischen Charakter. Auf zwei Seiten aufgestellte Apparate photographierten den Kaiser und alle Anwesenden in dem Moment, wo sie während des Gebets der Geistlichkeit und des von dieser erteilten Segens niederknieten. Und der stets, bisweilen zu gutem, bisweilen zu bösem Witz aufgelegte Berliner sprach von der Jahrhundert-Kniebeuge.

Die China-Expedition

Das erste Jahr des neuen Jahrhunderts führte zur völligen Besiegung der Buren. Im März nahm Lord Roberts Bloemfontein, im Juni rückte er in Pretoria ein. Schloß sich aber der Janustempel für Südafrika, so öffnete er seine beiden Pforten bald nachher in Ostasien. Am 18. Juni wurde in China der deutsche Gesandte Freiherr von Ketteler ermordet. Im Juni erfolgte die Kabinettsorder über Bildung und Führung eines Expeditionskorps nach China, zu dessen Kommandeur der Generalleutnant Lessel ernannt wurde. Als Chef des Stabes wurde ihm einer der besten Offiziere des Generalstabes, der damalige Oberst Gündel, beigegeben. Es war derselbe Offizier, der, inzwischen zum General der Infanterie aufgerückt, im November 1918 ursprünglich zum Vorsitzenden der Waffenstillstandskommission bestimmt worden war, eine Stellung, für die er durch Umsicht, Besonnenheit, Takt, vollkommene Beherrschung des Französischen und Übung im Verkehr mit französischen Offizieren sich hervorragend eignete. Den Vorsitz der Waffenstillstandskommission riß aber 1918 mit der ihm eigenen stürmischen Vordringlichkeit der Abgeordnete Erzberger an sich, indem er manu propria unter Zustimmung des schwachen Prinzen Max von Baden den Namen des Generals Gündel ausstrich und an dessen Stelle seinen eigenen Namen setzte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich für die Leitung der Waffenstillstandsverhandlungen General Gündel viel, sehr viel besser geeignet haben würde als Erzberger, der manche jener Eigenschaften besaß, die dem Demagogen vorwärtshelfen, auch nicht ohne eine gewisse naive Gutmütigkeit war, dem aber für eine diplomatische Mission ungefähr alles fehlte, Kenntnisse und Erfahrung, Takt wie Würde. So kam es, daß im November 1918, an jenem traurigsten Tage der deutschen

Geschichte im Walde von Compiègne dem siegreichen französischen Oberbefehlshaber die auch äußerlich groteske Figur des Abgeordneten für Biberach entgegentrat. Mit dem Weltkrieg, dessen entsetzlichen Abschluß das Erscheinen von Matthias Erzberger im Walde von Compiègne bildete, war die chinesische Expedition von 1900 natürlich in keiner Weise zu vergleichen. Aber gerade weil der Krieg gegen China von Wilhelm II. auf weite Entfernung, mit verhältnismäßig geringem Einsatz, ohne persönliches Risiko und mit der begründeten Hoffnung geführt wurde, daß es mir gelingen würde, politisch-diplomatisch die Sache einzurenken, entlud sich das Temperament des Kaisers bei diesem Anlaß mit voller Wucht. „Jetzt ist es eine Lust zu leben!" äußerte er damals wiederholt vor mir.

Reden Wilhelms II. in Wilhelmshaven und Bremerhaven

Ich habe Kaiser Wilhelm, dem ich während des Weltkrieges freilich nicht mehr zur Seite stand, niemals in einer solchen Erregung gesehen wie während der ersten Phase der chinesischen Wirren. Zunächst hielt er in Wilhelmshaven und in Bremerhaven Reden, die nicht nur den Chinesen, sondern der ganzen Welt imponieren sollten. In Wilhelmshaven sprach er am 2. Juli 1900 von dem in seiner „Frechheit unerhörten, durch seine Grausamkeit Schauder erregenden" Verbrechen der Chinesen, verlangte „exemplarische Bestrafung und Rache" und erinnerte daran, daß er diese Scheußlichkeit vorausgesehen habe, aber nicht verstanden worden wäre. „Mitten in den tiefsten Frieden hinein, für mich leider nicht unerwartet, ist die Brandfackel des Krieges geschleudert worden." Das war ein Hinweis auf das berühmte Bild „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter". Am nächsten Tage hielt der Kaiser anläßlich des Besuchs des Prinzen Rupprecht von Bayern bei Tisch eine Rede, wo er die bedenklicheren Worte sprach, daß ohne den Deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr in der Welt fallen dürfe. Er würde rücksichtslos die schärfsten Mittel anwenden, um die Weltmachtstellung des deutschen Volkes zu erhalten, das sei seine Pflicht und sein schönstes Vorrecht. Hohenlohe und ich wollten diese Rede nicht veröffentlichen lassen, sie war aber von Seiner Majestät sofort und direkt an den Vertreter von Wolffs Telegraphenbüro gegeben worden, bevor das Diner zu Ende war. Um zu verhindern, daß solche kaiserlichen Ergüsse unsere Politik aus ihrem Geleise brachten, richtete ich aus Wilhelmshaven am 2. Juli an das Auswärtige Amt die nachstehende telegraphische Direktive: „Auch nach der Ermordung des Freiherrn von Ketteler wird unsere Politik in Ostasien eine besonnene, ruhige und nüchterne bleiben. Wir werden insbesondere vermeiden, was die Eintracht unter den Mächten stören könnte, weiter Fühlung mit Rußland halten, England nicht abstoßen, auch Japan und Amerika freundlich behandeln. Die Situation hat sich aber insofern durch die Niedermetzelung unseres Gesandten verändert, als es jetzt vor allem darauf ankommt, der Nation zu zeigen, daß diejenigen,

die ihre Geschäfte führen, das deutsche Ansehen und die deutsche Ehre mit Schnelligkeit und Nachdruck zu wahren wissen. Dies ist die Politik, die ich bei Seiner Majestät dem Kaiser vertreten habe und welche die Allerhöchste volle Zustimmung fand." In der Theorie hatte das in vorstehenden Sätzen von mir skizzierte Programm allerdings die Allerhöchste Zustimmung gefunden, tatsächlich aber riß den Kaiser die ungestüme Unbesonnenheit, die ihm in seinen Reden eigen war, immer wieder zu bedauerlichen Expektorationen hin.

Die schlimmste Rede jener Zeit und vielleicht die schädlichste, die Wilhelm II. je gehalten hat, war die Rede in Bremerhaven am 27. Juni 1900. Als Hohenlohe und ich dort eintrafen, erblickten wir am Hafen, wo die für Ostasien bestimmten Truppen aufgestellt waren, ein hölzernes Gerüst. Es wurde darüber hin und her geredet, welchem Zweck es dienen sollte. Die einen meinten, daß sich die Feuerwehr von Bremerhaven an diesem Turm für Feuersbrünste einexerziere, andere glaubten, die Matrosen sollten hier Turnübungen anstellen. Plötzlich erschien der Kaiser und erkletterte die, wie sich jetzt herausstellte, für ihn errichtete Redekanzel. In der Rede, die er von diesem Podium mit scharfer, weithin reichender Stimme hielt, befand sich der Satz: „Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht! Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter König Etzel sich einen Namen gemacht haben, der sie noch jetzt in Überlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch euch in einer Weise betätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen." Noch während der Kaiser sprach, setzte ich mich mit dem Direktor des Bremer Lloyd, dem verständigen Herrn Wiegand, in Verbindung, um alle anwesenden Journalisten darauf zu verpflichten, daß sie diese Rede nicht ohne vorherige Korrektur durch mich veröffentlichen würden. Diese Zusage wurde auch von allen gegeben und loyal gehalten.

Als ich auf die „Hohenzollern" zurückkehrte, meldete sich ein Berliner Publizist bei mir, der die Rede wörtlich nachstenographiert hatte und glücklich war, sie als erster seinem Blatt telegraphieren zu können. Auf mein Zureden erklärte er sich in anständiger Weise bereit, auf diese Primeur zu verzichten und die Kraftstellen der kaiserlichen Ansprache zu unterdrücken. Während der Kaiser gesprochen hatte, war das Gesicht des einundachtzigjährigen Fürsten Hohenlohe immer länger geworden. Er hatte mir kaum drei Monate vorher telegraphiert: „Seien Sie versichert, daß ich, solange ich noch fähig bin, mein Amt zu verwalten, glücklich sein werde, auf Ihre Mitarbeit rechnen zu dürfen." Jetzt meinte er, indem er sich mit resigniertem Gesicht mir zuwandte: „Das kann ich unmöglich im Reichstag vertreten, das müssen Sie versuchen." Bei der Abendtafel

wurden die Zeitungen gebracht. Der Kaiser griff nach ihnen und war sehr verwundert, seine Rede nur in der ihr von mir gegebenen Fassung, d. h. unter Weglassung der bedenklichen Wendungen, zu finden. „Sie haben ja gerade das Schönste weggestrichen", meinte er zu mir, der ich ihm gegenübersaß, weniger erzürnt als enttäuscht und betrübt. Da wurde ein kleines, in Wilhelmshaven erscheinendes Blatt gebracht, das die kaiserliche Rede in extenso veröffentlicht hatte. Ein Mitarbeiter dieses Blättchens hatte, auf einem Dache sitzend, die Rede nachstenographiert und sofort publiziert, ohne daß Wiegand oder ich es hatten hindern können. Er hatte auch schon die betreffende Nummer seines Blattes nach Bremen, Hamburg, Hannover, Emden und Berlin in Tausenden von Exemplaren expediert, froh über das gute Geschäft, das er machen würde. Der Kaiser war entzückt, als er nun seine Rede in ihrem vollen Wortlaut las, aber weniger erfreut, als ich, während er nachher seine Zigarre rauchte, ihn über seine Auslassungen zur Rede stellte. Ich wies zunächst auf sein so oft freudig bekanntes Christentum hin. Seine Auslassungen würden bei guten Christen Bedauern und Ärgernis hervorrufen. Der Kaiser replizierte mit gewohnter Schlagfertigkeit, daß Moses, Josua und andere Helden der Bibel an ihre Heerscharen noch viel schärfere Ansprachen gerichtet hätten. Ich konnte erwidern, daß wir nicht im alten, sondern im neuen Bunde lebten, dessen Geist ein anderer wäre als die Mentalität, mit der vor Jahrtausenden die Israeliten Kanaan erobert hätten, ging dann aber auf die vorauszusehende politische Wirkung der exzentrischen Rede ein. Sie würde bei unseren Freunden in der Welt Trauer und Anstoß erregen, von unseren Feinden aber benutzt werden, um Mißtrauen und Haß gegen uns zu säen. Diese Rede würde verheerend wirken. Der Kaiser wurde sichtlich betreten. Er erwarte, meinte er, von meiner „Freundschaft" für ihn wie von meiner „famosen Beredsamkeit", daß ich ihn im Reichstag „herauspauken" würde. Ich wies darauf hin, daß ich das Parlament weniger fürchte als die Meinung und die Stimmung der Welt. Solche „Entgleisungen", ich gebrauchte mehrmals diesen Ausdruck, wären Wasser auf die Mühlen aller derjenigen, die das Land von Goethe und Schiller, von Humboldt und Kant als ein Land von Barbaren und Heiden, unseren Kaiser, der in seinem innersten Kern, wie ich nach wie vor überzeugt wäre, ein guter Christ und guter Mensch sei, der gar nichts Böses wolle, als einen eroberungslustigen und blutdürstigen Eroberer hinstellten, was Seine Majestät, Gott sei Dank, in keiner Weise wäre. Unsere Unterredung dauerte bis nach Mitternacht. Als der Kaiser mich entließ, gab er mir die Hand mit den Worten: „Ich weiß, daß Sie nur mein Bestes wollen, aber ich bin nun einmal, wie ich bin, und ich kann mich nicht ändern." Ich verließ den Kaiser mit der Überzeugung, daß er mich nach dieser Unterredung schwerlich zum Reichskanzler nehmen würde, ein

Eindruck, der mich weder enttäuschte noch betrübte. Im übrigen hat sich alles, was ich damals Seiner Majestät voraussagte, leider nur zu sehr bewahrheitet.

Im Reichstage bin ich einige Monate später mit den gegen den Kaiser gerichteten Angriffen in der Tat fertig geworden. Was ich aber nicht verhindern konnte, war, daß, als Kurzsichtigkeit und plumpes Ungeschick uns in den Krieg straucheln ließen, die französische und noch mehr die englische und die amerikanische Propaganda gerade mit der „Hunnenrede“ des Deutschen Kaisers arbeitete, um die Welt gegen uns aufzuhetzen. Wenn das gute und edle deutsche Volk, das im besten Sinne humaner denkt und fühlt als irgendein anderes Volk in beiden Hemisphären, von Millionen „the huns“, „les huns“, „die Hunnen“ genannt wurde, so war das eine Folge jener unseligen Rede, die Wilhelm II. in Bremerhaven gehalten hatte.

XXIII. KAPITEL

Bülows Verhältnis zu seinen Ministerkollegen • Graf Alfred Waldersee • Wilhelm II. wird Generalfeldmarschall • Sein forciertes Betonen seiner militärischen Befugnisse vor dem Kriege, sein völliges Zurücktreten im Krieg • Feldmarschall Waldersee Oberstkommandierender in China • Der Kaiser verabschiedet sich in melodramatischer Form von ihm in Kassel • Graf Metternich über die Lage • Einnahme Pekings (15. VIII. 1900) • Berufung nach Hubertusstock: Erste Besprechung mit Wilhelm II. über die Nachfolge des Fürsten Hohenlohe • Kandidaten: Podbielski, Philipp Eulenburg, Karl Wedel, Botho Eulenburg, Hohenlohe-Langenburg • Telephonische Berufung nach Homburg

Tirpitz, Miquel

Mein Verhältnis zu meinen Kollegen, insbesondere zu Tirpitz und Miquel, war gut. Mit dem Reichskanzler verbanden mich alte und nie getrübte freundschaftliche Beziehungen. Fürst Hohenlohe sah in Miquel, dessen geniale Natur mir von Anfang an sympathisch gewesen war, dem aber viele und nicht die Schlechtesten mißtrauten, ein Element der Unruhe und Unsicherheit und schrieb mir aus Baden-Baden über ihn: „Verehrter Graf, Miquel, der nicht nur gegen mich, sondern, wie mir ein Abgeordneter versichert, auch und noch mehr gegen Sie intrigiert, weil Sie mehr als er das Ohr des Kaisers haben, will es durchaus zu einem Krach mit dem Reichstag bringen. Deshalb hat er Herrn von Lucanus, der sein gehorsamer Diener ist und durch den er leider auf Seine Majestät einwirken kann, bestimmt, für die sofortige Vorlage der Marine-Novelle zu plädieren, weil daraus der Krach hervorgehen kann. Der Großherzog von Baden ist durchdrungen von der Notwendigkeit, Miquel zu beseitigen. Ich habe es nicht angeregt, sondern fand ihn voll Bitterkeit gegen den Finanzminister, ich glaube, er wird darüber an den Kaiser schreiben. In unverändert freundschaftlicher Gesinnung Ihr ergebenster Hohenlohe."

Um dieselbe Zeit schrieb mir der so wenig freundlich beurteilte Minister von Miquel: „Ich denke jetzt viel an Sie und Ihre schweren Sorgen und Mühen, und wie schwer es sein muß, zwischen dem Zuviel und Zuwenig die richtige Linie zu halten, nicht zu sehr in den Vordergrund und nicht zu viel in den Hintergrund zu treten. Aber mein Vertrauen zu dem Lenker unserer Politik ist so groß, er wird das Schiff glücklich durch die Brandung führen... Ich bitte um die herzlichsten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin, meine

so sehr verehrte Gönnerin, und bleibe in aufrichtiger Dankbarkeit und bekannter Verehrung und Bewunderung immer Ihr treu ergebenster Miquel."

Als ich Tirpitz in den gleichen Tagen zu einem Allerhöchsten Gnadenbeweis anläßlich der Annahme des Flottengesetzes in dritter Lesung beglückwünschte, antwortete er mir: „Aufrichtigen Dank für Ihren freundlichen Glückwunsch. Das Persönliche tritt für mich bei dem großen Erfolg fast ganz zurück. Ich würde mich an dem Bewußtsein begnügen, Ihnen das Handwerkszeug beschaffen zu können, das Sie brauchen, um Deutschland größer und weiter aufbauen zu können. Möge Ihnen diese Arbeit nicht zu schwer gemacht werden, das wünscht Ihr Ihnen aufrichtig ergebener (gez.) Tirpitz."

Wilhelm II. und Waldersee

Schon als ich 1897 mein Amt als Staatssekretär des Äußeren übernahm, drei Jahre vor der Entsendung Waldersees nach China, hatte mir Holstein, dessen Argwohn nie schlief, durch den würdigen Geheimen Rat Mechler, der während eines Menschenalters und länger mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit dem Zentralbüro des Auswärtigen Amtes vorstand, eine Reihe von Allerhöchsten Marginalien über den General Grafen Waldersee vorlegen lassen. Holstein und Waldersee waren vor dem Sturz des Fürsten Bismarck, zu dem sie beide, jeder in seiner Weise, beitragen sollten, gute Freunde gewesen. Nach dem Sturz wurden sie „Feinde miteinander", also gerade umgekehrt wie einst Herodes und Pilatus. Waldersee mochte sich mit der Hoffnung getragen haben, daß er an die Stelle des Fürsten Bismarck treten würde, Holstein aber hatte mit einer der für ihn charakteristischen blitzschnellen Wendungen nach Beendigung der Bismarck-Krisis gegen Waldersee Stellung genommen und war zu Caprivi übergeschwenkt. Nach meiner Ernennung zum Staatssekretär fürchtete der immer mißtrauische Holstein, ich könnte mich Waldersee zu sehr nähern. Der Anblick der kaiserlichen Randvermerke über Waldersee sollte mich warnen und das verhindern. Sie waren in der Tat nicht freundlich für den General. Wo sein Name in irgendeinem Bericht oder Zeitungsartikel auftauchte, hatte der Kaiser ein ungnädiges Wort an den Rand geschrieben. Das Prädikat „Verräter" kehrte am häufigsten wieder, aber es fehlte nicht an noch gröberen Ausdrücken.

Wodurch hatte Waldersee die Gunst Wilhelms II. verloren? Er selbst hat mir mehrfach erzählt, er hätte es im Herbst 1890 bei den schlesischen Manövern mit dem Kaiser verdorben. Der Kaiser habe damals eine der beiden Manöverarmeen partout selbst führen wollen. Er, Waldersee, habe als Chef des Generalstabes am Schluß des Manövers die Kritik abhalten müssen. Obwohl ihm die reizbare Eigenliebe Seiner Majestät wohlbekannt gewesen wäre, habe er es für seine Pflicht gegenüber Armee und Land gehalten, die vielen und groben Fehler zu rügen, die der Kaiser bei der

Führung gemacht hatte. Während Caprivi sich als Zuschauer darauf beschränkt hatte, in Abwesenheit Seiner Majestät zu bemerken, die Anlage der Manöver durch den Großen Generalstab habe viele Fehler ermöglicht, der Kaiser habe sie aber auch glücklich alle bis auf den letzten begangen, wäre es ihm, dem Chef des Stabes, nicht erspart geblieben, diese Fehler vor einer größeren Korona Seiner Majestät vor Augen zu halten. Damit wäre der Grund zur Ranküne des Kaisers gelegt worden, die zum vollen Ausbruch gekommen sei, als bei einem Kriegsspiel im Großen Generalstabsgebäude, an dem der Kaiser hatte teilnehmen wollen und wo er wiederum wie auf dem Manövertcrrain arge Schnitzer machte, die pflichtmäßige Kritik dieser Fehler durch Waldersee zu einer Szene geführt habe. Unmittelbar nachher sei er von seinem Posten als Chef des Generalstabs der Armee enthoben und nach Altona mit der Motivierung versetzt worden, es sei eine große Auszeichnung für ihn, gerade in der Heimatprovinz Ihrer Majestät der Kaiserin Kommandierender General zu werden. Mündlich habe ihm der Kaiser bei seiner Abschiedsaudienz noch gesagt: im Kriege brauche er überhaupt keinen Chef des Generalstabs, da er dann selbst führen und allein alles entscheiden würde. „Im Kriege werde ich selbst Chef des Großen Generalstabes sein. Im Frieden ist der Generalstabschef für mich nur ein Amanuensis, und dafür sind Sie mir schon zu alt.“ Lächelnd fügte Waldersee hinzu, daß sein Nachfolger Schlieffen nur ein Jahr jünger sei als er. Der Kaiser hat mir seinerseits nur gelegentlich gesagt, er habe nie ernstlich an Waldersee als Reichskanzler gedacht, auch nicht als Prinz Wilhelm in der Zeit seiner jugendlichen Schwärmerei für Waldersee und die Stöcker-Versammlungen. Das habe sich der immer argwöhnische Bismarck fälschlich eingebildet. Als Generalstabschef sei Waldersee immer wieder der Versuchung erlegen, sich in Politik einzumischen. Er habe gegen Caprivi intrigiert und namentlich in der Presse „gestänkert“. Als Kommandierender General in Altona berichtete Waldersee unter Hohenlohe an den Kaiser im Sinne eines gewaltsamen Vorgehens gegen die Sozialdemokratie. Nach meiner Ernennung zum Reichskanzler wurde er ein stiller Mann. Vorher aber gelang es ihm, wenigstens vorübergehend, wieder die Gunst des Kaisers zu erringen.

Graf Alfred Waldersee, der eine ungewöhnliche Geschicklichkeit in der Behandlung von Fürstlichkeiten besaß und schon als junger Offizier, weil er ein schlauer Dachs war, bei der Gardeartillerie, wo er eingetreten war, den Spitznamen „der Dachs“ führte, wußte den Kaiser bei seiner empfänglichsten Seite zu packen, bei seiner beinahe kindlichen Freude an äußeren Ehrungen. Der Kaiser hatte durch direkte Einwirkung auf den österreichischen Militärattaché in Berlin erreicht, daß Kaiser Franz Josef ihn zum österreichischen Feldmarschall ernannte. Sehr bald nachher kam Waldersee

in Begleitung des Prinzen Albrecht, auf den er großen Einfluß ausübte, aus Hannover angereist und bat Seine Majestät „im Namen der Armee", die Würde eines preußischen Feldmarschalls anzunehmen. Der Kaiser folgte gern dieser Aufforderung und nahm seitdem bei jeder passenden Gelegenheit mit Freuden den prächtig verzierten Marschallstab in die Hand. Es liegt eine tiefe Tragik darin, daß derselbe Monarch, der nichts lieber und lauter betonte als seine militärischen Würden und Vorrechte, der sich an den Abzeichen seines militärischen Ranges wie kaum ein anderer Fürst delektierte und bisweilen fast berauschte, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, den Marschallstab zu führen, der an Paraden und Parademärschen, an Kavallerieattacken und Frontalangriffen im Manöverfelde nie genug hatte, in den Hintergrund trat, als Bellona ihm ihr strenges Antlitz zuwandte und der wirkliche Krieg begann. Schon im Sommer 1914 wurde auf Allerhöchsten Befehl offiziös verbreitet, daß der Kaiser auf eine Frage nach dem Stande der militärischen Operationen erwidert habe, er wisse darüber nicht mehr als andere. Das wäre die Sache des Generalobersten von Moltke. Es war dies derselbe Wilhelm II., der, nachdem er das schöne Buch von Heinrich Friedjung über den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland mit brennendem Interesse gelesen hatte, vor einer größeren Korona in vollem Ernst erklärt hatte: im letzten Ende sei doch der preußische Sieg von 1866 darauf zurückzuführen, daß König Wilhelm bei Königgrätz seine Armee selbst geführt, Kaiser Franz Josef aber den Oberbefehl über sein Heer anderen anvertraut habe.

Der oberste Kriegsherr

Im Laufe des Weltkrieges hörte jede ernstliche militärische Mitwirkung oder gar Einwirkung und Entscheidung des „obersten Kriegsherrn" mehr und mehr und schließlich völlig auf. Er erschien immer seltener an der Front, und wenn er kam, wurde er als unbequemer, beinahe lästiger Zaungast empfunden und behandelt. Wer Rosners Buch „Der König" liest, das die Rolle, die in den Monaten der letzten Entscheidung Wilhelm II. bei seiner Armee spielte, nur zu anschaulich schildert, wird je nach seinem Temperament Wehmut oder Zorn empfinden. Jedenfalls erweckt der Nachfahre großer Heerkönige, eines Friedrich II. und Wilhelm I., der Sohn des Siegers von Wörth und Weißenburg, schmerzliche Gefühle, wenn er auf der Warte von Ménil von einem alten Johanniter über die Bewegungen seiner kämpfenden und blutenden Truppen kümmerlich orientiert wird. Ein preußischer König, der in der Stunde, wo beim Wirbel preußischer Trommeln, die glorreiche schwarz-weiße Fahne vor sich, preußische Regimenter zum entscheidenden Angriff vorgehen, wo über Dynastie und Volk die eisernen Würfel fallen, nichts anderes zu leisten vermag, als in Unkenntnis aller Vorgänge und mit völliger Passivität seine erprobte Fähigkeit in stundenlangem Stehen auf derselben Stelle zu betätigen, wirkt wie ein

Hohn auf die ganze preußische Geschichte. So furchtbar rächt sich an Wilhelm II., daß er seit jeher den Schein für Wirklichkeit genommen und Spiel mit Ernst verwechselt hatte.

Die erschütternden Bilder, die fast zwei Jahrzehnte später die große Wende von 1918 vor ihm entrollen sollte, lagen noch in weiter Ferne, als Wilhelm II. froh und stolz den ihm von Prinz Albrecht und Graf Waldersee überreichten Feldmarschallstab in die Hand nahm. Gutmütig, wie er war, und immer gern bereit, auch anderen Freude zu machen, ernannte er bald nachher fünf Generale, die übrigens alle diese Ehre in hohem Grade verdienten, zu Generalfeldmarschällen: den General von Loë, meinen hochverehrten einstigen Kriegsobersten und langjährigen Freund, den würdigen General von Hahnke, den genialen Grafen Alfred Schlieffen, den Grafen Gottlieb Haeseler, eine der herrlichsten Gestalten unserer herrlichen alten Armee, und den geistvollen General Kolmar von der Goltz. War im Sommer 1900 der Gedanke, Waldersee zum Oberkommandierenden in China zu ernennen, von ihm selbst ausgegangen oder von Seiner Majestät? Ich habe das nie ergründen können. Jedenfalls war Waldersee hocherfreut über die Aussicht, wieder auf der großen Weltbühne erscheinen zu können. Er war sogar so erfreut, daß er in Hannover, wo er seit seiner Verabschiedung lebte und wo ihn das kaiserliche Telegramm mit der Ankündigung der ihm bevorstehenden Mission erreichte, die frohe Botschaft sofort jedem mitteilte, so daß sie noch an demselben Tage in alle Zeitungen gelangte.

Waldersee Oberbefehlshaber in China

Ich hatte, als ich von Philipp Eulenburg hörte, daß der Kaiser die Absicht habe, den Oberbefehl über die Kontingente aller Mächte in die Hände des Grafen Waldersee zu legen, Seiner Majestät telegraphisch geraten, der ganzen Frage des Oberbefehls erst näherzutreten, wenn der Ernst der militärischen und politischen Lage in China allen Mächten noch mehr zum Bewußtsein gekommen sein würde. Es war aber kein Halten mehr. In dem kaiserlichen Sonderzug, der den Kaiser und mich zu der Beisetzung des am 30. Juli 1900 verstorbenen Herzogs Alfred von Koburg, des zweiten Sohnes der Königin Victoria von England, nach Koburg führte, teilte mir der Kaiser mit, daß er, der „freudigen" Zustimmung des Zaren im voraus gewiß, ihm den Grafen Waldersee als Oberkommandierenden für China in Vorschlag gebracht habe. Der Zar hätte zugestimmt. Ich möchte nun dafür sorgen, daß auch die übrigen Mächte ihre Zustimmung zu der Ernennung des Grafen Waldersee gäben.

Ich machte darauf aufmerksam, daß ich, um dies zu erreichen, so bald als möglich nach Berlin zurückkehren müsse, um dort persönlich mit den Vertretern der Großmächte Fühlung zu nehmen und gleichzeitig unsere Vertreter in den europäischen Hauptstädten zu instruieren, was der Kaiser gern genehmigte.

Als ich in Berlin eintraf, meinte Holstein, dem gegenüber der chinesischen Komplikation zumute war wie einem alten Schwadronsgaul, der die Trompete hört und das Signal „Galopp", und der diesmal ganz bei der Sache war: „Der Kaiser bildet sich ein, daß, wenn er mit dem Zaren einig ist, der ganze Erdball hinterherrollen muß. Das wird aber nicht so einfach sein, wie er glaubt. Gehen wir aber mit gutem Mut an die Sache, wir werden es schon schaffen." Meine Besprechungen mit den fremden Botschaftern in Berlin waren mühsam. Sie waren auch nicht besonders erquicklich. Ich erreichte aber schließlich, daß alle Mächte, wenn auch nicht gerade freudig, die Franzosen sogar recht widerwillig, der Wahl des Grafen Waldersee zustimmten. Ich stellte mich bei diesen Unterredungen auf den Boden meines Rundschreibens vom 11. Juli über die chinesische Frage, das in Deutschland ziemlich allgemein Billigung gefunden hatte und auch im Ausland nicht unfreundlich aufgenommen worden war. Ich hatte in diesem Zirkular darauf hingewiesen, daß durch die Vorgänge in China das erfolgreiche deutsche Missionswerk, unser blühender Handel und unsere in Schantung im Entstehen begriffenen großen wirtschaftlichen Interessen gleichmäßig bedroht wären. Eine militärische Aktion in China werde von allen Mächten für notwendig erachtet. Die kaiserliche Regierung werde sich in ihrer Politik von der Überzeugung leiten lassen, daß die Aufrechterhaltung des Einverständnisses unter den Mächten die Vorbedingung für die Wiederherstellung des Friedens und der Ordnung in China wäre. Ich konnte hierbei darauf hinweisen, daß diese leitenden Gesichtspunkte unserer Politik die volle Zustimmung des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten gefunden hätten.

Inzwischen war Graf Waldersee in Kassel eingetroffen, wo ihn der Kaiser am Bahnhof abholte und eine Rundfahrt durch die, seit sie preußisch geworden war, herrlich aufblühende alte Hauptstadt der Kurfürsten unternahm, bei welcher Fahrt der nicht lange vorher so ungnädig beurteilte und behandelte Waldersee im Wagen den Ehrenplatz, rechts von Seiner Majestät, einnehmen mußte. So hatte einst Kaiser Alexander I. von Rußland den ihm vor der Begegnung von Erfurt von Napoleon an die russische Grenze entgegengesandten Marschall Duroc genötigt, rechts zu sitzen. „Car", fügte der Zar mit dem slawisch-russischen Hang zu artigen Komplimenten hinzu, „la gloire est toujours à la première place." Am nächsten Tag überreichte der Kaiser in Kassel dem Grafen Waldersee den Feldmarschallstab, worüber mir der in der Begleitung Seiner Majestät befindliche Graf Paul Metternich schrieb: „Gestern feierten wir Waldersee im Stadtschloß zu Kassel. S. M. reichte ihm mit einer sehr schönen, kurzen Ansprache den Feldmarschallstab, den Waldersee sofort in der richtigen Pose der alten Kupferstiche im spitzen Winkel auf den vorgestreckten Ober-

schenkel pflanzte, als ob er den Stab stets getragen hätte. Waldersee wird nach meinem Eindruck zwar sehr selbständig, mit möglichster Umgehung der leitenden Stellen zu Hause, aber doch mit großer Vorsicht militärisch und diplomatisch nach seiner Ankunft in China vorgehen, falls dann noch etwas für ihn zu tun übrigbleibt. Die Einnahme von Peking has cast a temporary gloom over our otherwise happy circle. Graf Schlieffen, welcher hier weilt und einen stillen, ruhigen, vortrefflichen Einfluß im Rate der Mächtigen ausübt, ist der Ansicht, daß die verbündeten Truppen Peking besetzt halten sollten. Es scheint mir dies ein selbstverständliches Gebot der Klugheit zu sein, unter der Voraussetzung, daß sie dies ohne Gefährdung ihrer selbst können. Was hier jetzt wohl vor allem gefürchtet wird, sind Velleitäten anderer zu Friedensunterhandlungen, ehe Waldersee unter Triumphbögen mit weiß gekleideten chinesischen Jungfrauen an den Toren der Städte irgendwo durch das chinesische Land zieht. Ich fürchte aber, daß für andere, wenn sie vorher Frieden schließen können, Erwägungen dieser Art nicht ausschlaggebend sein werden. Es ist jedoch anscheinend in Peking niemand vorhanden, mit dem unterhandelt werden könnte, und außerdem sehr zweifelhaft, ob die Chinesen sich schon jetzt den Bedingungen der Mächte unterwerfen würden. Der kaiserliche Hof ist inzwischen nach Hsianfu entflohen, einem Ort, den selbst Graf Schlieffen mit seinem Stabe auf der Karte bis jetzt nicht hat auffinden können. Inzwischen rücken immer wieder neue Banden von Süden nach Norden vor, und es mag dem Grafen Waldersee noch manche ehrenvolle Aufgabe in einigen Wochen zu lösen bleiben. Sollte aber China schon vorher mürbe sein, so werden wir dem nicht wehren können, daß andere Frieden schließen, wenn es in ihrem Vorteil liegt. Ob wir, vereinzelt, dann einen nochmaligen Zug nach Peking unternehmen werden, erscheint mir von zweifelhaftem Werte. Auch würden wir dann unter dem Angebot der guten Dienste derer, die nicht wünschen, daß die Sache nochmals losgehe, diplomatisch erdrückt werden. Es ist indes unnütz, den Ereignissen vorgreifen zu wollen, wenn sie nicht von einem selbst abhängen. Zum Kriegführen gehören von alters her zwei, und was man selbst zu tun hat, hängt zum großen Teil davon ab, was der Gegner tut. Das wissen wir aber noch nicht; warten wir daher ab. Wohl infolge der Einnahme von Peking und in dem Vorgefühl, daß dort für uns vielleicht nicht mehr viel zu tun übrigbleibe, ist neuerdings hier von unberufener Seite auch wieder der phantasiereiche Plan eines Marsches von unserem Pachtgebiet nach Norden heraufbeschworen worden. Graf Schlieffen, welcher großes Zutrauen zu mir gefaßt zu haben scheint und alle diese Fragen vorher mit mir bespricht, ist dagegen. Nur noch ein Wort in gewohnter Offenheit über den Jangtsekiang. Das Stromgebiet soll offen bleiben für den Handel aller unter den gleichen Bedingungen für alle.

An diesem Grundsatz rüttelte aber auch, soviel ich weiß, niemand. Unter dem Schutz der englischen Flagge hat sich wie an vielen andcren Punkten des Erdteils so auch am Jangtse der deutsche Handel in der Vergangenheit blühend entwickelt. Deutsche und englische Handelshäuser arbeiten dort einträchtig Hand in Hand. Den Kreisen, die wir schützen wollen, wäre nichts unerwünschtcr als ein Zerwürfnis mit England. Den Schutz unserer Untertanen im Jangtse können wir, wenn erforderlich, nun auch selbst ausüben, Truppen landen und unsere Niederlassungen beschützen. Die Notwendigkeit hierzu wird nach außen hin aber nur einleuchtend sein, wenn auch andere Staaten unter dem gleichen Zwang der Umstände ebenfalls Truppcn landen, am besten nach Verständigung à l'amiable mit dem Engländer. Der Norden Chinas wird stillschweigend den Russen überlassen, darunter kommen wir, ganz im Süden spreizen sich die Franzosen. Dazwischen bleibt der Jangtsekiang, allerdings das Beste, wo von alters her bis auf den heutigen Tag trotz unsercr raschen Fortschritte die englischen Interessen bei weitem überwiegen. Es steht uns frei, den Jangtse durch unseren Handel auch weiter zu erobern, sobald wir aber durch politische Maßnahmen wie z. B. Machtentfaltung ohne zwingenden Grund zeigen oder andeuten wollen, daß wir dort die „paramount power" spielen wollen, so wird sich daraus sofort eine Machtfrage zwischen England und uns nach Art der Transvaalfrage im Jahre 1895 und wahrscheinlich mit demselben Ausgange zuspitzen. So weit werden Sie es aber gewiß nicht kommen lassen. England wird sich nicht politisch ohne Kampf aus seiner Position im Jangtse hinausdrängen lassen. Durch den Handel können wir den Jangtse mehr und mehr erobern, durch die Politik nicht. Zwei Ergebnisse dauernder Art unserer jüngsten Chinapolitik liegen jetzt schon vor: wir haben gelernt, größere Truppentransporte über Meer zu schicken, und wir haben den Stamm zu einer Kolonialtruppe erworben."

Verspätete Ankunft in China

Als Kaiser Wilhelm mit so stürmischem Eifer die Expedition gegen China in Szene setzte, und namentlich als er die Ernennung des Grafen Waldersee zum Oberkommandierenden betrieb, ging er davon aus, daß es seinem Generalfeldmarschall, den die Witzblättcr schon den Weltmarschall nannten, vergönnt sein würde, den Chinesen in großer Feldschlacht einc vcrnichtende Niederlage beizubringen, Peking mit stürmender Hand zu nehmen und die dort belagerten Gesandten selbst zu befreicn. Alle kaiserlichen Ansprachen warcn auf diese Erwartung zugeschnitten. Der Kaiser rühmte laut die glänzenden militärischen Eigenschaften der Chinesen, offenbar in dem Gedanken, daß die Besiegung so tapferer Krieger nur um so ruhmreicher erscheinen würde. Durch alle solche Erwartungen und Phantasien, Hoffnungen und Träume machten die Ereignisse einen dicken Strich. Graf Waldersee traf erst am 27. September in China ein. Aber schon am

15. August waren die verbündeten Truppen in Peking eingezogen und hatten die Gesandten gerettet. Seitdem interessierte der chinesische Feldzug Wilhelm II. viel weniger, und es dauerte nur noch wenige Monate, bis er von der ganzen Chinasache nicht mehr viel zu hören wünschte und es gnädigst mir überließ, den Knäuel zu entwirren. Graf Waldersee hatte sich in seinem ersten Jubel über seine Ernennung verleiten lassen, auf seiner Fahrt durch Deutschland an verschiedenen Orten nicht immer geschmackvolle Ovationen entgegenzunehmen, auch in seinen Ansprachen sehr weitgehende Erwartungen erweckt, so daß der nüchterne Eugen Richter nicht ganz mit Unrecht von Vorschußlorbeeren sprechen konnte, die dem Generalfeldmarschall überreicht würden. Die Gerechtigkeit erfordert, anzuerkennen, daß, einmal in China eingetroffen, Graf Waldersee klug und verständig, mit der wünschenswerten Energie, aber auch mit dem erforderlichen Takt auftrat, daß er alles Notwendige erreichte, seine Würde als Oberbefehlshaber wahrte und doch gleichzeitig bei keiner anderen Macht Anstoß erregte.

Waldersees Charakter

Graf Albert Waldersee besaß neben Fehlern auch hervorragende Qualitäten. Er entstammte der morganatischen Ehe eines Herzogs von Anhalt mit einer Dame bürgerlicher Herkunft und erinnerte im vertrauten Kreise gelegentlich daran, daß seine Vorfahren in der Erbgruft der Askanier ruhten und schon deshalb weite Horizonte sich vor ihm auftäten. Wie manche ambitiöse Leute, neigte er zur Intrige, von der ja selbst ein Disraeli gesagt hat, daß sie letzten Endes für einen fähigen Mann unentbehrlich wäre, um die schwierigsten Passagen des Aufstiegs zu überwinden und auf der Höhe anzulangen. Waldersee zierten jedoch auch einige der ernsten Eigenschaften, die Disraeli neben der Intrige verlangte. Er war geschickt, aber auch tüchtig, schlau, aber dabei verständig, er konnte scharf sein, wenn dies geboten erschien, und glatt wie ein Aal, wo er sich durchschlängeln wollte. Er verstand es, Fortuna bei der Stirnlocke zu ergreifen und die günstige Gelegenheit abzupassen.

Vergebens, daß ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur, was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.

Ich möchte annehmen, daß in einem großen Krieg Graf Waldersee als Chef des Generalstabs gut abgeschnitten hätte. Als Reichskanzler wäre Waldersee ein Unglück gewesen, als Chef des Stabes hätte er die Zügel der militärischen Leitung fester in der Hand behalten als der bedauernswerte Generaloberst von Moltke, seine Nerven hätten besser standgehalten. Es war das furchtbare Verhängnis des Reiches, daß gerade, als wir 1914 in den

Krieg hineingerieten, die drei wichtigsten Posten, die des Reichskanzlers, des Chefs des Großen Generalstabes und des Chefs des Zivilkabinetts, von Männern besetzt waren, die, an Charakter, Herz und Geist sehr verschieden, leider gleichmäßig der Situation nicht gewachsen waren.

Bülow beim Kaiser in Hubertusstock

Ende September 1900 erhielt ich nicht ohne Verwunderung eine telegraphische Aufforderung des Kaisers, ihn für einige Tage in seinem Jagdschloß Hubertusstock zu besuchen. Als ich mein Arbeitszimmer verließ und die Treppe des Auswärtigen Amtes herunterging, vorbei an den beiden Sphinxen, die seit einem halben Jahrhundert und länger, seitdem mein Großonkel Christian Günther Bernstorff Minister des Äußeren war, dort wachen, trat mir ein junger Diplomat in den Weg. Es war der Legationssekretär von Eckardt, den ich während der Palästinareise als einen fleißigen und intelligenten Beamten schätzen gelernt hatte. Ich sagte ihm, daß ich in großer Eile wäre, da ich in wenigen Minuten am Stettiner Bahnhof sein müsse, er möge also jedenfalls im Telegrammstil sprechen, kondensiertesten Extrakt. Er erwiderte, daß es sich um sein ganzes Lebensglück handle. Er habe sich mit einer jungen Französin verlobt, die er über alles liebe und gegen die außer ihrer Nationalität nichts einzuwenden wäre. Seine Majestät verweigere ihm den Konsens. Da er unter keinen Umständen von seiner Braut lasse, so wäre seine dienstliche Zukunft vernichtet. Ich sagte ihm, während ich in den Wagen stieg, daß ich sehen würde, was sich machen ließe. In Hubertusstock, dem kleinen, sehr bescheiden eingerichteten Jagdschlößchen in der Schorfheide, das der Kaiser wegen seiner schönen Umgebung, der märkischen Wälder und Seen, besonders liebte, fand ich Seine Majestät in besserer Stimmung für mich, als ich nach verschiedenen Friktionen während des Sommers angenommen hatte. Ich brachte zunächst die Rede auf die Heiratswünsche des Legationssekretärs von Eckardt. Der Kaiser entgegnete mit Heftigkeit, er würde den Konsens unter keinen Umständen geben. Er wolle keine Französin in seinem diplomatischen Personal. Ich legte dar, daß die Französin im allgemeinen eine gute Gattin wäre, die in den Interessen und im Wirkungskreis ihres Mannes aufgehe. Sie pflege ihren Mann weniger zu dominieren als die Engländerin, Polin oder Russin. Dann fuhr ich fort: „Eure Majestät haben so selten Gelegenheit, einen Menschen wirklich glücklich zu machen. Heute bietet sich Ihnen ein solcher Anlaß. Wenn Sie den erbetenen Konsens gewähren und ich telegraphiere in diesem Sinne an Eckardt, so ist doch ein Mensch heute abend vollkommen glücklich. Wie lange sein Glück währen wird, weiß ich nicht. Vielleicht wird seine Ehe eine unglückliche. Aber jedenfalls ist er einmal in seinem Leben wirklich glücklich gewesen, und das ist ungeheuer viel, denn selbst Goethe hat gemeint, daß er in seinem Leben nicht zehn ganz glückliche Stunden gehabt hätte. Bismarck hat sich noch pessimistischer ausgedrückt.“ Der

Kaiser, dessen gutes Herz auch für ein kleines Schicksal zu gewinnen war, lachte und gab seine Zustimmung. Einige Minuten später telegraphierte ich an den Legationssekretär von Eckardt: „Seine Majestät der Kaiser erteilt Ihnen den nachgesuchten Heiratskonsens." Herr von Eckardt ist übrigens nicht nur diesen Abend selig gewesen, sondern die Ehe, die damals von Hubertusstock aus ermöglicht wurde, war in ihrem Verlauf eine glückliche. Die Frau ist eine gute Deutsche geworden.

Demission Hohenlohes

Am nächsten Tage forderte mich der Kaiser nach seiner Gewohnheit zu einem Spaziergang auf. Er brachte aus eigenem Antrieb die Rede auf den Gesundheitszustand des Fürsten Hohenlohe, der ihm schriftlich und mündlich erklärt habe, daß er sich seinem Amt gesundheitlich und auch geschäftlich absolut nicht mehr gewachsen fühle und deshalb um einen „Abschied in Gnaden" bitte. Ich gab der Meinung Ausdruck, daß es im Interesse Seiner Majestät wie des Landes liege, daß Fürst Hohenlohe so lange als möglich auf seinem Stuhl bliebe. Wenn er auch aktiv nicht mehr viel leisten könne, so wäre er doch ein Element der Beruhigung und der Stetigkeit. Sein weiser Rat, seine Erfahrungen und seine Ausgeglichenheit wären von hohem Werte. Der Kaiser stimmte mir bei, wiederholte aber, Hohenlohe wäre schwerlich noch lange zu halten. Dann frug er mich plötzlich, à brûle-pourpoint: „Würden Sie die Nachfolge annehmen?" Ich antwortete mit der Gegenfrage, an wen Seine Majestät außer mir noch denke. Der Kaiser schien durch meine Frage nicht gerade angenehm berührt, meinte aber schließlich nach einigem Zögern, er habe an „Pod" gedacht. Ich antwortete, daß mir der General von Podbielski schon als alter Husar sympathisch wäre, er habe auch unbestreitbare Meriten. Er sei forsch, und er sei findig, zwei Eigenschaften, die sich selten vereinigt fänden. Er stünde aber den Fragen der auswärtigen Politik ohne Erfahrung gegenüber, in der inneren Politik sei er zu sehr konservativer Parteimann. Ich wisse auch nicht, ob bei ihm der Takt so ausgebildet wäre, wie sein Schneid zweifellos sei.

Der Kaiser fuhr fort: „Offen gesagt, wäre mir persönlich Phili Eulenburg durchaus der sympathischste Nachfolger. Er ist mein bester Freund. Ich bin sein Höchstes. Ich weiß nur nicht, ob er die Sache machen kann. Ich habe den Eindruck, daß ihm selbst dies zweifelhaft ist. Er hat mir erst kürzlich gesagt, daß er weder die Kenntnisse noch die Arbeitskraft besitze, um ein großes Ressort leiten zu können. Auch habe er seine Nerven in meinem Dienst zu sehr verbraucht, um vor Reichstag und Landtag treten zu können. Er würde den Kanzlerposten jedenfalls nur übernehmen können, wenn ihm ein Sprechminister beigegeben würde. Er behauptet, daß es bei den Franzosen unter Napoleon III. einen solchen gegeben hätte. Der Kaiser konnte sich auf den Namen dieses französischen Sprechministers nicht besinnen. Ich vermute, daß Phili der Minister Eugène Rouher vorgeschwebt hatte,

der während der Dekadenz des Second Empire im Corps législatif als Mädchen für alles die kaiserliche Politik verteidigte. Der Kaiser fuhr fort: „Ein solcher Sprechminister geht bei uns doch wohl nicht. Onkel Chlodwig ist ja auch kein Cicero. Aber er besitzt aus seiner Münchener Ministerzeit parlamentarische Erfahrung. Er ist dreißig Jahre älter als Phili. Er hat eine große politische Vergangenheit, die Phili nicht besitzt. Phili würde schwerlich im Parlament auf soviel Rücksicht und Schonung rechnen können, wie sie der alte Fürst Hohenlohe genießt.“ Nach einer kleinen Pause fuhr der Kaiser fort: „Von mancher Seite ist mir zu Herrn von Wedel-Piesdorf geraten worden, meinem Hausminister. Als solcher macht er ja seine Sache recht gut. Aber er ist fast noch mehr konservativer Parteimann als Pod, und nachdem mir die Konservativen in der Kanalfrage eine solche freche Opposition gemacht haben, dürfen sie bis auf weiteres nicht heran.“ Ich frug den Kaiser, ob er nicht auch an diesen oder jenen General gedacht hätte. „Freilich!“ war die Antwort. „Ich habe an Bock vom Gardekorps gedacht, an Liegnitz vom dritten Korps, an meinen alten Freund und Generaladjutanten Wittich vom elften Korps. Auch Lindequist vom achtzehnten und Adolf Bülow vom vierzehnten Korps sind mir durch den Kopf gegangen. Alles tadellose Offiziere, prächtige Kameraden. Aber würden sie mit diplomatischen Schwierigkeiten fertig werden? Auch habe ich keine besonders angenehme Erinnerung an Caprivi, der als Militär hervorragend war, als Kanzler aber mich durch Harthörigkeit und Bockbeinigkeit oft geärgert und alles in allem versagt hat. Nun proponieren Sie mir aber endlich Ihre Kandidaten.“

Ich nannte in erster Linie den Grafen Botho Eulenburg, der ein Staatsmann wäre, was man bei aller Freundschaft weder von Phili noch von Pod behaupten könne. Graf Botho Eulenburg sei konservativ gerichtet, aber ohne Scheuklappen. Die Staatsräson stünde für ihn hoch über der Parteischablone. Der Kaiser lehnte diese Kandidatur ab. Gewiß empfände er für den Grafen Botho Eulenburg hohe Achtung, aber er wäre ihm zu sehr Bürokrat. Darum wäre er ihm schon als preußischer Ministerpräsident seinerzeit auf die Nerven gegangen. Als Reichskanzler würde das noch mehr der Fall sein. Graf Botho Eulenburg verstünde auch nichts von auswärtiger Politik, die er zu sehr als ein aus dem Verwaltungsdienst hervorgegangener Beamter auffassen und behandeln würde. Auch schien dem Kaiser der Gedanke nicht sympathisch, daß von zwei Brüdern der eine Reichskanzler, also oberster Reichsbeamter, der andere Oberhofmarschall, also oberster Hofbeamter sein sollte. Fürst Bismarck zitierte gelegentlich das pommersche Sprichwort: „Wenn das Gesinde sich zankt, wird die Herrschaft gut bedient.“ Kaiser Wilhelm II. liebte nicht Intimitäten zwischen seinen verschiedenen Dienern. Ich lenkte die Aufmerksamkeit Seiner Majestät

nunmehr auf den Finanzminister Miquel. Der Kaiser protestierte beinahe stürmisch. Er habe jedes Vertrauen zu ihm verloren, Bismarck habe die Menschen oft ungerecht beurteilt, aber wenn er mit Bezug auf Miquel von der bei diesem fehlenden pupillarischen Sicherheit gesprochen habe, so hätte er damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich schlug den Staatssekretär des Innern, Graf Posadowsky, vor. Der Kaiser meinte, Posadowsky verstünde auch nichts von der auswärtigen Politik. Er wäre ebensosehr Bürokrat wie Botho Eulenburg, nur mit weniger guten Formen und ohne die elegante Erscheinung des ostpreußischen Grafen. Auch von dem damaligen Botschafter in Rom, dem Grafen Karl Wedel, wollte der Kaiser im Jahre 1900 ebensowenig hören wie neun Jahre später bei meinem Rücktritt. Er warf diesem ausgezeichneten und charaktervollen Mann „ostfriesischen Eigensinn und Rechthaberei" vor und meinte, ein Zusammengehen mit ihm würde nicht lange dauern. In letzter Linie nannte ich als proximus, sed longo intervallo den Statthalter von Elsaß-Lothringen, den Fürsten Hermann von Hohenlohe-Langenburg. Der Kaiser schnitt auch diese Kandidatur mit den Worten ab, daß ihn der Vetter des Statthalters, der Reichskanzler Fürst Chlodwig Hohenlohe, dringend gewarnt habe, den Fürsten Hermann zum Reichskanzler zu machen. Als er Onkel Chlodwig seine Verwunderung darüber ausgesprochen hätte, daß er seinen Vetter nicht gern an erster Stelle sähe, habe der alte Herr erwidert: „Gerade weil er mein Vetter ist, will und kann ich ihn nicht als Reichskanzler empfehlen, denn er würde nicht nur sich selbst, sondern unser ganzes Haus blamieren." Onkel Chlodwig hätte seinen Vetter Hermann Langenburg mit den Worten charakterisiert: „Nur als Fassade zu gebrauchen." Statthalter in Straßburg möge er bleiben, aber dem Amt des Reichskanzlers wäre er wirklich nicht gewachsen. Wenn ich heute an jene Unterredung mit Wilhelm II. zurückdenke, so finde ich, daß sowohl der Kaiser als ich selbst die meisten der vorgenannten Kandidaten zu streng beurteilten. Professor Einstein hat recht, daß alles relativ ist. Verglichen mit den meisten der Kanzler, die wir seit dem Umsturz erlebt haben, waren Botho Eulenburg und Miquel, Karl Wedel und Posadowsky wahre Halbgötter. Damals war man anspruchsvoller.

Die Unterredung zwischen Seiner Majestät und mir führte zu keinem bestimmten Ergebnis. Der Kaiser war nur darin völlig mit mir einverstanden, daß dem Fürsten Chlodwig Hohenlohe sein Bleiben in jeder Weise erleichtert werden müsse. Am nächsten Tag wurde ein Spaziergang am Ufer des nahe gelegenenen Werbellin-Sees unternommen. An diesem großen, einst an Muränen reichen See hatte in grauer Vorzeit das Schloß Grimnitz gestanden, wo Markgraf Waldemar seinen bei ihm in Ungnade gefallenen Kanzler Nikolaus von Buch in den Kerker werfen und verhungern ließ.

Um die Qualen meines unglücklichen Amtsvorgängers zu erhöhen, soll der Markgraf ihm täglich frische Äpfel vor das vergitterte Fenster haben legen lassen. In weniger grausamen Zeiten liebte es Markgraf Otto, der Markgraf mit dem Pfeil, mit seiner Gemahlin Heilwig von Holstein auf stolzem Schiff den See zu befahren und, von Spielleuten umgeben, mit ihr um den Sieg beim edlen Schachspiel zu ringen. In seinen prächtigen „Wanderungen durch die Mark“ hat uns der alte Fontane auch diese märkische Landschaft reizvoll geschildert. Nun stand wieder ein Markgraf von Brandenburg, der aber dazu König von Preußen und Deutscher Kaiser war, am Ufer des sagen- und märchenumsponnenen Werbellin-Sees, und seine Gemahlin, wieder eine Tochter des meerumschlungenen Holstein, röstete uns in Asche Kartoffeln, die wir mit gutem Appetit verzehrten. Als ich am Abend Hubertusstock verließ, reichte mir die Kaiserin die Hand mit den leise gesprochenen Worten: „Bitte, nehmen Sie an.“

Nicht lange nachher, am 16. Oktober 1900, wurde ich in Berlin an das Telephon gerufen, und es entspann sich das nachstehende Gespräch:

„Hier Staatssekretär Graf Bülow.“

„Hier Kaiser Wilhelm. Hohenlohe hat mir erklärt, daß er es nicht länger machen kann und will. Kommen Sie nach Homburg.“

REICHSKANZLERSCHAFT
1900 bis 1903

XXIV. KAPITEL

Reise mit Lucanus nach Homburg (16. X. 1900) • Vortrag beim Kaiser • Unterredung mit Fürst Chlodwig Hohenlohe • Ernennung zum Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten • Donna Laura Minghetti • Entlassungsgesuch Posadowskys • Einsegnung des Prinzen Adalbert • Rückreise nach Berlin • Erste Staatsministerialsitzung unter Bülows Vorsitz • Brief des Generalfeldmarschalls von Loë • Herbert Bismarck an Bülow • Freiherr von Richthofen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes • Glückwunschschreiben • Personalveränderungen

Ich bin, soweit ich politisch denken kann, ein abgesagter Feind der Fatalitätstheorie gewesen, d. h. des Glaubens an ein unabwendbares Schicksal, gegen das alle Tätigkeit des Menschen unnütz wäre, jener Lehre, zu der sich alle Besiegten und Blamierten der Weltgeschichte, von den 1859 und 1866 unterlegenen österreichischen Diplomaten und Generalen bis zu Bethmann Hollweg und seinen Mitarbeitern, geflüchtet haben. „Was will man noch mit dem Schicksal! Die Politik ist das Schicksal!“ äußerte Napoleon, von dem ich schon einmal einen ähnlich lautenden Ausspruch angeführt habe, im Laufe der denkwürdigen Unterredung, die er am 8. Oktober 1808 in Erfurt mit unserem größten Dichter führte, Worte, die im Studierzimmer jedes Diplomaten angeschlagen werden sollten. Staatsmänner, die an die Zwangsläufigkeit der Entwicklung glaubten, haben nur zu oft die Völker, die sich ihnen anvertrauten, in Niederlagen und Katastrophen geführt. Mut und Geschick vermögen auch die übelste Lage zum Besseren zu wenden. In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne! Wenn in der Politik Zurückhaltung, ein gewolltes Stillsitzen und Abwarten zeitweise gewiß ebenso notwendig sein können wie in anderen Zeiten Kühnheit und Avancieren, so habe ich doch nie die Passivität verstanden, die sich einer unglücklichen Entwicklung feige unterwirft, weil sie nun einmal unabänderlich sei. Es gibt keine politische Lage, der sich nicht eine bessere Seite abgewinnen läßt. „Il n'y a point d'accident si malheureux dont les gens habiles ne tirent pas quelque avantage, ni de si heureux que les imprudents ne puissent tourner à leur préjudice“, ist eine der treffendsten Maximen von La Rochefoucauld. Der zweite Teil dieser Maxime wird, nebenbei gesagt, durch das Verhalten der preußischen Konservativen und des Kaisers Wilhelm II. nach meinem Wahlerfolg von 1907 bestätigt. Wer als Fatalist

der Doktrin von der zwangsläufigen Entwicklung huldigt, gibt sich von vornherein verloren. Wenn ich für Land und Volk nie einen anderen Standpunkt verstanden und vertreten habe, so war es anderseits meine Art, vielleicht mein Fehler, in mein persönliches Schicksal, je älter ich wurde, um so weniger einzugreifen und dessen Gang einer höheren Gewalt, den ruhig waltenden Göttern, um mit Homer zu sprechen, unserem Vater im Himmel, wie der Christ glaubt, vertrauensvoll zu überlassen: Volentem ducunt, nolentem trahunt.

Als ich bei meiner Abreise von Hubertusstock den Wagen bestieg, der mich nach Neustadt-Eberswalde führte, und von dort mit der Eisenbahn nach Berlin zurückkehrte, erschien mir meine persönliche Zukunft ungewisser als je. Es lag in der Unberechenbarkeit Kaiser Wilhelms II., daß ich trotz nun vierjähriger Zusammenarbeit mit ihm bis zuletzt im unklaren darüber war, ob ich Reichskanzler werden oder mit einem anderen Reichskanzler als Staatssekretär bleiben oder wieder eine Botschaft übernehmen oder vielleicht auch mich zur Ruhe setzen würde. Mit dem, seit ich als Referendar am Bezirkspräsidium in Metz unter ihm gearbeitet hatte, von mir hochverehrten Grafen Botho Eulenburg, mit meinem treuen Freunde Karl Wedel als Reichskanzler wäre ich Staatssekretär des Äußeren geblieben. Auch mit Miquel und Posadowsky, wenn sie mir freie Hand hinsichtlich der Behandlung der auswärtigen Fragen zugesichert hätten. Ich würde mich aber auch ohne Kummer und ohne Bitterkeit in das Privatleben zurückgezogen haben, überzeugt, daß ich mit meiner geliebten Frau und mit guten Büchern überall innerlich glücklich würde leben können.

Fahrt nach Homburg

Fast gleichzeitig mit der telephonischen Aufforderung Seiner Majestät, mich von Berlin nach Homburg zu begeben, erhielt ich das nachstehende Telegramm des Chefs des Zivilkabinetts: „Seine Majestät der Kaiser haben mir soeben telephonisch befohlen, in Gemeinschaft mit Eurer Exzellenz mich morgen vormittag zum Zweck einer Besprechung bei Allerhöchstdemselben zu melden. Ich bin in Potsdam auf einen Tag zu einem Familienfest und fahre heute abend mit dem um zehn Uhr am Potsdamer Bahnhof abgehenden Zuge nach Homburg. Eure Exzellenz bitte ich um geneigte Nachricht, ob Sie denselben Zug benutzen werden.“ Am Abend des 16. Oktober 1900 traten wir gemeinsam die Fahrt von Berlin nach Homburg an.

Lucanus war ein angenehmer Reisegefährte, gescheit, sogar schlau, aber immer behaglich. Als wir in einem Coupé nebeneinander Platz genommen hatten, das wir durch einen glücklichen Zufall, unterstützt durch ein kleines Douceur an einen biederen Schaffner, leer fanden — Minister und andere große Tiere fuhren, mit einziger Ausnahme des Reichskanzlers, damals noch nicht im Salonwagen wie später die Reigenführer der Republik — drückte mir Lucanus nicht ohne innere Bewegung die Hand. Er

war fast zwanzig Jahre älter als ich, hatte viel erlebt und kannte den Monarchen noch genauer als ich. „Gott gebe", meinte er, „daß Ihre Ehe mit dem Kaiser gut geht. Mit Bismarck kam es nach kaum zwei Jahren zur Scheidung. Man hat mich beschuldigt, dazu mitgewirkt zu haben. Das ist ein ungerechter Vorwurf, ich konnte den Bruch aber leider nicht verhindern. Mit Caprivi ging es gar nicht, der hat nichts als Dummheiten gemacht, wußte auch den Kaiser nicht zu nehmen. Mit Hohenlohe sah es schon besser aus, aber eigentlich doch nur, weil er sich vollkommen passiv verhielt. Eine solche Passivität des Reichskanzlers, des verfassungsmäßig einzig verantwortlichen Beamten im Reich, ist aber auf die Länge bedenklich. Wir müssen einen Reichskanzler haben, der im Reichstag Rede und Antwort stehen kann, der seine Gegner abführen und so sprechen kann, daß die Nation die Ohren spitzt. Wir brauchen wieder eine Persönlichkeit." Der alte Lucanus schwieg einige Minuten, indem er an seiner Zigarre sog. „Das große Problem ist, wie lange ein Reichskanzler, der eine Persönlichkeit ist und nun gar eine mehr oder weniger brillante Persönlichkeit, es mit dem Kaiser macht." Wieder schwieg der vielerfahrene alte Herr und schloß, indem er mir nochmals die Hand drückte, mit den tröstlichen Worten: „Das wollen wir Gott anheimstellen."

Lucanus über Eulenburgs Zwecke

Er wandte sich dann weniger schweren Problemen zu und erzählte mir mit gutem Humor, daß mein Freund Philipp Eulenburg das möglichste getan hätte, meine Ernennung zum Reichskanzler zu hintertreiben. Beileibe nicht durch direkte Angriffe noch in heftiger oder gewaltsamer Weise, sondern indem er dem Kaiser eine herzerschütternde Beschreibung von meinem angegriffenenen Gesundheitszustand gemacht und wehmütig hinzugefügt hätte: Wer mich lieb habe, müsse wünschen, daß der bittere Kelch des Reichskanzleramts an mir vorübergehe. Er habe dem Kaiser eine beängstigende Schilderung von einem „fürchterlichen" Hautausschlag gemacht, der mich in Norderney befallen hätte, während er, Eulenburg, zum Besuch bei mir an der Nordsee geweilt habe. (In Wahrheit handelte es sich um einen völlig ungefährlichen Nesselausschlag, den ich mir durch allzu reichlichen Genuß von Krevetten zugezogen hatte und der vorüberging, als ich zwei Gläser heißes Wasser mit einer Auflösung von Kochsalz zu mir genommen hatte, ein Rezept, das ich jedem empfehle.) Ich frug, ob Phili etwa selbst hätte Kanzler werden wollen. „I wo!" meinte Lucanus. „Das traut er sich denn doch nicht zu. Er poussierte die Kandidatur von Hohenlohe-Langenburg, um dann als Statthalter nach Straßburg zu gehen, was das Ziel seiner Wünsche ist." Aus seiner Reisetasche, welche die Seiner Majestät anläßlich des Kanzlerwechsels zur Unterzeichnung vorzulegenden Schriftstücke enthielt, holte Lucanus einen Artikel der „Pfälzischen Rundschau" hervor, in dem von einer mysteriösen Reise des Botschafters

Eulenburg nach Baden-Baden die Rede war. Eulenburg, hieß es in diesem Artikel, möchte Statthalter von Elsaß-Lothringen werden. Um diesen Posten freizumachen, wäre er bemüht, den Großherzog Friedrich für den Gedanken zu gewinnen, den Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst als Kanzler durch den Fürsten von Hohenlohe-Langenburg zu ersetzen. Unter solchen Gesprächen war es allmählich Mitternacht geworden, und uns beide überkam der Schlaf, der Seel' Unruhe zerstreuend, heute wie in den Tagen des guten Homer.

Empfang durch den Kaiser in Homburg

Als wir in den Frankfurter Bahnhof einfuhren, meinte Lucanus, wir würden Seine Majestät wahrscheinlich in Homburg am Bahnhof finden. Wenn der Kaiser einen neuen Minister ernannt habe, könne er es gar nicht erwarten, ihn zu sehen und mit seinen Gedanken zu erfüllen. Voraussichtlich werde der hohe Herr die Rede zunächst auf innere Politik und insbesondere auf die Frage des Zolltarifs bringen. In dieser Beziehung müßte ich vorsichtig sein. Der Kaiser sei sehr erbittert gegen die Agrarier, denen er, nicht mit Unrecht, die Hauptschuld an dem Scheitern seiner Kanalpläne zuschreibe. Auch wäre Seiner Majestät von Hamburger Freunden gesagt worden, daß die Erhöhung und nun gar die Bindung der Getreidezölle das Zustandekommen von Handelsverträgen unmöglich machen würde. Der Kaiser wolle unter allen Umständen und um jeden Preis Handelsverträge. Ich entgegnete, daß ich allerdings aus wirtschaftlichen und noch mehr aus sozialpolitischen und nationalen Gründen einen verstärkten Schutz der Landwirtschaft für unerläßlich hielte. In dieser Überzeugung würde ich mich nicht erschüttern lassen. Lucanus machte ein bedenkliches Gesicht, er zitierte eine Reihe überaus drastischer Auslassungen des Kaisers gegen den Bund der Landwirte und fügte erläuternd hinzu, daß den Kaiser nach seiner Natur und Mentalität die Landwirtschaft viel weniger interessiere als die Industrie und nun gar als Handel und Schiffahrt. Wir redeten noch hin und her, als der Eisenbahnzug an dem kleinen Homburger Bahnhof hielt und wir auf dem Perron den Kaiser erblickten. Er begrüßte mich auf das herzlichste, nahm mich dann unter den Arm und forderte mich zu einem Spaziergang auf, damit wir sofort gemeinsam ein Regierungsprogramm entwürfen, wie er lächelnd meinte.

Sobald wir allein waren, brachte der Kaiser tatsächlich sogleich die Rede auf die Zoll- und Handelsfragen. Vor allem müsse ich dem Bund der Landwirte und den Agrariern „eins auf den Kasten geben". Das hätten sie durch ihre Haltung in der Kanalfrage und durch die „unverschämte Sprache", die sie führten, hundertfach verdient. Von einer Erhöhung und nun gar von einer Bindung landwirtschaftlicher Zölle könne natürlich nicht die Rede sein. Während wir die Elisabethquelle umwandelten, setzte ich Seiner Majestät auseinander, weshalb ich einen stärkeren Schutz für die deutsche

Landwirtschaft für unbedingt erforderlich hielte und daraus eine Vorbedingung für die Übernahme der Leitung unserer inneren Politik machen müsse. Die Landwirtschaft habe nicht nur mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, sondern der landwirtschafttreibende Teil der Bevölkerung gehe auch beständig zurück, während die im Dienste der Industrie stehenden Arbeitermassen sich ebenso ständig vergrößerten. Die Städte schwöllen immer mehr zu riesigen Wasserköpfen an, das flache Land entvölkere sich. Darin läge eine große Gefahr: nicht nur vom Standpunkt unserer militärischen Stärke, denn das platte Land liefere alles in allem bessere Soldaten als die Städte, sondern für unsere ganze soziale Struktur. Es gebe in Deutschland weit mehr große Städte als in Frankreich und Italien, das Mißverhältnis zwischen dem ackerbautreibenden und dem in Fabriken tätigen Teil der Bevölkerung sei bei uns viel größer als jenseits der Vogesen. Außer Paris, das Kopf und Herz des Landes wäre, zähle Frankreich nur 11 Städte mit über 100000 Einwohnern, wir aber deren 30. Der Kaiser warf ein, daß die Entwicklung in England noch mehr im Sinne der Industrialisierung ginge als bei uns. Ich mußte ihm sagen, daß England in der politischen Schulung seiner Bevölkerung, in der Einsicht und Klugheit seiner Aristokratie, in der nationalen Gesinnung seiner Massen weit größere Sicherungen in sozialer und staatlicher Hinsicht biete als Deutschland. Der Kaiser war sichtlich erstaunt über meinen Widerspruch, frug aber schließlich, ob ich nicht einsähe, daß, wenn wir nicht zu Handelsverträgen kämen, dies für uns ein „ganz fürchterlicher Schlag“ sein würde. Ich beruhigte ihn mit der Versicherung, daß, wie ich bestimmt hoffe, ich auch bei stärkerem Schutz der Landwirtschaft gute Handelsverträge mit Rußland, Österreich, Italien, Rumänien, der Schweiz zustande bringen würde. Wir müßten den Weg zwischen den beiden Leuchttürmen finden: wirksamer Schutz für die Landwirtschaft auf der einen, Handelsverträge, mit denen sich unsere Industrie gedeihlich entwickeln könne, auf der anderen Seite. „Also ähnlich wie in der auswärtigen Politik, wo wir auch zwischen England und Rußland unseren Weg finden sollen“, meinte schließlich der Kaiser, „nun, sehen Sie, wie weit Sie kommen.“ Ich bat den Kaiser, mir zu erlauben, meinen Amtsvorgänger, den Fürsten Hohenlohe, aufzusuchen, und wurde von ihm an der Elisabethquelle mit einem Händedruck und der scherzhaften, aber freundlichen Wendung entlassen: „Mein verehrter Herr Kanzler, auf Wiedersehen beim Frühstück.“

Unterredung mit Hohenlohe

Fürst Hohenlohe empfing mich mit der Ruhe, die ihn nie verließ, aber mit warmer und von Herzen kommender Güte. „Sie werden sich erinnern“, sagte er mir, „daß ich Ihnen schon vor zwanzig Jahren in Paris vorausgesagt habe, Sie würden einmal Reichskanzler werden. Mein Freund Völderndorff hat es Ihnen damals auch prophezeit, auf dem Pont de la

Concorde, wie er mir oft erzählte.“ Der Fürst setzte mir auscinander, wie er wohl wisse, daß ich es gern gesehen hätte, und das nicht nur für mich, sondern auch für das Reich, wenn er noch einige Zeit geblieben wäre. Sein Gesundheitszustand mache das aber wirklich zur Unmöglichkeit. Er habe auf der Reise nach Homburg infolge seines rasch fortschreitenden Herzleidens zwei schwere Beklemmungsanfälle gehabt. Er las mir dann einen Brief seiner seit langem von mir sehr verehrten Schwiegermutter, der Fürstin Léonille Wittgenstein, vor, die erst achtzehn Jahre später, im Alter von 102 Jahren, sterben sollte. Die Fürstin schrieb ihrem Schwiegersohn, sie riete ihm dringend, jetzt zurückzutreten. Er sähe auf eine lange und schöne politische Laufbahn zurück. Er möge zurücktreten, solange der Kaiser und die Nation seinen Rücktritt bedauerten, nicht aber warten, bis man ihn zum Abgange dränge. „Das ist auch meine Absicht“, fügte Fürst Hohenlohe hinzu. „Sie aber begleiten meine herzlichen und aufrichtigen Wünsche und Hoffnungen.“

Ernennung zum Reichskanzler

Als ich mich in mein Zimmer zurückzog, um mich zum Mittagsmahl umzuziehen, zu dem mich der Kaiser eingeladen hatte, klopfte es an meine Tür. Es war der gute alte Lucanus. „Nun“, sagte er mir, „Sie haben den Stier bei den Hörnern gefaßt. Daß Sie dem Kaiser am ersten Tage Ihrer Kanzlerschaft widersprochen haben, und das in einer heikligen Frage, hat ihm imponiert. Nun aber ziehen Sie auch wieder nette Saiten auf, und vor allem sehen Sie, daß wir Handelsverträge bekommen.“

Als ich in das Homburger Schloß durch das alte, von Efeu umrankte Tor eintrat, über dem der Landgraf mit dem silbernen Bein, der Sieger von Fehrbellin und Held des bekannten Dramas von Heinrich von Kleist, der schönsten Verherrlichung preußischen Waffenruhms und preußischen Geistes, aus dem Schloß herausreitet, wurde ich zuerst von der Kaiserin empfangen. Sie drückte mir bewegt und gütig die Hand. Sie habe Vertrauen zu mir, weil sie wisse, daß ich es gut mit dem Kaiser meine. Sie würde mir helfen, so viel sie könne. Sehr weit reiche freilich ihr Einfluß auf den Kaiser nicht, fügte sie mit wehmütigem Lächeln hinzu. Es freue sie, daß ich gerade zur Einsegnung des Prinzen Adalbert, ihres dritten Sohnes, eingetroffen wäre. Sie blieb immer die gute Mutter. Nach dem Mittagsmahl vollzog der Kaiser mit allerlei gutmütigen und harmlosen Scherzen die ihm von Lucanus unterbreiteten Unterschriften, durch die dem Fürsten Hohenlohe die nachgesuchte Entlassung unter Verleihung des hohen Ordens vom Schwarzen Adler mit Brillanten erteilt und ich zum Reichskanzler und Präsidenten des Preußischen Staatsministeriums ernannt wurde.

Im Laufe des Nachmittags suchte ich die einzige Tochter des Generals Friedrich Wilhelm Bülow, des Siegers von Dennewitz, auf, die, damals fast neunzigjährig, ihren Lebensabend in Homburg verbrachte. Sie war die

Witwe des feinsinnigen Novellisten Eduard Bülow, des ersten Biographen von Heinrich von Kleist, Apologeten des unglücklichen Dietrich Bülow und Entdeckers des „armen Mannes in Tockenburg". Der geniale Musiker Hans von Bülow war ihr Stiefsohn. Sie hatte ihren Vater nicht mehr mit Bewußtsein gekannt, er starb, als sie nur drei Jahre alt war. Aber sie war in seinem Geist erzogen worden und erfüllt von seinem Geist. Sie faßte ihr Urteil über ihn in die Worte zusammen: „Er ruhte in sich selbst, und darum verlor er nicht das innere Gleichgewicht, weder im Glück noch im Unglück." Der reichsfreiherrliche Zweig der Familie Bülow, dem er entsprossen war, habe seit langem die Devise geführt: „In utraque fortuna ipsius fortunae memor", was ich sogleich übersetzte: „Bleibe bei gutem wie bei schlechtem Wetter der Unbeständigkeit des Wetters eingedenk." Die alte Dame fand die Übersetzung zutreffend und gab der Überzeugung Ausdruck, daß die Ehre unserer Familie und vor allem die preußische wie die deutsche Ehre während meiner Amtsführung keinen Schaden nehmen würden. Die Unterredung mit der würdigen Greisin erquickte mich. Es schien mir, als ob die Vergangenheit mir die Hand reiche, denn die Generationen sollen sich im Dienste des Vaterlandes ablösen und eine der anderen mit vaterländischer Gesinnung die Eigenschaften übermitteln, die das Vaterland groß machen. Quasi cursores vitae lampades tradunt.

Ich telegraphierte nun auch an meine Frau, daß ich zum Reichskanzler ernannt worden wäre: ich bäte Gott, mir die Kraft zu geben, mein Amt zum Wohle des Volks und des Kaisers zu führen. Meine Frau überbrachte, nicht unbedingt erfreut, denn sie fürchtete für mich die Aufregungen und Kämpfe der neuen Stellung, aber doch sehr bewegt und gerührt, die Nachricht meiner Schwiegermutter, die zum Besuch bei uns weilte. Diese fiel vor ihrem Bett auf die Knie und bat die Mutter Gottes um Schutz und Erleuchtung für mich, den sie wie einen Sohn liebte. Donna Laura Minghetti war in einem neapolitanischen Kloster erzogen worden. Sie sprach von den Nonnen als von lieben und gütigen Wesen, denen sie herzliche Dankbarkeit bewahrte. Aber was sie sonst in dem Neapel des Königs Bomba von Geistlichen und Mönchen gesehen hatte, war nicht gerade erbaulich. Während ihr auf der einen Seite der krasseste Aberglaube entgegentrat, sah sie auf der anderen Seite, daß viele der leitenden Männer des italienischen Risorgimento in religiösen Fragen skeptisch dachten. Nun flößte ihr aber der Gedanke, daß mit dem Tode alles vorbei sein sollte, Grauen und Abscheu ein. So glich sie, wie sie sich selbst ausdrückte, einem Wanderer, der von dem einen Ufer des Stroms abgestoßen ist, das andere aber nicht erreichen kann. Nach dem Tode ihres ersten Gatten, des Fürsten Domenico Camporeale, der, noch jung, nach langer und schmerzlicher Krankheit in Paris starb, hatte sie bei dem Dominikanermönch Lacordaire, dem großen französischen Kanzelredner,

einem der größten Söhne des heiligen Dominikus, Trost und Frieden gefunden. Innige Freundschaft verband sie mit den glaubenseifrigsten Katholikinnen: mit der Herzogin Therese Ravaschieri, der als Wohltäterin von Neapel vom ganzen Volk verehrten „Mamma Theresa", mit Lady Craven, der Verfasserin des in katholischen Kreisen viel gelesenen „Récit d'une sœur". Ihr zweiter Mann, Marco Minghetti, war ein glühender italienischer Patriot, aber gleichzeitig ein überzeugter, gläubiger Katholik, mit dem Verstand und mit dem Herzen. In ihren Zweifeln flüchtete sie sich zu ihm, der sie auf den heiligen Franziskus, auf François de Sales und Rosmini wies. In der letzten Unterredung, die ich im Mai 1915 vor meiner Abreise von Rom mit meiner Schwiegermutter hatte, erwähnte ich einen der schönsten Aussprüche des Apostels Paulus. Sie bat mich, ihr das Wort aufzuschreiben. Da sie nicht Deutsch verstand, schrieb ich ihr den Spruch in französischer Sprache nieder: „Les choses visibles sont pour un temps, mais les choses invisibles sont éternelles (II. Cor. IV. 18)." Das Blatt, auf dem ich diese Worte niedergeschrieben hatte, lag auf dem Tischchen neben ihrem Bett, in dem sie am 12. September 1915 in ihrer Villa Mezzaratta bei Bologna starb.

Abschiedsgesuch Posadowskys

Aus Homburg richtete ich am Abend des 17. Oktober an den Vizepräsidenten des Staatsministeriums, den Finanzminister von Miquel, das nachstehende Telegramm: „Nachdem Seine Majestät mich zum Reichskanzler zu ernennen beschlossen haben, drängt es mich, Eurer Exzellenz die Bitte auszusprechen, mir auch fernerhin das freundschaftliche Wohlwollen zu erhalten und die sachkundige Unterstützung zu gewähren, die für mich von so hohem Werte sind. In alter und steter Verehrung Bülow." An den Staatssekretär des Innern, Grafen Posadowsky, telegraphierte ich: „Durch den Willen Seiner Majestät zum Reichskanzler ernannt, ist es mir ein Bedürfnis Eurer Exzellenz zu sagen, wie sehr ich hoffe, daß Ihre hervorragende Sachkenntnis und Kraft mir für die Führung meines verantwortungsvollen Amtes zur Seite stehen mögen. In treuer Ergebenheit Bülow." Während Miquel mir mit Liebenswürdigkeit und Geist seinen Glückwunsch aussprach und seine Unterstützung zusagte, überreichte mir Posadowsky mit einem steifen und gereizten Schreiben das nachstehende, an den Kaiser gerichtete Gesuch um Entlassung aus seinen Ämtern: „Eure Majestät haben allergnädigst geruht, dem Reichskanzler Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst die nachgesuchte Dienstentlassung zu erteilen und den Grafen Bülow zu dessen Nachfolger zu ernennen. Ich glaube als Stellvertreter des Reichskanzlers und Staatssekretär des Innern meiner Pflicht zu genügen, wenn Eure Majestät ich alleruntertänigst bitte, huldreichst zu entscheiden, ob Eurer Majestät ich ein Gesuch um Entlassung aus meinen Ämtern unterbreiten darf." Hätte ich dieses pikierte

Entlassungsgesuch Seiner Majestät mit einem unfreundlichen Kommentar vorgetragen, so würde der Kaiser zweifellos Posadowsky haben gehen lassen. Lucanus riet mir dazu, da ich bei Posadowsky kaum ehrliche Unterstützung in den bevorstehenden schwierigen handelspolitischen Kämpfen finden würde. Ich hielt es für meine Pflicht, die ungewöhnlichen Kenntnisse und die große Arbeitskraft des bisherigen Staatssekretärs des Innern dem Lande zu erhalten, und telegraphierte deshalb dem Posadowsky persönlich befreundeten Baron Richthofen, ich hätte den Kaiser bewogen, das Abschiedsgesuch des Staatssekretärs des Innern abzulehnen und ihm gleichzeitig ein huldvolles Telegramm zu senden. Posadowsky möge nun aber aus dem Schmollwinkel herauskommen und sich mit mir zu nützlicher Arbeit vereinigen. Er werde schwerlich einen Kanzler finden, der ihm so wohlwollend, anerkennend und loyal entgegenkäme wie ich. Wenige Wochen später trat einer jener Zwischenfälle ein, die im öffentlichen Leben häufig sind und die der Franzose mit dem Ziegelstein vergleicht, der einem Spaziergänger plötzlich auf den Kopf fällt: une tuile vous tombe sur la tête. Als die Zwölftausend-Mark-Affäre dem armen Posadowsky unvermutet auf den Kopf fiel, kam er als Bittender zu mir und klammerte sich an mich an wie ein Ertrinkender.

Am 18. Oktober fand die Einsegnung des Prinzen Adalbert statt. Dryander hielt eine würdige Ansprache, die, von jedem Byzantinismus weit entfernt, auf die ewigen Sterne hinwies, die uns auf der steinigen und oft gefährlichen Pilgerfahrt leuchten sollen. Es ergriff mich, als die Gemeinde sang:

Ich weiß, an wen ich glaube,
Ich weiß, was fest besteht,
Wenn alles hier im Staube
Wie Staub und Rauch verweht;
Ich weiß, was ewig bleibet,
Wo alles wankt und fällt,
Wo Wahn die Weisen treibet
Und Trug die Klugen hält.

Ich hatte genug von der Politik gesehen und erfahren, um zu wissen, daß der Dichter dieser schönen und tiefen Verse, unser lieber alter Ernst Moritz Arndt, einer der besten Deutschen, die je gelebt haben, der treue Eckart unseres Volkes, nur zu recht hat, wenn er vor Wahn und Trug menschlicher Weisheit und Klugheit warnt. Ich hatte Bismarck mehr als einmal sagen hören, daß, je länger er in der Politik arbeite, desto geringer sein Glaube an menschliches Rechnen würde. Ich hatte gelesen, daß Napoleon am Ende seiner Regierung zum Erzkanzler Cambacérès, (einst seinem hauptsächlichen Mitarbeiter bei der Neugestaltung der französischen

Justiz und inneren Verwaltung) sprach: „Ich habe mich in meinem Leben so oft geirrt, daß ich nicht mehr darüber erröte.“ Der mir seit Jahren befreundete österreichische Geschichtsforscher Heinrich Friedjung hatte mir mehr als einmal gesagt und auch geschrieben, daß die Geschichte vor allem Bescheidenheit des politischen Urteils lehre, denn sie habe mit unwägbaren Dingen zu tun, sie sei keine exakte Wissenschaft, schon weil sie überall auf das Rätsel der Persönlichkeit stoße. Ich meine auch heute, daß solche Erkenntnis zu innerer Bescheidenheit führt, die immer nützlich ist, aber keineswegs zu Kleinmut. Und darum sang ich mit voller Überzeugung den zweiten und den dritten Vers des Liedes:

Ich weiß, was ewig dauert,
Ich weiß, was nie verläßt;
Auf ew'gem Grund gemauert
Steht diese Schutzwehr fest.
Es sind des Heilands Worte,
Die Worte, fest und klar;
An diesem Felsenorte
Halt' ich unwandelbar.

Auch kenn' ich wohl den Meister,
Der mir die Feste baut:
Es ist der Herr der Geister,
Auf den der Himmel schaut,
Vor dem die Seraphinen
Anbetend niederknien,
Um den die Heil'gen dienen,
Ich weiß und kenne ihn.

Wenn ich sage, daß ich diese Verse gesungen hätte, so ist das ein Euphemismus. Ich summte sie nur vor mich hin. Ich bin so unmusikalisch, daß mir schon während meiner Schulzeit im Pädagogium zu Halle an der Saale verboten wurde, in der Kirche mitzusingen, da ich durch falsche Töne die Andacht der Gemeinde störe.

Rückreise Bülows nach Berlin

Am 19. Oktober trat ich die Rückreise nach Berlin an. Die Fahrt, die einem Gang durch die deutsche Geschichte glich, führte mich vorbei an Fulda, in dessen Dom der Apostel der Deutschen ruht, an Gelnhausen, der alten Barbarossastadt, wo Kaiser Rotbart in der von ihm hier angelegten Kaiserpfalz auf einer Insel der von Kastanien- und Walnußbäumen beschatteten Kinzig Hof hielt und Reichstage versammelte, vorbei an der Wartburg, wo der Sängerkrieg deutsche Dichter und Sänger um Landgraf Hermann scharte, wo die ungarische Königstochter Elisabeth zur deutschen Heiligen wurde, wo Luther die Bibelübersetzung begann, vorbei an Erfurt,

das Deutschland in der tiefsten Erniedrigung sah, die es vor dem Zusammenbruch von 1918 erlebte, an Weimar vorüber, gleich Bethlehem in Juda klein, doch groß, bis die wuchtigen Kirchtürme von Jüterbog vor mir auftauchten, in dessen Nähe das Dorf Dennewitz liegt und das Schlachtfeld, wo Berlin am 6. September 1813 vom General Friedrich Wilhelm Bülow vor dem Feinde gerettet und die Grundlage gelegt wurde zur Befreiung und Wiedererrichtung des Vaterlandes.

Sitzung des Staatsministeriums

Am Abend in Berlin eingetroffen, setzte ich für den nächsten Tag eine Sitzung des Staatsministeriums an, in der ich zunächst die Verdienste hervorhob, die sich mein Amtsvorgänger durch nie ermüdende Pflichttreue, Umsicht und eine auf gereifter Lebenserfahrung beruhende Weisheit um das Vaterland erworben hätte. Ich legte darauf die Gesichtspunkte dar, nach denen ich in voller Überzeugung mit dem König und Kaiser die preußischen Geschäfte zu führen gedächte. Was ich vor allem erstrebe und fordere, sei eine in sich geschlossene Regierung. Jedem Mitglied des Staatsministeriums bleibe es überlassen, seiner Ansicht im Schoße des Staatsministeriums Ausdruck zu geben und sie so weit als möglich zur Geltung zu bringen. Wenn aber einmal ein Beschluß des Staatsministeriums vorliege, der die Billigung der Krone gefunden habe, müsse er von allen Staatsministern gleichmäßig vertreten werden, parlamentarisch und publizistisch, amtlich und persönlich. Die vielfach verbreitete Annahme, daß innerhalb des Staatsministeriums verschiedene Anschauungen und Richtungen bestünden, müsse aufhören. Ein durchaus einheitliches Ministerium sei die Vorbedingung für diejenige Stetigkeit und Zielbewußtheit der Regierung, die das Land verlange und brauche und die auch unerläßlich sei für eine wirksame Vertretung der Rechte der Krone. Ich betonte die Notwendigkeit voller Übereinstimmung zwischen der preußischen Politik und der Reichspolitik. Der Kaiser wisse wohl, wo die Wurzeln seiner Kraft liegen und daß die preußische Monarchie die Basis seiner Stellung im Reich und in der Welt sei. Seine Majestät erwarte aber auch, daß seitens des preußischen Staatsministeriums alles geschehen würde, um ihm seine Stellung als Oberhaupt des Reichs und die Führung der Reichspolitik zu erleichtern. Diese Auffassung Seiner Majestät teile ich nicht nur, fügte ich hinzu, aus pflichtschuldigem Gehorsam, sondern aus innerster Überzeugung. Ich würde nie im Reich zulassen, was Preußen schädigen oder auch nur ungünstig beeinflussen könnte. Aber andererseits müsse die preußische Politik Rücksicht nehmen auf die Bedürfnisse des Reichs und auf die politische Lage im Reich. Der König und Kaiser habe mir gegenüber ausdrücklich betont, daß über Inhalt und Verlauf der Sitzungen des Staatsministeriums strenges Stillschweigen bewahrt werden müsse. Es sei ausschließlich Aufgabe des Ministerpräsidenten, zu bestimmen, ob und was über Staatsministerial-

sitzungen in die Öffentlichkeit zu gelangen habe. Ich schloß mit der Bitte um rückhaltloses Vertrauen und um Unterstützung für die Erfüllung meiner schwierigen Aufgaben sowie mit der Versicherung, daß ich auf Wahrung des Ansehens und der Würde des Staatsministeriums jederzeit bedacht sein würde. Im Namen des Staatsministeriums ergriff Vizepräsident Miquel das Wort und betonte die volle Übereinstimmung mit den von mir hervorgehobenen Gesichtspunkten. Er versicherte mich allseitigen vertrauensvollen Entgegenkommens. Insbesondere stimmte er in vollem Maße und nicht ohne Emphase dem Gedanken zu, daß etwaige abweichende Meinungen, wie sie in einzelnen Fragen in jedem Kollegium unvermeidlich wären, nach außen in keinerlei Form hervortreten dürften. Des hohen Gremiums, dem es nicht ganz unbekannt war, daß der seinem Vizepräsidenten sehr nahestehende Expräsident der Seehandlung und Führer der Freikonservativen im Abgeordnetenhause, Oktavio Zedlitz, eine starke Neigung zu Intrigen hatte und daß der Preßhusar von Zedlitz und Miquel, Herr Viktor Schweinburg, ein übler Stänkerer war, bemächtigte sich bei dieser Versicherung eine gewisse Heiterkeit, der aber mit Rücksicht auf die Feierlichkeit des Augenblicks kein lauter Ausdruck gegeben wurde. Unbeirrt schloß Miquel: „Die Beschlüsse der Gesamtheit müssen von jedem einzelnen Minister mit gleicher Bestimmtheit vertreten werden."

Gratulationen

Als ich am nächsten Tage an meinen Diplomatenschreibtisch trat, der mich von Paris nach Petersburg, von dort über Bukarest und Rom nach Berlin begleitet hatte, fand ich ihn bedeckt mit Gratulationsschreiben und beglückwünschenden Telegrammen. Ich kann nicht sagen, daß sie mich sehr ergriffen. Es war vorauszusehen, daß die deutschen Bundesfürsten, daß der Kaiser von Österreich und der König von Italien den neuen Kanzler beglückwünschen würden. Die Stellung des deutschen Reichskanzlers war damals eine andere, als sie unter Hermann Müller und Josef Wirth wurde. Sie war noch von Ansehen, sogar von sehr großem Ansehen umgeben. Übrigens hatte der Kaiser meine Ernennung den Bundesfürsten selbst angezeigt und deren volle Zustimmung zu der getroffenen Wahl gefunden. Als Sohn eines Diplomaten und aus meiner eigenen langen diplomatischen Laufbahn besaß ich auch außerhalb der deutschen Grenzpfähle viele Bekannte und Freunde. Goluchowski und Lambsdorff gratulierten mir auf das wärmste, ebenso mein alter Gönner, der König Carol von Rumänien, und nicht wenige englische, auch französische Freunde. Wahrhaft gerührt aber war ich durch einen Brief des Generals Loë, unter dem ich im glorreichen Deutsch-Französischen Kriege gefochten hatte, in dem schönen Königshusaren-Regiment, an dem ich mit ganzem Herzen hing. Der damalige Generaloberst, spätere Generalfeldmarschall Freiherr Walter von Loë schrieb mir: „Mein teurer Freund! Von dem Augenblick an, da der

Telegraph die längst erwartete Nachricht Ihrer Ernennung zum Reichskanzler brachte, sind meine Gedanken unausgesetzt mit Ihnen beschäftigt gewesen. Wohl drängte es mich, meiner Empfindung telegraphisch oder brieflich Ausdruck zu geben. Ich unterließ es, weil es mir widerstrebte, Ihnen einen banalen Glückwunsch, deren Sie gewiß viele Hunderte empfangen, zu senden, weil ich ferner ahnte, wie sehr jede Minute Ihrer kostbaren Zeit in den ersten Tagen beansprucht sein mußte, und weil meine Empfindung bei allem, was Sie in Ihrem öffentlichen und Familienleben trifft und betrifft, anders beschaffen ist als die aller übrigen Menschen, selbst die Ihnen am nächsten stehen, Ihre Frau ausgenommen. Mag das wie ein überhebendes Wort klingen — ich habe ein Recht, Ihnen gegenüber so zu empfinden und zu sprechen. In Ihrer Person vereinigen sich für mich die beiden lebhaftesten Gefühle, deren ich heute in meinem Alter noch fähig bin: die Liebe zu dem Königshause und dem Lande, für die ich während meines geringen Lebens gearbeitet, demnächst die warme Zuneigung, welche ich, seitdem Sie als junger Soldat mir anvertraut wurden, zu Ihnen gefaßt und durch alle Phasen Ihres bisher so glücklichen Lebens bewahrt habe. Ich liebe in Ihnen den Sohn Ihres Vaters, der mir ein unvergeßlicher Gönner gewesen, den Offizier des Regiments, das in meiner militärischen Erinnerung den ersten Platz behauptet, den Mann Ihrer Gattin, der Sie das verdiente Lebensglück bereitet haben, und den hochbegabten, ideal begeisterten, tatkräftigen, aber maßvollen und besonnenen Staatsmann, der in meiner Auffassung die glückliche Zukunft unseres Vaterlandes repräsentiert. Sie wissen, ich mache keine Phrasen — wozu sollte ich das auch am Ende einer Laufbahn, an deren Erfolg die Phrase wahrhaftig keinen Anteil hat? Ich spreche zu Ihnen aufrichtig und wahr, und ich weiß, daß Sie Verständnis für meine Sprache haben. Sie verstehen auch, warum ich Ihnen bis heute weder telegraphiert noch geschrieben habe. Der Grundton, welchen die Nachricht bei mir hervorrief, entsprang der oben geschilderten Doppelempfindung; lebhafte Freude, gemischt mit lebhafter Besorgnis, ob der Zeitpunkt des größten äußeren Erfolges, der höchsten Würde, die ja, wie ich Ihnen oft prophezeit, zum Heile des Vaterlandes für Sie unvermeidlich war, nicht zu früh eingetreten sei. Aber in gewissen entscheidenden Momenten darf der entschlossene Mann nicht rückblicken. Ich habe mir seit Ihrer Ernennung alle Verhältnisse, alle Chancen reiflich überlegt. Dieser entscheidende Moment war für Deutschland und für Sie gekommen. Es gab keine andere Wahl als anzunehmen. Ihr Vorgänger war nicht mehr möglich und ebensowenig ein Paravent-Nachfolger. Sie mußten eintreten, und der Moment ist, wenn auch schwierig, doch für Sie ein günstiger, denn die Lösung Ihrer augenblicklichen Hauptaufgabe liegt auf dem Gebiete, auf welchem Sie Meister sind und unbedingt die Partie gewinnen, glänzend

gewinnen werden, wenn Ihnen die Arme frei gelassen werden. Sie wissen, daß dieser Punkt der einzige Schatten ist, den ich im hellen Lichte Ihrer Ernennung wahrnahm. Möge die Erinnerung unserer großen Zeit, die schweigsame Bescheidenheit unserer Helden an allen maßgebenden Stellen ebenso lebendig sein wie bei Ihnen, der Sie damals in jungen Jahren diese großartigen Eindrücke in sich aufgenommen und zur Richtschnur Ihres Denkens und Handelns gemacht haben. Und nun Glück auf den Weg, junger Ritter. Jetzt gilt es voll Gottvertrauen — und Selbstvertrauen vorwärtsgehen. Ich lege diesen Brief an Ihre Frau ein. Die Freude, Sie und Donna Laura wiederzusehen, ist leider mit Wehmut gemischt. Die furchtbaren Qualen der armen Kaiserin Friedrich gehen mir nicht aus dem Sinn. Ich habe sie am 12. September noch besucht und vor vierzehn Tagen einen Brief von ihr erhalten. Sie ist bis zum letzten Atemzuge die heldenmütige, die treue Frau. Sie mißverkannt, nicht nach ihrem Werte gewürdigt zu haben, ist ein schwarzer Fleck auf dem guten Rufe der Deutschen. Sie empfindet schmerzlich den Haß, der sie von vielen Seiten bis zuletzt verfolgt. Sie sehnt sich, noch einmal ihre Heimat wiederzusehen. Wird sie es erreichen? Ich glaube es kaum! Also hoffentlich auf gutes Wiedersehen. In alter Freundschaft Ihr Loë.“

Brief Herbert Bismarcks

Herbert Bismarck schrieb mir aus Heidelberg: „Also endlich! Ich muß Ihnen mit zwei Zeilen meine Genugtuung aussprechen, daß die alte Mumie Chlodwig endlich beseitigt und daß Sie Kanzler geworden sind. Möge die Bürde Ihnen leicht werden und von Ihnen zum Heil unseres Landes getragen werden. Ich habe Ihnen seit drei Jahren gesagt, daß es so kommen mußte, und noch zuletzt bei Ihrem freundlichen Besuch in Friedrichsruh. Nun gratuliere ich dem Vaterlande und Ihnen. Aber jetzt schaffen Sie sich auch alle schwachen Kollegen und Intriganten vom Hals, sonst müssen Sie zuviel totes Gewicht mitschleppen und werden ermüden. Ich bin neugierig, wen Sie zu Ihrem Nachfolger wählen. Wäre Brauer nicht in Baden leitender Minister, so würde er m. E. der geeignete Staatssekretär sein. Oder könnten Sie Radowitz nehmen, um dem Zentrum eine Paritätsfreude zu machen? In alter Treue stets Ihr Bismarck.“ Brauer, damals Ministerpräsident, später Großhofmeister im „Musterländle“, hätte ich gern als Staatssekretär des Äußeren an meiner Seite gesehen. Wir waren persönlich befreundet, seitdem wir uns 1875 in Petersburg begegnet waren, ich als dritter Botschaftssekretär, er als Konsul. Brauer verband Kenntnisse, Arbeitskraft und umgängliche Formen mit einem durchaus zuverlässigen Charakter. Der Vorschlag, Radowitz zu nehmen, der seit der reservierten Haltung, die er nach 1890 gegenüber dem Hause Bismarck eingenommen hatte, dort nicht gut angeschrieben war, ging bei Herbert aus dem Wunsch hervor, dem verhaßten Holstein einen Schabernack zu spielen. Holstein und

Brief von Herbert Bismarck an Bülow

(Zu Seite 392)

Heidelberg 18. 10. 00

Lieber Bülow

Also endlich! Ich muß Ihnen mit 2 Zeilen meine Genugthuung aussprechen, daß die alte Mumie Chlodw. endlich beseitigt u. daß Sie Kanzler geworden sind: möge die Bürde Ihnen leicht werden und von Ihnen zum Heile unseres Landes getragen werden. Ich habe Ihnen seit 3 Jahren gesagt, daß es so kommen mußte, u. noch zuletzt bei Ihrem freundlichen Besuch in Friedrichsruh. Nun gratuliere ich dem Vaterland u. Ihnen. Aber jetzt schaffen Sie sich auch alle schwachen Collegen u. Intriguanten vom Hals, sonst müssen Sie zu viel todtes Gewicht mitschleppen u. werden ermüden. — Ich bin neugierig, wen Sie zu Ihrem Nachfolger wählen: wäre Brauer nicht hier leitender Minister, so würde er m. E. der geeignete Staatssecretär sein. Oder Sie könnten Radowitz nehmen, um dem Centrum eine „Paritätsfreude" zu machen. — Wir sind hier auf der Durchreise nach Baden, wo wir morgen auf einige Zeit (Englischer Hof) eintreffen. Mit den besten Grüßen an Ihre liebenswürdige Gattin bin ich in alter Treue

Stets Ihr

Bismarck

Heidelberg 18.10.00

Liebes Fräulein

Also endlich! Ich muß Ihnen mit 2 Zeilen einen Empfehlung erbitten, daß die alten Nummern endlich besorgt u. daß die Rechnung gesendet sind: mögen die Bücher Ihnen bald werden u. von Ihnen zu Hause mündlich Lobendes gehört werden. Ich habe Ihnen viel 3 Hefte gesagt doch es so kommen müßte u. mich zuletzt bei Ihnen freundlichst bestens u. Freundschaft. Bin gestern bei dem Verleger u. Ihnen. Abends steht Strasser da bis auf alle Ihnen Collegen u. Fabrikgrenzen [illegible] bestens müssen Sie zu [illegible]

Dem besten Grüßen an Ihre
liebenswürdige Gattin bi
ich in alter Treue Ihr
Bismarck

Radowitz waren Todfeinde, die sich nicht zusammen vor denselben Wagen spannen ließen.

Richthofen Staatssekretär

Ich hatte mich schon auf der Fahrt von Berlin nach Homburg für den bisherigen Unterstaatssekretär Richthofen als künftigen Staatssekretär des Äußern entschieden. Holstein hatte mir für diesen Posten einige ganz unfähige Kandidaten vorgeschlagen, in der Hoffnung, unter einem unzulänglichen Staatssekretär für alle Seitensprünge und Intrigen freiere Hand zu haben. Ich hatte einige Mühe gehabt, den Kaiser für Richthofen zu gewinnen. Der hohe Herr liebte nicht den traditionellen preußischen Beamten mit seiner Nüchternheit, seiner Sachlichkeit, seinem Bienenfleiß, seiner Gewissenhaftigkeit und strengen Pflichttreue. Er fand solche Leute „ledern", gab aber bei ruhiger Überlegung doch zu, daß sie im Verein mit dem preußischen Offizier den preußischen Staat aufgerichtet und über alle Stürme weggebracht hatten. Als Unterstaatssekretär setzte ich den bisherigen Direktor der handelspolitischen Abteilung, den Geheimen Rat von Mühlberg, durch, der, ein ebenso hervorragender Arbeiter und Beamter wie Richthofen, gleich diesem in allen von ihm bekleideten Stellungen dem Lande ausgezeichnete Dienste geleistet hat.

Sympathie-Kundgebungen

Der begabteste Vertreter der Bismarckschen Tradition in der Presse, Hugo Jacobi, hatte mir nach meiner Ernennung zum Reichskanzler geschrieben: „Ihrer noch ungebrochenen Kraft harren große und schwere Aufgaben, an deren Gelingen das Heil des Landes hängt; aber ein großes Vertrauen kommt Ihnen hoffnungsvoll entgegen. Seit zehn Jahren wartet die Nation auf ihren politischen Führer. Ihren Amtsantritt umleuchtet glückverheißend die glorreiche Erinnerung des 18. Oktobers. Möge das ‚nova vita incipit' wie für Eure Exzellenz auch für das Vaterland gelten." Ich kann bei diesem Anlaß einflechten, daß Herbert Bismarck, als er einige Monate vor meiner Ernennung zum Reichskanzler mir die Hoffnung ausdrückte, ich würde bald an die Stelle von Hohenlohe treten, hinzufügte: „Mein Vater hat mir schon vor Jahren gesagt: Der junge Bernhard Bülow gehört zu den drei oder vier Männern, die nach meinem Tode das Reich zusammenhalten müssen." Ein anderer intimer Freund des Hauses Bismarck, Graf, später Fürst Guido Henckel-Donnersmarck, schrieb mir: „Zu der angetretenen großen Erbschaft aufrichtigen Glückwunsch. Lägen nicht Caprivi und Hohenlohe dazwischen, würde ich mit größerer Begeisterung Glück wünschen und mich der Begebenheit inniger freuen. Indes, keine Rose ohne Dornen." Der mir seit jeher etwas unheimliche Dr. Hinzpeter schrieb mir, er gratuliere mir um so aufrichtiger, als er wisse, wie unendlich schwer es sei, zugleich das Vertrauen und die Sympathie seines früheren hohen Zöglings zu erwerben. Da es ihm selbst nur gelungen sei, das erstere und nicht das letztere zu erlangen, könne er sich nicht einer gewissen

Bewunderung erwehren für den Mann, der beides sich gewonnen habe, und Seine Majestät sei „wegen solchen seltenen Fundes“ glücklich zu preisen. Schwungvoll war der Glückwunsch unseres Botschafters in Madrid, Josef von Radowitz, der mir einst in Paris und vorher, während ich Geschäftsträger in Athen war, ein Vorgesetzter gewesen war, von dem ich manches gelernt hatte, mit dem aber nicht immer leicht auszukommen war: „Sie sind nun, vom Vertrauen aller getragen und gerufen, auf die Höhe gelangt. Gestatten Sie mir, in freudiger Ergebenheit Ihnen und uns dazu Glück zu wünschen, wenn ich auch wohl fühle, wie groß und ernst das persönliche Opfer ist, das Sie im Einsatz Ihrer ganzen Lebenskraft dabei bringen. Möge Ihnen vor allem das Rüstzeug der Gesundheit erhalten bleiben. Dann soll sich der alte Spruch erfüllen, der die Ziele der Gegenwart und Zukunft mit dem Vergangenen verbindet:

Zu alter Wahrheit neue Liebe,
Zu neuem Leben neue Triebe,
Vor altem Bösen neues Grauen,
Zum alten Gott ein neu Vertrauen,
Ein neues Schwert zu neuem Kriege,
Im alten Kriege neue Siege!“

Der langjährige württembergische Ministerpräsident Herr von Mittnacht, dem ich anläßlich seines in dieser Zeit erfolgten Rücktrittes den sehr verdienten Dank ausgesprochen hatte, den die Reichspolitik diesem klugen und charaktervollen Staatsmann schuldete, schrieb mit seinem Dank für meine Zuschrift: „Ich habe es freudig begrüßt, als das höchste Reichsamt in die Hände Eurer Exzellenz gelegt wurde, in welchen es wohl und sicher bewahrt ist.“ Schlicht und einfach, wie es seinem vornehmen Wesen entsprach, hatte mir der Oberhofmarschall Graf August Eulenburg, vom Kaiser über meine bevorstehende Ernennung unterrichtet, schon vor meinem Eintreffen in Homburg telegraphiert: „Innigen Glückwunsch und Gottes Segen.“ Ans Herz griff mir der Glückwunsch der Beamten des Chiffrierbüros, dieser ausgezeichneten Männer, durch deren Hände täglich die wichtigsten Meldungen und Instruktionen, große Staatsgeheimnisse gingen, deren Pflichttreue ihresgleichen suchte. „Euer Exzellenz“, schrieb mir im Namen der Beamten des Chiffrierbüros ihr Vorsteher, der alte Geheimrat Willisch, „wollen gnädigst gestatten, daß die gehorsamst unterzeichneten Beamten aus Anlaß der durch Übertragung der höchsten Würde des Reichs Eurer Exzellenz zuteil gewordenen ruhmvollen Allerhöchsten Auszeichnung in tiefster Ehrerbietung ihre treusten Glückwünsche darbringen dürfen. Wie dieselben mit stolzem Vertrauen und in unwandelbarer Verehrung und Dankbarkeit zu ihrem bisherigen Herrn Staatssekretär

emporgeblickt haben, so werden sie diese Gefühle allezeit auch ihrem nunmehrigen Herrn Reichskanzler entgegenbringen und durch treue Pflichterfüllung sich bemühen, das ihnen bisher stets erwiesene Wohlwollen auch fernerhin zu verdienen." Ich erwiderte: „Ihnen und den Beamten des Chiffrierbüros, die mich mit voller Hingebung so treu unterstützt haben, herzlichsten Dank in immer gleicher Gesinnung." Willisch war ein Original. Er hatte schon unter dem Ministerpräsidenten Manteuffel sein Amt versehen und diesem gleichzeitig als Geheimsekretär gedient. Er gehörte einer protestantischen Sekte an, ich glaube den Herrnhutern, liebte mystische Grübeleien und hatte infolge eifriger Lektüre der Apokalypse bisweilen seltsame Visionen, die an die Bilder erinnerten, die der Jünger, den der Herr liebhatte, auf der Insel Patmos schaute. Es erschienen ihm nicht nur Engel und Posaunen und himmlische Reiter auf weißen Pferden, sondern hie und da auch das böse Tier mit den zehn Hörnern und der Drache auf dem Stuhl. Dann schrieb er mir mit dem Vermerk „Eigenhändig! Ganz geheim!" versehene Briefe, in denen er solche Visionen mit politischen Ereignissen der Gegenwart verknüpfte. Das verhinderte Willisch aber nicht, ein überaus tüchtiger und pflichttreuer Beamter zu sein.

Revirements

Bald nach meiner Ernennung zum Reichskanzler fand ich die Möglichkeit, drei jüngeren Diplomaten persönliche Wünsche zu erfüllen. Ich verschaffte dem Gesandten in Kopenhagen, Kiderlen, die Versetzung nach Bukarest, die er wünschte, da ihn das bunte, zuweilen stürmische politische Leben in Rumänien stärker anzog als die mehr beschauliche Tätigkeit in dem stillen Kopenhagen. Tschirschky, damals Botschaftsrat in St. Petersburg, erhielt den Gesandtenposten in Luxemburg. Der spätere Botschafter und Staatssekretär Schön wünschte lebhaft, wieder in den diplomatischen Dienst zurückzukehren. Ich habe schon erzählt, wie ich dies am 9. September 1899 auf der Fahrt von Karlsruhe zur „Hohenzollern" bei Seiner Majestät durchsetzte. Schön war als Botschaftsrat in Paris von dem Botschafter Münster nicht gut behandelt worden. Fürst Münster, der für Paris wie vorher für London manche Qualitäten besaß, war ein nicht immer freundlicher Chef und von Hause aus ein hochfahrender hannöverscher Aristokrat. Er konnte es Schön, der einer in der Lederindustrie reich gewordenen Wormser Familie entstammte, nicht verzeihen, daß er „nach Leder" röche. Schön flüchtete sich mit Hilfe der Kaiserin Friedrich, der er sich nützlich gemacht hatte, als ihr von der in Paris lebenden steinreichen Herzogin von Galliera eine große Erbschaft zufiel, an den Koburger Hof, wo es aber auch nicht lange mit ihm ging. Böse Zungen behaupteten, daß er, als die Herzogin Alfred von Koburg, die einzige Tochter des Kaisers Alexander II. von Rußland, ihm ihre Huld zuwandte, der hohen Dame eine hübsche Schauspielerin des Koburger Theaters vorgezogen hätte.

Also der Fall von Lord Leicester und Monaldeschi, nur daß der Ausgang, Gott sei Dank, kein so tragischer war. Schön sollte als Botschafter wie als Staatssekretär manches Unheil anrichten. Bei Shakespeare fragt König Lear seine drei Töchter, welche ihn am meisten liebe. Regan und Goneril ergehen sich in feurigen Beteuerungen ihrer brennenden Liebe für ihren angebeteten Vater, während Cordelia liebt und schweigt. Dem Vorbilde der Cordelia folgte keiner der drei von mir bevorzugten Diplomaten. Am meisten Würde bewahrte Kiderlen, der sich damit begnügte, für die ihm von mir stets und jetzt erneut bewiesene wohlwollende Gesinnung seinen wärmsten Dank darzubringen und mich seiner unwandelbaren Dankbarkeit und Ergebenheit zu versichern. Tschirschky bat um die Erlaubnis, in dem Bewußtsein, den ihm gewordenen Allerhöchsten Gnadenbeweis in erster Linie meinem „gnädigen", ihm stets gezeigten Wohlwollen zu danken, dem Gefühl seiner „tiefsten" Erkenntlichkeit Ausdruck geben zu dürfen. Er bäte mich, jederzeit mich seiner „treusten" Anhänglichkeit und „steten" Verehrung versichert halten zu wollen. Schön schrieb: „Ich bitte Euer Exzellenz, versichert sein zu wollen, daß ich die mir zugedachte hohe Auszeichnung nach ihrem vollen und besonderen Wert zu schätzen weiß und alle Kraft daran setzen werde, mich derselben würdig zu erweisen, wohl bewußt, daß ich dieselbe in erster Linie Eurer Exzellenz freundlichem Interesse und gütiger Fürsprache verdanke, wofür ich meine ehrerbietigste, wärmste Erkenntlichkeit ausspreche." Am relativ anständigsten benahm sich in der Zukunft mir gegenüber der für roh geltende Kiderlen, der nur in seinen an Frau Kypke gerichteten Billetdoux über mich herzog. Der „treu gehorsamst ergebene" Schön schwenkte von mir ab, als 1908 der Novembersturm losbrach. Tschirschky intrigierte schon früher gegen mich. Überrascht hat mich keiner dieser Gesinnungswechsel.

XXV. KAPITEL

Einzug des Grafen Waldersee in Peking • Die auswärtige Lage • Deutsch-Englischer Chinavertrag • Österreich-Ungarn • Philipp Eulenburg über den österrcichisch-ungarischen Thronfolger, Verhältnis Kaiser Wilhelms zu Erzherzog Franz Ferdinand • Unsere Beziehungen zu Frankreich • Heeresforderungen • Adelsregimenter • Rußland: Brief des Generals von Werder über russische Verhältnisse, General von Schweinitz über Rußland • Graf Lambsdorff, russischer Minister des Äußern

Unter dem Fürsten Hohenlohe hatte ich die auswärtigen Geschäfte ziemlich selbständig geführt. Es war aber verständlich, daß mir nach meiner Ernennung zum Reichskanzler meine persönliche Verantwortung für den Gang unserer auswärtigen Politik noch deutlicher zum Bewußtsein kam und daß ich noch stärker die Pflicht empfand, alle Kräfte anzuspannen, um die Zukunft des deutschen Volkes zu sichern und ihm durch Vorsicht, Umsicht und, soweit menschliches Vermögen reicht, Einsicht den Frieden mit Ehre und mit Würde zu erhalten. Bismarck hat mehr als einmal geäußert, daß der Mensch, da die wirklichen Propheten und Prophetensöhne ausgestorben wären, den Gang der Ereignisse nur für etwa vier bis fünf Jahre voraussehen könne. Er hatte in einem berühmten Erlaß an Harry Arnim es sogar als einen gewöhnlichen Fehler gerade deutscher Politiker bezeichnet, sich von zu langer Hand auf die Ereignisse vorzubereiten. Ich habe ihn auch sagen hören, in der Politik wäre Weitsichtigkeit gefährlicher und ein größerer Fehler als Kurzsichtigkeit. Worauf es ankomme, sei, Menschen und Dinge realpolitisch zu nehmen. Der geniale Ferdinand Lassalle hat das Wort geprägt: „Sehen, was ist!“ Alle wirklichen Staatsmänner, Cavour und Disraeli, Thiers und Franz Deák, waren mit Bismarck darin einig, daß es politisch darauf ankomme, zu sehen, was ist. Diese Pflicht lag mir doppelt ob, wo der Monarch, dem ich diente, im Gegensatz zu seinem nüchternen Großvater, mehr Phantasie als „bon sens“ besaß und daher Gefahr lief, Personen und Ereignisse entweder zu überschätzen oder zu unterschätzen und zwischen sanguinischem Optimismus und pessimistischer Verzagtheit hin und her zu schwanken.

Nachdem sich der Schwarm der ersten Gratulanten und Besucher verlaufen und ich in der Frage des Zolltarifs mit meinen Kollegen und den Führern des Zentrums, der Nationalliberalen und der Konservativen die

erforderlichen Rücksprachen genommen hatte, war ich bestrebt, mir in abgemessenen Stunden und in ruhiger Überlegung die auswärtige Situation noch einmal klarzumachen.

Fortgang des Burenkriegs

Am Tage meiner Ernennung zum Reichskanzler war Feldmarschall Graf Waldersee in Peking eingetroffen. Damit trat die chinesische Frage in das Stadium ganz überwiegend diplomatischer Behandlung. Am Tage nach meiner Ernennung schiffte sich Präsident Krüger in Lourenzo Marques auf dem niederländischen Kreuzer „Gelderland" nach Europa ein. Es lag auf der Hand, daß Ohm Krüger, nachdem Lord Roberts Johannesburg und Pretoria besetzt, der englische Gouverneur der Kapkolonie im Parlament den Krieg als fast beendet bezeichnet und endlich Lord Roberts am 3. September die südafrikanische Republik für annektiert erklärt hatte, sein ganzes Bestreben darauf richten würde, die europäischen Kontinentalmächte und namentlich Deutschland, wo in allen Kreisen besonders lebhafte Sympathien für die Buren bestanden, zu einer Intervention zu bewegen. In beiden Burenländern wurde der Guerillakrieg fortgesetzt. Die Burenführer Wet und Delarey meldeten fortgesetzte Erfolge. Der erstere fiel sogar in die Kapkolonie ein, was die Hoffnungen der deutschen Burenfreunde neu belebte und sie in der Überzeugung bestärkte, daß die Sache der Buren noch nicht endgültig verloren wäre, sofern die deutsche Regierung sich nur entschlösse, endlich zu ihren Gunsten zu intervenieren. Es war mit Sicherheit zu erwarten, daß ich gegenüber den im Reichstag wie im deutschen Volk weit verbreiteten und sehr hitzigen Sympathien für die Buren einen harten Stand mit meiner Politik strenger Neutralität und absoluter Nicht-Intervention haben würde. Die Kaiserin, deren Herz von Anfang an mit der großen Mehrheit des deutschen Volkes für die Buren schlug, hatte mir im Sommer geschrieben: „Eben teilt mir der Kaiser mit, daß die Buren ihn telegraphisch um Vermittlung des Friedens angegangen hätten. Der Kaiser hat, wie Ihnen natürlich schon bekannt ist, nur unter der Bedingung zugesagt, daß England dasselbe täte, sonst nicht. Ich telegraphierte dem Kaiser, ich hoffte, er würde günstige Friedensbedingungen für die Buren bewirken können, da sie dies durch ihre Tapferkeit doch verdient hätten. Ich wollte auch in diesem Sinne schreiben, habe noch meinem Brief hinzugefügt, die Engländer müßten doch einsehen lernen, daß die armen Buren auf ihrem Grund und Boden existenzberechtigt seien. Ich fürchte, wir werden sonst wieder zu sehr auf die englische Seite gedrängt. Der Kaiser sprach sich in letzter Zeit sehr zugunsten der Engländer aus."

China-Vertrag mit England

Unbekümmert um diese im deutschen Volk wie in der unmittelbaren Umgebung Seiner Majestät zum Teil stürmisch hervortretenden Sympathien für die Burensache, hatte ich vierundzwanzig Stunden vor meiner Ernennung zum Reichskanzler mit England über die chinesische Frage und

die von beiden Mächten in China zu verfolgende Politik ein Abkommen getroffen, das in nuce folgendes festsetzte:

1. Für die Angehörigen aller Nationen offene Tür in allen an den Flüssen und an der Küste Chinas gelegenen Häfen, insbesondere auch in denjenigen Teilen des chinesischen Gebiets, wo England und Deutschland einen Einfluß ausüben könnten.

2. Aufrechterhaltung des unverminderten Territorialbestands des chinesischen Reichs.

3. Sollte eine andere Macht die chinesische Komplikation benutzen, um unter irgendeiner Form territoriale Vorteile zu erlangen, so behalten Deutschland und England sich vor, sich untereinander über etwaige Schritte zur Sicherung ihrer eigenen Interessen in China zu verständigen; sie wollen ihrerseits die gegenwärtige Verwicklung aber nicht benutzen, um für sich territoriale Vorteile auf chinesischem Gebiet zu erlangen.

Dieser Vertrag sollte allen in China interessierten Mächten, also Frankreich, Italien, Japan, Österreich-Ungarn, Rußland und den Vereinigten Staaten von Amerika, mit der Aufforderung mitgeteilt werden, den darin niedergelegten Grundsätzen beizutreten. Die nächste Folge dieses Vertrages war, daß in England die ministeriellen Blätter meine Ernennung zum Reichskanzler mit Beifall begrüßten. Dagegen griffen mich die russischen Blätter wegen des deutsch-englischen China-Vertrages scharf an. Die „Nowosti" erklärten, daß ich den Verstand verloren hätte, die „Nowoje Wremja" drohte mit einem Gegenvertrage zwischen Rußland, Frankreich, Amerika und Japan.

Österreich-Ungarn

Bei meiner an diese Vorgänge anknüpfenden Betrachtung der internationalen Lage wandte ich naturgemäß meine Blicke zunächst unserem österreichisch-ungarischen Bundesgenossen zu. Über seine innere Schwäche und fortschreitende Zersetzung durch die Hybris der Magyaren, die Arroganz der Polen, die durch den österreichischen Hochadel genährte Überhebung der Tschechen war ich mir nie im Zweifel gewesen. Die Zertrümmerung der Doppelmonarchie durften wir nicht zulassen, denn dann standen wir, nachdem Caprivi und Marschall leider den Draht mit Rußland zerschnitten hatten, allein auf weiter Flur, und bei einem kontinentalen Krieg konnte uns England zu Lande nicht viel helfen. Wenn wir aber die habsburgische Monarchie weder vernichten noch durch ungeschickte Behandlung in das gegnerische Lager treiben durften, so war andererseits eine der vornehmsten Pflichten unserer Politik, Österreich zu führen, nicht aber uns von Österreich in einen unheilbaren Gegensatz zu Rußland drängen oder gar in einen Krieg mit Rußland verwickeln zu lassen. Die habsburgische Monarchie glich einem alten, halb ruinierten Kavalier, der allmählich in die Stimmung geraten ist, mit Galgenhumor alles auf eine Karte zu setzen.

Namentlich die österreichischen Militärs waren leichtsinnig, wie sie dies vor 59 und 66 auch gewesen waren. Gegenüber Rußland wie auch gegenüber Italien, Serbien und Rumänien mußten sie fest an der Leine gehalten werden.

Der österreichische Thronfolger

In den Vordergrund der österreichischen Politik trat bei dem hohen Alter und der zunehmenden Stumpfheit des Kaisers Franz Josef mehr und mehr der präsumtive Thronfolger, der Erzherzog Franz Ferdinand, dessen Verhältnis zu Kaiser Wilhelm bei meinem Amtsantritt nicht gut war. In einem längeren Privatbrief — der wirkliche Gang der Politik tritt in privaten Schreiben weit mehr zutage als in amtlichen Berichten, bei denen leicht mancherlei Rücksichten genommen werden — hatte mir Philipp Eulenburg anläßlich einer Reise, die Erzherzog Franz Ferdinand nach Potsdam unternehmen wollte, eine eingehende Schilderung gegeben, in der er über den latenten Gegensatz zwischen dem Erzherzog und unserem Kaiser klagte. Es hieß in diesem Brief: „Der Gegensatz zwischen dem Erzherzog Franz Ferdinand und unserem Herrn ist deshalb ein kaum zu überwindender, weil maßloser Hochmut die alte Weltanschauung des Erzherzogs niemals in Einklang zu der modernen Anschauung unseres Kaisers bringen kann. Das tief religiöse Gefühl unseres Kaisers, welches eine Art Brücke zu einer mehr objektiv katholischen Natur, wie sie sich in Kaiser Franz Josef darstellt, bildet, stellt sich dem Erzherzog mehr dar als das Ketzertum eines Philipp von Hessen gegenüber Karl V. Der Erzherzog äußert deshalb in vertrauten Kreisen unverhohlen seine antipathischen Empfindungen gegen das Wesen unseres Kaisers — zollt jedoch der geistigen Befähigung desselben Anerkennung; und auf dieser letzteren Basis wäre eine Art Verständigung denkbar, wenn man dem Erzherzog zugleich die denkbar möglichen Ehren in Berlin erweist. Er hat einen Scherz unseres Herrn noch nicht vergessen, der ihn fürchterlich tief verletzte. Es war jener Empfang auf dem Bahnhof in Berlin vor einigen Jahren, wo Seine Majestät dem Erzherzog sagte: ‚Bilde dir nicht ein, daß ich zu deinem Empfang gekommen bin — ich erwarte den Kronprinzen von Italien.‘ (Ich glaube, daß es der Kronprinz Victor Emanuel war.) In der außergewöhnlich hochmütigen Natur des Erzherzogs ist der Stachel dieser ‚Beleidigung‘ geblieben. Herzog Albrecht von Württemberg, sein Schwager, mit dem ich befreundet bin, sagte mir hier, daß diese Geschichte jetzt vergessen sei — ‚so gut wie vergessen‘. Eine andere Bemerkung des Kaisers, unseres allergnädigsten Herrn, hat ebenso getroffen und ist augenscheinlich benutzt worden, um die Kluft zwischen den beiden Herren zu erweitern. Seine Majestät hatte bei der letzten Anwesenheit in Pest nach dem vertrauteren Verkehr mit dem Erzherzog die Bemerkung gemacht: ‚Ich habe gar nicht geglaubt, daß Franz Ferdinand so gescheit wäre.‘ Der Erzherzog,

dem man diese Bemerkung wiedererzählte, ist blaß vor Wut geworden und sagte: ‚Hielt er mich denn für einen Trottel?' Ich zähle diese beiden Geschichten auf, weil sie symptomatisch für die eigentliche Stimmung sind. Nicht diese Geschichten vermochten diesen Gegensatz hervorzurufen, Hochmut und Neid sind die eigentlichen Krankheitserreger, und die Tatsachen werden diese Bazillen nicht beseitigen. Ein starkes Deutschland mit einem genial beanlagten Herrscher ist ein zu gutes Kulturfeld für die bösen Charakterbazillen, die den Erben der Habsburger-Krone beherrschen. Alle Bemühungen, ihn zu gewinnen, werden daher nur eine schwache Wirkung haben. Aber eine Art praktischer Beurteilung aller Fragen wird an dem recht gescheiten Erzherzog nicht ganz abgleiten. Und hierzu gehört auch der Weihrauch eines sehr glänzenden Empfangs. An die Schilderung der Persönlichkeit des Thronfolgers möchte ich noch ein paar Worte über seine Politik anknüpfen. In den Rahmen aller frondierenden Thronfolger gehört auch Franz Ferdinand. Wie er niemals das vergißt, was seine Eitelkeit verletzte, so wird er niemals vergessen, daß törichte Ärzte und ungeschickte Hofbeamte ihn zu den Toten legten, während er noch Lebenskraft genug besaß, um sich zu erholen. Er vergißt niemals Goluchowski, daß dieser ihn als Quantité négligeable behandelte. Deshalb ist Franz Ferdinands Politik immer da zu finden, wo die Gegner Goluchowskis stehen. Er hat deshalb nicht nur allein seinem Schwager Albrecht von Württemberg mit Genugtuung erzählt, daß unser allergnädigster Herr ihm gesagt habe: ‚Goluchowski ist ein Esel.' . . . Goluchowski findet trotz seiner katholischen Frömmigkeit die ganzen Ultramontanen auf seinem Wege, die gegen den Dreibund Sturm laufen. Was ihn hält, ist das Vertrauen seines Kaisers. Wir würden einen Fehler begehen, wenn wir ihn trotz seiner verschiedenen Schwächen jetzt nicht unterstützten, wo hier die russische antideutsche Partei ziemlich stark ist. Der Vorteil für uns liegt darin, daß Goluchowski wegen des Hasses von Franz Ferdinand nicht vor dieser russisch-feudalen, antideutschen Partei kapitulieren kann. Um die komplizierte und nicht immer leicht zu durchschauende Lage noch zu verwirren, hat Franz Ferdinand die Südslawen (Slowenen, Kroaten, Dalmatiner) während seiner letzten Reise im Süden, wenn auch nicht gerade aufgehetzt, so doch sehr aufgeregt. Es zeigen sich dort seitdem starke russische Sympathien, und das ‚Kaiserreich Slowenien' tritt mehr und mehr in den Vordergrund. Mit dieser Reise hat Franz Ferdinand den Ungarn einen perfiden Streich gespielt. Er hat eigentlich damit die slawische Frage in Ungarn aufgerollt. Seinem Charakter traue ich zu, daß er dies mit Bewußtsein tat. Ob er den Gedanken an die slawische Transformation der habsburgischen Monarchie, über den ich gelegentlich berichtet habe, in sich trägt, lasse ich dahingestellt. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß er derartigen

Plänen zugänglich gewesen ist, indem man ihm die Rache für 1866 in dem slawischen Kleide für aussichtsvoll im Anschluß an Rußland und Frankreich dargestellt hat."

Die Herzogin von Hohenberg

Dieser Brief zeigt, nebenbei gesagt, daß Philipp Eulenburg bei allen seinen Schwächen ein feines politisches Urteil hatte und dieses Urteil in geschickter Form zum Ausdruck zu bringen wußte. Freilich liefen in seinen Briefen und selbst in seinen nüchterner und vorsichtiger gehaltenen Berichten leicht Übertreibungen und Phantastereien unter. Seine Briefe wie seine Berichte mußten mit „discernement" gelesen werden, wie mir einmal über sie der alte Fürst Hohenlohe sagte. Die Beziehungen zwischen dem österreichischen Thronerben und unserem Kaiser waren in der Tat, als ich mit der Leitung der auswärtigen Geschäfte betraut wurde, recht wenig freundlich. Es ist mir erst später gelungen, dieses Verhältnis zu verbessern. Es glückte mir das bei der Reise Wilhelms II. nach Wien, im Herbst 1903, dadurch, daß ich den Kaiser nicht ohne Mühe dahin brachte, durch ein ausgesprochen freundliches und für sie schmeichelhaftes Entgegenkommen die Herzogin von Hohenberg zu gewinnen, die den Schlüssel zu dem hochmütigen und trotzigen Herzen ihres finsteren Gatten in ihren schönen Händen trug. Als die Beziehungen zwischen dem Kaiser und dem Erzherzog die besten und freundschaftlichsten geworden waren, vernichtete mit dem Leben des Erzherzogs und seiner reizenden Frau das Attentat von Serajewo auch alle auf dieses unglückliche Paar gestellten Hoffnungen und Entwürfe. In einem Bericht, den ich bald nach meiner Ernennung zum Reichskanzler aus Wien erhielt, hatte Philipp Eulenburg gemeldet, daß ihn Kaiser Franz Josef bei einem Galadiner in der Hofburg in ein längeres Gespräch gezogen habe. Den Ausgangspunkt dieses Gesprächs hätte meine Ernennung zum Reichskanzler gebildet. Der Kaiser habe geäußert, Kaiser Wilhelm hätte keine glücklichere Wahl treffen können. Zu dieser Äußerung Seiner K. und K. Apostolischen Majestät hatte Kaiser Wilhelm ad marginem bemerkt: „Richtig! Ich wünschte ihm auch einen solchen Kanzler zu Österreichs Heil." Gegenüber Eulenburg hatte Kaiser Franz Josef geäußert: „Ich habe auch sofort an den Grafen Bülow telegraphiert. Es war mir wirklich ein Bedürfnis. Ich habe mich sehr gefreut." Hierzu bemerkte Kaiser Wilhelm am Rande: „Bravo!" Am Schluß dieses seines Berichtes erzählte Eulenburg noch, daß sich Erzherzog Franz Ferdinand ihm gegenüber auch über das intimere Gebiet seiner Ehe ausgesprochen habe. „Der Erzherzog wußte mir nur von „vollkommenem Glück" und „physischem und moralischem Wohlbefinden" zu erzählen. Mit gutem Humor hatte Kaiser Wilhelm ad marginem geschrieben: „Gratulicre."

Beziehungen zu Frankreich

Unsere Beziehungen zu Frankreich waren die gleichen, die sie, von verhältnismäßig geringen Oszillationen abgesehen, seit dem Frankfurter

Frieden gewesen waren. Die Franzosen wollten nicht den Krieg oder, richtiger gesagt, sie trauten sich nicht, uns anzugreifen. Aber sie hatten nicht auf die Reichslande verzichtet, viele Franzosen auch nicht auf die Hoffnung, wieder einmal die Hegemonie auf dem europäischen Kontinent zu erringen, die Frankreich unter Louis XIV. und Napoleon besessen hatte. Unser Botschafter in St. Petersburg, Fürst Radolin, schrieb mir, daß, als er rein akademisch bei dem zweifellos friedlich und eher deutschfreundlich gesinnten Grafen Murawiew die Frage eines Zusammengehens zwischen Rußland, Deutschland und Frankreich angeregt hätte, das natürlich nur möglich sei, wenn jede der drei Mächte sicher wäre, daß keine der beiden anderen ihren Besitzstand antasten wolle, ihm der russische Minister des Äußeren erwidert habe: für Rußland könne er gern eine solche Verpflichtung eingehen, für Frankreich aber nicht. Kein französisches Ministerium würde 24 Stunden im Amt bleiben, wenn es deutschen Wünschen bezüglich einer Garantie des Besitzstandes der Vertragschließenden entgegenkäme. An der Überzeugung, daß Frankreich sich gegen uns wenden würde, sobald wir mit Rußland aneinanderkämen, habe ich bis zuletzt festgehalten und darin nur zu recht behalten. Gegenüber Frankreich bewegten sich sowohl der Deutsche Kaiser wie das deutsche Volk besonders gern in Illusionen. Wilhelm II. glaubte, ebenso wie früher seine Frau Mutter, durch persönliche Liebenswürdigkeit die Franzosen trösten und gewinnen zu können, was eine Verkennung sowohl der leidenschaftlichen Vaterlandsliebe wie des nationalen Ehrgeizes und des nationalen Hochmuts unserer westlichen Nachbarn war. Mit der naiven Gutmütigkeit, die vom Standpunkt der Ethik eine Tugend, politisch gesprochen eine Schwäche unseres Volkes ist, stand die große Mehrheit der Deutschen den Franzosen mit dem aufrichtigen Wunsch gegenüber, sich mit dem interessanten Nachbarn jenseits der Vogesen baldmöglichst und restlos auszusöhnen. Das hatte unter anderem die Folge, daß die Pariser Weltausstellung des Jahres 1900 gerade von Deutschen scharenweise besucht wurde. Der Eindruck, den diese Besucher in Paris machten, war nicht immer günstig. Mir lebte an der Seine eine langjährige und gute Freundin, Anna Lindau, wie sie während ihrer ersten Ehe hieß. Sie war eine Tochter des Begründers des „Kladderadatsch", David Kalisch, und in erster Ehe vermählt mit Paul Lindau, der, wenn auch nicht als besonders tiefer, so doch als ein unterhaltender und glänzender Vertreter der Berliner Publizistik der siebziger und achtziger Jahre bezeichnet werden konnte. Sie hatte ihren Gatten verlassen, um einen französischen Journalisten, der im Pariser „Figaro" unter dem Namen Jacques Saint-Cère schrieb, in Wirklichkeit aber aus Fürth in Bayern stammte und Rosenthal hieß, nach Paris zu folgen. Der Traum ihres Lebens war seitdem die Versöhnung zwischen Deutschen und Franzosen, denn sie hatte ihre alte Heimat

nicht vergessen. Als ich mich nicht lange nach der Übernahme meines Amtes gelegentlich eines Besuchs, den sie mir in Berlin machte, mit ihr über die Pariser Stimmung unterhielt, meinte sie: Es würde besser aussehen, wenn nicht gar so viele Deutsche zur Ausstellung nach Paris gekommen wären. Sie hätten durch allzu lautes Wesen, durch zu reichliche Opfer, die sie dem Bacchus in Restaurants und Bars darbrachten, gelegentlich auch durch aufgeregtes Feilschen und Klagen über zu hohe Preise in Läden und Vergnügungslokalen nicht gerade bezaubernd gewirkt. Für die Franzosen bliebe nach wie vor der Rat von Gambetta maßgebend, nicht von der Revanche zu reden, aber stets an sie zu denken.

Ausbau der Wehrmacht

Angesichts der starken, sich immer steigernden Rüstungen, die im Geiste dieser von Gambetta ausgegebenen Parole Jahr für Jahr in Frankreich erfolgten, war es unsere Pflicht, mit den Franzosen mindestens gleichen Schritt zu halten und den Ausbau unserer Wehrmacht nicht zu vernachlässigen. Ich bin daher während meiner ganzen Amtszeit für jede militärische Forderung eingetreten. Ich habe hie und da den Eifer meines Freundes Tirpitz für Neubauten und namentlich für den Bau von Schlachtschiffen zu mäßigen versucht. Ich habe aber dem Kriegsministerium wie dem Generalstab stets erklärt, daß ich jederzeit jede von ihm für nötig gehaltene Militärvorlage vor dem Reichstag und vor dem Lande zu vertreten bereit wäre und nötigenfalls, um eine solche durchzuführen, vor keiner Auflösung zurückschrecken würde. Bei einer Auflösung des Reichstags für militärische Forderungen, von denen die Sicherheit des Landes im letzten Ende so überwiegend abhinge, könnten wir jeden Tag an die Nation appellieren. Ich habe dabei freilich bisweilen darauf hingewiesen, daß militärische Forderungen um so glatter durchgehen und der Reichstag und das Land um so eher bereit sein würden, dafür Opfer zu bringen, wenn gewisse Schönheitsfehler beseitigt würden, die an dem prächtigen Bilde unserer herrlichen Armee störten. Ich beklagte die sogenannten „Adels-Regimenter", d. h. die Tendenz mancher Regimenter, nur Adlige einzustellen und zu Offizieren zu wählen. Wenn das aus traditionellen Gründen allenfalls für die beiden alten Leibregimenter, das 1. Garderegiment zu Fuß und das Regiment Gardeducorps, zulässig sein könne, so wäre es ein Unfug, daß diese Tendenz in den meisten Kavallerieregimentern, in fast allen Garderegimentern und auch in vielen Infanterieregimentern der Linie um sich griff. Auch war ich nicht damit einverstanden, daß, wenigstens in der preußischen Armee, in Bayern stand es darin besser, kein Israelit zum Offizier gewählt wurde. Ich hatte darüber noch kurz vor meinem Rücktritt eine Auseinandersetzung mit meinem langjährigen guten Freund, dem Chef des Militärkabinetts, Grafen Dietrich Hülsen. Es handelte sich um einen jungen, wohlerzogenen, zum Offizier wie zum Diplomaten durchaus

geeigneten Herrn von Goldschmidt-Rothschild. Sein Vater hatte für philanthropische Bestrebungen stets eine offene Hand. Seine Großmutter, die Baronin Willy Rothschild, die, wie ich glaube, dem neapolitanischen Zweige des Hauses Rothschild entstammte, war eine sehr distinguierte Dame, die mit meinen Eltern wie mit meiner Schwiegermutter nahe befreundet gewesen war. Wilhelm II. verehrte sie sehr. Der junge Mann war sicher, in Paris und erst recht in London in allen Salons und Klubs gut aufgenommen zu werden. Er wußte, daß in Wien der Zutritt zu Hofe seiner Familie durch besondere kaiserliche Verfügung gesichert war. In Deutschland aufgewachsen, wollte er aber bei uns in die Armee eintreten, was durchzusetzen mir trotz aller Mühe nicht gelang. Ich attachierte ihn später der Botschaft in London, wo er sich rasch eine gute Position machte. Übrigens muß ich zugeben, daß sowohl die Kriegsminister wie der Generalstab in dieser Beziehung nicht unvernünftig waren. Sie gaben mir auch darin recht, daß mit der Kommandierung von Frontoffizieren zum persönlichen Dienst bei deutschen Fürsten und Prinzen, mit Kommandanturen und Gouverneurposten manches gesündigt würde und Eugen Richter nicht ganz unrecht hatte, wenn er nicht nur den berühmten ausgestopften Hauptmann vom 1. Garderegiment, sondern auch die allzu vielen militärischen Sinekuren zum Gegenstand seiner Kritik im Reichstag machte. Es handelte sich hier, wie bei der teilweisen Ausschließung der Bürgerlichen und allgemeinen Ausschließung der Israeliten, um einen Schlendrian, dem gerade deshalb schwer beizukommen war, weil er mehr auf eingewurzeltes Vorurteil als auf bösen Willen einzelner Persönlichkeiten zurückzuführen war.

Dem Kaiser lagen Vorurteile in dieser Beziehung ganz fern. Er machte zwischen adlig und bürgerlich auch in seiner Umgebung gar keinen Unterschied, und wenn bürgerliche Offiziere in den Adelsstand erhoben wurden, so geschah es, weil solche Wünsche der Betreffenden immer wieder und sehr dringend hervortraten. Antisemitische Velleitäten lagen dem Kaiser erst recht fern, wie ich schon bei Besprechung der Differenzen ausführte, die über die Kanalfrage zwischen Wilhelm II. und den von Graf Limburg-Stirum geführten Konservativen spielten. Der Kaiser hatte nicht diejenigen kavaliermäßigen Anschauungen, die bei uns unter den Upper ten thousand ziemlich weit verbreitet waren. Unser damaliger Gesandter in Luxemburg, späterer Gesandter in Hamburg und Reisebegleiter des Kaisers, endlich Botschafter in Wien, Herr von Tschirschky, war mit einer Tochter eines Budapester Fabrikbesitzers Stummer von Tavornok verheiratet, die von väterlicher Seite wahrscheinlich, von mütterlicher sehr wahrscheinlich jüdischer Abstammung war. Statt sich zu sagen, daß es für einen vernünftigen Menschen keinen Unterschied macht, ob in den Adern seines durchaus anständigen und dabei recht wohlhabenden Schwiegervaters magyarisches,

germanisches oder semitisches Blut fließe, hatte Tschirschky die Schwäche, Seiner Majestät zu erzählen, daß seine Gattin dem Hochadel angehöre. Bei einem Diner auf der österreichischen Botschaft in Berlin frug Wilhelm II. in meinem Beisein den Botschafter Szögyényi: „Nicht wahr, Frau von Tschirschky ist von großer Familie?“ Echt österreichisch entgegnete der Botschafter: „Eire Majestät, ich bittäh, Frau von Tschirschky ist aus guter, aus szär einer guten, guten Familie. Aber von (mit Betonung) Fa—mühl—je kann beiläufig nit die Rede sein.“ Als der Kaiser am nächsten Tage, nicht von mir, über das Pedigree der Frau von Tschirschky orientiert wurde, meinte er lachend und mit herzerfrischendem, gesundem Menschenverstand: „Tschirschky kann dankbar sein, daß er einen vermögenden, und glücklich, daß er einen ehrenwerten Schwiegervater hat. Ob dieser nun der finnisch-ugrischen, der indogermanischen oder der semitischen Rasse angehört, ist ja ganz egal.“ Ich wiederhole noch einmal: Ein Philister war Wilhelm II. wirklich nicht.

General Werder über den russischen Hof

Aus Petersburg hatte ich noch als Staatssekretär von unserem früheren langjährigen General à la suite der Kaiser Alexander II. und Alexander III., dem General von Werder, wohl demjenigen Deutschen, der während der letzten fünfzig Jahre persönlich in Rußland am beliebtesten war, am 1. März 1900 einen längeren Brief über die dortige Stimmung erhalten. Einer Einladung des Kaisers Nikolaus II. folgend, hatte Werder längere Zeit als Gast der russischen Majestäten im Winterpalais geweilt. Werder schrieb mir: „Der Kaiser Nikolaus hat mich wie immer in der liebenswürdigsten und sympathischsten Weise empfangen. Er ist gesünder denn je, hat zehn Pfund zugenommen und geht bei schlechtem Wetter auf die Jagd. Ich hörte, daß er leider außerordentlich gereizt gegen unseren Kaiser ist. Der Großherzog von Hessen soll nicht unterlassen haben, zu schüren. Bei meinem Besuch hat der Zar nicht nach Seiner Majestät gefragt. Andererseits hat der Zar es sehr übelgenommen, daß der Thronfolger (Großfürst) Michael in England nicht den Hosenbandorden bekommen hat. Der Zarewitsch ist überhaupt nicht sehr zufrieden über seine Aufnahme in London zurückgekommen. Seine Umgebung beklagt sich aber auch über unseren Kaiser, welcher sie auffallend kühl behandelt und ihnen abfälligerweise den Rücken zugekehrt hätte. Aber man kennt ja die Prätentionen der Herren, namentlich die russischen Offiziere sind oft ungemessen, und es ist nur deshalb unangenehm, weil eines zum anderen kommt und die Erzählungen darüber Öl ins Feuer gießen. Es liegt nichts Greifbares vor, man kann es nicht fassen: wer hat beleidigt, wer ist der Beleidigte? So oft sind es nur Kleinigkeiten, welche den Stoff zu Mißverständnissen liefern. Aber es ist zu schlimm, wenn sie eine Kette bilden. Ich möchte Ihnen nur noch sagen, daß man Alvenslcben von allen Seiten mit Vertrauen entgegenkommt und

daß ich überzeugt bin, daß er hier eine gute Stellung haben wird.“ Der Großherzog von Hessen hatte großen Einfluß auf seine Schwester, die regierende Kaiserin von Rußland, die mit allen Fasern an ihrer hessischen Heimat hing. Wie die meisten deutschen Fürsten konnte er den Kaiser, obschon sein leiblicher Vetter, nicht leiden und mag sich in maliziöser Weise über ihn ausgelassen haben. Thronfolger war damals, vor der Geburt des Sohnes des Kaisers Nikolaus II., dessen Bruder, der Großfürst Michael Alexandrowitsch. Er war bei seiner Reise nach England auf der Durchreise in Kiel von Seiner Majestät empfangen, aber allerdings nicht sonderlich gut behandelt worden. Das kam bei Besuchen fremder Fürstlichkeiten nicht selten vor, ging aber bei Wilhelm II. nicht aus Bosheit und überhaupt nicht aus Absicht hervor, sondern aus momentaner Laune. Freilich ist nicht zu leugnen, daß, wie die Verhältnisse sowohl in Rußland wie in England lagen, derartige persönliche Häkeleien Schaden anrichten konnten.

Die Vertretung in Petersburg

Den Nerv unserer Beziehungen zu Rußland hatte ein anderer unserer früheren Botschafter in St. Petersburg, General von Schweinitz, berührt, als er mir auf meine Frage, wen er für den durch den Rücktritt des Generals von Werder vakant werdenden Botschafterposten in St. Petersburg als besten Anwärter ansehe, geschrieben hatte: „Verehrter Graf! Durch Influenza ans Bett gebunden, diktiere ich meiner Tochter den Dank dafür, daß Sie mir durch einen Beweis ehrenden Vertrauens die Anregung gaben, über einen mich besonders interessierenden Gegenstand nachzudenken. Vor meinem Ausscheiden im Herbst 1892 bezeichnete ich als maßgebend für die Wahl meines Nachfolgers drei Punkte: Diplomat von Fach; geborener Preuße; Vertrauen erweckende Persönlichkeit. Euer Exzellenz erinnern sich, wie sehr Alexander III. zu Mißtrauen neigte, besonders gegen geistig hervorragende Menschen. Die drei von mir bezeichneten Eigenschaften fand ich damals in Grafen Alvensleben vereinigt. General Caprivi stimmte mir bei, und wenn ich nicht irre, hatte auch Seine Majestät schon eingewilligt, als unter Wladimirschem Zutun ein Wechsel eintrat. Kaiser Alexander, dem mein Abgang unerwünscht und die Ernennung eines Unbekannten unheimlich war, hatte sich gefreut, als man ihm den von früher her bekannten und sympathischen Alvensleben nannte. Dies war aber Alvensleben caelebs. Mit Eurer Exzellenz halte ich Baron Stumm für den Geeignetsten; er hatte eine gute Stellung in Petersburg, verstand es vortrefflich, mit den gros-bonnets der Ministerien laufenden Geschäften nachzuhelfen; dabei stand er mit den femmes huppées auf gutem Fuß. Die Baronin Stumm ist elegant, klug, reich, der Frau von Montebello mindestens gewachsen. Ich fürchte aber, Baron Stumm würde den Posten nicht annehmen; einer der Faktoren seines Ausscheidens ist noch nicht beseitigt, außerdem ist seine Gesundheit nicht gut. Er ist ruhelos — aber wer dann? Ich muß

erklären, warum ich Wert darauf lege, daß wir in Petersburg durch einen Preußen vertreten werden. Obgleich die Pietätstraditionen von Königin Luise, Heiliger Allianz, Kaiserin Charlotte usw., welche 1866 und 70 noch schwer wogen, gründlich verwischt sind, so gibt es doch unlösbare Bande, welche Rußland an Preußen, nicht aber an das Reich fesseln, vor allem die Teilung Polens mit ihren endlosen Konsequenzen. Ich möchte unsere Beziehungen zu Rußland so sorgsam gepflegt sehen, daß wir selbst in dem schlimmsten Falle — Zerwürfnis im Reiche — ein preußisch-russisches Bündnis haben können, gleichviel auf wessen Kosten. Nach Kaiser Franz Josefs Abberufung wird es nur zwei wirkliche Monarchen geben. Zwischen ihnen muß ein fester Preuße stehen; ein plumper Schwabe, ein liberaler Badenser, ein katholischer Bayer würden solche Geschäfte nicht besorgen können. Darüber, daß ein Fachmann nach Petersburg gehört, bin ich ebenso wie 1892 nicht im Zweifel. Besonders erscheint es nicht ratsam, einen General dorthin zu schicken: das, was früher so nützlich war, die häufige Begegnung mit dem Kaiser, ist weggefallen; eine Erscheinung wie Werder oder ich in Krasnoje Seló an der Tafel, wo Kaiser Alexander der Zweite in Gegenwart des Generals Chanzy mit mir auf St.-Privat anstieß und den Pariser Einzugsmarsch spielen ließ, wäre jetzt, wo die Marseillaise gespielt wird, ein gespensterhafter Anachronismus. Da wäre ein Admiral noch besser wie ein General. Das dritte meiner Postulate von 1892: vertrauenerweckende Persönlichkeit, fällt jetzt weg; das Reich braucht in Petersburg einen Vertreter, der nicht bloß mit dem Grafen Murawiew fertig wird, was ja wohl nicht schwer sein dürfte, sondern der auch tanti ist, einem der merkwürdigsten Staatsmänner unserer Zeit, dem Herrn von Witte, gegenüber Stellung zu nehmen. Eine solche Kapazität würden Euer Exzellenz vielleicht unter mir nicht bekannten Persönlichkeiten finden, aber leider ist die gesellschaftliche Stellung des Botschafters oder des botschaftlichen Paares in St. Petersburg von solcher Wichtigkeit, daß sie meines Erachtens in erster Linie erwogen werden muß. Die große intellektuelle Arbeit, freilich nicht die mikroskopische Beobachtung, kann ja schließlich in der Villa an der Königgrätzer Straße besorgt werden; aber den kleinen ‚pannes' in der großen Morskoi ist von Berlin aus nicht vorzubeugen, und da weiß ich nun freilich kein anderes Ehepaar als das Pourtalèssche. Ich sehne mich nach einem Stündchen Gesprächs mit Ihnen, aber ich konnte wegen Unwohlseins nicht zum Ordenskapitel kommen und kann mich schwer zu einer Reise entschließen, wenn kein äußerer Anlaß vorliegt. Mit der Bitte, mich der Frau Gräfin zu empfehlen und Ihren Herrn Bruder Alfred zu grüßen, bin ich in treuer Anhänglichkeit Ihr aufrichtig ergebener von Schweinitz."

Die Bemerkung dieses Briefes über Baron Ferdinand Stumm bezog sich auf dessen Zerwürfnis mit Holstein. Während der Ära Caprivi-Marschall

war es Holstein gelungen, Stumm, der unter Bismarck Botschafter in Madrid geworden war, durch allerlei Quertreibereien den Dienst zu verleiden. Graf Alvensleben war als Junggeselle in St. Petersburg mehrere Jahre Botschaftsrat, fungierte auch wiederholt als Geschäftsträger und machte sich allgemein beliebt. Durch seine Vermählung mit der verwitweten Generalin Winterfeld, geborenen Röder, hatte seine diplomatische Verwertbarkeit gelitten. Mit dem „plumpen Schwaben" meinte Schweinitz Herrn von Kiderlen-Wächter, mit dem „liberalen Badenser" Herrn von Brauer, mit dem „katholischen Bayer" den Grafen Berchen. Schweinitz traf den Nagel auf den Kopf, wenn er darauf hinwies, daß eins der bei verständiger deutscher Politik unlösbaren Bande, die Rußland an Preußen fesselten, die Teilung Polens wäre mit allen ihren Konsequenzen. Er hatte auch recht, wenn er forderte, daß unsere Beziehungen zu Rußland so sorgsam gepflegt werden müßten, daß wir selbst im schlimmsten Fall ein preußisch-russisches Bündnis haben könnten, gleichviel auf wessen Kosten. Das galt nicht nur für ein eventuelles Zerwürfnis im Reich, sondern in noch höherem Grade für das Verhältnis zwischen uns, Rußland und Österreich. Wir durften uns, wenn wir dem fridericianischen, dem bismarckschen Geiste treubleiben wollten, nicht ganz die Möglichkeit verbauen, in dem allerschlimmsten Fall uns mit Rußland auf Kosten von Österreich zu arrangieren.

Tod Murawiews, Nachfolge Lambsdorffs

Während des Sommers 1900 war der russische Minister des Auswärtigen, Graf Murawiew, 55 Jahre alt, plötzlich gestorben. Sein Tod war ein Verlust für uns, denn er hatte zwei gute Eigenschaften: er war klug genug, vorauszusehen, daß ein großer Krieg in allen drei Kaiserreichen, namentlich aber in Rußland, für die monarchische Regierungsform eine gefährliche Probe sein würde, und er war von mißtrauischer und tiefer Abneigung gegen die Polen erfüllt. Sein Tod trat sehr unvermutet ein. Mein langjähriger Arzt und Freund Professor Renvers hat mir erzählt, daß sich Murawiew nicht lange vor seinem Tode von ihm habe untersuchen lassen. Renvers, dessen Diagnose selten fehlging, fand bei dieser Untersuchung das Herz von Murawiew in tadellosem Zustand. Ohne ein bestimmtes Urteil abgeben zu wollen, vertraute mir Renvers schon damals an, daß das Ableben des russischen Ministers des Äußern ihm sehr überraschend gekommen sei. Vierzehn Jahre später, bei Beginn des Weltkriegs, wurde der Finanzminister Witte gleichfalls sehr rasch und auch einigermaßen rätselhaft vom Tode ereilt. Beide, Witte wie Murawiew, starben der panslawistischen, revolutionären Bewegung sehr gelegen. Zum Nachfolger des Grafen Murawiew war nach einigem Schwanken am 8. August 1900 sein bisheriger Gehilfe Graf Lambsdorff ernannt worden. Lambsdorff war einer der treusten Jünger des ausgesprochen friedliebenden und deutschfreundlichen Ministers von Giers gewesen. Er war einer der wenigen Beamten des Hauses an

der Sängerbrücke in St. Petersburg, wo die russische auswärtige Politik gemacht wurde, der in den deutschen Rückversicherungsvertrag eingeweiht worden war. Giers hatte sich seiner Feder bedient, um den Vertrag vorzubereiten und aufzusetzen. „C'est un homme de toute confiance", pflegte der Minister von seinem Mitarbeiter zu sagen. Lambsdorff war uns, als er ins Amt trat, politisch sehr wohlgesinnt. Er war vorsichtig, diskret, ein strenger Monarchist, friedliebend. Er hatte nur einen Fehler: er war eine sensitive Natur, er war empfindlich, er war nicht ohne Eitelkeit. Es kam für die Zukunft der deutsch-russischen Beziehungen viel darauf an, wie er von uns behandelt wurde.

XXVI. KAPITEL

Unsere Beziehungen zu England • Ihre Entwicklung seit den siegreichen Kriegen von 1866 und 1870 • Unterredung mit Admiral von Tirpitz im Gehölz von Düsternbrook, Besprechung der Flottenvorlage in der Kommission • Interpretation des Schlagwortes „Weltpolitik" gegenüber dem Abgeordneten Gröber • Botschafter Graf Hatzfeldt über Salisbury und England • Denkschrift des Grafen Paul Metternich über seine persönlichen Eindrücke in England

Phasen der deutsch-englischen Beziehungen

Am kompliziertesten, also am schwierigsten, lagen unsre Beziehungen zu England. Gewiß war, wie ich mir schon drei Jahre früher, als mir die Leitung des Auswärtigen Amts übertragen wurde, klargemacht hatte und hier bereits ausführte, unser Verhältnis zu Rußland im letzten Ende noch lebenswichtiger als das Verhältnis zu England. Wie wir uns zu Rußland stellten, war eine Frage auf Leben und Tod. Unser Verhältnis zu England hatte in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts drei Etappen durchgemacht. Der Deutsche war in England gesellschaftlich nie wirklich beliebt gewesen. Aber nachdem er als harmloser Träumer viele Jahre mehr belächelt als gehaßt oder gar beneidet worden war, erweckten unsre foudroyanten Siege von 1866 und noch mehr von 1870 jenseits des Kanals Erstaunen und eine gewisse Unruhe.

Ich entsinne mich, daß der Phantasieroman der „Battle of Dorkey", der den plötzlichen Überfall des zu sorglos, zu faul, vor allem zu pazifistisch gewordenen Englands durch ein wildes Teutonenheer mit kühner Phantasie, aber drastisch schilderte, in der ersten Hälfte der siebziger Jahre von meinen englischen Kollegen und Freunden viel gelesen und unter damals meist noch humoristischen, hier und da aber schon besorgten Kommentaren besprochen wurde. Die Franzosen bliesen natürlich in dies Feuer, das vorläufig nur ein Feuerchen war. In den achtziger Jahren regte sich zum erstenmal und lebhaft die britische Eifersucht gegen das in glänzender und stürmischer, vielleicht zu stürmischer wirtschaftlicher Entfaltung vorwärtsdrängende Deutschland. Die aus dieser Eifersucht hervorgegangene Verordnung, daß alle deutschen Waren mit der Bezeichnung ihres Ursprungs, mit dem Vermerk „Made in Germany" kenntlich zu machen seien, erwies sich bald als ein Fehlschlag. Dieses Zwangsetikett wirkte nicht als abschreckendes Brandmal, sondern mehr als Lockung und

Empfehlung. Die deutsche Konkurrenz wurde nicht geschwächt, sondern gestärkt, und mit ihr der englische Neid.

Ich entsinne mich eines Gesprächs, das ich Anfang der achtziger Jahre in Paris mit der damaligen deutschen Kronprinzessin führte. Sie hielt sich auf der Rückreise von London nach Berlin einige Tage in Paris auf. Unter der weisen und taktvollen Obhut des Botschafters Chlodwig Hohenlohe verlief dieser Besuch ohne Anstoß. Die Kronprinzessin hatte mich, der ich damals Zweiter Sekretär unserer Botschaft war, mit dem kaiserlichen Botschafter zum Frühstück nach dem Hotel Westminster eingeladen, wo sie abgestiegen war. Ganz Engländerin, wie sie dies bis an ihr Lebensende blieb, klagte die Kronprinzessin vor dem nachsichtig lächelnden Hohenlohe darüber, daß die „unangenehme" und „aufgeregte" Konkurrenz, die der Deutsche dem Engländer neuerdings auch in solchen Branchen mache, wo die englische Ware bis dahin unbestritten den ersten Platz eingenommen hätte, in England starke und begreifliche Unzufriedenheit hervorrufe, was doch sehr traurig wäre. Die Deutschen sollten nicht so „pushing" sein. Der gleichfalls anwesende Bruder ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit, der Herzog von Connaught, nahm in taktvoller Weise uns arme Deutsche in Schutz, indem er ausführte, daß auf dieser großen und weiten Welt Platz für Deutsche wie für Engländer wäre. Die Kronprinzessin blieb aber dabei, daß unsere gar zu intensive und, wie sie behauptete, nicht immer „faire" Konkurrenz uns die bisherigen englischen Sympathien kosten würde, was tief zu beklagen sei.

Den Ausgangspunkt der zweiten Phase der deutsch-englischen Beziehungen bildete die Krüger-Depesche. Baron Beyens, vor dem Weltkrieg belgischer Gesandter in Berlin, dann belgischer Minister des Äußern, erzählt in seinem Buche über seine Berliner Mission, auf das ich später noch einmal zurückkommen werde, daß ihm ein Jahr vor dem Ausbruch des Weltkrieges der englische Botschafter in Berlin, Sir Edward Goschen, gesagt habe, der Eindruck, den die Krüger-Depesche in England gemacht hätte, sei nie wieder ganz verwischt worden. Diese intempestive Kundgebung zerriß eben den freundlichen Vorhang, der bis dahin die Unzufriedenheit und Abneigung verhüllte, die sich seit dem Deutsch-Französischen Krieg in England nach und nach gegen uns angesammelt hatte.

In das dritte und entscheidende Stadium der deutsch-englischen Beziehungen traten wir ein, als wir mit unserem Flottenbau begannen, der, wie ich wiederholt vor dem Reichstag und vor dem Lande darlegte und auch in diesen meinen Lebenserinnerungen ausgeführt habe, durch unsere elementare wirtschaftliche Entwicklung zur Notwendigkeit geworden war. Die mir bei meiner Berufung von Rom nach Berlin gestellte Aufgabe war, die zu einer Existenzfrage für uns gewordene Verstärkung unserer Flotte

zu ermöglichen, ohne daß dieser Ausbau zu einem Krieg mit England führte. Ich sollte, wie der Kaiser und Tirpitz mir oft wiederholten, das deutsche Schiff durch die Gefahrzone leiten. Der ungeheuren Schwierigkeit dieser Aufgabe war ich mir vom ersten Tage an bewußt gewesen, und sie wurde mir mit jedem Tage meiner Amtsführung deutlicher. Ich entsinne mich eines ernsten Gesprächs, das ich in den ersten Jahren meiner Kanzlerschaft in Kiel mit Tirpitz führte. Wir machten zusammen einen Spaziergang auf dem Wege, der von Kiel durch das anmutige Gehölz Düsternbrook nach Bellevue führt. Von dem Weg, den schöne holsteinische Buchen beschatten, blickten wir auf die Kieler Bucht, die ich in meiner Kindheit als dänischen Hafen gekannt hatte und die ich später als Staatssekretär und Reichskanzler oft an Bord der Jacht „Meteor" durchquert habe. Die Kieler Föhrde ist die Königin der Ostseebuchten, tief wie das Weltmeer und dabei gegen Stürme geschützt, geräumig genug, allen Flotten der Welt zum Hafen zu dienen. Hier sollte ich an demselben Junitage, an dem ich 1897 mit der Leitung der auswärtigen Geschäfte betraut worden war, 1909 meinen Abschied als Reichskanzler erhalten, an Bord der prächtigen „Hohenzollern", die, als ich zurücktrat, umgeben war von der inzwischen zur zweitgrößten Marine der Welt gewordenen deutschen Flotte. Still, leer, ausgeraubt und wehrlos liegt heute die Kieler Föhrde vor uns, einst unser Stolz, heute ein trauriges, herzzerreißendes Bild unseres Zusammenbruchs und Niedergangs. Im Laufe jener Unterredung mit Tirpitz frug ich ihn, wann er glaube, daß unsere im Bau befindliche Flotte eine Stärke erreicht haben werde, die einen unprovozierten englischen Angriff für vernünftige Menschen unwahrscheinlich machen würde. Tirpitz erwiderte mir, daß wir etwa 1904 oder 1905 in die kritischste Phase unserer Beziehungen zu England eintreten würden. Um diese Zeit würde unsere Marine so stark geworden sein, daß sie in England Eifersucht und starke Unruhe hervorrufen werde. Nach diesem voraussichtlich kritischsten Moment werde sich die Gefahr eines englischen Angriffs mehr und mehr verringern. Die Engländer würden dann einsehen, daß ein Vorgehen gegen uns auch für sie mit einem unverhältnismäßigen Risiko verbunden wäre. Da wir nicht daran dächten, England anzugreifen, würde auf dieser Grundlage einem friedlichen Nebeneinanderleben und Sichentwickeln des deutschen und des englischen Volks nichts mehr im Wege stehen. In der Tat konnte, wie ich anläßlich des Kaiserbesuchs in England (November 1899) schon erwähnte, ein ausgesprochener Pazifist, einer der eifrigsten Befürworter guter Beziehungen Deutschlands zu England, ein Bewunderer und Vertrauter von Bethmann Hollweg, Professor Dr. Hans Delbrück, im November 1913 nach einem Besuch in England feststellen, daß der englische Argwohn gegen Deutschland geschwunden sei, daß an den guten Beziehungen zwischen England

und Deutschland auch die Schiffsbauten nichts verdürben und daß überall Windstille herrsche. Das Furchtbare am deutschen Schicksal ist, daß wir die eigentliche Gefahrzone schon überwunden hatten, daß sogar dem listenreichen König Eduard die Karten, die er so geschickt zu mischen wußte, der Tod aus der Hand genommen hatte, als eine kaum je dagewesene Verbindung politischer Kurzsichtigkeit, Unbesonnenheit und Ungeschicklichkeit uns durch Bethmann und Jagow doch in den Krieg hineingleiten ließ.

Die Flottennovelle

Ich hatte mich im Frühling des Jahres 1900, in dessen Herbst ich Reichskanzler werden sollte, in der Budgetkommission des Reichstags eingehend und wiederholt über Zweck und Ziele unseres Flottenbaus ausgesprochen. Tirpitz hatte mich mündlich und schriftlich gebeten, die politische Begründung der damals eingebrachten Flottennovelle in der Kommission allein zu übernehmen. Der Reichskanzler Hohenlohe war bei seinem hohen Alter und mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit den langen und ermüdenden Kommissionssitzungen nicht mehr gewachsen. Tirpitz selbst konnte vorher ausgearbeitete Reden, wenn auch mit leiser Stimme, so doch bisweilen mit guter Wirkung, im Plenum vortragen, besaß aber für die Debatte in der Kommission nicht die wünschenswerte Schlagfertigkeit. In der Kommissionssitzung vom 27. März 1900 hatte ich in einer programmatischen Ausführung den Gedanken an die Spitze gestellt: der Zweck der Novelle sei vor allem, uns den Frieden auch gegenüber England zu sichern. Ein Zusammenstoß mit England würde, wie die Dinge heute lägen, für uns deshalb so gefährlich sein, weil uns England bei unserer gegenwärtigen Inferiorität zur See schweren Schaden zufügen könne, ohne jedes Risiko für sich selbst, während wir andererseits, solange wir zur See so schwach wären wie jetzt, gerade gegen England im Konfliktsfall kaum Bundesgenossen finden würden. Und wenn selbst Rußland in einem Konflikt mit England auf unserer Seite stünde, so würde doch bei unserer größeren Angreifbarkeit zur See die Hauptlast des Krieges auf uns fallen, und die Hauptverluste im Kriege würden uns treffen. Ein unglücklicher Krieg mit England könne uns durch die Vernichtung unserer groß und immer größer gewordenen überseeischen Interessen, durch die Zerstörung unseres Handels, die Schädigung unserer Exportindustrie in unserer wirtschaftlichen und politischen Entwicklung um Generationen zurückwerfen. Wir könnten nur dann sicher sein, mit England dauernd in Frieden zu leben, wie wir dies aufrichtig wünschten, wenn ein englischer Angriff auf uns nicht mehr so gefahrlos erschiene wie heute. Heute lägen die Dinge so, daß wir gegen Angriffe von der Landseite wohl gerüstet wären, daß dagegen unsere Rüstung nach der Seeseite bei einem Angriff Englands die bedenklichsten Lücken aufweise. England sei die einzige Macht, die uns ohne erhebliches Risiko für sich

selbst angreifen könne. Die Möglichkeit eines solchen Angriffs sei aus zwei Gründen gegeben: einmal weil die imperialistischen Ideen in England, die dort seit Jahren mehr und mehr an Boden gewonnen hätten, nach der voraussichtlich siegreichen Beendigung des südafrikanischen Krieges völlig zur Herrschaft gelangen könnten, dann, weil infolge der scharfen wirtschaftlichen Konkurrenz auf dem Weltmarkt, die wiederum die Folge unseres enormen industriellen Aufschwungs, unseres wachsenden Handels, unserer zunehmenden überseeischen Interessen sei, in den breiten Massen des englischen Volks sich mehr und mehr eine starke Antipathie gegen Deutschland als den Hauptkonkurrenten Englands rege. Bei unserer heutigen Schwäche zur See erscheine ein Krieg mit Deutschland der Mehrheit des englischen Volks als eine verhältnismäßig leichte Aufgabe, zu der England nur seine Flotte brauche und die dem englischen Volk bei dem Fehlen der allgemeinen Wehrpflicht keine besonderen Opfer auferlegen würde. Seit einem Jahr, führte ich weiter vertraulich aus, wären unsere Beziehungen zu England ohne irgendwelche Veranlassung oder gar Schuld von unserer Seite zweimal in ein akutes und kritisches Stadium getreten. Solche Zwischenfälle, wie sie sich im Frühjahr 1899 in Samoa und im Januar 1900, anläßlich der Beschlagnahme unserer Postdampfer, ereignet hätten, ließen sich nicht immer diplomatisch beilegen. In beiden Fällen wäre England auch anderweitig engagiert gewesen, was eine friedliche Beilegung erleichtert habe. Und selbst auf dieser Basis sei die Beilegung des Konflikts gegenüber der Stimmung in England nur möglich gewesen durch ziemlich scharfe diplomatische Druckmittel, die sich ohne irgendwie genügende Macht nicht oft wiederholen ließen. Wenn wir solche Warnungen nicht beherzigten, so könnten wir uns ein drittes Mal in einer Lage sehen, wo wir nur die Wahl zwischen einer schweren Demütigung und einem unglücklichen Krieg haben würden. Gerade weil wir uns in Frieden neben England entwickeln wollten, nur im friedlichen industriellen und gewerblichen Wettstreit, müßten wir England gegenüber wenigstens zur Defensive fähig sein.

Deutsche Weltpolitik

Im Laufe der Debatte vom 27. März 1900 hatte ich gegenüber dem Zentrumsabgeordneten Gröber, der mich um eine authentische Interpretation des Wortes „Weltpolitik“ gebeten hatte, ausdrücklich betont, daß ich unter Weltpolitik lediglich die Pflege und Entwicklung der uns durch die Ausdehnung unserer Industrie, unseres Handels und unserer Schiffahrt erwachsenen Aufgaben verstehe. Das Anschwellen der deutschen überseeischen Interessen könnten wir nicht hemmen. Unseren Handel, unsere Industrie, die Arbeitskraft, Regsamkeit und Intelligenz unseres Volks könnten wir nicht kappen. Wir dächten nicht daran, aggressive Expansionspolitik zu treiben. Wir wollten nur die schwerwiegenden Interessen schützen, die wir durch die natürliche Entwicklung der Dinge in allen Weltteilen

erworben hätten. Der in manchen Zentrumskreisen herrschende Argwohn, daß wir eine „protestantische Weltpolitik" treiben wollten, wäre mir unverständlich. Ich hätte in meiner Politik in Ostasien wie in Kleinasien hinreichend gezeigt, daß mir die katholischen Interessen gerade so am Herzen lägen wie die evangelischen. Ich triebe weder protestantische noch katholische, sondern nur deutsche Politik. Offensive Tendenzen lägen uns völlig fern, wir wollten keine abenteuerliche und keine phantastische Politik, wir wollten uns nur in wirtschaftlicher wie in politischer Beziehung auch fernerhin im Frieden entwickeln. Gegenüber dem Abgeordneten Richter konstatierte ich, daß in Samoa das Verhalten unserer Offiziere korrekt, vorsichtig und zurückhaltend gewesen wäre. Unsere Marineoffiziere wären sogar, ungerechterweise, getadelt worden, weil sie nicht früher und schärfer eingeschritten wären. Unsere konsularischen Agenten hätten sich streng auf dem Boden der damals gültigen Samoa-Akte gehalten. Nichtsdestoweniger seien plötzlich englische und amerikanische Schiffe vor Samoa erschienen, sie hätten deutsches Eigentum beschossen und zerstört und die Samoa-Akte verletzt. Nur durch Anwendung energischer diplomatischer Druckmittel wären die Engländer zu bewegen gewesen, auf den gerechten und verständigen Vorschlag der Einsetzung einer gemeinsamen Kommission der drei Mächte in Samoa einzugehen. Die Art und Weise, wie die englische öffentliche Meinung die Samoafrage behandelt hätte, beweise, wie prekär unsere Lage gegenüber England bei der jetzt dort herrschenden imperialistischen und chauvinistischen Stimmung und Strömung geworden wäre. Der Entsendung unserer Flotte nach Manila hätte ich nur beigestimmt, um die dortigen erheblichen wirtschaftlichen deutschen Interessen zu schützen. Jede feindliche Tendenz gegen Amerika läge uns völlig fern. Aber auch in den Vereinigten Staaten sei seit dem amerikanisch-spanischen Kriege die Stimmung von Regierung und Volk so chauvinistisch geworden, daß die bloße Anwesenheit deutscher Schiffe genügt habe, eine, von mir glücklicherweise wieder beigelegte, Spannung herbeizuführen. Solche Vorfälle zeigten, welchen Gefahren der Friede bei unserer jetzigen Schwäche zur See ausgesetzt sei. Gegenüber dem Abgeordneten Bebel führte ich aus, daß zwischen der Flottennovelle und meiner friedlichen Politik gegenüber England kein Widerspruch bestehe. Beide hätten denselben Zweck, nämlich den, die Aufrechterhaltung des Friedens zu sichern. Wir wollten unsere Flotte verstärken, weil wir hierin eine Sicherung gegen die Gefahr eines englischen Angriffs erblickten: wir verfolgten eine auswärtige Politik, welche die englische Empfindlichkeit sorgsam schone, weil wir nicht mit England in einen Konflikt geraten wollten. Gegenüber der Kritik, die an dem Kaiserbesuch in England, an der Südsee-Abmachung über Samoa und an dem deutsch-englischen Abkommen über Südafrika als Symptomen übertriebenen

Wilhelm II. und Earl of Lonsdale
Aufnahme während eines Kaisermanövers

Entgegenkommens gegenüber England geübt worden war, verteidigte ich sowohl die letztgenannten Abkommen und den Kaiserbesuch in England wie insbesondere unsere absolute Neutralität gegenüber dem Burenkrieg mit der Notwendigkeit und Pflicht, freundliche und freundschaftliche Beziehungen zu England aufrechtzuerhalten. Diese Pflicht ergebe sich aus der europäischen Gesamtweltlage wie aus dem deutschen Gesamtinteresse. Wir könnten in Südafrika nicht den kleineren Interessen die größeren und wichtigeren opfern.

Eugen Richter und die Flotte

Auf einen Zwischenruf des Abgeordneten Bebel erwiderte ich sofort und mit dem allergrößten Nachdruck: wir würden auch mit größerer Macht zur See eine maßvolle und besonnene Politik treiben. Die mir in den Mund gelegte Äußerung, wenn wir erst eine starke Flotte hätten, würden wir vom Leder ziehen, hätte ich natürlich nie gemacht. Ich sei kein Narr und redete keinen Blödsinn. Auch mit einer verstärkten Flotte würden wir eine durchaus friedliche Politik verfolgen. Wenn wir zur See stärker wären, würden uns andere Mächte mehr respektieren und solche Zwischenfälle wie in Samoa und bei der Beschlagnahme der Reichspostdampfer sich hoffentlich nicht wiederholen. Ich betonte schließlich — nicht ganz zur Zufriedenheit von Tirpitz, dem vor allem an dem schleunigen Bau der großen Schlachtflotte gelegen war —, daß ich für den Schutz unserer Handelsinteressen vom Standpunkt des auswärtigen Ressorts hohes Gewicht auf die Forderung der Auslandsschiffe legen müsse. Gerade in Südamerika und Ostasien bedürften wir eines größeren Schutzes durch Vermehrung der Zahl unserer Kreuzer. Es war nach der langen und bewegten Sitzung der Budgetkommission vom 27. März 1900, daß, wie ich in meinem Buch „Deutsche Politik“ schon erwähnt habe*, der Führer der Volkspartei, Eugen Richter, an mich herantrat und mir unter vier Augen sagte: „Sie werden es durchsetzen, Sie werden die Mehrheit für Ihre Flottennovelle bekommen. Ich hätte es nicht gedacht.“ In der Unterredung, die sich an diese Bemerkung knüpfte, bemühte ich mich, dem in mancher Hinsicht tüchtigen Mann darzulegen, warum mir seine ablehnende Haltung gegenüber der Flottenvorlage nicht verständlich wäre, denn deutsche Seegeltung sei während Jahrzehnten gerade von der deutschen Demokratie gefordert worden. Herwegh habe der deutschen Flotte das Wiegenlied gesungen, und die ersten deutschen Kriegsschiffe seien im Jahre 1848 erbaut worden. Ich wies auf alle Gründe hin, aus denen wir unsere Industrie und unseren Handel auf dem Weltmeer schützen müßten. Richter hörte mir freundlich und aufmerksam zu und meinte schließlich: „Sie mögen recht haben. Ich bin aber zu alt, ich kann die Wendung nicht mehr mitmachen.“ Die von Eugen Richter vorausgesagte Wendung trat in der Blockzeit ein.

---

* Fürst von Bülow, „Deutsche Politik“. Volksausgabe, S. 116.

Hatzfeldt bei Salisbury

Schon vor dem Kaiserbesuch in Windsor und Sandringham, im Frühsommer 1899, hatte ich die Aufmerksamkeit unserer Botschaft in London auf Marokko gelenkt. Das Bestreben der Franzosen, ihren nordafrikanischen Besitz durch Marokko zu vergrößern, trat immer sichtbarer hervor, und der Gedanke lag nahe, daß Deutschland und England sich über die Zukunft dieses Landes verständigen könnten. Graf Hatzfeldt hatte auf meine Anregung durch ein längeres Schreiben an Holstein vom 8. Juli 1899 geantwortet, in dem er zunächst darauf hinwies, daß der englische Premierminister die persönlichen Angriffe, zu denen sich Kaiser Wilhelm II. ihm gegenüber leider hatte hinreißen lassen, noch keineswegs verdaut habe. Obschon Lord Salisbury hochmütige Gleichgültigkeit vorschütze, sei er innerlich noch sehr gereizt gegen unseren Kaiser, wie das aus manchen seiner Äußerungen hervorgehe. Das politische Gespräch über Marokko habe dem englischen Premierminister Gelegenheit zu recht lebhaften, um nicht zu sagen scharfen Auslassungen in dieser Richtung gegeben. Er, der Botschafter, habe ernste Bedenken getragen, diese Äußerungen amtlich wiederzugeben und dadurch Öl ins Feuer zu gießen. Er habe aber während seiner Konversation mit Lord Salisbury es an freundschaftlichen, jedoch sehr bestimmten Warnungen bezüglich einer Abschwenkung von Deutschland nicht fehlen lassen, wie sie kaum ein anderer in London riskieren könnte.

Als Lord Salisbury eine gewisse Ungläubigkeit bezüglich anderer europäischer Gruppierungen habe durchblicken lassen, erklärte ihm Hatzfeldt, er könne ihm aus eigener persönlicher Erfahrung vertraulich das Beispiel anführen, daß selbst der „Freund" des englischen Premierministers, der französische Botschafter in London, Baron Courcel, Deutschland in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre die französische Unterstützung angeboten habe, wenn wir nur in die Liste der in London zu erhebenden Reklamationen auch Ägypten aufnehmen wollten, was wir abgelehnt hätten. Außer Frankreich gäbe es aber noch andere Mächte, deren Bestreben dahin gehe, sich mit uns zu verständigen, wahrscheinlich auf Kosten Englands. Der Marineminister Goschen habe ihm, Hatzfeldt, neulich eingewendet, daß Deutschland keine ernste Schwächung Englands wünschen könne. Graf Hatzfeldt hatte erwidert, daß dies richtig sei, vorausgesetzt, daß die deutschen berechtigten Interessen von England gebührend berücksichtigt würden. Die Gefahr England feindlicher Kombinationen läge aber vor, solange man Deutschland in England so schlecht behandle und für die deutschen Interessen weder Verständnis noch tatsächliches Entgegenkommen zeige. So mächtig die englische Flotte sein möge, so lasse sich doch die Möglichkeit nicht bestreiten, daß England durch gewisse, immerhin mögliche Kombinationen in eine unbequeme Lage kommen könnte, die

sich durch etwas größeres Entgegenkommen Deutschland gegenüber jedenfalls vermeiden ließe.

Lord Salisbury, dem die Erwähnung der Unterhaltung mit Mr. Goschen und die Äußerung desselben wenig erwünscht schien, war auf keine nähere Erörterung zukünftiger politischer Eventualitäten eingegangen. Als Graf Hatzfeldt ihn durch Hinweis auf die Unsicherheit der Zukunft drängte, bemerkte ihm Lord Salisbury, daß England in gewissen Fällen nach seinem Wappenspruch würde handeln müssen: „Dieu et mon droit." Er hatte höflich hinzugefügt, daß er an der freundschaftlichen Absicht der Sondierung des Botschafters durchaus nicht zweifle. Seine persönliche Gereiztheit wäre aber sofort wieder hervorgetreten, als Graf Hatzfeldt die Unterredung von neuem auf Marokko lenkte. Nachdem sich Lord Salisbury längere Zeit gedreht und gewendet hätte, um jeder eingehenden Äußerung zu entgehen, meinte er, sein Hauptgrund gegen die fragliche Abmachung sei seine entschiedene und grundsätzliche Abneigung gegen alle Verträge, durch die das Besitztum noch lebender Eigentümer im voraus geteilt werden solle. Als Graf Hatzfeldt einwandte, daß Lord Salisbury ganz dasselbe seinerzeit bezüglich der Kolonien des England befreundeten Portugal getan habe, hatte der Premierminister lebhaft erwidert, dies habe Mr. Balfour getan, den er dafür nicht tadeln wolle; er, Salisbury, würde das deutsch-englische Abkommen über die portugiesischen Kolonien nicht geschlossen haben.

Auf die sofortige und bestimmte Einwendung des Botschafters, daß er 1899 den wesentlichsten Teil jenes deutsch-englischen Abkommens mit Lord Salisbury selbst verhandelt und festgestellt habe, hatte Lord Salisbury mit den Achseln gezuckt und wiederholt, er würde jenes Abkommen mit uns nicht abgeschlossen haben. Als Graf Hatzfeldt ferner geltend machte, daß es jetzt darauf ankomme, die durch mancherlei Zwischenfälle, wie Samoa, getrübten Beziehungen zwischen Deutschland und England wiederherzustellen, und daß die Berücksichtigung unserer Interessen in Marokko der beste Weg dazu sei, hatte Lord Salisbury mit einer gewissen Bitterkeit erwidert: „Sie wollen Ihrem Kaiser damit ein Vergnügen machen, und da soll ich mittun." Im weiteren Verlauf seines Briefes an Holstein erbat Graf Hatzfeldt meine Zustimmung dazu, daß er derartige gereizte persönliche Äußerungen des Premierministers, insbesondere gegen Seine Majestät den Kaiser, nicht zum Gegenstand seiner amtlichen Berichterstattung mache, weil dadurch, wie die Dinge lägen, der größte Schaden angerichtet werden würde. Er werde nicht unterlassen, alles zu tun, damit die gereizte Stimmung des englischen Premierministers gegenüber Seiner Majestät dem Kaiser durch eine ruhigere, objektive Auffassung der politischen Situation ersetzt würde. Dazu gehöre aber Zeit.

Zunächst müsse sich der Botschafter nach seiner auf langer Erfahrung begründeten Überzeugung ganz still verhalten. Vor allem müsse er den Eindruck vermeiden, daß wir trotz aller englischen Unfreundlichkeiten der englischen Freundschaft nachliefen. So unser Botschafter in London vor dem Kaiserbesuch in England.

Hatzfeldt an Holstein

Einige Wochen nach jenem Besuch, am 26. Dezember 1899, schrieb Graf Hatzfeldt an Baron Holstein: „Wenn Sie mir sagen, daß unsere öffentliche Meinung nur Zanzibar akzeptiert, wenn die Engländer die Delagoa-Bai nchmen, so bin ich natürlich überzeugt, daß es sich so verhält. Auf der anderen Seite glaube ich — und Eckardstein nahm dies bei unserem letzten Zusammentreffen als ausgemacht an —, daß man hier für Zanzibar noch lange nicht weich genug ist, weder die Regierung noch auch und namentlich die öffentliche Meinung. Der Grund ist sehr einfach. Das Publikum glaubt, daß England die Buren unter allen Umständen bewältigen kann, wenn es nur ein paar Millionen mehr oder weniger dafür ausgibt und die nötigen Verstärkungen schickt. Gegen europäische Verwicklungen und daraus resultierende Gefahren hält man sich für vollständig gedeckt, erstens durch die übermächtige englische Flotte und zweitens und vor allem, weil weder Rußland noch Frankreich sich zu einem aktiven Vorgehen gegen England entschließen werden. Wie weit diese letztere Annahme begründet ist, lasse ich dahingestellt. Meine persönliche Auffassung, die ich wiederholt ausgesprochen habe, ist, daß die Franzosen allein gewiß nichts unternehmen und daß der Kaiser von Rußland auch nicht besonders kampflustig ist. Auch glaube ich nicht, daß beide, selbst zusammen, feindselig vorgehen, solange sie unserer nicht ganz sicher sind. Unser Beitritt würde die Sachlage allerdings mit einem Schlage verändern und könnte England teuer zu stehen kommen. Wir werden dabei nur zu überlegen haben, ob es unseren politischen Interessen in der Zukunft entspricht, England als Großmacht ernstlich zu schwächen. Selbst Fürst Bismarck, mit allen seinen russischen Sympathien, war nicht dieser Ansicht, und ich schließe mich dem vollständig an. Was nun zunächst die Weiterbehandlung der Sache hier betrifft, so müssen wir uns, wie ich glaube, darüber klar sein, welchen Zweck wir bei unserem Tun und Lassen zu verfolgen haben. Nach meiner Auffassung müssen wir den Engländern unter der Hand klarzumachen suchen, daß wir ihnen zwar durchaus nicht feindlich gesinnt sind, daß aber auch wir mit unserer öffentlichen Meinung zu rechnen haben, die uns mit faulen Äpfeln bewerfen würde, wenn wir Delagoa-Bai ohne sehr bedeutende Vorteile fahren lassen sollten. Konklusion: Könnt ihr uns solche Vorteile nicht bieten, so laßt die Hände davon und sucht ohne Delagoa fertig zu werden, sonst bringt ihr uns in die unerwünschte Situation, daß unsere öffentliche Meinung uns in ihrer Entrüstung in andere Bahnen drängt. Wenn dieser

Grundgedanke richtig ist, so bitte ich, daß der Staatssekretär mir seine Zustimmung zu erkennen gibt, damit ich die etwaigen weiteren Besprechungen zwischen Eckardstein und Chamberlain, Balfour usw. (ich selbst darf dabei noch nicht in den Vordergrund tretcn) in diesem Sinne leiten kann. Namentlich von Balfour nehme ich an, daß er Verständnis für die Situation haben und uns daher nützlich sein wird. Chamberlain ist, wie ich Ihnen immer gesagt habe, unberechenbar. In bezug auf Salisbury habe ich ein intuitives Gefühl, mehr ist es vorläufig nicht, daß er heute schon wieder daran denkt, sich den Russen und Franzosen zu nähern, sie durch Freundlichkeit und Entgegenkommen auf anderen Gebieten, nötigenfalls auch durch wirkliche Konzessionen zu beruhigen und von einem gemeinschaftlichen Vorgehen gegen England abzuleiten. Gelingt es ihm, nur in Petersburg einer feindlichen Aktion vorzubeugen, so fürchtet man sich hier bekanntlich vor Frankreich allein keinen Augenblick, und es gibt Leute genug, wie Chamberlain, die sich über die Gelegenheit, die französische Flotte zu vernichten und einige französische Häfen zusammenzuschießen, ganz besonders freuen würden. Die Münsterschen Nachrichten über französische feindliche Absichten gegen England halte ich für sehr phantastisch. Wenn alles, was unser Botschafter in Paris von französischen Bewegungen sagt, richtig ist, so beweist es noch lange nicht, daß die Franzosen im entscheidenden Moment beißen und nicht, wie bei Faschoda, den Schwanz zwischen die Beine nehmen. Ich halte dies sogar für sicher, wenn die Russen sich nicht zum gleichzeitigen feindlichen Losgehen ausdrücklich verpflichtet haben, was ich stark bezweifle."

Die Rolle des Herrn v. Eckardstein

Im Juni 1900 hatte mir Holstein gemeldet, Botschaftsrat von Eckardstein habe ihm geschrieben, daß sich die Engländer ein territoriales Festsetzen der Deutschen im Jangtse-Tal nicht gefallenlassen würden. Schon der Verdacht, daß Deutschland politische Erwerbungen im Jangtse-Gebiet ins Auge fassen könne, sei geeignet, die Engländer zu den allergrößten Anstrengungen anzuspornen behufs Verständigung mit Rußland. Eckardstein entwickelte sich immer mehr zum Sprachrohr namentlich von Mr. Chamberlain, der den eitlen, wenig charaktervollen und schon aus finanziellen Erwägungen ganz zum Engländer gewordenen Schwiegersohn von Sir John Blundell Maple benutzte, um die Deutschen einzuschüchtern. Ich hatte übrigens niemals an eine territoriale Festsetzung im Jangtse-Tal gedacht, geschweige denn im Gegensatz zu England und im Widerspruch mit England. Eckardstein schrieb auch an Holstein, daß Lord Salisbury zu einer Verständigung mit jeder anderen Macht eher als mit Deutschland bereit wäre. Jede positive Politik sei dem Premierminister unangenehm, und es werde eines starken Drucks seiner Ministerkollegen bedürfen, um den kranken alten Herrn zu einer Entscheidung zu bringen. Das ganze übrige

Kabinett sei eher deutsch-freundlich, würde aber sofort in voller Einigkeit gegen Deutschland Front machen, wenn es gälte, das Jangtse-Tal gegen deutsche Annexionsneigung zu verteidigen.

Graf Paul Metternich, damals noch preußischer Gesandter in Hamburg, hatte in den ersten Wintermonaten 1900 einen längeren Aufenthalt in England genommen, wo er viele persönliche Freunde besaß. Nach Deutschland zurückgekehrt, überreichte er mir im Sommer 1900 eine Aufzeichnung über seine englischen Eindrücke, in der er unter anderem ausführte:

Bericht des Grafen Metternich

„Als ich im Anfang Februar d. J. nach England kam, wurde ich von manchen Seiten darauf aufmerksam gemacht, daß Lord Salisbury ein alter und gebrochener Mann sei, der nicht mehr lange im Vordergrunde der Geschäfte stehen werde. Er ist, wenn ich mich recht erinnere, siebzig Jahre alt. Die langwierige Krankheit seiner Frau, die er Anfang des vergangenen Winters verloren hat und an der er sehr hing, war ihm besonders nahegegangen und hatte ihn harassiert. Der südafrikanische Krieg, in den er ohne sein Zutun hineingezogen worden ist, legte vor den Augen der Welt manche Schäden bloß und verminderte, besonders im Anfang des Winters, das Ansehen Englands in der Welt. Auch dies wird ihm nahegegangen sein. Er ist im Herzen ein stolzer Patriot, und unter den lebenden Staatsmännern verkörpert sich das Prestige Englands hauptsächlich in ihm. Aber, wie das so geht im Leben, drohende Schicksalsschläge, die der Mensch herannahen sieht, bedrücken ihn oft mehr als das Eintreten des gefürchteten Ereignisses selbst, und durch den Tod seiner Frau war unter dem heilenden Einfluß der Zeit, welcher bei alten Leuten noch schneller wirkt als bei jüngeren, eine Last von ihm genommen, so daß sich Lord Salisbury wieder freier dem öffentlichen Leben zuwenden konnte. Auch der Krieg nahm eine andere Wendung, der tiefste politische Barometerstand war für England vorüber; was die Unfähigkeit seiner Generale verschuldet hatte, schienen die reichen Hilfsquellen des Landes und des Reichs an Geld und Menschen wieder gutzumachen, und eine fröhlichere, frischere Stimmung bemächtigte sich der Gemüter. Auch dies mag dazu beigetragen haben, Lord Salisbury aus der Lethargie aufzurütteln, in die ihn Alter, Mißgeschick und zunehmende Korpulenz zu versenken gedroht hatten. Ich fand ihn, als ich ihn Mitte Februar zuerst wiedersah, wohler aussehend als vor vier Jahren. Nur der Blick ist matter und sein Wesen noch unbestimmter, ungreifbarer möchte ich sagen, als ehedem. Er ist von der äußersten Vorsicht des Ausdrucks geworden, und wenn er glaubt etwas zugestanden zu haben, so sucht er es im nächsten Augenblick wieder abzuschwächen. Er war als Cunctator immer bekannt. Das Alter, die Kriegslage, vielleicht auch Mißtrauen gegen uns mögen diese Naturanlage verschärft haben, obwohl ich weiß, daß er mir persönlich sehr wohlgesinnt ist. Nach dem Tode

seiner Frau hieß es, daß er abgehen wolle. Im Februar und März hielt er im Oberhause Reden, die so schwach waren, daß es von seinen Anhängern peinlich empfunden wurde. Lord Rosebery zerzauste ihn mit solcher Schärfe, daß es als unfair empfunden wurde, den schwachen alten Mann mit solcher Härte zu behandeln. Später hielt Lord Salisbury wieder Reden großen Stils, und heute steht er wieder obenan. Seine Partei hat von jeher viel an ihm auszusetzen gehabt. Besonders daß er mit oft beißendem Hohn Persönlichkeiten und Richtungen in seiner Rede verletzte ohne Rücksicht auf die Wählerschaft. Er hat nie um die Gunst der öffentlichen Meinung gebuhlt. Unter den lebenden englischen Staatsmännern gilt er für den größten. Niemand besitzt nach Ansicht seiner Landsleute eine solche Summe von Erfahrung in Behandlung der Staatsgeschäfte und besonders der auswärtigen Fragen. Vorsicht und Zurückhaltung werden ihm als Tugend angerechnet, wenngleich es Perioden gab, wo er, wie in der Open-door-Frage in China, von der öffentlichen Meinung zur Aktion gedrängt wurde und wo ihm Unschlüssigkeit vorgeworfen wurde. Das englische Volk stürzt sich nicht gern in unüberlegte Abenteuer, und wer es davon zurückhält, dem weiß es auf die Dauer Dank. Ich sehe nicht, weshalb Lord Salisbury die Zügel des Staatswagens aus der Hand geben sollte, und ohne zwingenden Grund treten wenige aus bedeutenden Stellungen zurück. Lord Salisbury soll gegen die baldige Vornahme von Neuwahlen sein. Chamberlain ist dafür. Salisbury wird sich sagen, daß er für zwei Jahre noch fest im Sattel sitzt, während Neuwahlen ein Element der Ungewißheit in sich bergen. Ich halte Lord Salisbury für einen zu bedeutenden Staatsmann, um zu glauben, daß er sich durch persönliche Sympathie leiten ließe. Ich glaube daher auch nicht, daß er für dieses oder jenes Land eine besondere Vorliebe oder Abneigung hätte. Ich halte ihn nicht für einen Feind Deutschlands, bin aber auch weit davon entfernt, anzunehmen, daß er uns besonderes Vertrauen entgegenbrächte. Aus früheren Perioden mag der Eindruck in ihm zurückgeblieben sein, daß wir uns im Kriegsfalle immer lieber mit unseren mächtigen territorialen Nachbarn verständigen würden als mit England, daß wir aber in der Zwischenzeit ganz gern koloniale oder andere Vorteile auf Grund einer Verständigung mit England einzuheimsen bereit seien.

Wir werden nur dann mit Salisbury oder seinem Nachfolger eine leichte Politik haben, wenn sich zuerst in England das Bedürfnis einer Spezialverständigung mit uns fühlbar macht. Ebensowenig wie ein prinzipieller Gegner Deutschlands dürfte Lord Salisbury ein entschiedener Freund Frankreichs sein. Er wird sich aber ebensogut mit Frankreich wie mit uns über schwebende Tagesfragen verständigen, wenn es ihm in seine Politik paßt, d. h. wenn er glaubt, daß es im Interesse Englands liegt. Als ich kürzlich von ihm Abschied nahm, warf er die Frage auf, in einer Weise, als ob

er sie bejahend beantworten wolle, ob Frankreich sich nach beendeter Weltausstellung gegen England kehren würde. Die Elemente der Unruhe in Frankreich schienen sich zu verdichten und eine gefährliche Gestalt anzunehmen. Denselben Ideengang nahm ich bei dem Unterstaatssekretär Mr. Bertie wahr, welcher mir sagte, die französischen Truppenverstärkungen nach Madagaskar könnten nur eine feindselige Spitze gegen England haben. Den Franzosen hat Lord Salisbury Faschoda geboten, d. h. er hat die Anfänge eines bewaffneten französischen Eindringens an den oberen Nil mit Gewalt unterdrückt. Den Russen würde er nicht so leicht ein Faschoda bieten, weil die Russen zu Lande gegen die englische Macht vordringen können, während die Franzosen erst über das Meer müssen, wo die englische Flotte herrscht. Die englische Politik, ob unter Lord Salisbury oder unter einem anderen, wird sich vor dem russischen Andrang in Nordchina und in Persien langsam und widerstrebend zurückziehen. An der indischen Grenze, wo die Russen übrigens noch nicht sind und auch nicht so leicht hinkommen können, wie vielfach angenommen wird, würde England dagegen meiner Überzeugung nach ohne Zaudern zu den Waffen greifen. Eine Verständigung zwischen England und Rußland liegt in weiterem Felde als die zwischen England und Frankreich. Weder das eine noch das andere ist vor der Hand zu erwarten. Italien betrachtet Lord Salisbury als Quantité négligeable. Er macht sich wenig aus den nervösen Wünschen Italiens und befürchtet ebensowenig ein Abschwenken dieses Landes nach Frankreich. Er glaubt, daß das Interesse Italiens im Banne der englischen Politik liege.

Chamberlain ist in den breiten Klassen des englischen Volks der volkstümlichste Mann, welcher England siegreich und zuversichtlich in die Bahnen des Imperialismus leitet. Als leitender Minister in auswärtigen Angelegenheiten wird er aber bei den oberen Zehntausend gefürchtet, weil man ihm keine ruhige Hand zutraut und von ihm annimmt, daß er als Rosse- und Wagenlenker tollkühne Dinge und Sprünge unternehmen würde. Mr. Chamberlain wünscht noch immer mit Deutschland zusammenzugehen. Er wünscht die kolonialen Fragen, welche uns trennen oder nähern können, je nachdem sie behandelt werden, in Fluß zu bringen. Er würde gern an die Ausführung des deutsch-englischen Abkommens über Südafrika herantreten. Nach der Konsolidierung des Gebiets, welches Rhodesia und die beiden Burenrepubliken umfaßt, wird sich sehr bald das Bedürfnis eines nahen Zuganges zum Meere herausstellen, und die Delagoa-Frage kann dann akut werden. Der verstärkten französischen Besatzung in Madagaskar gegenüber wird die englische Politik jene Frage, auch abgesehen von unserem Abkommen, lieber mit als ohne uns lösen. Die Schwierigkeit der Ausführung unseres Abkommens liegt, wenn wir auch für den Augenblick übersehen wollen, daß zunächst das Einverständnis Portugals dazu

erforderlich ist, in der Bestimmung, daß pari passu vorgegangen werden soll. Jeder von beiden Teilen wird eifersüchtig darüber wachen, daß niemand zuerst und allein vorgehe, während der Verfall des portugiesischen Besitzes und die natürlichen Bedingungen der Besitzergreifung durch einen Dritten in der einen Kolonie rascher reifen können als in der anderen. Es wird schwierig sein, die stückweise Abbröcklung zugunsten beider Kontrahenten zu gleicher Zeit vorzunehmen, wenn das eine Stück fester sitzt als das andere. Wenn die Delagoabai-Frage zunächst angeschnitten werden soll, so sind wir in der vorteilhaften Lage, daß dann England zuerst mit Vorschlägen an uns herantreten muß. Im Gegensatz zu Mr. Chamberlain gilt Lord Rosebery als der besonnene und zuverlässige Staatsmann in der auswärtigen Politik. Konservative wie Liberale würden ihn gern an der Spitze des Foreign Office sehen. Ich halte ihn nicht für einen bequemen auswärtigen Minister, obwohl ich glaube, daß er lieber mit Deutschland als mit Frankreich oder Rußland gehen würde. Lord Rosebery ist sehr von der öffentlichen Meinung abhängig, d. h. er wird sich nicht leicht zu etwas aufraffen, wo er nicht die sofortige öffentliche Zustimmung voraussetzt. Die besten auswärtigen Minister für uns würden auf der konservativen Seite Mr. Balfour, auf der liberalen Seite Sir Edward Grey sein.

Das Verhältnis von England zu Amerika hat eine Wandlung erfahren. Wenn wir vor einem oder zwei Jahren kriegerische Verwicklungen mit Nordamerika gehabt hätten, so würde ich darin die einzige Kriegsgefahr auch zwischen England und uns erblickt haben. Heute nicht mehr. Die Amerikaner haben zu deutlich ihre Abneigung gegen England gezeigt, und obwohl die Engländer dies weder sich noch anderen eingestehen wollen, so wissen sie es doch. Von Amerika wird sich England mehr gefallen lassen als von irgend jemand anders, und gegen Amerika wird es auch in rein diplomatischen Fragen schwerer zu haben sein als gegen irgendeine andere Macht. An aggressive Absichten Englands gegen Deutschland habe ich nie geglaubt. Ich traue ihm nicht die schwarze Absicht zu, über unsere Schiffe herzufallen und unseren Handel zu vernichten, nur um einen Konkurrenten weniger zu haben. Das englische Kapital ist zu stark in Deutschland interessiert, um eine Vernichtung des deutschen Wohlstandes wünschen zu können, und um sich die Erbfeindschaft Deutschlands aufzubürden, lohnt das Spiel die Mühe nicht. Ich möchte sogar die ketzerische Ansicht aussprechen, im Gegensatz zu vielen klugen Männern und im Gegensatz vielleicht zu der Mehrzahl der europäischen Kabinette, daß die englische Politik wissentlich nicht auf die Anzettelung eines europäischen Krieges gerichtet ist. Eine solche macchiavellistische Politik liegt dem englischen Geiste fern, und ich kann nicht einsehen, weshalb der Engländer es als einen Vorteil empfinden würde, wenn Europa in Flammen stände. Es geht ihm

ja auch ohnedem ganz gut. Die Stimmung in England gegen Deutschland hat sich mit der günstigeren Kriegslage bedeutend gebessert. Das Auftreten Seiner Majestät des Kaisers, die Reise nach Altona, die Sammlung für die Notleidenden in Indien, einzelne Äußerungen haben einen tiefen Eindruck in England hervorgebracht und eine versöhnliche Stimmung angebahnt."

Zu den Darlegungen von Metternich bemerke ich, daß ihm die Perfidie, mit der, unmittelbar nach dem Abschluß des deutsch-englischen Vertrages von 1899 über die portugiesischen Kolonien, die Engländer diese Abmachung durch eine gleichzeitige Konvention mit den Portugiesen, den sogenannten Windsor-Vertrag, sabotiert hatten, ebensowenig bekannt war wie dem Botschafter Hatzfeldt, Holstein und dem Kaiser. Einerseits hatte ich seinerzeit meinem Gewährsmann mein persönliches Ehrenwort gegeben, daß ich die mir persönlich gemachte Confidence nicht anderen mitteilen würde. Andererseits erschien es mir auch politisch ratsamer, so erregbare Naturen wie Wilhelm II. und Holstein nicht ganz aus dem Gleichgewicht zu bringen und den ohnehin gegen große Schwierigkeiten kämpfenden Botschafter Hatzfeldt nicht völlig zu entmutigen.

XXVII. KAPITEL

Der englische Volkscharakter • Unsere Unterschätzung Englands • Unsere Irrtümer in Beurteilung und Behandlung fremder Völker • Hatzfeldt an Holstein über England, Holstein über ein deutsch-englisches Bündnis • Vorgänge in Ostasien • Bericht des Prinzen Heinrich an Bülow • Japan • Herr von Mumm Nachfolger Kettelers, sein erster Bericht • Innere Politik

Deutsche Urteile über England

Mein Lebenslauf hat mich mit vielen amtlichen Persönlichkeiten in dienstliche Berührung gebracht. Ich habe als Untergebener, als Kollege, als Vorgesetzter zahlreiche Botschafter, Staatssekretäre und Minister an der Arbeit gesehen. Es gibt wenige deutsche Diplomaten, die ich nicht gekannt oder über deren Leistungsfähigkeit ich mir nicht ein persönliches Urteil gebildet hätte. Ich darf wohl sagen, daß mir kein Diplomatentypus unbekannt blieb. Wenn ich wiederholt Briefe und Berichte unseres langjährigen Botschafters in London, des Grafen Paul Metternich, wiedergebe, so geschieht das nicht nur wegen ihres sachlichen Inhalts, sondern weil ich in ihnen Musterbeispiele einer ruhigen, abgewogenen, durchdachten Berichterstattung erblicke. Zu den guten Seiten des Grafen Paul Metternich gehörte, daß er, ohne sich wie manche Deutsche krampfhaft zu bemühen, dem Engländer abzugucken, wie dieser sich räuspert und wie er spuckt, wie er die Hände in die Hosentaschen steckt, wie er grüßt oder vielmehr nicht grüßt, ohne also den biederen und tüchtigen deutschen Michel zu einem Affen des hochmütigen John Bull zu degradieren, einen offenen Blick für die guten und großen Seiten und vor allem für die ungeheuren latenten Kräfte des britischen Weltreichs besaß. Im Gegensatz zu den meisten Deutschen schätzte Metternich diese Kräfte richtig ein. Ihre Unterschätzung war namentlich in Preußen und insbesondere in preußischen militärischen und aristokratischen Kreisen ein tief eingewurzelter Irrtum. Als im August 1914 dem Chef des Generalstabs, Generaloberst von Moltke, die englische Kriegserklärung gemeldet wurde, meinte er tief aufatmend: „Gott sei Dank! Ich habe die englische Armee lieber vor mir, damit ich sie schlagen kann, als unerreichbar in mißgünstiger Neutralität.“ In München wurde öffentlich eine Äußerung König Ludwigs III. angeschlagen: „England hat uns den Krieg erklärt, ein Feind mehr, um so ehrenvoller unser Sieg.“ In mehr als einer deutschen Stadt sang nach dem Bekanntwerden der englischen Kriegs-

erklärung die Menge andächtig und begeistert: „Nun danket alle Gott." Ich glaube nicht, daß das von der Northcliffe-Propaganda damals Wilhelm II. in den Mund gelegte Wort von der „despicable little british army" authentisch ist. Aber auch Wilhelm II. unterschätzte, trotz seiner englischen Gewohnheiten und Neigungen, wenigstens die militärischen und moralischen Ressourcen Englands erheblich.

Auch solche Deutsche, die der in einer langen und erfolgreichen Geschichte sattsam dokumentierten, unbegrenzten politischen Selbstsucht der Engländer nicht so naiv gegenüberstanden wie die Mehrzahl ihrer Landsleute, hatten von der Stärke des englischen Volks wie des englischen Volkscharakters nur eine unvollkommene Vorstellung. Der alte Fehler des Deutschen, große außenpolitische Fragen, die Vorgänge auf dem Welttheater, die Völker der Welt vom Standpunkt der beschränkten deutschen Parteipolitik zu beurteilen, machte sich auch England gegenüber geltend. Mit grimmigen Augen blickte der deutsche Demokrat und nun gar der deutsche Sozialdemokrat auf das zaristische Rußland, in „zorniger Entrüstung" rötete sich seine Denkerstirn, wenn ihm gute oder gar intime Beziehungen zu diesem „Barbarenland" zugemutet wurden. Viele demokratisch gerichtete Deutsche legten lange an alle Franzosen den Maßstab der Affäre Dreyfus. Im Buch der Richter, Kapitel XII, Vers 5 und 6, wird uns erzählt, daß die Gileaditer jeden fliehenden Ephraiter, der sich durch die Furt des Jordans retten wollte, nötigten, das Wörtchen „Schibboleth" auszusprechen. Wenn er das nicht konnte, wie das bei allen Nicht-Gileaditern der Fall war, und statt „Schibboleth" erwiderte: „Sibboleth", so wurde er erschlagen, so daß zu der Zeit von Ephraim fielen 42000 Mann. Was für die wackeren Gileaditer das Wörtchen „Schibboleth", war für den freisinnigen Deutschen bei der Beurteilung französischer Zustände während Jahrzehnten die Stellung des einzelnen Franzosen zu der Dreyfus-Affäre. Jeder Franzose, der für Dreyfus eingetreten war, galt als pazifistisch und womöglich als deutschfreundlich, obwohl manche der eifrigsten Verteidiger des Hauptmanns Dreyfus, z. B. Clemenceau, der Kriegsminister Picquart, der Senator Scheurer-Kestner u. a., enragierte Chauvinisten und Deutschenfeinde waren. Andererseits sahen deutsche Konservative mit spöttischem Auge auf das „Krämervolk", wo Wellington, als er eine Parade abhielt, von einem Platzregen überrascht, einen rasch herbeigeschafften Regenschirm aufspannte und wo Herzogssöhne als Kommis in Bankhäuser eintraten. Mitten im Weltkrieg, als die Engländer schon manche Beweise nicht nur starken Nationalgefühls, sondern auch unzweifelhafter persönlicher Bravour abgelegt hatten, schrieb ein namhafter deutscher Gelehrter, Professor Werner Sombart, ein Kriegsbuch, das er „Helden und Händler" betitelte. Die Händler waren natürlich die Eng-

länder, die Helden wir. Eine grobe Geschmacklosigkeit und eine Ungerechtigkeit, denn wenn sich die Deutschen unbeschadet ihrer kommerziellen und industriellen Leistungsfähigkeit wahrlich als ein Volk von Helden zeigten, so läßt sich dies Lob auch den Briten nicht versagen. Schon vor dem Kriege begegneten sich deutsche Konservative und Liberale in der Abneigung gegen den Kultus, den im Gegensatz zu dem mehr „gemütlichen", d. h. saloppen und spießbürgerlichen Deutschen der Engländer mit der äußeren Form treibt, in der Antipathie gegen die englische Unterwürfigkeit gegenüber dem strengen Zepter der Mode. Von der Unterschätzung der englischen Kräfte und der moralischen Ressourcen des Britischen Reichs war selbst Fürst Bismarck nicht ganz frei. Ich habe ihn in den achtziger Jahren mehr als einmal sagen hören: der englische Bulle werde zu faul. Im Interesse des europäischen Gleichgewichts wäre zu wünschen, daß dieser Vierfüßler so lange von dieser oder jener Seite Fußtritte erhielte, bis er sich von der Spreu erhebe und wieder tüchtig um sich stoße. In jener Zeit vertraute mir Herbert Bismarck an, sein großer Vater habe ihm als letzten und eigentlichen Grund der von ihm inaugurierten deutschen Kolonialpolitik den Wunsch bezeichnet, zwischen Deutschland und England „künstliche Reibungsflächen" zu schaffen, damit der damalige Kronprinz und der damalige Prinz Wilhelm, beide von Hause aus und mit dem Gefühl sehr anglophil, uns nicht zu sehr in die englische Intimität und damit in die englische Abhängigkeit führen könnten, was vom Standpunkt der auswärtigen Politik ebenso bedenklich wäre wie im Hinblick auf unsere inneren Verhältnisse.

Wenn ich zwanzig Jahre später daran zurückdachte, so deuchte mir, die fromme Schloßgemeinde von Homburg vor der Höhe habe nicht ganz mit Unrecht am 18. Oktober 1900 gesungen, daß Wahn bisweilen auch die Weisen treibe und Trug die Klugen halte. Wenn ich seit jeher und bis zuletzt die Kraft und die Gefährlichkeit Albions richtig einschätzte, so bin ich nicht so geschmacklos und so albern, mir gegenüber Bismarck darauf etwas zugute zu tun. Ich war in einem internationalen Milieu groß geworden, war früh und oft mit Ausländern, insbesondere mit Engländern und Franzosen, in Berührung gekommen. Ich gehörte einer jüngeren Generation an als der große Fürst und hatte es darum leichter als er, sowohl England und die Engländer wie auch die römische Kurie und den Katholizismus, vielleicht auch Demokratie und Sozialdemokratie zu sehen, wie sie sind. Persönlich stand ich England mit einer Mischung von Bewunderung und Neid gegenüber: Bewunderung für die Kräfte und Tugenden des englischen Volks, für seine Pietät gegenüber dem Historischgewordenen, dieses sicherste Kriterium starker und großer Völker, für seinen unbeugsamen Nationalstolz und sein unerschütterliches Nationalgefühl, seinen fast untrüglichen

politischen Instinkt, der dem deutschen Volke versagt blieb. Der unerforschliche Wille der Vorsehung schuf, wie fast jede deutsche parlamentarische Debatte, namentlich über auswärtige Fragen, wie ein Blick auf die politischen Expektorationen eines Sombart, eines Lasson, eines Haller zeigt, den Deutschen als *ζῶον ἀπολιτικόν*. Die Voraussetzung jeder gesunden Politik ist die Erkenntnis, daß das Wesen eines großen Staates in erster Linie Macht ist. Aber in Deutschland schrieb, als der Weltkrieg auf seinem Höhepunkt stand und die letzte Entscheidung immer näher rückte, als Lloyd George vom „knock out" sprach und Clemenceau die „guerre jusqu'au bout" predigte, als beide Stolz und Ehrgeiz und Machtwillen ihrer Völker mit allen Mitteln aufpeitschten, der Hoftheologe Dr. Adolf von Harnack mit einer Mischung von kindlicher Naivität und seniler Suffisance in einem durch Indiskretion in den Münchener „Bayrischen Kurier" gelangten Brief: er betrachte den Willen zur Macht immer mehr als Sünde. „Geh ins Kloster, Ophelia!" hätten dem gelehrten Herrn seine Studenten zurufen sollen oder, noch besser, die Worte, die ein großer englischer Staatsmann, Disraeli, einst im englischen Unterhause sprach: „Professoren und Rhetoren erfinden Systeme und Prinzipien. Die wahrhaften Staatsmänner sind nur von dem Instinkt zur Macht und der Liebe zum Vaterland beseelt. Das sind Gefühle und Methoden, die große Reiche schaffen."

Deutschland und das Ausland

Wie die Erkenntnis, daß der Wille zur Macht Triebfeder und Seele eines großen Staatswesens sein muß, so fehlte einem nicht kleinen Teil gerade der Gebildeten unseres Volkes das Verständnis für die Notwendigkeit weltmännischer Formen im internationalen Verkehr. Manche Deutsche wirkten abstoßend auf das Ausland durch einen groben Ton, durch Überhebung und stetes, allzu lautes Renommieren. Es war weit weniger der Miles gloriosus, der uns unbeliebt machte — der deutsche Offizier war, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, wohlerzogen und höflich —, als der aufgeblasene deutsche „Herr Doktor", der „Herr Professor" gar und der über Leichen gehende Pionier des Handels. Wir waren nie besonders beliebt gewesen, wir fingen an verhaßt zu werden. Schweizer, holländische, italienische, skandinavische, englische Freunde sagten es mir bei jedem Zusammentreffen, nach jedem internationalen Kongreß. Und leider trug Wilhelm II., der von dem brennenden Wunsch erfüllt war, uns nicht nur die Achtung, sondern auch die Liebe der Welt zu erwerben, gerade weil er viele der Schwächen und auch manche der antipathischen Eigenschaften des modernen Deutschen verkörperte, dazu bei, uns die Sympathien des Auslandes zu entfremden. Wir gingen allmählich der Welt auf die Nerven. Nur wir selbst haben das bis zum Ende des Weltkriegs gar nicht bemerkt. Bethmann, Michaelis, Hertling fehlten mit der weltmännischen Schulung das weltmännische Auftreten und die weltmännischen Manieren, ohne daß sie, wie

Posadowsky und Tirpitz, diesen Mangel durch überragende fachliche Leistungsfähigkeit wettgemacht hätten. Sie fühlten diesen Mangel auch gar nicht, überzeugt, wie sie es mit einem großen Teil ihrer gebildeten Landsleute waren, daß ein moralischer Charakter, einige gut bestandene Examina, vielleicht auch der Titel als Hofrat oder Geheimrat vollständig ausreichten, damit ein biederer Deutscher überall gern gesehen sei. Vollends den Kanzlern, die wir seit der Revolution im Amt sahen, Scheidemann, Fehrenbach und Wirth, Hermann Müller und Bauer, von dem remuantesten und einflußreichsten deutschen Politiker der ersten Revolutionsjahre, Matthias Erzberger, nicht zu reden, mangelte jede weltmännische Ader, ja jedes Verständnis für weltmännisches Auftreten und weltmännische Form. Alle diese Erscheinungen, die im Laufe des Kriegcs den Deutschen erst grenzenlos erstaunen, dann in steigendem Maße erbittern sollten und die, als mit der Auflösung und dem Verschwinden unserer herrlichen Armee der Respekt vor Deutschland, vor dem einzelncn Deutschen, vor dem deutschen Geist überall um 80 Prozent abnahm, sich noch akzentuierten, waren um die Wende des Jahrhunderts den meisten noch verborgen. Die wenigsten fühlten, daß zwischen uns und anderen Völkern nicht nur wirtschaftliche Eifersucht und politische Feindschaft lagen, sondern vielfach auch gesellschaftliche Antipathien. Das häßliche Wort „boche", das die Franzosen dem Volke angehängt haben, das einen Hölderlin und Mozart, einen Goethe und Wilhelm Humboldt hervorbrachte und in Dichtkunst und Sprache, in allen Künsten zarter, inniger, im besten Sinne feinfühlender ist als alle andern, soll ja bedeuten, daß der Engländer uns nicht „gentlemanlike", der Franzose nicht „gens du monde" findet, der Italiener bei uns die „gentilezza" vermißt. Wenn ich solche Symptome, diesen latenten Gegensatz schon früher bemerkte, so war es, weil ich einen großen, ja den größten Teil meines Lebens im Auslande zugebracht hatte, das Ausland kannte und die fremde Literatur und Presse verfolgte. Dagegen erklärten mir während des Weltkriegs mit einem gewissen Stolz deutsche Freunde, wackere und gelehrte Männer in angesehener, ja wichtiger Stellung, daß sie „grundsätzlich" keine ausländische Zeitung in die Hand nähmen.

Je mehr ich mich seit 1897, also während dreier Jahre, in meinen Wirkungskreis hineingearbeitet hatte, um so deutlicher hatte ich es als meine Hauptaufgabe erkannt, uns in Würde und Ehren den Frieden zu erhalten, um so deutlicher wurde mir, daß diese Aufgabe zum gutcn Teil sich mit dem Problem deckte, den für unseren Schutz unentbehrlichen Flottenbau durchzuführen, ohne Zusammenstoß mit Albion. Holstein, der sich in spitzen Redensarten gefiel, pflegte zu sagen, daß diese Zumutung ihn an die Quadratur des Zirkels erinnere oder besser an das aus Eisen anzufertigende hölzerne Messer. Aber auch für den besonnen prüfenden Geist war diese

Aufgabe sehr, sehr schwierig. Oft habe ich während der neun Sommer, die ich als Reichskanzler in Norderney verlebte, von unserer Villa Edda sorgenvoll hinausgeblickt auf die dunkel wogende Nordsee, das deutsche Meer, mich fragend, ob Gott es mir gewähren würde, diese Aufgabe zu lösen. Vor wie nach meiner Ernennung zum Reichskanzler habe ich gerade England gegenüber stets Ruhe und festen Mut empfohlen. Als ich am 10. Januar 1900 auf der Werft des Vulkan in Stettin den Schnelldampfer „Deutschland" der Hamburg-Amerika-Linie taufte, sagte ich in meiner Taufrede: Deutschland, das dem Meer ungeheure Werte anvertraut habe, das seit lange nicht mehr nur Binnenvolk im Herzen Europas sei, sondern im Vordertreffen der Konkurrenz stehe, müsse auch zur See stark genug sein, um unscren Frieden, unsere Ehre und unsere Wohlfahrt wahren zu können. „Wenn wir auf diesem, uns vom Schicksal vorgezeichneten Wege Hindernisse zu überwinden und schwierige Stellen zu passieren haben, so wird uns das weder irremachen noch niederbeugen. Mutig und stetig müssen und wollen wir weiterschreiten*." Großherzogin Luise von Baden, die Tochter des ersten, die Schwester des zweiten Deutschen Kaisers, die Gemahlin desjenigen deutschen Fürsten, der die heilige Flamme des deutschen nationalen Gedankens besonders innig und rein in seinem Herzen hegte, telegraphierte mir am nächsten Tage: „Ich trage fast Bedenken, Ihre so sehr in Anspruch genommene Zeit auch nur auf einen Augenblick zu behelligen, kann mir aber dennoch nicht versagen, Ihnen auszusprechen, wie sehr die patriotischen, maßvollen und begeisterungsreichen Worte Ihrer gestrigen Rede in Stettin den dankbarsten Widerhall in mir erweckt haben. Von Herzen wünsche ich Ihnen Glück zu dieser bedeutungsvollen Rede, ruhevoll und überzeugend in ernster Zeit." Die mir gestellte Aufgabe war gelöst, über Erwarten gut, ja glänzend gelöst, als ein weder direkt noch indirekt wegen der Flotte entstandener, nicht von England noch mit England begonnener, sondern durch die täppische Behandlung eines chronischen Orientgeschwürs ermöglichter Weltkrieg alle Anstrengungen langer, fruchtbarer Jahre vergeblich machte. So steht der Arzt, der sich bewußt ist, ein ihm teures Leben über manche gefährliche Krisis weggebracht zu haben, erschüttert vor dem Sterbebett des von ungeschickten Pfuschern hinterher zugrundegerichteten Freundes.

Hatzfeldt an Holstein

Von aktuellem politischem Interesse waren für mich, wie schon gesagt, die Briefe gewesen, die in den letzten Wochen meiner Geschäftsführung als Staatssekretär Graf Paul Hatzfeldt an Baron Holstein gerichtet hatte. Ende Juli 1900 hatte der Botschafter seinem Freunde geschrieben, er habe ihm nicht viel Erfreuliches zu sagen. Wie er aus den Londoner Telegrammen

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 98; kleine Ausgabe I, S. 131.

herausgefühlt haben werde, mache Salisbury Schwierigkeiten in der Oberbefehlsfrage, und es sei unberechenbar, wozu er sich schließlich entscheiden werde. Der Botschafter versuche jetzt Lascelles ins Feuer zu schicken und auch Chamberlain für die Sache zu interessieren. Aber er dürfe ihm im Vertrauen nicht verheimlichen, daß die Stimmung in den englischen Regierungskreisen keine günstige für uns sei. Das Foreign Office sei verstimmt, daß wir seine Anregung bezüglich der japanischen Intervention in China unter den Tisch hätten fallen lassen. Hatzfeldt war den Herren vom Foreign Office die Antwort nicht schuldig geblieben und hatte sie sehr bestimmt darauf hingewiesen, daß die Haltung der deutschen Regierung in Südafrika wie in China angesichts der deutschen öffentlichen Meinung eine außerordentlich korrekte und dankenswerte gewesen wäre. In betreff der japanischen Intervention hätte man nicht verlangen können, daß wir uns pour les beaux yeux de l'Angleterre, auf dessen eventuelle Unterstützung wir nicht einmal mit Sicherheit rechnen könnten, die russische Feindschaft zuziehen sollten. Lascelles hatte dies auch gar nicht geleugnet, war aber immer wieder darauf zurückgekommen, daß man unsere Haltung in England nicht als eine überall und stets freundschaftliche betrachten könne. Der Brief schloß mit den Worten: „Sie werden hoffentlich mit mir einverstanden sein, daß ich über diese Symptome nicht, oder wenigstens noch nicht, amtlich berichte, da dies großen Schaden an maßgebenden Stellen anrichten könnte. Dem Staatssekretär Graf Bülow und Ihnen gegenüber glaube ich aber die Wahrheit nicht verschweigen zu dürfen. Sie müssen wissen, daß wir momentan hier nicht mit freundlichen Gesinnungen zu rechnen haben."

Am 20. August 1900 hatte Hatzfeldt an Holstein geschrieben: „In bezug auf unsere Beziehungen zum jetzigen englischen Kabinett muß ich leider bei der Ihnen wiederholt ausgesprochenen Überzeugung bleiben, daß wir vom jetzigen Premierminister Salisbury keine Freundlichkeit zu erwarten haben. Ich glaube ihn persönlich besser zu kennen als irgendein Fremder und weiß, daß der Hochmut bei ihm persönlich die größte Rolle spielt. In diesem Hochmut fühlt er sich teils durch politische, noch viel mehr aber durch persönliche Vorgänge verletzt, und nichts, was ich dagegen sagen könnte, wird an dieser Stimmung etwas ändern. Nur die politische Notwendigkeit wird ihn veranlassen, in einzelnen Fragen einzulenken, wie er dies in der Frage des Oberbefehls, de mauvaise grâce und weil er nicht anders konnte, getan hat. Unsere Aufgabe ist es daher, die Dinge so zu wenden, daß er uns folgen muß wie in der Oberbefehlsfrage, ohne daß er deshalb behaupten könnte, uns eine besondre Gefälligkeit erwiesen zu haben. Jedenfalls werden wir aber nach meinem Gefühl noch längere Zeit mit ihm zu rechnen haben, da ich

weder an die ihm zugeschriebene Absicht, sich zurückzuziehen, noch auch daran glaube, daß er durch Neuwahlen oder andere Umstände aus dem Sattel gehoben werden wird. Wir dürfen uns aber meines Erachtens auch darüber nicht täuschen, daß Lord Salisbury in der Regierungspartei nicht der einzige ist, der uns politisch nicht wohlwill. Als ich neulich in der Oberbefehlsfrage auf andere Minister einzuwirken suchte, fand ich zwar politisches Verständnis für die Notwendigkeit, uns entgegenzukommen, aber nur geringen persönlichen Enthusiasmus. In den Büros des Foreign Office herrscht, wie ich Ihnen schon früher schrieb, durchaus keine freundliche Gesinnung für uns, für Deutschland und die Deutschen, wenn sie sich auch unter freundlichen Formen versteckt. Man findet dort ganz naiv, daß unser Interesse in allen großen politischen Fragen, wenn wir es richtig verstehen, mit demjenigen Englands übereinstimmt und daß wir daher letzterem zu folgen haben, ohne besondere Belohnung oder Vorteile dafür zu verlangen. Auch in geselligen Kreisen finden wir wenig Sympathie. Es wird mir aus sehr guter Quelle versichert, daß neulich in Cowes sogar unter den Seiner Majestät nahestehenden Kreisen (Lord Ormonde usw.) durchaus keine Mißstimmung herrschte, als der ‚Meteor‘ nicht gewann. Das Fazit aus alledem scheint nach wie vor, daß wir den Leuten hier in den vorkommenden Fragen zeigen müssen, ohne Animosität an den Tag zu legen, daß wir, wie in der Jangtse-Frage, nicht zu haben sind, wenn man uns nicht das entsprechende Entgegenkommen zeigt. Das setzt natürlich voraus, daß wir uns auch Rußland gegenüber nicht fest engagieren. Soweit sich die Stimmung dort gegen uns nach den Zeitungen beurteilen läßt, würden wir davon auch wenig Freude haben.“

Die Friktion zwischen dem Kaiser und Salisbury

Die persönliche Verstimmung des englischen Premierministers gegen uns war bekanntlich auf wiederholte Friktionen zwischen ihm und Wilhelm II. zurückzuführen, die der hochfahrende Lord dem unvorsichtigen Monarchen nie verziehen hat. Der Marquess of Salisbury hatte Kaiser Wilhelm II. weder den persönlichen Zusammenstoß vergessen, den dieser vor meinem Amtsantritt bei einem seiner ersten Besuche in England mit ihm gehabt hatte, noch insbesondere dessen Versuch, hinter dem Rücken seiner deutschen verfassungsmäßigen Berater den leitenden englischen Minister in den Augen der Großmutter Seiner Majestät, der Königin Victoria, zu diskreditieren. Lord Salisbury war übrigens nicht der einzige große Minister eines großen Landes, der einen derartigen Versuch eines fremden Souveräns krummnahm. Der eigentliche Grund, daß Fürst Bismarck 1879 die Wendung zum Bündnis mit Österreich so rasch und heftig vornahm, war, wie man sich erinnert, der Verdacht, daß Alexander II. in Alexandrowo seinen Onkel, den alten Kaiser Wilhelm, allein oder gar in Verbindung mit dem Feldmarschall von Manteuffel gegen den Fürsten Bismarck aufgestachelt hätte.

Um auf Marokko zurückzukommen: Holstein schrieb mir am 24. August 1900 nach Norderney: „Auch ich habe wie Sie ernste Sorge, daß die marokkanische Frage einmal losgeht. Wir müssen mit der Notwendigkeit rechnen, daß Salisbury den Franzosen zwar nicht Tanger, aber das ganze Binnenland von Marokko bis zum Atlantischen Ozean preisgibt, um sie in anderen Fragen, z. B. für China und den Jangtse, nachgiebig zu stimmen, oder auch nur in der Hoffnung, daß ein französischer Vorstoß am Atlantischen Ozean Deutschland veranlassen würde, gegen Frankreich vorzugehen. In der Tat weiß ich auch nicht, ob wir uns das würden gefallen lassen können, ob wir daher nicht in Paris einen vorbeugenden, aber ernsten diplomatischen Schritt tun sollten, für welchen das zweite Zirkular des Sultans in Marokko (dringender Hilferuf) den Ausgangspunkt bilden könnte. Münster würde deswegen seinen Urlaub zu unterbrechen haben. Die Fassung und Nuance unserer Eröffnung bleibt noch zu erörtern: entweder Anfrage, was Frankreich vorhat, oder Vorschlag, uns über Marokko zu verständigen. Letzteres bei der bekannten Eigenart der Franzosen ziemlich aussichtslos. Zu lange werden wir mit diesem Schritt nicht warten dürfen, denn je mehr die französische Regierung sich mit einem Aktionsprogramm festgelegt hat, desto schwerer wird sie zurückkönnen. Natürlich wird sie ihre Antwort sehr davon abhängen lassen, wie die französischen resp. die deutschen Beziehungen zu den anderen Mächten, namentlich zu England, in dem Augenblick aussehen. Wenn die deutsch-englischen Beziehungen gespannte sind, so wird Frankreich, welches der russischen Unterstützung wenn auch nicht im ersten Augenblick, so doch nach den ersten französischen Niederlagen ohnehin sicher ist, sich vielleicht mit dem Kriegsgedanken vertraut machen. Als wirksamstes Moment für den Frieden bleibt allerdings auch dann noch die Furcht bestehen, daß ein siegreicher General eine Gefahr für die gegenwärtige Regierung wie für die Republik werden könnte. Die Beziehungen zu England sind in diesem Augenblick wichtiger als je, und ich gäbe viel darum, wenn Salisbury unlustig oder unfähig würde, weiterzuregieren. Danach sieht es aber leider nicht aus. Der Ton des letzten Hatzfeldtschen Briefes klang recht resigniert: kein Wunder, denn alle Kreise werden einem ja gestört. Neid und Haß gegen unseren allergnädigsten Herrn wachsen stetig infolge seines allzu präpotenten Auftretens. Daß der kümmerliche kleine Russe jetzt nach Dänemark geht, ist doch wieder eine offenbare Demonstration gegen S. M.“

Die marokkanische Frage

Hinsichtlich einer deutsch-englischen Allianz stand ich, wie ich unter Hinweis auf früher Gesagtes ausdrücklich wiederholen möchte, nach wie vor auf demselben Standpunkt, den ich während der drei verflossenen Jahre in Übereinstimmung mit dem Kanzler Hohenlohe und dem Botschafter Hatzfeldt einnahm und den übrigens schon Caprivi und Marschall und vor allem

Allianz-Frage

Fürst Bismarck vertreten hatten. Wie sie würde auch ich freudig einem Vertrage zugestimmt haben, der die Verpflichtungen und das Risiko zwischen den beiden großen Reichen gleichmäßig verteilte. Eine Societas leonina zugunsten des britischen Löwen konnten und durften wir nicht eingehen. Deshalb mußten wir darauf bestehen, daß ein deutsch-englischer Vertrag nicht geheim blieb, sondern daß die Parlamente beider Länder ihre Zustimmung erteilten, schon weil andernfalls die Gefahr vorlag, daß im Falle eines Krieges England sich seinen Verpflichtungen durch einen Regierungswechsel entzog. Die zweite Voraussetzung einer für uns annehmbaren Allianz war, daß, wenn wir eine Garantie für die englischen Besitzungen, insbesondere für einen russischen Angriff gegen Indien, übernehmen sollten, England uns für den Fall eines russischen Angriffs auf Österreich-Ungarn und eines französischen Angriffs auf Italien zu Hilfe kommen müsse. Andernfalls wurde unser Verhältnis zu Österreich-Ungarn wie zu Italien ganz in das Belieben von London gestellt, und unsere beiden Bundesgenossen gerieten völlig in englische Abhängigkeit. Kaiser Wilhelm II. teilte diesen Standpunkt. Er schrieb noch kurze Zeit vor meinem Rücktritt, im Februar 1909, ad marginem eines Artikels des Berliner Tageblatts über deutsch-englische Allianzverhandlungen in den Jahren 1899 und 1900: „Ich entsinne mich genau, daß das Allianz-Angebot von Chamberlain gemacht wurde, als Ich im Frühjahr in Homburg vor der Höhe war, Metternich war damals bei Mir, zum auswärtigen Dienst kommandiert, und haben wir die Angelegenheit während eines Ritts auf den Feldberg besprochen. Wir sollten nach Chamberlains Wunsch die Rolle übernehmen, die später Japan übernahm, Rußland durch die Waffen von Indien abzuhalten. Die Sache zerschlug sich, als Ich verlangte, es solle ein vom englischen Ministerrat unterschriebener Allianzvertrag mit uns dem englischen Parlament vorgelegt und von diesem einstimmig votiert werden.“ Die Schlußbemerkung dieses Marginals war eine Übertreibung. Wir hatten natürlich nicht ein einstimmiges Votum des Parlaments verlangt, sondern nur die Annahme des Vertrages durch das englische Parlament unter Zustimmung der beiden großen Parteien.

Prinz Heinrich in Ostasien

Über die Vorgänge in Ostasien wurde ich nach wie vor durch verständige Briefe des Prinzen Heinrich unterrichtet. Er konnte mir mit Befriedigung schreiben, daß der ausgezeichnete Direktor des Bremer Norddeutschen Lloyd, Herr Wiegand, Tsingtau besucht habe und von den dortigen Zuständen „im höchsten Maß“ erbaut gewesen wäre. Wiegand zolle den bisherigen Leistungen „volle Anerkennung“. Nach einem Besuch in Japan hatte mir der Prinz geschrieben: „Sehr gelegen für meinen Aufenthalt in Japan kam Ihre in einer Ihrer letzten Reichstagsreden gebrauchte Wendung, welche ein Kompliment für die Japaner enthielt. Dergleichen Kom-

plimente verfehlen bei den Japanern niemals ihre Wirkung und fallen auf den sehr fruchtbaren Boden ihrer großen Eitelkeit. Es ist erstaunlich, was jenes Land in den letzten zwanzig Jahren geleistet hat, um sich zu der Stellung emporzuarbeiten, die es jetzt zweifellos einnimmt. Japan will als Großmacht behandelt und angesehen werden, und kann ich nur hinzufügen, daß es hierzu ein volles Recht hat. Man sagte mir, daß Japans Handelsbeziehungen stets zugunsten jener Nation ausfielen, welche es am besten behandelte. Die Artigkeit, Zuvorkommenheit und Höflichkeit, mit der ich in jenem Lande aufgenommen wurde, ist über jedes Lob erhaben. An der chinesischen Küste ist man unter den Europäern geneigt, über den Japaner schlecht und schroff zu urteilen, und muß ich gestehen, daß ich bis zu dem Augenblick der persönlich gewonnenen Eindrücke stark beeinflußt worden war. Gründe für diese Abneigung sind wohl darin zu suchen, daß der japanische Kaufmann nicht so zuverlässig ist wie der chinesische und daß man in Japan nicht mehr unter denselben Bedingungen leben kann wie vor zwanzig Jahren. Diese Auffassung kann ich jedoch nur als eine einseitige und beschränkte bezeichnen. Ein Volk, welches wie Japan mit aller Energie an seiner Selbständigkeit und Emanzipation von den Europäern arbeitet, wird den letzteren naturgemäß unbequem. Die Nation dieserhalb zu verurteilen, halte ich nicht für richtig. England mit seinem klugen, gut geschulten und weitgehenden Weltenblick handelte weise, als es den Japanern zu ihrer eigenen Jurisdiktion verhalf und bei dieser Frage die leitende Stelle zugunsten Japans nahm . . . Dem heutigen vorurteilsfreien Beschauer kann es nicht entgehen, daß Japan nicht mehr das harmlose Land der Geishas, Lackwaren usw. ist, sondern vielmehr aus einem sehr patriotisch und streng national gesonnenen Volke besteht, welches jetzt bereits die erste und achtunggebietende Macht in Ostasien repräsentiert. Sich mit dieser Macht gut stellen, heißt eine politische Klugheit begehen.“ Der Brief des Prinzen Heinrich schloß mit den für seine schlichte Art wie für seine Herzensgüte bezeichnenden Worten: „Ich bin nach wie vor gern in meiner Stellung, die mir so unendlich viel Interessantes bietet, worin ich die Kompensation erblicke für die lange Trennung von der Heimat und den Meinen. Andererseits erblicke ich in diesem Opfer meine Pflicht und meinen Stolz als Seeoffizier. Indem ich Sie bitte, mich der Frau Gräfin auf das angelegentlichste zu empfehlen, verbleibe ich, mein lieber Herr Graf, Ihr sehr treu und dankbar ergebener Prinz Heinrich von Preußen.“

Ich hatte diesen Brief zum Gegenstand eines längeren Vortrages beim Kaiser gemacht, um ihn, wie schon mehrfach früher und wie später noch oft, zum Eingehen auf gewisse japanische Wünsche (Zulassung japanischer Offiziere zum Besuch unserer Kriegsakademie u. ä.) sowie für eine freund-

lichere Behandlung japanischer Prinzen und Diplomaten zu gewinnen. Ich bemühte mich namentlich immer wieder, die endliche Beseitigung des unseren Ostasien-Dampfern aufgenötigten ominösen und für den Japaner beleidigenden Bildes zu erreichen, wo Deutschland den europäischen Nationen den heiligen Krieg gegen den armen Buddha predigt. Aber meine Vorstellungen prallten an dem Eigensinn des Kaisers ab, der bei anscheinend oder verhältnismäßig geringfügigen Anlässen noch stärker hervortrat als in großen Fragen. Er fuhr fort, von der „gelben Gefahr" zu sprechen und von einem „Kreuzzug" der Weißen gegen die Gelben zu phantasieren.

Nach seiner Rückkehr aus Ostasien schrieb mir Prinz Heinrich von seinem Gut Hemmelmarck bei Eckernförde: „Gewiß ist Reden Silber und Schweigen Gold, doch wird es mir furchtbar sauer, bei den jetzigen Verhältnissen den Mund ganz zu halten, und ich muß mir, vertrauend auf die übliche Nachsicht, Luft machen! Mir will scheinen, als ließe das Strohfeuer der Chinesen endlich nach. Die Einnahme von Tientsin, Deutschlands und der übrigen Mächte energische Haltung wirken! Der Süden Chinas ist immer noch ruhig. Japan beträgt sich musterhaft und verdient volle Anerkennung. Rußland hat alle Hände voll zu tun. Daher gebe man dem Russen, was des Russen ist, und Japan, was Japans ist! Wir können gutmachen, was wir seinerzeit mit Liaotung verfahren haben! Man lasse den Russen ihren Teil der Mandschurei und einen Teil Koreas und den Japanern den anderen Teil der koreanischen Halbinsel. England wird sich hierzu gewiß bereit erklären, und hätten wir Frieden unter den Mächten. Japan alle Anerkennung einer Großmacht zollen, ist nicht mehr denn klug."

Gesandter Mumm von Schwarzenstein

In den stillen Zeiten, wo sich die Vertreter von dreiunddreißig deutschen Regierungen jeden Donnerstag in dem stattlichen Palais des Fürsten Thurn und Taxis in der Eschenheimer Gasse in Frankfurt am Main zu versammeln pflegten, vertrat mein Vater für die Herzogtümer Holstein und Lauenburg das Königreich Dänemark. Dänischer Konsul in Frankfurt am Main war damals ein angesehener Frankfurter Kaufmann aus alter patrizischer Familie, der von Österreich unter dem Namen Mumm von Schwarzenstein nobilitiert wurde. Der Sohn Mumm wurde Anfang der neunziger Jahre als Legationssekretär der Kaiserlichen Gesandtschaft in Bukarest zugeteilt, während ich dort als Gesandter tätig war, und ich fand Gelegenheit, seine Pflichttreue, seine Arbeitskraft, seine Kenntnisse zu schätzen. Speziell von wirtschaftlichen und handelspolitischen Fragen verstand er mehr als die meisten deutschen Diplomaten jener Tage. Als Herr von Ketteler von den Chinesen ermordet worden war, ließ ich Herrn von Mumm zu mir bitten und frug ihn, ob er die Nachfolge übernehmen wolle. Er nahm mein Anerbieten sogleich und mit sichtlichem Vergnügen

an. Als ich ihn zu der Furchtlosigkeit beglückwünschte, mit der er bereit wäre, sich auf den Stuhl eines ermordeten Vorgängers zu setzen, meinte er lächelnd: „Ich habe mich viel mit diplomatischer Geschichte beschäftigt und festgestellt, daß noch niemals an demselben Posten zwei diplomatische Vertreter derselben Macht hintereinander ermordet worden sind. Also bin ich in Peking sicherer als irgendwo sonst.“ Er trat dann ohne Verzug die Fahrt nach Peking an, von wo er mir bald nach meiner Ernennung zum Reichskanzler in einem längeren Schreiben seine ersten Eindrücke schilderte. Wie die meisten unserer Auslandsvertreter begann er mit der Versicherung, wie sehr es ihn beglücke, daß bei der Wiederbesetzung des Kanzlerpostens die Wahl Seiner Majestät gerade auf mich gefallen wäre. Donec eris felix, multos numerabis amicos. Aufrichtig, wie ich glaube, fügte Mumm hinzu, er wünsche sich selbst Glück, daß ein so gütiger und menschlichen Regungen zugänglicher Vorgesetzter ihm nunmehr zum dritten Male beschert würde, und freue sich noch nachträglich seiner Versetzung nach Bukarest, die ihn mir nahegebracht hätte. Er gab eine malerische Schilderung der großen Schwierigkeiten seiner Fahrt von der Küste nach Peking, die er bei eisigem Nordsturm, eingehüllt in gewaltige Staubwolken, in „dem“ Salonwagen, d. h. in dem einzigen besseren Waggon der Eisenbahn, unternommen hätte, in dem trotz der Kugellöcher ein kleiner Ofen die Existenz einigermaßen erträglich gemacht habe. Verglichen mit den Nachtquartieren in den chinesischen Häusern wäre ein besserer Schweinestall bei uns ein Palast. Eine Kälte von drei bis vier Grad unter Null wäre durch die nur mit einer Matte verdeckte Türöffnung und durch die Papierfenster in empfindlichster Weise eingedrungen; er begriffe noch nicht, wie er ohne Lungenentzündung davongekommen sei. Nach dem Verlassen der Eisenbahn mußte die Fahrt im Wagen fortgesetzt werden, mit ganz überwiegend schlechten Pferden. „Glücklicherweise befand sich unter den Pferden der Eskorte zufällig auch ein ostpreußisches, und da ein Preuße eben unter allen Umständen seine Pflicht tut, wurde es angespannt und brachte uns gegen sechs Uhr abends nach Tungchou.“ Der Weg von dort nach Peking hatte dem Gesandten einen trostlosen Eindruck gemacht. Alle Ortschaften gänzlich verödet und vollständig in Trümmern. Die einzigen lebenden Wesen halb verhungerte Hunde, die keine Leichen mehr zum Fressen fanden. Auch der erste Eindruck von Peking war sehr niederdrückend gewesen. Die gewaltigen Steinmauern erschienen dem Gesandten wie Gefängnismauern, und die grenzenlose Verwüstung verstimmte sein Gemüt. Nichts als Schutt und Trümmer. Er fuhr durch das Tung-Pien-Men-Tor, auf dem „unsere stolze schwarz-weiß-rote Flagge“ wehte, in die chinesische Stadt und dann durch das weltberühmte Hatamen-Tor in die Tatarenstadt. Die Straße vom Hatamen-Tor an, in welcher der Vorgänger von Mumm

ermordet worden war, hatte diesem zu Ehren den Namen Kettelerstraße erhalten. Über sein Verhältnis zu den Chinesen schrieb Herr von Mumm: „Man könnte mit diesem Volk gar nicht zurechtkommen, wenn das Gefühl der Verantwortung des einen für den anderen bei den Chinesen nicht so ausgebildet wäre. Für alles, was passiert, ist mir der Headboy verantwortlich. Er wird am Ohr gezogen, wenn irgend etwas schief geht, und ihm bleibt überlassen, sich nach unten schadlos zu halten und die erhaltene Schelte weiterzugeben. Im übrigen ist das Leben infolge der Findigkeit der Chinesen und des zahlreichen Personals leicht. Man gibt Befehle und überläßt es den Untergebenen, wie sie die Ausführung möglich machen.“ Zu diesem letzten Satz hatte der Kaiser, dem ich den Brief von Mumm vorgelegt hatte, ad marginem geschrieben: „Bravo! Das ist mein Fall!“ Ich glaube kaum, daß selten eine Randbemerkung des Kaisers die Grundanschauung Seiner Majestät prägnanter ausgedrückt hat. Am Schlusse seines Briefes führte Herr von Mumm in verständiger Weise aus, daß er, ohne seinen russischen Kollegen, den persönlich wenig sympathischen Herrn von Giers, vor den Kopf zu stoßen, mit dem klugen Engländer Satow die besten Beziehungen unterhalte und auch mit dem Franzosen Pichon, dem nachmaligen Minister des Äußern, gut auskomme. Unter den Brief von Mumm hatte der Kaiser geschrieben: „Cliquot fängt seine Sache sehr geschickt an!“ Der Gesandte Mumm von Schwarzenstein war Besitzer großer Weinberge und Kellereien in der Champagne. Während er Botschaftssekretär in Paris war, sagte sein damaliger Chef, der greise Fürst Münster, der in seinem hohen Alter leicht Namen verwechselte, zu Mumm: „Mein lieber Cliquot, warum nennen Sie sich nicht lieber nur mit Ihrem zweiten Namen Ratzenstein, das klingt besser.“ Münster verwechselte Mumm mit Cliquot und Schwarzenstein mit Ratzenstein.

Die Mächte-Gruppierung

Während des ganzen Verlaufs der chinesischen Wirren war die damals von Delcassé geleitete französische Politik bemüht, uns von England abzuziehen und zu einer Verständigung mit Frankreich und Rußland zunächst über Ostasien im antienglischen Sinne zu überreden. Da jedoch die Russen hierbei kaum einen Zweifel darüber ließen, daß die Franzosen die elsaß-lothringischen Ansprüche um keinen Preis fallenlassen und ihre Agitation gegen den Frankfurter Frieden trotz etwaiger Sonderabmachungen mit uns schwerlich einstellen würden, durften wir uns in Ostasien so wenig wie in Südafrika in einen Gegensatz zu England drängen lassen. Im übrigen war die damalige unbehagliche Stimmung der Russen begreiflich. Die chinesischen Unruhen bedeuteten eine Schwächung der europäischen Machtstellung Rußlands, weil sie die ostasiatischen Friktionen zwischen Rußland einerseits, China, Japan, England und Amerika andererseits in steigendem Maße verschärften. Für Deutschland war dieser Zustand eine Entlastung

an seiner Ost- und folgerichtig auch an seiner Westgrenze. In diesem Sinne sagte mir einige Zeit später Sergej Juljewitsch Witte, als ich im Sommer 1904 mit ihm einen für uns sehr günstigen Handelsvertrag in Norderney abschloß: „Wenn Sie nicht nach Kiautschou gegangen wären, brauchte ich jetzt nicht diesen Handelsvertrag zu unterschreiben." Ich muß hinzufügen, daß Witte nichtsdestoweniger mit uns in Frieden und Freundschaft zu leben wünschte. Wie alle weiterblickenden Russen begriff er, daß ein Krieg mit Deutschland für Rußland nicht nur die Gefahr, sondern beinahe die Gewißheit eines inneren Umsturzes in sich trug. Witte war bis zu seinem Tode, sofern wir nur den mit dem Fortbestand der Türkei wie mit unseren wirtschaftlichen Interessen im türkischen Reich vereinbarten russischen Wünschen hinsichtlich der Dardanellen Rechnung trugen, ein sicherer Anhänger friedlicher und freundlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland.

XXVIII. KAPITEL

Der Bundesrat • Die Friedensliebe Kaiser Wilhelms II. • Mündigkeitserklärung des Kronprinzen (6. V. 1900) • Die Rechte der Krone und die Parteien • Bülows Verhältnis zum Kaiser • Wilhelm II. in den Briefen Eulenburgs an Bülow • Der Kaiser und Bismarck Der Kaiser und die Sozialdemokratie • Gemütszustand der Kaiserin • Intrigen Eulenburgs gegen Ihre Majestät • Eulenburgs Spiritismus • Freundschaft Wilhelms II. mit dem Fürsten von Monako

Wenn ich nach Prüfung der außenpolitischen Lage, die ich im Spätherbst 1900 nach meiner Ernennung zum Reichskanzler vorfand, meinen Blick nach innen richtete, so war ich mir natürlich wohl bewußt, daß ich nach meinem ganzen Lebensgang unseren inneren Verhältnissen noch ziemlich fernstand. Das hatte den Nachteil, daß es mir vielfach an Detailkenntnissen fehlte. Es hatte den Vorteil, daß ich ohne vorgefaßte Meinung, ohne Scheuklappen, ohne Vorurteile irgendwelcher Art an die Probleme der inneren Politik herantrat. Es hatte die gute Seite, daß ich nicht, wie in Deutschland viele, sonst treffliche, redliche und biedere Beamte und Volksvertreter, über Einzelheiten die große Linie vergaß, daß es mir nicht oder nicht so häufig wie manchem Landsmann passierte, vor lauter Bäumen den Wald nicht zu sehen. Auch beruhigte mich der Gedanke, daß in England der Bankier Goschen ein tüchtiger Marineminister gewesen war und daß in Preußen aus dem Schreiber beim Berliner Polizeiamt Christian Rother ein guter Chef der Seehandlung, ein guter Direktor der Königlichen Bank und sodann während zwölf Jahre ein ausgezeichneter Finanzminister wurde. Freilich war Rother in der ganz alten, ganz guten Zeit vor 1848 vom Schreiber zum Staatsminister aufgerückt. Bismarck hatte zu dem ehemaligen Schiffsarzt Lucius, der das ihm angebotene Finanzministerium wegen Mangels an Fachkenntnissen ablehnte, gesagt: „Das Finanzministerium ist das einfachste Ding von der Welt; wenn Bodelschwingh ihm hat acht Jahre vorstehen können, so kann das jeder.“ Lucius selbst war, wenn auch nicht Finanz-, so doch Landwirtschaftsminister geworden und hatte sich als solcher bewährt. War nicht aus dem Landjunker von Maltzahn-Gültz ein brauchbarer Reichsschatzsekretär, aus dem Husarenoberst von Podbielski ein sehr brauchbarer Reichspostminister geworden? Was andere Junker konnten, das konnte ich auch.

Ich durfte endlich mit Genugtuung feststellen, daß ich das Vertrauen der Bundesregierungen besaß. In der Sitzung des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten, die am 11. Juli 1900 abgehalten worden war, hatte nach einem von mir gegebenen Überblick über den Stand der chinesischen Angelegenheit wie über die gesamte Weltlage der Vorsitzende des Ausschusses, der königlich bayrische Staatsminister Freiherr von Crailsheim, im Namen des Bundesrats erklärt, die bayrische Regierung sei mit den Grundzügen der von mir dargelegten Politik einverstanden, sie würde meine Politik mit voller Überzeugung unterstützen. Ich möge mich des Vertrauens der königlich bayrischen Regierung versichert halten. Die gleiche Erklärung gab für die sächsische Regierung Staatsminister von Metzsch ab: die sächsische Regierung billige mein Programm und meine Ziele und erkenne meine schon bewährte Politik als die richtige an. Alle übrigen Vertreter der Bundesstaaten äußerten sich in gleichem Sinne. So konnte der Vorsitzende des Ausschusses, Freiherr von Crailsheim, die abgegebenen Erklärungen dahin resümieren, daß die im Ausschuß vertretenen Bundesregierungen die von dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes dargelegte und vertretene Politik einmütig billigten. Bevor die Sitzung aufgehoben wurde, ergriff der Vorsitzende noch einmal das Wort, um zu erklären, daß nach der Überzeugung aller Bundesregierungen die Leitung unserer auswärtigen Politik gegenwärtig in guten Händen liege. Man könne mit Vertrauen in die Zukunft blicken, „solange diese Hände das Steuer hielten". Die letzten Worte hatte Crailsheim mit gewolltem Nachdruck und erhobener Stimme gesprochen. Ich stellte in meiner Erwiderung auf dieses Vertrauensvotum fest, daß meine zu meiner Befriedigung von den verbündeten Regierungen gebilligte politische Tätigkeit die Ausführung der tatkräftigen, zugleich maßvollen und besonnenen Politik Seiner Majestät des Kaisers wäre.

Rede vor dem Bundesrats-Ausschuß

Wenn ich stets entschlossen war, mein Bestes daran zu setzen, Kaiser Wilhelm II. ein einsichtiger Berater zu sein, so ging mir selbst damals in den Flitterwochen meiner Kanzlerzeit, wo der hohe Herr mich mit Beweisen von Freundschaft und Vertrauen überschüttete, mehr als einmal das melancholische Wort durch den Sinn, das Madame Mère, die Mutter des großen Napoleon, sprach, als das Kaisertum der Bonaparte auf seinem Gipfel stand: „Ça va bien pourvu que ça dure." Ich habe mich des Vertrauens und der Freundschaft des Kaisers Wilhelm II. nie ganz und nie wirklich sicher gefühlt. Ich habe zu ihm nie das Vertrauen gehabt, das ich in langen Jahren in Paris wie in Berlin zu dem Fürsten Chlodwig Hohenlohe, das ich zu Loë, zu dem Prinzen Heinrich VII. Reuß und dem Fürsten Otto Stolberg als Vorgesetzten, das ich zu Rheinbaben und Schorlemer, zu Bosse und Studt als Kollegen, das ich zu Franz Arenberg, zu Knesebeck und

Charakteristik Wilhelms II.

August Dönhoff, zu Adolph Deines und zu Fritz Vitztum als Freunden empfand. Gewiß war auf dem Gebiet der auswärtigen Politik die Friedensliebe Seiner Majestät über jeden Zweifel erhaben. Auf Ehre und Gewissen kann ich versichern, daß Kaiser Wilhelm II. nie, in keiner Stunde meiner Ministerzeit, an einen Angriffskrieg gedacht hat. Wilhelm II. hat einige Jahre vor dem Weltkrieg (wenn ich mich nicht irre, von einem polnischen Maler) ein Bild malen lassen, das in der Form eines Triptychons nebeneinander Friedrich den Großen, den Krückstock in der Hand, auf dem Schlachtfeld von Leuthen, Wilhelm I., bei Königgrätz von den siegreichen Truppen begrüßt, und Wilhelm II., mit hochgeschwungenem Säbel an der Spitze seiner Königsulanen bei einer Manöverattacke, darstellte. Wilhelm II. verschenkte gern dieses Bild, das besser als die längste Abhandlung die ganz aufrichtige Friedensliebe Seiner Majestät zum Ausdruck brachte. Das war es, was er in Wirklichkeit wollte: „schneidige" Allüren und ein „forsches" Auftreten, aber keine wirkliche Gefahr, keine ernstliche Probe. Er hat nie andere als Manöverattacken reiten wollen. Sein Unglück war nur, daß er aus Naivität, auch aus Oberflächlichkeit, vor allem in bisweilen kindlicher Eitelkeit den Schein für Wirklichkeit nahm und zur Wirklichkeit stempeln wollte. Tatsächlich war er, soweit es sich um Krieg und Frieden handelte, eher ängstlich. Sein böser Oheim Eduard VII. hatte schon als Prinz von Wales in Paris den Franzosen, die sich wegen einer rasselnden Rede des Deutschen Kaisers alarmiert zeigten, lächelnd gesagt: „Chien qui aboie ne mord pas." Schon die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen erschreckte ihn, und es lag bisweilen die Gefahr vor, daß unsere Gegner im Vertrauen auf die innerliche, intensive Scheu des Kaisers vor ernstlichen Komplikationen uns zu viel bieten könnten.

Womöglich noch ferner als der Plan, mit dem deutschen Heer über unsere Nachbarn herzufallen, lag Kaiser Wilhelm II. die Absicht, mit seiner geliebten Flotte England anzugreifen. Nie ist Wilhelm II. der Gedanke auch nur durch den Kopf gegangen, England mit Krieg zu überziehen. Tirpitz hatte, bis er sich von seinem Eifer für sein Ressort, für seine Sache weiter, immer weiter und schließlich zu weit fortreißen ließ, den richtigen Gedanken vertreten, wir müßten zur See so stark werden, daß ein Angriff auf uns für den Angreifer mit einem erheblichen Risiko verbunden wäre. Dann stünde ruhigen, vertrauensvollen und sicheren Beziehungen zwischen dem deutschen und dem englischen Volke auf der Basis der Gleichberechtigung nichts mehr im Wege. Das Bild, das der Phantasie Wilhelms II. als schönste Zukunftsperspektive vorschwebte, war, daß er an der Spitze einer großen, einer sehr großen deutschen Flotte eine friedliche Fahrt nach England antreten würde. Auf der Höhe von Portsmouth würde den Deutschen Kaiser der englische Souverän an der Spitze seiner Kriegsflotte erwarten.

Die beiden Flotten würden aneinander vorbeidefilieren, jeder der beiden Souveräne auf der Kommandobrücke seines Flaggschiffs in der Marineuniform des anderen und mit dem Ordensband des anderen. Dann würde nach dem Austausch der obligaten Umarmungen und Küsse in Cowes ein Galadiner mit herrlichen Reden stattfinden.

Kein deutscher und erst recht kein englischer oder französischer Pazifist war von so ehrlicher und tiefer Friedensliebe erfüllt wie Kaiser Wilhelm II. Sein und unser Unglück war nur, daß seine Worte und seine Gesten dieser inneren Stimmung nicht entsprachen. Wenn er in Worten renommierte oder gar drohte, so war es übrigens nicht selten, um seine innere ängstliche Gemütsstimmung zu betäuben. Heinrich Heine spricht in einem boshaften Gedicht von den Kindern, die, um sich im Finstern Mut zu machen, ein lautes Lied anstimmen. Ein englisches Blatt, der „Spectator“, erinnerte mit Bezug auf die vom Kaiser von Zeit zu Zeit gehaltenen hochgemuten Reden an die irische Anekdote von dem Jungen, der abends über den Kirchhof geht und seine Furcht unter Pfeifen verbirgt. Dazu kam der bedauerliche Hang zum Bramarbasieren und Renommieren, den Wilhelm II. weder von seinem edlen, ritterlichen und ganz furchtlosen, aber dabei innerlich bescheidenen Vater geerbt hatte, noch von seinem gerade durch sein schlichtes Wesen so vornehmen Großvater Wilhelm I., noch von seiner hochgebildeten, in ihrem Auftreten fast schüchternen Mutter, noch von seinen beiden Großmüttern, der Kaiserin Augusta und der Königin Victoria, die beide durch Würde und Takt auch geistig auf der Menschheit Höhen wandelten.

Toast bei der Mündigkeitserklärung des Kronprinzen

Das Großsprecherische im Wesen Wilhelms II. war im Frühjahr 1900 in besonders charakteristischer Weise bei dem Toast zum Ausdruck gekommen, den er am 6. Mai anläßlich der Mündigkeitserklärung des Kronprinzen in Gegenwart des fast siebzigjährigen Kaisers Franz Josef, vor den fürstlichen Vertretern aller deutschen und vieler ausländischen Staaten ausbrachte. Er erklärte in seiner Rede, daß es sich nicht um ein einfaches Familienfest, sondern um einen „welthistorischen Moment erster Größe“ handle. Ach, diese Mündigkeitserklärung war nur ein höfisches Intermezzo. Auch die Geburt des einzigen Sohnes des Kaisers Napoleon III. und die des einzigen Sohnes des Kaisers Franz Josef, beide in meinen Jugenderinnerungen von mir gestreift, waren nicht wirklich historische Momente. Und selbst die Geburt des Königs von Rom war kein Ereignis wie die Reformation oder die große Französische Revolution oder die Einigung Deutschlands durch Bismarck oder das italienische Risorgimento oder die Unabhängigkeitserklärung der dreizehn Vereinigten Staaten von Nordamerika. Und doch hatte von der Geburt des Königs von Rom Victor Hugo gesungen:

Et l'on vit se dresser sur le monde
L'homme prédestiné,
Et les peuples béants ne purent que se taire,
Car de ses deux bras il leva sur la terre
Un enfant nouveau né.

An jenem 6. Mai 1900 erhob Wilhelm II. nach einem begeisterten Hymnus auf seine eigenen Vorfahren und sein eigenes Haus sein Glas mit dem Wunsch, daß allen seinen Vettern und allen seinen Oheimen die Genugtuung zuteil werden möge, die er selbst in diesem Augenblick empfinde, daß auch ihnen ihre Länder und ihre Untertanen ihre Arbeit so danken möchten, wie sie dem Kaiser seine Untertanen dankten. Von den an der Tafel im Weißen Saal mir gegenüber sitzenden Onkeln und Vettern des Kaisers Wilhelm II. sahen nach dieser gar zu selbstgefälligen Expektoration die älteren verwundert und leise froissiert aus, die jüngeren schauten ironisch drein. Jedenfalls konnte es auch für denjenigen, der die guten Absichten des Kaisers so genau kannte, der sein im Grunde edles Herz und seine in vieler Hinsicht glänzende Begabung so rückhaltlos anerkannte wie ich, nicht zweifelhaft sein, daß sein Auftreten und sein Temperament nicht nur die ständige Gefahr unliebsamer Zwischenfälle in sich barg, sondern daß immer wiederholte Entgleisungen schließlich den in Deutschland vorhandenen sehr großen Fonds an monarchischer Gesinnung gefährden müßten.

Ich war entschlossen, die Grundlagen der Monarchie, die Rechte der Krone gegenüber den Parteien und gegenüber dem Reichstag mit Festigkeit und, wenn es nicht anders ging, so rücksichtslos zu wahren und zu verteidigen, wie ich mich als junger Husar auf den Schlachtfeldern der Pikardie meiner Feinde erwehrt hatte. Aber die Animosität, die den Kaiser und einen Teil seiner näheren Umgebung gegenüber dem Parlament als solchem erfüllte, teilte ich nicht. Ich wünschte nicht die Volksvertretung auszuschalten, in ihrem Ansehen herabzusetzen oder in den Hintergrund zu schieben, die Volksrechte oder auch nur die Freiheit der Presse zu beschränken. Gerade für Wilhelm II. erschienen mir diese Schranken nützlich und notwendig, schon im Hinblick auf seine Impressionabilität gegenüber Schmeichlern und Ohrenbläsern, auf die sein Vater und sein Großvater nicht hörten, die aber bei ihm leichteres Spiel hatten. Bismarck hatte gesagt, daß, wenn es kein Parlament gäbe, der Kammerdiener regieren würde. Cavour hatte gemeint: „La plus mauvaise chambre vaut mieux que l'antichambre." Diese meine Überzeugung war weit entfernt von Unterwürfigkeit oder auch nur von Ängstlichkeit und dadurch hervorgerufener übertriebener und schwächlicher Rücksichtnahme gegenüber den Parteien. Ich habe mich nie einer Partei ganz zu eigen gegeben, die Staatsräson stand mir immer hoch über den Fraktionen. Ich hielt es mit Jakob Grimm, der

nach seiner Amtsentsetzung 1838 schrieb: „Meine Vaterlandsliebe habe ich niemals hingeben mögen in die Bande, aus welchen sich zwei Parteien einander anfeinden. Ich habe gesehen, daß liebreiche Herzen in diesen Fesseln erstarren. Wer nicht eine von den paar Farben, welche die kurzsichtige Politik in Kurs bringt, aufsteckt, wer nicht die von Gott mit unergründlichen Gaben ausgestattete Seele der Menschheit wie ein schwarz und weiß geteiltes Schachbrett ansieht, den haßt sie mehr als ihren Gegner, der nur ihre Livree anzuziehen braucht, um ihr zu gefallen.“ Darum habe ich mit allen Parteien nacheinander gestritten und gekämpft: mit den Konservativen im letzten Winter meiner Amtszeit (1908/1909), mit dem Zentrum 1906, mit dem Freisinn wiederholt, mit den Sozialdemokraten fortgesetzt. Aber ich habe auch nie verkannt, daß in jeder Partei ein guter Kern war und daß es die Aufgabe einer weisen Staatsleitung ist, zwar jede Partei zu verhindern, durch fraktionelle Selbstsucht und Überspannung ihrer Sonderinteressen das Ganze zu schädigen, andererseits aber auch die Fähigkeiten und Kräfte aller Parteien zum Besten des Ganzen zu verwerten.

Wilhelm II. gegen den Parlamentarismus

Im Sommer 1899 hatte mir Philipp Eulenburg von der Nordlandreise geschrieben: „Ich sehe eine Art Bitternis überall herausblicken. Früher stritt ich mich mit mäkelnden zwei oder höchstens drei, jetzt mäkelt alles ohne Ausnahme in einer ermüdeten, hoffnungslosen Weise, die dem gesamten Gefolge ein orientalisches Gepräge von Fatalismus gibt und — von mißmutiger Angst vor dem Sultan. Es macht mich diese Erfahrung tief melancholisch. Der arme liebe Herr wird immer einsamer. Ich möchte Ihm so viel sagen — und dann schnürt sein Kalifentum mir die Kehle zu, wenn ich im Augenblick vorher glaubte, Harun-al-Raschid gütig im Volke wandeln zu sehen!“ Am folgenden Tage fuhr Eulenburg fort: „Ich ging mit dem Kaiser bei strömendem Regen zu Loënvand (Nord-Fjord). Er sagte mir: ‚Wenn man das Gebaren der Leute zu Hause sieht, so kann man wirklich jede Lust verlieren, weiterzuregieren. Das einzige Mittel ist, gar nicht auf sie Rücksicht zu nehmen. Die kolossale Diskreditierung, der Zusammenbruch des Parlamentarismus macht die öffentliche Meinung krank, so wie Rußland auch innerlich krank ist. Dort flüchtete man sich deshalb in die auswärtige Politik, bei uns macht sich die Krankheit in Zerfahrenheit und Unzufriedenheit Luft. Diese hemmen die Ziele der Regierung und werfen ihr Steine in den Weg, wo sie nur können!‘ Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und sagte (ziemlich wörtlich) folgendes: ‚Die Unzufriedenheit bemerke ich seit langer Zeit, und sie beginnt mir unheimlich zu werden, weil sich die sonst so zerrissenen Parteien in der gemeinsamen Erbitterung gegen Eure Majestät zusammenfinden.‘ Der Kaiser sagte: ‚Das ist Mir nichts Neues! Wenn Ich den Kampf gegen Bismarck acht Jahre ausgehalten habe, so kann Mich nichts mehr besonders anfechten. Dies Argument

kannst du gut anwenden, wenn dir die Leute mit Besorgnissen kommen!' Ich erwiderte: ‚Der alte Kampf spielt in die jetzige Lage noch hinein. Er gipfelt in einem bedenklichen Gegensatz zwischen der Persönlichkeit Eurer Majestät und dem gesamten Volk. Die zweifellos moderne Seite Eurer Majestät, durch welche Sie sich an die Spitze des Neuen stellen, welche Gestalt es auch haben möge, trägt einen fast fortschrittlichen Charakter, aber sie wird paralysiert durch eine zu harte, in die Öffentlichkeit tretende Energie. Durch Reden, durch Telegramme erwecken Eure Majestät den Eindruck, den absoluten König wieder aufleben lassen zu wollen. Das aber wird von keiner Partei mehr des ganzen Reichs verstanden und begriffen. Der Parlamentarismus sitzt tief in allen deutschen Knochen, und der von Ihnen behauptete Zusammenbruch des Parlamentarismus ist nur eine Unzufriedenheit mit einigen Formen desselben.' Nicht ohne Schärfe antwortete der Kaiser: ‚Ich beanspruche für Mich das freie Wort wie jeder deutsche Mann, Ich muß sagen, was Ich will, damit die vernünftigen Elemente wissen, wie und wem sie folgen sollen. Wenn Ich schweige, würde das (wörtlich!) ‚völlig fertige Bürgertum' gar nicht wissen, was es zu tun hat!' Ich erwiderte: ‚Taten sind für einen Herrscher besser als Worte.' Darauf Seine Majestät: ‚Und die sollen sie auch zu sehen bekommen.' Dann lächelnd: ‚Du hast nur Angst, daß Ich mit Gewaltmaßregeln gegen das Parlament vorgehe.' Ich erwiderte: ‚Nein, Angst habe ich deshalb nicht, weil Eure Majestät mir zu oft gesagt haben, daß Sie nur eine Änderung der Verfassung vornehmen könnten, wenn aus dem Volk, aus dem Parlament heraus der bezügliche Wunsch an Sie herantrete. Sie sind ja auch ein viel zu moderner Mensch und haben viel zu viel Verstand, um nicht zu erkennen, daß Deutschland ohne ein Parlament nicht mehr leben kann und will.' Der Kaiser rief aus: ‚Das heißt, es muß ein modifiziertes Parlament haben — nicht das heutige!' Ich antwortete: ‚Darüber ließe sich ja einmal reden, aber auch nur auf dem angegebenen Wege. Und dieser Weg ist unfahrbar, wenn sich das Volk in seiner Mehrheit in einem Gegensatz zu seinem Kaiser befindet.' Darauf Seine Majestät: ‚Wäre dies wirklich der Fall, so kommt es eben zu einer Revolution, in irgendeiner Form muß es ja doch einmal krachen. Alles führt darauf hin, und man muß deshalb den Kampf akzeptieren.' Ich sagte: ‚Den inneren Kampf? Den eine Koalition der europäischen Mächte nur erwartet, um über uns herzufallen? Die Russen bezahlen Zeitungen, die Engländer die Streiks in Hamburg, die Franzosen hetzen uns die Slawen auf den Hals, und wir laufen in die Falle.' Der Kaiser: ‚Ja, wollte man diese Lage nur verstehen und begreifen, was Ich mit meinen Ermahnungen bezwecke. Aber dazu sind die Deutschen viel zu eng und kurzsichtig, aufgehend in kleinlichen Leidenschaften.' Ich rief aus: ‚Und da sind wir

wieder an dem Anfang unseres Gesprächs angelangt. Die Erregung wendet sich gegen den absoluten Kaiser, und dasjenige, was diese Ansicht erwecken kann, muß vermieden werden.' Fast spottend meinte der Kaiser: ‚Ich ein absoluter König!!' In diesem Augenblick trat Goertz zwischen uns, das Gespräch unterbrechend, das ich Dir, wie gesagt, fast wörtlich wiedergebe. Die Tendenz zur ‚Gewalt' leuchtet trotz aller Einschränkungen heraus, die S. M. sich auferlegt. Ein verhängnisvolles Mißverstehen der Lage tritt mir entgegen, das uns mit banger, quälender Sorge erfüllen muß. Wird es Dir gelingen, Ihn vor unberechenbaren Schritten zu bewahren? Die Elemente zu beseitigen, die ihn zu Dingen treiben, deren Tragweite er nicht kennt? Der Kaiser kam später noch einmal auf das Gespräch zurück, indem er meinte: ‚Bei dem, was du Mir sagst, wird Mir die kolossale Perfidie des alten Bismarck recht klar, der Mich veranlassen wollte, den Absolutismus schärfer herauszudrehen und Preußen materiell mehr (auf Kosten der Bundesstaaten) in den Vordergrund zu stellen! Ich war doch zu schlau, um auf diese Zumutung hineinzufallen, die Mich in Verlegenheit und dadurch in Abhängigkeit von ihm bringen sollte.' "

Feststellungen über Bismarcks Sturz

Obschon er mir das Gegenteil versicherte, ließ Philipp Eulenburg es sich doch nur zu oft angelegen sein, von ihm sorgsam destilliertes, nicht selten vergiftetes Öl in die Glut der kaiserlichen Ranküne gegen Bismarck zu gießen. Zu den von Eulenburg und seinem damaligen Intimus Holstein mit Vorliebe vorgebrachten Insinuationen gehörte die Behauptung, Bismarck habe den jungen Kaiser Wilhelm II. zu einem Staatsstreich im Innern überreden und ihn gleichzeitig veranlassen wollen, Österreich an Rußland zu verraten. Wilhelm II. hat namentlich in den ersten Jahren seiner Regierung gern mit diesen beiden Argumenten operiert, um die Entlassung des Fürsten Bismarck zu rechtfertigen. Beide sind in Wirklichkeit mehr oder weniger sophistische Vorwände. Wilhelm II. beging, von Caprivi, Marschall und Holstein schlecht beraten, in jugendlicher Unüberlegtheit, in Geschäftsunkenntnis und Urteilslosigkeit den großen, inkommensurablen Fehler, den deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag, noch dazu in verletzender und ungeschickter Form, zu kündigen, hat aber im weiteren Fortgang seiner Regierung mehr als einmal versucht, wieder zu einem vertragsmäßigen Verhältnis zu Rußland zu gelangen. Er hat auch bald nach dem Sturz des Fürsten Bismarck und bis an das Ende seiner Regierung von seinen Ministern nicht nur gesetzliche Maßnahmen gegen die Sozialdemokratie, sondern mehr als einmal gewaltsames Einschreiten gefordert. Wenn er 1890 anders sprach, so war es, weil er damals zunächst und vor allem den ihm lästigen Kanzler loswerden wollte, nicht weil er einen Staatsstreich an und für sich als verwerflich oder ein vertragsmäßiges Verhältnis mit Rußland als einen Verrat an Österreich-Ungarn betrachtet hätte.

„Quand on veut noyer son chien, on dit qu'il est galeux", sagt das von mir gern zitierte französische Sprichwort.

Intrigen Philipp Eulenburgs

Bedenklich war die Art und Weise, wie Philipp Eulenburg im Sommer 1899 einen auf seinem Gute Liebenberg ausgebrochenen Brand benutzte, um den Kaiser gegen die Sozialdemokratie aufzustacheln. Er schrieb Seiner Majestät, es sei erwiesen, daß Brandstiftung vorläge. Auf Veranlassung des Staatsanwalts wäre ein Arbeiter verhaftet worden, der vor einigen Jahren zugezogen sei und von dem das Gerücht ginge, daß er Sozialdemokrat wäre. Der Brand sei „entsetzlich" gewesen, der Zustand im Schloß, Wirtschaft und Dorf „fast unerträglich". Seine Kinder, die beim Löschen und Retten in wahrhaft großartiger Weise mitgeholfen hätten, schliefen, von Phantasien aller Art geplagt, keine Nacht mehr. Selbst vernünftige alte Leute sähen überall Brandstifter, Mörder und Verbrecher! Liebenberg gliche einem im Kriege verwüsteten Ort. Der Staatsanwalt sei außer sich und sehr erschrocken. Es hieß dann wörtlich: „Ich glaube annehmen zu müssen, daß Sozialdemokraten an der Arbeit sind, um Unfrieden, Sorge zu stiften. Meine Leute sind ohne Ausnahme so ungewöhnlich gut gestellt und logiert, es ist ein so gutes Verhältnis zwischen ihnen allen und meinem eigenen Hause, daß Brandlegung oder auch nur ein verbrecherischer Gedanke ausgeschlossen ist." Derartige Insinuationen waren deshalb gefährlich, weil Wilhelm II. nach seiner Mentalität und ganzen Natur die sozialdemokratische Bewegung gleichzeitig über- und unterschätzte. Einerseits hatte er sie bei der Entlassung des Fürsten Bismarck öffentlich für „eine vorübergehende Erscheinung" erklärt, deren Überwindung er auf sich nähme. Andererseits sah er dann wieder in den Sozialdemokraten eine Rotte wüster Verschwörer und Mordbrenner, die nur auf den Augenblick lauerten, Leitern an das königliche Schloß in Berlin anzulegen, um, ein Messer zwischen den Zähnen und einen Revolver in der Hand, in die Schlafzimmer der Majestäten einzusteigen und sie samt den kaiserlichen Prinzen zu erwürgen. Wilhelm II. schätzte weder die ungeheure Gefahr richtig ein, mit der die Sozialdemokratie Macht und Glück, Wohlfahrt und Zukunft des Deutschen Reichs bedrohte, noch kannte er die tiefen Wurzeln, die sie in den Herzen der Arbeiter geschlagen hatte, die blendende Dialektik, durch die sie auch auf Gebildete wirkte, den ethischen Kern, den ich ihr, obschon ich sie als nach meiner Überzeugung für uns verderblich und unheilvoll bekämpfte, doch nicht absprechen konnte. Was den Liebenberger Brand angeht, so stellte sich übrigens bald heraus, daß die Sozialdemokratie nichts damit zu tun hatte.

In allen Briefen, die ich von Eulenburg erhielt, spielte der Gemütszustand der Kaiserin eine große Rolle. Als ich kurz vor meiner Ernennung zum Reichskanzler nach Hubertusstock befohlen wurde, war mir Philipp

Eulenburg auf halbem Wege zwischen dem kaiserlichen Jagdschloß und Neustadt-Eberswalde entgegengekommen, hatte sich zu mir in den Wagen gesetzt und mir mit fieberhaftem Eifer auseinandergesetzt, die Kaiserin befinde sich in einer so hochgradigen Erregung, daß ihre baldmöglichste Trennung vom Kaiser geboten wäre. In Hubertusstock angekommen, wurde ich von Lucanus beiseitegenommen, der mir aus eigener Initiative sagte, er hielte es für seine Pflicht, mich auf die Intrigen aufmerksam zu machen, die Philipp Eulenburg gegen die Kaiserin spinne. Er schildere sie als aufgeregt, hysterisch, beinahe geisteskrank. Davon sei gar keine Rede. Der Kaiserin, die eine zärtliche Mutter sei, werde es nur sehr schwer, sich von ihren jüngeren Söhnen zu trennen, namentlich von dem zarten und schwächlichen Joachim. Wenn die Forderung, die Kinder aus dem Hause zu geben, plötzlich und schroff an sie herantrete, geriete sie zunächst in große Erregung. Das würde aber auch vielen bürgerlichen Frauen so gehen, ohne daß sie deshalb eingesperrt würden. „Die Kaiserin ist so vernünftig wie Sie und ich. Wenn sie aber für längere Zeit gegen ihren Wunsch und Willen von Mann und Kindern getrennt wird, so ist freilich nicht zu sagen, wie das auf ihren Gemütszustand einwirken kann." Ich versprach Lucanus, daß ich, soviel an mir wäre, in jeder Richtung bemüht sein würde, die von mir hochverehrte Kaiserin zu schützen.

Eulenburg und der Spiritismus

Als viele Jahre später, während der Prozesse, die Philipp Eulenburg zugrunde richten sollten, seine Versuche zur Sprache kamen, die Frau seines besten Freundes, des Grafen Kuno Moltke, und seine eigene Schwägerin Klara Eulenburg, geborene von Schaeffer-Voit, die spätere Gräfin Alexander Wartensleben, für geisteskrank erklären zu lassen, stieg die Erinnerung an sein sonderbares Verhalten gegenüber der Kaiserin Auguste Viktoria wieder in mir auf. Welche Abgründe birgt die menschliche Natur, welche Nachtseiten, von denen sich der Blick des physisch und psychisch Gesunden schaudernd abwendet! Lucanus sah in den Insinuationen des intimsten Freundes des Kaisers gegen die Gemahlin Seiner Majestät vor allem den Versuch, den Monarchen ganz und allein in die Hand zu bekommen. Er hielt es nicht für ausgeschlossen, daß Eulenburg gleichzeitig wünschte, den Kaiser zum Spiritismus zu bekehren. Philipp Eulenburg war ausgesprochener Spiritist. Spiritistische Neigungen und Gedankengänge haben mir zeitlebens nicht nur ferngelegen, sondern sie waren und sind mir antipathisch. Wenn mir Eulenburg davon sprach, so suchte er mich vor allem davon zu überzeugen, daß seine spiritistischen Experimente ihn in seinem Gottesglauben bestärkt hätten. Was ihm die Geister enthüllten, beweise ihm die Sicherheit eines zukünftigen Lebens, wäre sein Halt in diesem Leben, sein Trost im Unglück, das Beste, was er besitze. Ich hatte ihm immer erwidert, daß ich ihm diesen Trost nicht nehmen wolle, da ich

grundsätzlich jeden nach seiner Fasson selig werden lasse. Ich müßte aber von ihm die bestimmte Zusage verlangen, daß er den Kaiser nicht mit seinen spiritistischen Neigungen anstecke und nicht etwa zu spiritistischen Spielereien verleite. Das sei bei dem Naturell Sr. Majestät zu gefährlich. Nachdem mir die Mutter Seiner Majestät, die Kaiserin Friedrich, gesagt hatte, sie bäte mich dringend, dafür zu sorgen, daß Eulenburg nicht etwa seinen kaiserlichen Freund spiritistisch infiziere, denn das würde „das Ende" sein, hatte ich mit Philipp Eulenburg eine ernste Auseinandersetzung. Ich verlangte und erhielt von ihm sein Ehrenwort, daß er nicht versuchen werde, den Kaiser für den Spiritismus zu gewinnen oder in spiritistische Gedankengänge einzuspinnen.

Am 5. Juli 1900 schrieb er mir aus Brunsbüttel: „Der Fürst von Monako war eben hier. Bei der langen Unterhaltung mit ihm sagte der Kaiser, daß jetzt von Frankreich gar nicht mehr die Rede in China und dem Osten sei, nur Rußland und Deutschland sprächen — alles andere schwiege. Die persönliche Verbindung zwischen ihm und dem Zaren wäre so intim und nahe wie kaum jemals vorher seit Lebzeiten Alexanders II. Ich möchte annehmen, daß Monako die interessante Nachricht an seinen Gefährten auf der ‚Alice', den ehemaligen französischen Konsul in Hamburg, schleunigst mitteilt." Der Fürst von Monako gehörte zu den Ausländern, denen der Deutsche Kaiser trotz aller Warnungen mit menschlich rührendem, politisch blindem Vertrauen entgegenkam, die er nicht nur seiner Freundschaft würdigte, sondern denen er auch vieles sagte, was sie nicht zu hören brauchten.

XXIX. KAPITEL

Indiskretion am Berliner Hofe • Wilhelm II. und die Fremden • Der Lotse von Bari Das Sprechbedürfnis des Kaisers und seine Harmlosigkeit in Gesprächen • Einberufung des Reichstags • Debatte über die ostasiatische Expedition (19. XI. 1900) • Erstes Auftreten als Reichskanzler im Reichstag

Kaiserliche Improvisationen

In den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts hatte die Überlegenheit der preußischen Politik namentlich gegenüber Frankreich zum Teil auch darauf beruht, daß der Tuilerien-Hof sehr indiskret war, daß fremde Diplomaten dort von Kammerherren und Hofdamen manches erfuhren, daß die Kaiserin Eugénie in ihrer spanischen Lebhaftigkeit, der Kaiser Napoleon III. in seiner träumerischen, den Realitäten des Lebens abgewandten Art manches sagten, was sie besser für sich behalten hätten. Dagegen herrschte am Hofe Kaiser Wilhelms I. die strengste Diskretion, die der König nicht nur sich selbst zur Pflicht gemacht hatte, sondern auf die er bei seiner ganzen Umgebung und bei allen seinen Dienern hielt. Jetzt war es umgekehrt. Man hörte selten von Indiskretionen am englischen Hof. Die Königin Victoria beehrte Fremde fast niemals mit politischen Ansprachen, und der Prinz von Wales war so besonnen und so schlau, daß er gelegentlich Ausländern deren Geheimnisse entlockte, aber selbst nur sagte, was er sich genau überlegt hatte. Am Berliner Hofe war die Kaiserin Auguste Viktoria sehr diskret, sie sprach nur mit ihrer allernächsten Umgebung über Politik, und auch dann mit Reserve und Vorsicht. Um so mehr sprach der Kaiser, und gerade mit Fremden sprach er besonders gern. Sie amüsierten und interessierten ihn mehr als die eigenen Untertanen. Er hoffte auch, auf diesem Wege dem Ausland im Licht eines großen Fürsten zu erscheinen.

Die Berichte der fremden Vertreter in Berlin wimmelten während der ganzen Regierungszeit Wilhelms II. von zum Teil exzentrischen, zum Teil sehr unvorsichtigen Auslassungen des Monarchen. Mein alter Freund und Regimentskamerad, der Kabinettsrat der Kaiserin, Bodo von dem Knesebeck, erzählte mir gelegentlich die nachstehende kleine Episode. Gegen Ende meiner Kanzlerzeit, 1908 oder 1909, hatte der Kaiser im Frühjahr die immer mit Ungeduld erwartete Reise nach seinem geliebten schönen

Schloß Achilleion angetreten. Von Bari trug ihn die „Hohenzollern“ nach Korfu. Knesebeck hielt sich während der Fahrt seit einer Viertelstunde in einer der sogenannten „Lauben“ auf, kleinen, offenen, halb versteckten Kabinen auf dem Oberdeck, als plötzlich der Kaiser auftauchte, der mit einem anderen Herrn auf dem Deck auf und ab ging. Knesebeck mochte nicht aus der Laube hervor und dem Kaiser in den Weg treten, weil dies Seine Majestät leicht verstimmte. Er blieb also sitzen und wurde der unfreiwillige Zuhörer des von dem Monarchen sehr laut geführten Gesprächs. Der Kaiser sprach abwechselnd Englisch, Französisch, Italienisch, seltener Deutsch, er sprach über alles und jedes, über seine auswärtige und seine innere Politik, über sein persönliches Verhältnis zu allen großen Souveränen, über seine Minister, de omni re scibili et de quibusdam aliis. Knesebeck zerbrach sich den Kopf, wer der Herr sein könnte, dem der Deutsche Kaiser so offen sein ganzes Herz ausschüttete und der sich dabei selbst rein zuhörend verhielt. Er riet nacheinander auf einen englischen Lord, einen französischen Sportsmann, einen italienischen Admiral, einen russischen Großfürsten oder einen griechischen Prinzen. Als der Kaiser und sein Begleiter verschwunden waren, fragte Knesebeck einen vorbeieilenden Matrosen, wer der Herr gewesen sei, mit dem Seine Majestät so lange und so eifrig konversiert habe. „Das war der Lotse“, antwortete der brave Matrose, „den wir in Bari an Bord genommen haben, damit er uns nach Korfu bringt.“ Wenn später der Kaiser vor Knesebeck und mir mit Ausländern eifrig große Konversation machte, pflegte Knesebeck zu mir zu sagen: „Der Lotse von Bari!“

Das Sprechbedürfnis des Kaisers, sein Bedürfnis, sich zu entladen, sfogarsi, wie die Italiener es malerisch und treffend bezeichnen, war unbegrenzt. Er litt tatsächlich an der Krankheit der „parlantina“, wie die (selbst gesprächigen) Italiener übertriebene Redseligkeit nennen. Der Gefahr unüberlegter Äußerungen und Gespräche ist Wilhelm II. sich nie recht bewußt geworden, jedenfalls nicht vor der durch solche in Highcliffe geführte, sehr unbesonnene Gespräche provozierten Novemberkrisis von 1908. Bei einem der Morgenbesuche, die mir der Kaiser in Berlin fast täglich zwischen neun und zehn Uhr abstattete und während deren er gewöhnlich mit mir im Reichskanzlergarten auf und ab ging, brachte er einmal seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, mit. Der Prinz schien von vornherein verstimmt, der Kaiser war barsch und unfreundlich mit ihm. Insbesondere sprach er sich in den unfreundlichsten und schärfsten Ausdrücken über den vom Prinzen Heinrich zärtlich geliebten Schwager Seiner Königlichen Hoheit, den Zaren, aus, den er mit Kosenamen wie „Schlappier“, „Jammerhuhn“ und ärgeren Prädikaten belegte. Als sich der Prinz endlich mit hochrotem Kopf entfernt hatte, fragte ich den Kaiser, ob er ganz sicher wäre,

daß der Prinz bei aller zweifellosen Treue und Loyalität nicht seiner lieben Frau solche Äußerungen wiedererzählen könnte. Der Kaiser entgegnete, das sei mehr als wahrscheinlich. Ich fuhr fort: „Ich habe die größte Verehrung für die als Gattin, Mutter und Frau gleich ausgezeichnete Prinzessin Heinrich. Aber ist es völlig ausgeschlossen, daß die gute Prinzeß, was sie von ihrem Mann hört, gelegentlich ihren beiden Schwestern in Rußland, der Kaiserin Alexandra Feodorowna und der Großfürstin Elisabeth Feodorowna, oder ihrer ältesten, ganz englisch und sehr wenig deutschfreundlich eingestellten Schwester in London, der Prinzessin Viktoria Battenberg, anvertraut?“ Auch das erklärte der Kaiser für so gut wie sicher. „Nun sehen Sie“, fuhr ich fort, „Sie geben sich solche Mühe um den Zaren, Sie tun fast zu viel mit Deputationen, Geschenken, Briefen, Besuchen, Aufmerksamkeiten aller Art. Und eine einzige Äußerung, wie wir sie eben hörten, kann alle Ihre Bemühungen zu Wasser machen.“ In seiner blitzschnellen Art und mit der ihm eigenen Dialektik entgegnete der Kaiser: „Ich bin auch der einzige Mensch auf Gottes weiter Erde, der sich nie gehenlassen kann, nicht einmal vor Meinem Bruder! Sie können vor Ihren Brüdern sagen, was Sie wollen. Sie können auf Gott und auf die Welt schimpfen, Mich einen Narren und alle Minister Trottel nennen, ohne eine Indiskretion zu befürchten oder Unannehmlichkeiten für sich. Nur Ich soll immer mit einem Papagenoschloß vor dem Mund herumlaufen, sogar in Gesellschaft Meines einzigen Bruders.“ Ich mußte Seiner Majestät antworten, daß ich nicht Kaiser wäre und daß die höchste Würde die schwerste Bürde mit sich führe. Aber ich sagte mir innerlich, daß als Mensch Wilhelm II. in seiner natürlichen Art, wenn er sich ungezwungen gab, einen großen Zauber ausübe. Der von Philipp Eulenburg in seinem Briefe vom 5. Juli 1900 genannte Fürst von Monako war durch Erziehung und Sympathien ganz Franzose. Er war mit den meisten leitenden französischen Politikern persönlich befreundet. Als der Weltkrieg ausbrach, stellte er sich sogleich und laut auf die französische Seite und hielt Reden, in denen er seinen langjährigen Gönner Wilhelm II. in pöbelhafter Weise beschimpfte.

In jenem Brief des Fürsten Eulenburg vom 5. Juli 1900 hatte es weiter geheißcn: „Ich bin kontinuierlich in Angst, daß irgend gefährliche direkte Depeschen an den Zaren abgehen. Die heutige gab mir Seine Majestät zu lesen, nachdem er sie bei Tisch aufgeschrieben hatte. Diese war nicht bedenklich, der Vorschlag bezüglich der Kontrolle der Schiffe in bezug auf Waffeneinfuhr nach China in ruhiger Form gehalten.“ Hinsichtlich seiner Korrespondenz mit fremden Souveränen hatte mir der Kaiser wiederholt motu proprio gesagt, daß er mir alle solche Briefe vorher zeigen wolle. Es war dies auch seine ehrliche Absicht. Es kam aber doch häufig vor, daß er, wenn wir nicht an demselben Ort weilten, weil er eine Rückfrage scheute

oder in der Eile oder auch, ohne viel nachzudenken, auf eigene Faust schrieb oder telegraphierte. In den nach der russischen Revolution von den Bolschewisten herausgegebenen Briefen des Kaisers an den Zaren ist leicht zu erkennen, welche ihm ganz von seinen verfassungsmäßigen Beratern aufgesetzt worden sind, welche ihm von diesen korrigiert wurden, welche von ihm im Entwurf abgeändert oder auch von ihm ganz allein konzipiert worden sind. Ich glaube übrigens, daß auch die englischen Minister nicht alle Briefe des Königs Eduard und namentlich der Königin Victoria kontrolliert oder auch nur von allen Briefen gewußt haben.

Zwischenfälle auf der Nordlandreise

Am 14. Juli 1900 schrieb mir Eulenburg aus Trondhjem: „Man kommt gar nicht zur Ruhe und ist von früh ½8 bis abends ½12 beständig in Unruhe. Schon das gräßliche Turnen früh um 8 Uhr kann einen entsetzen! Gottlob ist S. M. entschieden ruhiger seit der Abreise bis auf einige kleine unbedeutende Ausbrüche. Er ist seit jener Krachgeschichte in Kiel von immer gleicher, rührend netter Zutraulichkeit und Rücksicht für mich. Ein kritischer Moment wird die Rückkehr zu der Kaiserin werden. Das ist eine ernste Frage, die für die Weiterentwicklung des Kaisers mit Gefahren verknüpft ist und von der guten Kaiserin aus Mangel an Verstand und Einsicht nicht gelöst werden wird.“ Der „Krach“ in Kiel hatte einige Tage vor dem Antritt der Nordlandreise die Nerven des armen Phili auf eine harte Probe gestellt. Die allmählich bei Seiner Majestät aufdämmernde Erkenntnis, daß es dem Feldmarschall Waldersee nicht mehr beschieden sein würde, große Schlachten zu gewinnen, ja daß Peking ohne ihn entsetzt werden könnte, hatte Seine Majestät nach der mir durch Eulenburg von dieser Szene gegebenen Schilderung völlig aus dem Gleichgewicht gebracht. Er hatte über Rußland und England, die ihn „verraten“ hätten, in den heftigsten Ausdrücken gesprochen, auch seine eigenen Ratgeber nicht geschont und schließlich von Eulenburg verlangt, er solle ihm ein Telegramm an das Auswärtige Amt aufsetzen, in dem er den sofortigen Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit dem bisher von ihm verachteten und geschmähten Japan befehle. Nur mühsam war es Eulenburg gelungen, den Kaiser von diesem Gedanken abzubringen.

Am 15. Juli 1900 meldete mir Philipp Eulenburg: „Gestern schrieb ich Dir, daß eine größere Ruhe eingetreten sei. Heute muß ich Dir schon mitteilen, daß gestern abend wieder ein heftiger Ausbruch stattfand, der mich mit Sorgen erfüllt. Ich ging mit Seiner Majestät und Georg Hülsen auf Deck spazieren. Wir erzählten uns harmlose Theatergeschichten. Der Kaiser sprach vom ‚Publikum‘ im Theater und sprang auf die Berliner Gesellschaft über, von dieser zu den Konservativen, Agrariern usw. Die Heftigkeit war geradezu erschreckend, und die Sorge, die ich Dir schon früher aussprach, er könne sich, mit allen alten preußischen Traditionen brechend,

feindlich tatsächlich gegen die Konservativen wenden, indem er sich den Liberalen in die Arme wirft, um die Konservativen zu zerschlagen, trat mir persönlich ganz aktuell vor Augen. Ich kann nicht anders sagen, als daß ich in einen Abgrund von Haß und Erbitterung geblickt habe, der durch nichts eine Änderung erfahren kann. Ich habe das Gefühl, daß irgendeine neue in Erscheinung tretende Opposition der Agrar-Konservativen den Becher zum Überlaufen bringen muß. Seine Majestät hat sich nicht mehr in der Gewalt, wenn ihn die Wut erfaßt. Gestern sah er nicht einmal, daß Matrosen in der Nähe standen, als er tobte, die jede Silbe hören konnten. Hülsen war so entsetzt, daß er nachher krank wurde ... Ich halte den Zustand für sehr gefährlich, in dem wir uns befinden, und weiß keinen Rat, Leuthold ist auch unsicher. Er sieht eine Art Schwäche des Nervensystems in diesem Zustand, weist aber jede Befürchtung bezüglich geistiger Veränderungen entschieden zurück. Ich habe das Gefühl, auf einem Pulverfaß zu sitzen, und bin äußerst vorsichtig. Beschränke, bitte, die politischen Mitteilungen auf ein möglichst geringes Maß und erfordere Entscheidungen nur, wo sie unvermeidlich sind." Leuthold, der langjährige Leibarzt Kaiser Wilhelms I., war nach dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. in derselben Eigenschaft in dessen Dienst getreten. Er war ein durch und durch achtungswerter, ruhiger und treuer Mann. Am späten Abend desselben 15. Juli schrieb Eulenburg, es habe wieder bei Tisch und nach Tisch so viele Aufregungen über Lappalien gegeben, daß man nicht wisse, wohin dieser Zustand führen könne. Leuthold hätte ihm erklärt, er sei ganz ratlos. Jeder Vorschlag einer Änderung der Lebensweise würde von Seiner Majestät heftig zurückgewiesen. Es hieß in dem an mich gerichteten Brief des besten Freundes Seiner Majestät weiter: „Leuthold erklärt mir, das Leben auf dem Schiff sei keine Erholung, sondern eine Anstrengung, doch wisse er nichts Besseres vorzuschlagen. Ich sehe auch nichts anderes, als ruhig abzuwarten und Gott zu bitten, daß nicht irgend komplizierte Dinge an Seine Majestät herantreten, denn mehrere Szenen, wie ich sie in Kiel hatte, würden zu irgendeiner nervösen Krise führen, deren Form nicht vorauszusehen ist. Gute Nacht. Es ist 1 Uhr, und ich bin sehr müde. Diese Dinge gehen mir sehr nahe. Ich habe so viel Zutrauen in des Kaisers Begabung — und in die Zeit gehabt, jetzt versagt beides, und man sieht einen Menschen leiden, den man von Herzen lieb hat, ohne ihm helfen zu können!"

Unruhe in Rominten

Am 20. September 1900, vier Wochen vor meiner Ernennung zum Reichskanzler, hatte mir Eulenburg aus Rominten eine „lebhafte" Unterredung gemeldet, die er mit Seiner Majestät über die agrarische Bewegung gehabt hätte. Es hieß in diesem Brief: „Ich fand den Kaiser total verändert wieder: gut aussehend, frisch, einfach, natürlich und ohne Exaltation. Das Manöver,

das übrigens schrecklich gewesen sein soll durch seine Führung, die lediglich auf Knalleffekte hinauslief, hat ihn erfrischt und von mancherlei abgelenkt, was ihn nervös machte. So fand ich ihn denn viel besser, als ich nach den traurigen Erfahrungen im Juli nur irgend erwarten konnte. Ich freue mich von Herzen, daß solche Beruhigungen noch möglich sind, pourvu que cela durc! Gegen Abend Ankunft in dem sehr hübschen Cadinen. Die Unterhaltung dreht sich bei dem Abendessen und noch nachher um die Brandstiftung in meinem Liebenberg. Der Kaiser behauptet, es ginge von Sozialdemokraten aus, die mich treffen wollten, weil ich mit ihm befreundet sei.“ Am 21. September 1900 fuhr Eulenburg fort: „Die Majestäten reiten früh 7 Uhr mit den Adjutanten spazieren. Ich schlafe natürlich unterdessen. Nach dem Frühstück ruft mich der Kaiser auf die Gartenterrasse. Er liest die Depeschen. Ich knüpfe eine Unterhaltung an, in der ich ungefähr sagte: Die Frage in China sei entsetzlich schwierig, die Gefahr einer Verständigung Rußlands und Englands, um ihn zu blamieren, groß, weniger die einer kriegerischen Koalition gegen uns. Äußerste Vorsicht sei für ihn zwingende Notwendigkeit. Ein Fehler, den er mache und der nicht mehr durch seine Beamten gedeckt werden könnte, würde alle ihm feindlichen Elemente in Deutschland einigen und eine Koalition im Inneren heraufbeschwören, der er vielleicht weniger Herr werden könne als einer äußeren. Der Kaiser erging sich dann in Betrachtungen über die Politik der Agrarier, wobei er immer lebhafter wurde. Zum Schluß sagte er: ‚Wenn die Hunde es wagen sollten, aus irgendeinem Anlaß sich gegen Mich zu wenden, in offenkundiger, systematischer, gefährlicher Weise, so fliegen mehrere Köpfe, so wahr Ich hier stehe. Denn das ist Hochverrat.‘ Ich hielt es für besser, abzubrechen. Wie sich der Gute wohl das Köpfenlassen im Jahre 1900 denkt?? ... Später lange Mitteilungen des Kaisers über die Haltung der Kaiserin in Fragen der Erziehung der Prinzen August Wilhelm und Oskar. Sie hat schon in Berlin und Stettin erklärt, daß sie sich absolut widersetzen werde, daß die Prinzen im nächsten Jahr nach Plön kommen. S. M. befindet sich in Angst wegen einer drohenden großen Szene. Um 10 Uhr fährt der Kaiser mit mir auf das Feld, um neue Kartoffelaushebemaschinen zu sehen ... Die Kaiserin ist beleidigt, daß sie nicht mitfahren darf, und macht mir bei Tisch die Bemerkung, daß sie natürlich nicht mitkommen dürfe, wenn ich da sei. Um 4 Uhr Fahrt zu der neuen Ziegelei, die mir S. M. zeigen will. Die Kaiserin erscheint, angeblich mit Schnupfen und Kopfschmerzen, und fährt mit uns. Vor dem Essen, als alles versammelt ist, erscheint der Kammerdiener mit der Nachricht, die Kaiserin käme nicht zum Essen. S. M. ziemlich zerstreut, geht gleich nach Tisch im dunklen Garten mit mir auf und ab. Es hat eine entsetzliche Szene gegeben. Endlose Auseinandersetzungen, in denen der Kaiser fest bleibt, da er der

festen Überzeugung ist, daß nicht nur für die Prinzen, sondern für die Nerven der Kaiserin eine Trennung von den beiden Prinzen eine Notwendigkeit ist. Er findet nicht das geringste Verständnis und ist voller Not und Sorge."

Am 22. September schrieb Eulenburg weiter: „Ich begab mich nach dem Frühstück zu der Gruft des Vorbesitzers, um die schöne Aussicht zu genießen, und sah, während ich dort saß, eine Gestalt in größter Eile in den Park hinausstürzen ... Ich wendete mich dem Weg zu und entdeckte die Kaiserin, die wie ein gehetztes Reh (ich will nicht sagen wie eine gehetzte Kuh) dem Kaiser nachstürzte. Es wunderte mich wahrhaftig, daß sie nicht der Schlag getroffen hat! ... Die arme, liebe Kaiserin scheint wirklich in einer schlimmen Nervenverfassung zu sein! Nachmittags fuhren wir nach Braunsberg und Tilsit. Der Kaiser nahm mich sofort in sein Coupé, und es begann ein recht peinlicher, trauriger Herzenserguß. Ich will das herausheben, was ich für das Wichtigste halte, denn diese Dinge werden für die nächste Zeit leider sehr bestimmend, sehr eingreifend in das Privatleben des Kaisers einschneiden und möglicherweise auf dem Nervenwege bedeutsam für die Politik werden. Die Kaiserin hatte die ganze Nacht Szenen gemacht mit Weinen und Schreien ... Ein vollständiger Paroxysmus!" Im Anschluß hieran schilderte mir Eulenburg die „Ratlosigkeit" des Kaisers, den diese Krisen und Szenen „tot"machten. Er könne es nicht länger aushalten, die Kaiserin sei krank durch eine unmögliche Tageseinteilung. Sie könne nicht „bürgerliche" Mutter, zärtliche Gattin und regierende Kaiserin zugleich sein. Eulenburg behauptete, der Kaiser habe zu ihm gesagt: „Sage Mir um Gottes willen, wie da zu helfen ist, denn der Gedanke, die arme Kaiserin in einer Kaltwasserheilanstalt endigen zu sehen, ist entsetzlich." Eulenburg hatte erwidert, man müsse leider bei der Kaiserin eine momentane Erkrankung des Nervensystems annehmen. Es handle sich nur darum, das ärztliche Mittel zu finden, die Heilung herbeizuführen. Die politische äußere Lage, die innere nicht minder, sei so entsetzlich schwierig, daß sie die äußerste Kaltblütigkeit und Ruhe des Kaisers erfordere. Verliere er die Ruhe im Hause durch gestörte Nächte und Szenen aller Art, so leide nicht nur er, sondern auch der Staat durch seine gesteigerte Nervosität. Es müsse Wandel geschaffen werden. Die Eingeweihten würden die etwa getroffenen Maßregeln sicherlich nur als Schutz für Seine Majestät und niemals als eine Wendung gegen Ihre Majestät auffassen. Eulenburg hatte dann einerseits die Trennung der Kaiserin von den Söhnen August Wilhelm und Oskar, so daß sie nur den jüngsten Prinzen Joachim und die Prinzessin bei sich behielt, andererseits einen längeren Aufenthalt in stiller und guter Luft empfohlen. Der Kaiser könne dann in gewissen Zeiträumen zu ihr fahren, müsse jedoch, auch wenn der Aufenthalt für vierzehn Tage

bemessen sei, unmittelbar nach der ersten Szene abreisen. Die Kaiserin müsse durch die Gefahr, ihn zu verlieren, zur Besinnung gebracht werden. In einem späteren Brief hob Eulenburg hervor, daß „die großen Szenen" von seiten der Kaiserin sich häuften. Ihre Nerven bedürften der Gesundung, auch äußerlich sei schon eine Wirkung der zerstörten Nerven zu sehen in dem runzligen, früh gealterten Gesicht und den grauen Haaren. Der Kaiser hätte zu ihm, Eulenburg gesagt: „Eine Kur müsse auch deshalb gemacht werden, weil ich meine Ruhe brauche... Es ist eine Pflicht, die Ich habe, für Meine Ruhe zu sorgen." Eulenburg wiederholte immer wieder, es müsse durch eingreifende und vielleicht für die arme Kaiserin momentan schmerzliche Maßregeln das Familienglück „gerettet" werden, mußte aber selbst hinzufügen, daß große Vorsicht geboten sei, um die Kaiserin nicht völlig krank zu machen oder zu einem Verzweiflungscoup zu treiben.

Am 25. September schrieb Phili, er habe, gepeinigt von Brandphantasien, wie er sie zuletzt in Liebenberg gehabt hätte, miserabel geschlafen. Der Kaiser habe einen starken Schnupfen. „Ansteckung von der Kaiserin!" Am Abend wäre von Gedankenübertragung die Rede gewesen, der Kaiser habe über die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Lebenden und Geistern gesprochen. „Alles bleibt ziemlich passiv und vorsichtig, doch eher zustimmend. Admiral Hollmann zeigte sich als unverhüllter Anhänger des Spiritismus." Offenbar um mich nicht zu beunruhigen, fügte Eulenburg hinzu, er habe, um der Konversation über Geister und Gespenster ein Ende zu setzen, eine scherzhafte Geschichte über einen Geist erzählt, der eine gefüllte Kompottschüssel getragen habe. „Damit wendet sich die Unterhaltung der Realität zu, deren Boden der Kaiser völlig verloren hatte. Ich habe den Eindruck, daß der sehr kleine Kreis ruhiger, anständiger Leute nicht das Gehörte in die Provinz tragen wird."

Nach seinen Mitteilungen hatte Philipp Eulenburg immer wieder versucht, auf die Entfernung der Prinzen hinzuwirken, und Seiner Majestät geraten, die Kaiserin mit „gebildeten Damen" zu umgeben. Er war stolz darauf, daß er den Mut gefunden hatte, dem Kaiser zu raten, wenn die Kaiserin wieder nächtliche Szenen machte, das Zimmer zu verlassen, sich in seinem eigenen Zimmer niederzulegen und die Tür abzuschließen. Der Kaiser hatte dazu genickt und „sehr bedächtig" geantwortet: „Das könnte man ja versuchen, das ist kein übler Gedanke." Eulenburg fügte hinzu: „Ich gestehe, daß eine so kindliche Naivität in seiner Zustimmung zu dem doch recht naheliegenden, einfachen Gedanken lag, daß mir recht klar wurde, zu welchem Kultus das kaiserliche Ehebett durch die Kaiserin — und durch die Kaiserin Friedrich — erhoben worden ist." Begreiflicherweise wünschte Philipp Eulenburg, daß die Kaiserin nicht von solchen Gesprächen mit dem Kaiser erfahre. „Ich hoffe", schrieb er, „daß der Kaiser um seiner

Würde willen nichts der Kaiserin von meiner Unterhaltung sagt. Denn da er mir eingestand, daß die Kaiserin sehr eifersüchtig auf mich sei, sie liebe durchaus nicht die längere Anwesenheit von Freunden, so könnte das eine böse Geschichte werden."

In einem Brief vom 1. Oktober, auch noch aus Rominten, zeigte sich Eulenburg beunruhigt durch meinen kurz vorher in Friedrichsruh Herbert Bismarck abgestatteten Besuch, zu dem ich die alten freundschaftlichen Beziehungen aufrechterhielt, obschon er bei Seiner Majestät in tiefster Ungnade stand. „Menschlich wird Friedrichsruh Dir wenig geboten haben. Das Rauschen der alten Buchen ist ein Widerspruch zu dem versetzten weltlichen Ehrgeiz Herberts. Der Alte paßte besser hinein, wie ein merkwürdiges Untier, das allerhand Dämonisches daraus hörte." Über meine Sorgen und Mühen im Auswärtigen Amt tröstete Phili mich mit den Worten: „Du kannst fest davon überzeugt sein, daß solche Mühe und Not nicht umsonst für Deine Seele sind, weil Du sie Dir rein und edel erhalten hast — trotz allen Giftes, das böse Dämonen in Dich hineinzugießen versuchen, Geister, die hier nicht bestanden haben."

Über die politische Stimmung des Kaisers hatte mir Eulenburg am 28. September 1900 aus Rominten berichtet: „Du kennst die Ansicht von Tirpitz über England resp. seine Angst vor England. S. M. äußerte sich scharf gegen England, und es blitzte sein Haß namentlich gegen Salisbury wie Wetterleuchten auf. Tirpitz wagte nicht, seine Angst zu zeigen. Seine Bemerkungen über die drohende große Gefahr waren sehr vorsichtig. Momentan ist also die Allerhöchste Stimmung ebenso scharf gegen England wie gegen Rußland, was zu einer Art Ruhe führt: otium cum veneno. In einer längeren Unterredung mit Tirpitz unterwegs sagte er mir, daß er die Mission Waldersee für außerordentlich gefährlich hielte. Daß alle anderen Großmächte nur darauf lauerten, uns eine unsterbliche Blamage zu bereiten, sei über jeden Zweifel erhaben."

Wenn ich diese in die Zeit vor meiner Kanzlerschaft zurückreichenden Briefe Eulenburgs hier anführe, so geschieht das, um, besser als ich es auf Grund eigener Beobachtungen darzustellen vermöchte, die Kompliziertheit der Verhältnisse zu beleuchten, die ich am kaiserlichen Hofe vorfand und über deren Tragweite und Tragik ich mir von vornherein vollkommen im klaren war. Wilhelm II. war eine in sich widerspruchsvolle Natur. Fürst Guido Henckel-Donnersmarck pflegte zu sagen, der Kaiser erinnere ihn an einen Würfelbecher, in dem die Würfel sich gegeneinander stoßen. Er sei keine einheitliche, in sich geschlossene, harmonische Individualität, in der sich alle Eigenschaften gegenseitig durchdringen, wie bei dem chemischen Prozeß der Amalgamierung sich widerstrebende Stoffe und Elemente verbinden. Alle Minister, und ich wahrlich nicht am wenigsten,

hatten unter der Indiskretion Seiner Majestät zu leiden. Der Kaiser konnte aber auch verschwiegen sein wie das Grab. So hatte er seinem Intimus Eulenburg, obwohl dieser, als ich nach Hubertusstock berufen worden war, dort in der kaiserlichen Umgebung weilte, kein Wort davon gesagt, daß er die Absicht habe, mir die Nachfolge des Fürsten Hohenlohe anzutragen.

Eulenburgs Stellung zu Bülows Kanzlerschaft

Meine Ernennung zum Kanzler kam daher Eulenburg, der inzwischen nach Wien zurückgekehrt war, völlig überraschend. Wie meist in solchen Fällen, rettete er sich dadurch, daß er sich zunächst ins Bett legte. Erst vierundzwanzig Stunden nachdem er meine Ernennung erfahren hatte, schrieb er mir: „Geliebter, guter Bernhard, ich liege an Erkältung zu Bett, doch kann ich meinen Dienst verrichten — und viel, viel über Dich nachdenken. Zu schreiben vermochte ich vorgestern und gestern nicht; ich war zu elend. Als ich jung war und der damals so schönen Elisabeth Hatzfeldt huldigte, schrieb sie mir in ein Stammbuch: ‚Nicht träumen sollt ihr euer Leben — erleben sollt ihr, was ihr träumt!' Nun, ich habe in vieler Hinsicht mehr erlebt, als ich geträumt habe; im ganzen aber total andere Dinge, als ich geträumt habe — und schreckliche dazu. Du hast aber genau das erlebt, was Du geträumt hast — und zwar mit einer seltsamen Stetigkeit vorschreitend, für die Du Gott sehr dankbar sein mußt. Du bist nicht, wie ich, herumgezerrt und -gerissen worden in erschreckenden Kurven und hast nicht schließlich statt des geträumten Lorbeers um die Harfe einen Fürstenhut, ganz auf dem linken Ohr hängend, erwischt! Eine der besten Aufgaben, zu denen mich aber Gott bestimmte, war mein Eingreifen in Deinen Lebensgang. Dieses Eingreifen, das ich stets als eine Mission empfunden habe. Ich weiß sehr genau, was ich von gewissen sehr seltsamen und feinen Empfindungen zu halten habe, die mich bisweilen ergriffen! Erinnerst Du Dich eines langen Gespräches auf der grünen Semmeringer Matte, wo wir das Programm machten: Du solltest Staatssekretär eine Zeitlang bleiben, um das Berliner Terrain, die innere Politik à fond kennenzulernen. Dann solltest Du Reichskanzler werden zu einem Augenblick, wo keine Krise bestünde. Das ist merkwürdig genau eingetroffen, wenn mir auch, das gestehe ich offen, die Zeit als Staatssekretär für Dich etwas lang wurde. Daß schließlich die Wendung so schnell eintreten konnte, daß Du mir acht Tage vorher in Berlin noch das Verbleiben Hohenlohes als unumstößlich darstellen konntest, spricht dafür, daß wir in der Zeit der Überraschungen leben. Ich gestehe Dir, daß ich nicht daran glaubte, daß Hohenlohe noch einmal vor den Reichstag treten würde. Ein sehr alter Mann kann ja der Welt viel bieten, er nähert sich auch darin dem Kinde, ehe die öffentliche Meinung ‚stutzig' wird, aber hier war doch eigentlich die Grenze des Möglichen lange überschritten, und das wird Lucanus auch gefunden haben. Mir träumte letzthin — es gibt eben merk-

würdige Träume —, Hohenlohe schnitte mir die Fußnägel!! Ich weigerte mich lebhaft und begriff es nicht. ‚Sehen Sie denn nicht', sagte er, ‚daß diese gekrümmte Lage mir jetzt die bequemste ist?' Dieser Unsinn wäre wahrhaftig ein Vorbild für den Simplicissimus! Du wirst mir, wenn wir uns wiedersehen, erzählen, wie die Wendung in Homburg kam, die Dich plötzlich zum ersten Manne im Deutschen Reich machte. Es scheint in dem Zwiegespräch zwischen Kaiser und Hohenlohe die Lösung etwas ‚Unabsichtliches' gehabt zu haben. Im Leben geht es bisweilen so zu. Ein Vetter von mir machte in einem Hause einen Besuch mit der Absicht, der Mutter anzudeuten, daß er die Tochter nicht heiraten könne. Als er aber davon zu stammeln begann, schloß ihn die Mutter in die Arme und holte schnell die Tochter. So war denn alles plötzlich anders gekommen, als er es sich gedacht hatte! Wie schwer Du es haben wirst, mein geliebter Bernhard, das spüre ich schon in den Zeitungsbemerkungen, die den ‚starken Mann' in Dir ganz unverhüllt betonen zur Zügelung des armen lieben Herrn. Deutschland befriedigen und den Kaiser nicht verletzen — das steht auf Deiner Fahne. Gott wird Dir auf dem Seile, auf dem Du gehen mußt, die Balancierstange halten — das ist meine Hoffnung und meine Zuversicht! Daß Du als Entrée Europa Dein Abkommen mit England vorsetztest, ist, abgesehen davon, daß die Sache unvergleichlich an sich ist, ein Meisterstück Deiner Taktik. Dein treuer alter Philipp."

Eulenburg war, nachdem er sich in der Gunst des Kaisers festgestzt hatte, eifrig und ehrlich bemüht gewesen, die Aufmerksamkeit Seiner Majestät auf mich zu lenken. Er war überzeugt, daß ich dem Kaiser wie dem Lande würde nützliche Dienste leisten können. Es war ihm auch erwünscht, einen Freund in einflußreicher Stellung zu haben. Und endlich war er, wie ich auch heute noch überzeugt bin, von herzlicher Freundschaft für mich erfüllt seit der Zeit, da ich ihm und seiner Familie in Paris nähergetreten war. Er hatte gemeinsam mit seinem damaligen Intimus, späteren Todfeind Holstein meine Ernennung zum Botschafter in Rom eifrig betrieben. Später hatte er alle Hebel in Bewegung gesetzt, damit ich, nicht gerade zu meiner Freude, als Staatssekretär nach Berlin berufen wurde. Meine Erhebung zum Reichskanzler dagegen entsprach weder seinen Erwartungen noch seinen intimeren Wünschen. Nicht als ob er mir gegenüber gemeinen Neid empfunden hätte. Aber einmal war, wie ich von Lucanus wußte, sein Kandidat für den Reichskanzlerposten der Fürst Hermann von Hohenlohe-Langenburg, an dessen Stelle als Statthalter in Straßburg er selbst zu treten wünschte. Straßburg blieb bis an das Ende seiner Laufbahn das letzte Ziel seines Ehrgeizes. Und endlich fürchtete er wohl, daß ich als Reichskanzler dem Kaiser persönlich näherkommen würde als er selbst und daß er dadurch nach und nach für Seine Majestät entbehrlich werden

könne. Ich sage nicht, daß Eulenburg ein Zerwürfnis zwischen dem Kaiser und mir wünschte. Aber er war überzeugt, daß bei der Natur Wilhelms II. meine Kanzlerschaft mit einem solchen endigen würde. So betrachtete er meine Wirksamkeit als Kanzler etwa mit den Empfindungen, von denen beseelt jener Engländer dem seinerzeit berühmten Tierbändiger Beatty durch den ganzen Kontinent nachreiste und jeder seiner Produktionen beiwohnte, immer in der sicheren Erwartung, den spannenden Moment zu erleben, in dem der Löwe über Beatty herfallen und ihn auffressen würde.

Einberufung des Reichstags

Daß der Reichstag nicht schon im Sommer 1900 im Hinblick auf die Chinawirren einberufen wurde, war in erster Linie darauf zurückzuführen, daß der Kaiser und ich den Reichskanzler Hohenlohe bei seiner körperlichen Schonungsbedürftigkeit nicht den aller Voraussicht nach stürmischen parlamentarischen Debatten aussetzen wollten. Nach meiner Ernennung zum Reichskanzler vertrat ich beim Kaiser den Standpunkt, daß der Reichstag nun so bald als möglich einberufen werden müsse. Der Kaiser sah es im allgemeinen lieber, wenn der Reichstag nicht beisammen war, stimmte aber schließlich der Einberufung zum 14. November zu. Am 19. November begann die Debatte über die chinesische Frage, die vier Tage in Anspruch nahm. Am 24. November folgte die Interpellation wegen der Zwölftausend-Mark-Affäre. Mitte Dezember kamen die Burenfrage und der Nicht-Empfang des Präsidenten Krüger zur Sprache.

Ich hatte als Staatssekretär des Äußern mehrfach im Reichstag das Wort ergriffen, stand aber jetzt zum erstenmal vor langen und großen Debatten, wo nach allen Seiten Front gemacht werden mußte. Während ich diese Erinnerungen niederschreibe, liegt ein Zeitungsbericht über eine bewegte Reichstagssitzung vor mir, wo das dem gegenwärtigen Reichskanzler sehr freundlich gesinnte Blatt feierlich und mit einer gewissen Rührung schildert, wie gewissenhaft der erste Beamte des Reichs seine lange Rede verlesen habe. „Der Reichskanzler", heißt es in diesem Parlamentsbericht, „erhebt sich und eilt ans Rednerpult. Rasch entfaltet er sein ziemlich umfangreiches Manuskript. Alles ist darin Wort für Wort vorgezeichnet. Für rhetorische Abweichungen ist kein Raum gelassen. Der Kanzler hat auch keine Gelegenheit dazu, denn Zwischenrufe erfolgen kaum, und wenn welche laut werden, sind sie belanglos und erheischen keine Erwiderung."

Ein solches Ablesen einer Rede wäre vor fünfzehn oder zwanzig Jahren bei uns nicht möglich gewesen, geschweige denn auch heute in irgendeinem anderen Lande. Ein französischer, italienischer oder englischer Minister, der an seinem Manuskript kleben würde wie ein unbeholfener Kandidat der Theologie, der seine Predigt nicht zu Ende bringen kann ohne ein großes weißes Papier vor sich, würde dort unter allgemeinem Hohn-

Der Kaiser mit dem Fürsten Max Egon zu Fürstenberg

gelächter seinen Platz räumen müssen. Aber schon in jenen nicht nur für Deutschland, sondern auch für die Pflege der deutschen Sprache und der deutschen Redekunst glücklicheren Zeiten bei Beginn des Jahrhunderts fiel mir auf, wie wenig Replik den meisten deutschen Volksboten zu Gebote stand. Namentlich auf ironische Wendungen wußten sie fast nie etwas zu erwidern. Ein alter Pariser Witz, ich glaube, er stammt von Alphonse Karr, behauptet, ein deutscher Besucher von Paris habe einmal ohne sichtbaren Grund nachmittags zwischen drei und vier Uhr laut zu lachen begonnen. Von französischen Freunden über den Grund dieser plötzlichen Heiterkeit befragt, habe er erwidert: nun erst hätte er den Witz verstanden, den er gestern abend im Theater gehört habe. Sarkastische Wendungen im Redegefecht werden bei uns im Parlament zunächst kaum begriffen. Erst wenn die Presse sie unterstrichen hat, werden sie erfaßt und je nach dem Parteistandpunkt als vorzüglicher Witz beifällig belacht oder als frivoler Scherz mit Entrüstung zurückgewiesen.

Während der Diskussion über die nach der Meinung der Opposition, insbesondere auch der freisinnigen, zu späte Einberufung des Reichstags legte, vom Hause und von den Tribünen unbemerkt, ein mir persönlich nicht bekannter Abgeordneter — ich hörte später, es wäre ein Sozialist gewesen — einen Zeitungsausschnitt vor mich auf den Tisch. Als ich ihn zur Hand nahm, sah ich, daß es ein Artikel war, den die „Freisinnige Zeitung", das Organ des Abgeordneten Richter, im Sommer über die Frage der Einberufung des Reichstags gebracht hatte und der, wenn auch in verklausulierter Form, ein Zusammentreten der Volksvertretung schon im Sommer für unangebracht erklärte. Ich benutzte sogleich diese Auslassung, um den Führer der Freisinnigen unter großer Heiterkeit des Hauses in Widerspruch mit sich selbst zu setzen*. Am nächsten Tage erzählte mir ein Parteifreund von Eugen Richter, der fragliche Aufsatz der „Freisinnigen Zeitung" sei allerdings von Eugen Richter selbst geschrieben worden. Der Grund für sein Eintreten gegen eine frühere Einberufung des Reichstags mache aber dem guten, ja weichen Herzen des nach außen so bärbeißigen Demokraten nur Ehre. Sein Bruder sei von einem schweren, qualvollen und unheilbaren Leiden befallen worden, und der Wunsch, ihm während der letzten Wochen seines Lebens in dessen Todesstunde nahe zu sein, habe ihn zum Widerspruch gegen eine frühere Einberufung des Reichstags veranlaßt. Ich ließ Herrn Richter sofort wissen, daß, wenn dieser Sachverhalt mir bekannt gewesen wäre, ich ihn wegen dieser Frage nicht angegriffen und ihn namentlich nicht zum Objekt der Heiterkeit des Hauses gemacht haben würde. Herr Richter dankte mir persönlich, als ich ihm einige Tage später im

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 143; Kleine Ausgabe I, S. 161.

Couloir des Reichstags begegnete. Ich habe oft gedacht, wie anders manches in Deutschland verlaufen wäre, wenn Fürst Bismarck seinen Gegnern gegenüber hier und da den Menschen hervorgekehrt hätte, nicht nur den unerbittlichen politischen Antagonisten. Ich bin überzeugt, daß ein so gewaltiger Mann, dessen Größe ja nicht zu bestreiten war, Richter und Lasker, Windthorst und Rickert menschlich hätte näherkommen können. An politischem Kampf würde es auch dann natürlich nicht gefehlt haben, aber er wäre nicht so gehässig, nicht so giftig geführt worden, wie dies bei uns vielfach der Fall war. Im Gegensatz zu manchen anderen linksstehenden Politikern hatte August Bebel Sinn für das Komische. In seinen Reden trat dies nur selten hervor, dazu war er zu pathetisch, auch zu fanatisch. Aber als ich seinen heftigen Klagen über die angebliche Grausamkeit deutscher Soldaten in China das für unsere Soldaten günstige Zeugnis des chinesischen Gesandten in Berlin gegenüberstellte und daran die Bemerkung knüpfte, daß hinsichtlich der Beurteilung chinesischer Vorgänge der chinesische Gesandte mir mehr Vertrauen einflöße als er, denn der sei doch ein geborener Chinese, Bebel aber nur ein freiwilliger Chinese, ein Chinese aus Wahlverwandtschaft*, quittierte Bebel diese Wendung mit ungekünstelter Heiterkeit. Meine Verteidigung der Ehre und des guten Rufs unserer braven Soldaten fand übrigens den Beifall der großen Mehrheit des Reichstags. Es war ja auch nur in Deutschland möglich, daß die sozialistische Presse sich bestrebte, die Soldaten des eigenen Landes durch Veröffentlichung angeblicher Soldatenbriefe aus China im Lichte grausamer Barbaren erscheinen zu lassen. Daß die sozialistische Presse diese zum größten Teil ohne Frage erfundenen Briefe als „Hunnenbriefe" bezeichnen konnte, war die Folge der bedauerlichen Entgleisung des Kaisers in seiner Bremerhavener Rede vom 27. Juli 1900. Aber ein solches Beschmutzen des eigenen Nestes, wie sich dies damals unsere sozialdemokratische Presse leistete, wäre in keinem anderen Lande von der öffentlichen Meinung geduldet worden.

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 151; Kleine Ausgabe I, S. 171.

XXX. KAPITEL

Die Zwölftausend-Mark-Affäre • Interpellation im Reichstag • Bülow tritt für den Grafen Posadowsky ein • Dessen Charakteristik • Die Burenfrage • Hitzige deutsche Begeisterung für Präsident Krüger • Bülows Reden zur Burenfrage • Rundreise bei den größeren deutschen Höfen • München, Prinz Luitpold • Berichte des Grafen Monts über den Verlauf des Münchener Besuchs • Stuttgart, Reich und Bundesstaaten

Der Zentralverband der Industriellen

Der erste Kollege, den ich nach meinem Amtsantritt in Berlin aufsuchte, war der Staatssekretär des Innern Graf Posadowsky gewesen. Gerade weil ich wußte, daß er gehofft hatte, selbst Reichskanzler zu werden, und daß meine Ernennung eine Enttäuschung für ihn bedeutete, war ich ihm mit besonderer und aufrichtiger Freundlichkeit entgegengekommen. Aber trotz aller Liebenswürdigkeit von meiner Seite war es mir nicht gelungen, den Winter seines Mißvergnügens zu verscheuchen. Wenige Tage später ließ sich Graf Posadowsky spät am Abend, zwischen 11 und 12 Uhr, bei mir melden, um mir mit allen Zeichen der Erregung und Bestürzung mitzuteilen, daß die sozialdemokratische „Leipziger Volkszeitung" ein von dem Abgeordneten Bueck unterzeichnetes Schreiben des Vorstandes des Zentralverbandes deutscher Industrieller an mehrere große Unternehmer veröffentlicht habe, das ihn, den Staatssekretär, in eine überaus peinliche Lage bringe. Es hieß in diesem Schreiben, das Reichsamt des Innern habe dem Vorstand gegenüber den Wunsch geäußert, daß die Industrie ihm 12 000 Mark zum Zweck der Agitation für den Entwurf eines Gesetzes zum Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses zur Verfügung stellen möchte. Der Vorstand habe diese Angelegenheit dem stellvertretenden Vorsitzenden des Zentralverbands, Herrn Geheimen Finanzrat Jencke, unterbreitet, der es „aus nahcliegenden Gründen" für zweckmäßig erachtet habe, „dieses etwas eigentümliche Verlangen" nicht zurückzuweisen. Jencke habe für die Firma Krupp 5000 Mark für den erwähnten Zweck zur Verfügung gestellt. Herr Bueck hatte den Artikel der „Leipziger Volkszeitung" dahin richtiggestellt, daß der Vorgang sich nicht 1898, sondern 1899 zugetragen habe, im übrigen aber die Authentizität seines Schreibens nicht bestritten.

Graf Posadowsky, der augenscheinlich völlig die Nerven verloren hatte, fürchtete einerseits, daß der Kaiser ihn fallenlassen würde, andererseits

besorgte er sehr heftige Angriffe von seiten der Sozialisten und ein Abrücken der Freisinnigen und namentlich des Zentrums von dem kompromittierten Staatssekretär. Ich sagte ihm sogleich, daß ich einen verdienten und hervorragenden Beamten wegen eines Vorfalles, bei dem es sich in keiner Weise um einen Mangel an Pflichttreue oder gar an Integrität handle, sondern höchstens um eine Unbesonnenheit, unter gar keinen Umständen im Stich lassen würde. Ich übernähme die Bürgschaft für eine richtige Beurteilung der ganzen Angelegenheit durch Seine Majestät den Kaiser. Im Reichstag würde ich selbst für den Staatssekretär eintreten. Sichtlich beruhigt setzte mir Graf Posadowsky nunmehr auseinander, daß die Verantwortung für die ganze Angelegenheit nicht eigentlich er selbst, sondern der Direktor im Reichsamt des Innern Dr. von Woedtke trage, der den Generalsekretär des Zentralverbandes, Herrn Bueck, gebeten habe, die fragliche Summe von 12000 Mark zur Verfügung zu stellen. Wenn ich mir heute, mehr als zwei Jahrzehnte später, klarmache, daß dieser ganze Sturm wegen 12000 Mark entstanden war, so wird mir recht deutlich, in welchem Zustand fast paradiesischer Unschuld wir uns im alten Deutschland befanden. Im Prozeß Erzberger handelte es sich um ganz andere Pudenda und um ganz andere Summen, und einer nicht geringen Anzahl Machthabern der Republik sind weit schlimmere Sünden vorgehalten worden als die Andeutung, daß 12000 Mark für Agitationszwecke der Regierung nicht unerwünscht sein würden. Aber wir lebten damals im Obrigkeitsstaat, dessen leitende Männer nicht die Rhinozeroshaut der Koryphäen des „Volksstaats" besaßen und in puncto Ehrbarkeit und Integrität sogar sehr pointillös waren.

Bevor er mich verließ, erbat Graf Posadowsky, nachdem er mir für mein freundschaftliches Entgegenkommen auf das wärmste gedankt hatte, die Erlaubnis, den Sachverhalt „in objektiver Weise" in der Presse beleuchten zu lassen. Es geschah dies denn auch durch einen Artikel in der ministeriellen „Berliner Korrespondenz", in dem es hieß: „Auf Anregung und durch Vermittlung des Direktors im Reichsamt des Innern Dr. von Woedtke hat der Generalsekretär Bueck eine Summe von 12000 Mark zur Verfügung gestellt. Diese ist zur Deckung der Kosten verwendet worden, die durch Druck und Verbreitung amtlichen Materials entstanden sind. Über die Verausgabung der Summe behufs Verbreitung des bezeichneten, in den Drucksachen des Reichstags bereits niedergelegten amtlichen Materials besitzt der genannte Beamte urkundliche Belege."

Sozialistische Interpellation

Am 24. November fand im Reichstag die Verhandlung über die von sozialdemokratischer Seite eingebrachte Interpellation statt. Der sozialistische Abgeordnete Auer begründete seine Anfrage in würdiger, maßvoller Form. Ignaz Auer war eines der sympathischsten Mitglieder der sozialisti-

schen Fraktion. Sohn einer armen Pfälzer Magd, hatte er durch angeborene Begabung, aber auch durch unermüdlichen Fleiß sich eine tüchtige Bildung erworben und war fortdauernd bemüht, die Lücken seines Wissens zu ergänzen. Der Vertreter der „Kölnischen Zeitung" in Berlin, Herr von Huhn, erzählte mir gelegentlich, daß er bei einem gemeinsamen Mittagessen dem Abgeordneten Auer sein Erstaunen über dessen Vertrautheit nicht nur mit unserer Gesetzgebung, sondern auch mit unserer gesamten inneren Politik ausgesprochen habe. Mit einem wehmütigen Lächeln habe ihm Auer, halb im Scherz und halb im Ernst, erwidert: „Ich würde all mein Wissen darum geben, wenn ich genau wüßte, ob man Fisch und Spargel nur mit der Gabel oder auch mit dem Messer essen kann." Ich habe auf Männer wie Auer immer nur mit Sympathie geblickt, mit großer Achtung und mit Verständnis für ihre Ideale. Es war, nebenbei gesagt, Herr von Huhn, der meine Aufmerksamkeit auf den späteren Abgeordneten Eduard Bernstein lenkte, der damals als Flüchtling in London lebte, da ihm infolge einer früheren Verurteilung die Rückkehr nach Deutschland versagt war. Ich ließ die Angelegenheit in Ordnung bringen, und Eduard Bernstein konnte nach Deutschland zurückkehren, wo er im Reichstag und in der sozialdemokratischen Fraktion eine bedeutsame Rolle spielen sollte, nicht immer zur Freude des fanatischen August Bebel, aber mit zweifelloser Ehrlichkeit und Überzeugungstreue. Von allen Parteien war uns gesagt worden, die Voraussetzung für eine Beilegung des durch die Zwölftausend-Mark-Affäre hervorgerufenen Skandals sei, daß Graf Posadowsky nicht selbst das Wort ergriffe. Andernfalls wären tumultuarische Szenen zu erwarten. Graf Posadowsky nahm also neben mir Platz, beteiligte sich aber nicht an der Debatte. Ich hob in meiner Rede hervor, wie lächerlich es wäre, bei diesem Anlaß von einem „Panama" und von einer „Maffia" zu sprechen. Das französische Panama wäre wirklich ganz anders gewesen, und die sizilianischen „Maffiosi" schauten nicht aus wie Berliner Geheimräte. Ich erklärte mit Nachdruck, daß ich die eminente Arbeitskraft, die Geschäftserfahrung, die Kenntnisse und den Charakter des Grafen Posadowsky trotz aller gegen ihn gerichteten Angriffe immer gleich hochstelle. Im vollen Einverständnis mit ihm selbst wäre ich jedoch der Ansicht, daß derartige Wege in Zukunft nicht wieder eingeschlagen werden sollten. Über diese meine Auffassung und Willensmeinung als des allein im Reich leitenden Ministers hätte ich das beteiligte Ressort nicht im Zweifel gelassen. Ich stünde auch nicht an, trotz des guten Glaubens, in dem die beteiligten Beamten gemeint hätten einer Vorlage der verbündeten Regierungen zu dienen, den dabei eingeschlagenen Weg als einen Mißgriff zu bezeichnen. Zu weiteren Maßnahmen sähe ich mich nicht veranlaßt, denn vor Intrigen und Angriffen aus dem Hinterhalt beugte ich mich nicht, vor dunklen und unlauteren Machenschaften wiche

ich nicht zurück. Solchen Treibereien und Machenschaften räumte ich keinen Einfluß ein auf meine amtlichen Entschließungen. Im übrigen könnte die Sozialdemokratie versichert sein, daß ich keine Neigung empfinde, ihr je wieder ähnlichen Agitationsstoff zuführen zu lassen.

Tod Woedtkes

Etwa acht Tage nach dieser meiner Erklärung, durch die ich das ministerielle Leben meines Kollegen Posadowsky um sieben Jahre verlängerte, ersuchte mich der Ministerialdirektor von Woedtke um eine Unterredung. Ich sah einen gebrochenen Mann vor mir. Mit allen Zeichen nicht sowohl der Erregtheit als tiefen Schmerzes sagte er mir, er habe das Bedürfnis, sich vor seinem obersten Vorgesetzten moralisch zu rechtfertigen, ohne daran irgendein Ersuchen zu knüpfen. Als die „Leipziger Volkszeitung" das Schreiben des Herrn Bueck veröffentlicht hätte, habe Graf Posadowsky ihn sofort kommen lassen und ihm gesagt: Wenn dieser Vorwurf des sozialdemokratischen Blattes auf ihm, dem Minister sitzenbleibe, wäre seine amtliche Zukunft vernichtet. Er, Woedtke, möge die Verantwortung auf sich nehmen. Einerseits gehöre die ganze Angelegenheit in sein Ressort, andererseits würde der Vorfall ihm als einem mehr im Hintergrunde stehenden Beamten weiter nicht schaden. Daraufhin habe er, Woedtke, seine Zustimmung gegeben, daß in der Richtigstellung der „Berliner Korrespondenz" auf ihn als Anreger und Vermittler des Gesuches um die Summe von 12000 Mark hingewiesen würde. Nachdem er nun derartig zum Sündenbock gestempelt worden sei, habe Graf Posadowsky sich auch äußerlich von ihm abgewandt und ihm sogar verboten, sich weiter im Reichstag und in den Reichstagskommissionen zu zeigen. Ich habe selten einen Mann vor mir gesehen, der mir so tiefes Mitleid einflößte wie dieser langgediente, wohlverdiente und zweifellos durch und durch ehrenhafte Beamte. Herr von Woedtke starb einige Wochen später, nicht, wie getuschelt wurde, durch Selbstmord, aber infolge seelischer Erschütterung. Als unter den Kollegen des Grafen Posadowsky die Frage erörtert wurde, ob dieser der Leichenfeier seines Untergebenen beiwohnen würde, meinte einer der Minister, es wäre besser, daß Posadowsky nicht im Trauerhause erschiene. Sonst könnte es ihm ergehen wie Hagen, als der an die Leiche von Siegfried trat und dessen Wunden wieder zu bluten anfingen.

> Das ist ein großes Wunder, wie es noch oft geschieht,
> Wenn man den Mordbefleckten bei dem Toten sieht,
> So bluten ihm die Wunden

heißt es im Nibelungenlied.

Graf Arthur Posadowsky war ein Mann von vielen und starken Vorzügen. Ich habe selten, selbst in Deutschland, dem Land der Arbeit, eine ähnliche Arbeitskraft gesehen. Er beherrschte alle Zweige und Materien seines um-

fangreichen Ressorts in staunenswerter Weise. Es wurde ihm mit Recht nachgesagt, daß er der einzige Mensch in Deutschland wäre, der alle Bestimmungen nicht nur der Gewerbeordnung, sondern auch sämtlicher Versicherungsgesetze kenne. In jedem Lande der Welt würden seine Kenntnisse und seine Leistungsfähigkeit ihm eine hervorragende Stellung gesichert haben. Aber von ihm galt das Wort, das in der Apokalypse an den Engel der Gemeinde zu Ephesus gerichtet wird: „Ich weiß deine Werke und deine Arbeit, und bist nicht müde geworden, aber ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest." Es fehlten dem in so mancher Hinsicht ausgezeichneten Manne die Liebe, die menschliche Güte, das Herz. Wie er hart war mit seiner originellen, gar nicht weltklugen, aber gescheiten und herzensguten Frau, so war er es auch mit den Menschen, mit denen ihn das Schicksal zusammenführte. Vielleicht war es der lange Kampf ums Dasein, der einen harten Panzer um sein Herz gelegt hatte. Er hatte eine schwere Jugend gehabt und sich ohne Konnexionen, ohne Vermögen durchschlagen müssen. Er konnte sich auf das Wort des Tacitus berufen: „Eo immitior, quia toleraverat."

Präsident Krüger nicht empfangen

Wenn es mir bei der rednerischen Unbeholfenheit der meisten deutschen Volksvertreter nicht schwer fiel, die Entgleisungen des Kaisers vor dem Reichstag wieder einzurenken, leider damit noch nicht vor Europa, und wenn mir auch die Rettung des Grafen Posadowsky gelang, so lagen hinsichtlich der Burenfrage die Dinge verwickelter. Am 19. Oktober 1900 hatte sich der Präsident Krüger in Laurenzo Marques nach Europa eingeschifft. Am 2. Dezember traf er in Köln ein, um sich von dort nach Berlin zu begeben. Die Kölner bereiteten ihm einen enthusiastischen Empfang. Als der Kaiser die Nachricht in den Morgenblättern gelesen hatte, bat er mich sogleich nach dem Neuen Palais und sagte mir in großer Erregung: gleichzeitig mit der Kunde von der Ankunft des Präsidenten Krüger in Deutschland habe er ein Telegramm seiner Großmutter, der Königin Victoria, erhalten, in dem sie ihn dringend bäte, im Interesse guter Beziehungen zwischen dem deutschen Volk und dem englischen Volk, die ihr schr am Herzen lägen, den Präsidenten nicht zu empfangen. Ich erwiderte, daß bei aller Verehrung für die weise und deutschfreundliche Königin die Rücksicht auf die Großmutter Seiner Majestät meine politischen Entschließungen und Ratschläge nie beeinflussen würde. Aber ohne Rücksicht auf das Telegramm Ihrer Großbritannischen Majestät, von dcm ich Seine Majestät bäte nach außen nichts verlauten zu lassen, wäre ich der Ansicht, daß im Interesse freundlicher und friedlicher Beziehungen zwischen Deutschland und England, also auch im deutschen Interesse, der Kaiser besser tun würde, den Präsidenten Krüger nicht zu empfangen. Ich würde diesen Standpunkt im Reichstag ohne Zögern und mit Nachdruck vertreten. Der

Kaiser war sehr erfreut. Ihm lag in diesem Augenblick vor allem daran, seine englischen Verwandten, für die er abwechselnd schwärmte, um dann wieder in eine gereizte Stimmung gegen die „verfluchte family" zu verfallen, nicht vor den Kopf zu stoßen. Nach Berlin zurückgekehrt, wies ich den kaiserlichen Gesandten in Luxemburg Herrn von Tschirschky an, sich nach Köln zu begeben, um dem Präsidenten Krüger im Auftrage des Kaisers in höflicher und freundlicher Form mitzuteilen, daß Seine Majestät ihn nach seinen bereits getroffenen Dispositionen nicht empfangen könne. Infolgedessen reiste Krüger zwei Tage später von Köln direkt nach dem Haag.

Stimmung der Öffentlichkeit

Es war von jeher ein Fehler des deutschen Volkes, sich für fremde Interessen zu erhitzen und Vorgänge außerhalb unserer Grenzen mit dem Gemüt zu beurteilen, statt an sie lediglich den kühlen Maßstab des deutschen Interesses zu legen. Während des polnischen Aufstands von 1830 schwärmte das deutsche Volk für die „edlen" Polen, denen deutsche Dichter, der geniale August Platen an der Spitze, gerührte und begeisterte Verse widmeten. 1848 nahm ein großer Teil der deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche Partei für die Aspirationen der Polen, die inzwischen auf die Deutschen in Posen und Westpreußen schossen. Die Begeisterung für den Prinzen Alexander Battenberg, Fürsten von Bulgarien, war in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre in Deutschland allgemein, obwohl dieser Prinz nie einen Finger für deutsche Interessen gerührt hatte und obschon unser Verhältnis zu Rußland und dessen Kaiser Alexander III. weit wichtiger war als die unsicheren und schwankenden Beziehungen zu dem battenbergischen Bulgarien. Zur Verteidigung der Burenschwärmerei wurde vielfach darauf hingewiesen, daß die Buren als Holländer eigentlich Deutsche wären. Nun sind die Holländer ein tüchtiges und ausgezeichnetes Volk mit einer ruhmvollen Geschichte. Sie haben sich aber schon vor Jahrhunderten freiwillig vom Deutschen Reich getrennt und sich immer gegen jede nähere wirtschaftliche, politische oder gar militärische Verbindung mit Deutschland gesperrt, was ihnen von ihrem Standpunkt aus auch gar nicht übelzunehmen ist. Speziell die Buren hegten für uns Deutsche keine besonders lebhaften Sympathien. Deutsche, die sich in ihrem Lande niederließen, wurden nicht allzu freundlich aufgenommen, und im Weltkrieg focht die Mehrheit der Buren auf englischer Seite und fiel mit den Engländern in unsere Kolonien ein. Aber alle Erwägungen ruhiger Vernunft verhinderten nicht, daß die Mehrheit der Deutschen infolge des Vorgehens der Engländer gegen die Buren in einen wahren Taumel von Begeisterung für die Buren und Entrüstung, Feindschaft und Haß gegen England geriet. In einem burenfreundlichen Blatt las ich, daß nie ein Mensch, auch kein Deutscher, auch Wilhelm I. und Bismarck nicht,

in einer deutschen Stadt so begeistert empfangen worden wäre wie jetzt „Ohm Krüger“ in Köln. Es war die einzige Zeit meiner ministeriellen Tätigkeit, wo ich von polizeilicher Seite ernstlich darauf aufmerksam gemacht wurde, daß es zu Attentaten gegen mich kommen könnte, weil ich als Feind der Buren gälte. Selbstverständlich machten diese Warnungen mir keinen Eindruck. Wurde ich damals von einem Burenschwärmer umgebracht, so starb ich in Erfüllung meiner Pflicht und für das Wohl des deutschen Volkes. Also ein anständiger und schöner Tod. In manchen Zeitungen wurde ich damals abwechselnd „Lord Bülow“ und „Viscount Bülow“ genannt. Das sollte blutiger, vernichtender Hohn sein. Unter den Zeitungen, die mich mit solchen Wendungen angriffen, befanden sich einige, die mir später vorwarfen, ich hätte die Beziehungen zu England eifriger pflegen sollen. Bevor ich am 10. Dezember 1900 das Wort ergriff, machte der Präsident des Reichstags, Graf Ballestrem, ein verständiger Mann, der mir mit aufrichtigem Wohlwollen gegenüberstand, mich darauf aufmerksam, daß ich das Haus nicht reizen möge; die große Mehrheit mißbillige durchaus meine nach ihrer Ansicht für England viel zu freundliche Politik. Ich ließ mich dadurch nicht abhalten, den von mir eingenommenen Standpunkt klar und deutlich zum Ausdruck zu bringen.

Nochmals die Krüger-Depesche

Erschwert wurde mir meine Stellungnahme durch die Depesche, die vor meiner Übernahme der auswärtigen Geschäfte anläßlich des Einfalls von Jameson in die Südafrikanische Republik der Kaiser an den Präsidenten Krüger gerichtet hatte und die ich bereits an anderer Stelle gewürdigt habe. Von wem war die Initiative zu diesem Telegramm ausgegangen? Marschall hat mir wiederholt versichert, er habe seine Zustimmung nur gegeben, weil der Kaiser sonst „noch viel ärgere Dummheiten“ gemacht hätte. Wunsch und Absicht des Kaisers wäre damals gewesen, den Konflikt zwischen der Burenrepublik und der englischen Kapkolonie zu „lokalisieren“. Seiner Majestät hätte 1896 die phantastische Idee vorgeschwebt, mit den Buren ein Schutz- und Trutzbündnis abzuschließen und an ihrer Seite in Afrika gegen die Engländer zu fechten; in Europa aber habe er mit England Frieden halten wollen. Der Kaiser wäre, nach Marschall, damals so sehr Feuer und Flamme für die Buren gewesen, weil er den Vorstoß von Jameson auf seinen Onkel, den Prinzen von Wales, und dessen kapitalistische Freunde, Beit und Sir Ernest Cassel, nebenbei gesagt zwei deutsche Israeliten, zurückgeführt hätte. Marschall beteuerte mir immer wieder, er hätte das Telegramm an Krüger nur durchgelassen, um Schlimmeres zu verhüten. Andererseits hat mir Wilhelm II. nach den Novemberereignissen von 1908, als er über die Ungerechtigkeit des deutschen Volkes ihm gegenüber bewegliche Klage führte, gesagt, daß er zu dem Krüger-Telegramm von Marschall, Hohenlohe und dem damaligen Direktor der Kolonial-

abteilung, Kayser, „gezwungen" worden sei. Er habe sich lange geweigert, dies Telegramm zu unterschreiben, sich aber schließlich, wenn auch sehr ungern, seinen verantwortlichen Ratgebern gefügt. In aller Unparteilichkeit muß ich sagen, daß diese letztere Version der Wahrheit doch wohl nicht ganz entspricht. Andernfalls würde der Kaiser mir schon früher, namentlich während der Burendebatte vom Dezember 1900, den nach seiner Ansicht richtigen Sachverhalt enthüllt haben. An dem Krüger-Telegramm waren, wie ich glaube, alle damals maßgebenden Faktoren beteiligt. Wilhelm II. wollte in der Stimmung, die ihn in jenen Tagen beherrschte, den Engländern und namentlich seinem Onkel Eduard „eins auswischen". Marschall hoffte durch dieses Telegramm, das er im Reichstag mit Emphase vertrat, sich populär zu machen, denn er litt unter seiner Unpopularität, die eine Folge der persönlichen Feindschaft des Hauses Bismarck gegen ihn war. Der alte Kanzler Hohenlohe war ein müder Mann, der die Dinge laufen ließ. Und der Kolonialdirektor Kayser war, um mit Bismarck zu reden, ein sattelfester Jurist und ein kluger Kopf, aber er konnte, je nachdem dies oben gewünscht wurde, rechts und auch links schreiben.

Reichstagsdebatte über die Buren

In meiner Rede vom 10. Dezember 1900* konnte ich zunächst darauf hinweisen, daß ich im Frühjahr 1899 auf dem Weg über den Haag und im Verein mit der niederländischen Regierung dem Präsidenten Krüger nachdrücklich Mäßigung und Vorsicht angeraten hätte. Noch im Juni 1899 hätte ich ihm die Anrufung einer Vermittlung empfohlen; er habe mir aber erwidert, er halte den Augenblick für die Anrufung einer solchen Vermittlung noch nicht für gekommen. Zum letztenmal hätte ich ihm im August 1899 vertraulich und dringend geraten, die englischen Vorschläge nicht kurzerhand abzulehnen, denn ich wäre davon überzeugt, daß jeder Schritt der Buren bei einer der Großmächte in diesem kritischen Augenblick ohne irgendein Ergebnis und sehr gefährlich für die afrikanischen Republiken sein würde. Wegen des Ausbruchs des Kriegs, stellte ich fest, träfe uns also keinerlei Verantwortung. So weit hätten wir freilich nicht gehen dürfen, daß wir, um den Ausbruch der Feindseligkeiten zu verhüten, die eigenen Finger zwischen Tür und Angel klemmten. Damit würden wir den Buren nichts genützt und uns geschadet haben. Die Politik eines großen Landes dürfe in kritischer Stunde nicht von den Eingebungen des Gefühls beherrscht, sondern sie müsse lediglich geleitet werden im Hinblick auf das ruhig und nüchtern erwogene Interesse des Landes. Jeder Versuch einer deutschen Mediation würde zur Intervention geführt haben, diese aber zu einer diplomatischen Niederlage oder zu einem bewaffneten Konflikt. In einem solchen Konflikt würde es uns ergangen sein wie in einem schönen

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 161; Kleine Ausgabe I, S. 181.

Schillerschen Gedicht dem von seinem Idealismus vorwärtsgetriebenen Jüngling, der klagt:

Doch ach, schon auf des Weges Mitte
Verließen die Begleiter mich,
Sie wandten seitwärts ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.

Als ich mit Nachdruck erklärte, in eine solche Situation hätte ich das deutsche Volk nicht bringen wollen und nicht bringen dürfen, erscholl lebhafter Beifall des bei Beginn meiner Rede nicht freundlich gestimmten Hauses. Ich hob noch hervor, daß ein Empfang des Präsidenten Krüger durch den Kaiser weder den Buren noch uns genützt haben würde. Ich fand Zustimmung, als ich erklärte, daß ich mich nicht zwingen lassen würde, England gegenüber den Don Quichotte zu spielen, die Lanze einzulegen und loszurennen, wo irgend in der Welt englische Windmühlen gingen. Uns unnötig mit der dauernden Feindschaft Englands zu belasten, würde eine politische Dummheit sein, für die ich die Verantwortung nicht übernähme.

Meine Rede vom 10. Dezember erfolgte als Antwort auf die verhältnismäßig maßvolle Kritik, die der konservative Graf von Limburg-Stirum und der nationalliberale Dr. Sattler an unserer Haltung im Burenkrieg übten. Der eigentliche Inspirator und Leiter der Agitation für die Buren war der Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes, der nationalliberale Abgeordnete Dr. Hasse. Als ich am 10. Dezember zu Fuß aus dem Reichstag nach dem Reichskanzlerpalais zurückkehrte, begegnete ich im Tiergarten Herrn Dr. Hasse, der von zwei Damen begleitet war, einer älteren und einer jüngeren, anscheinend seiner Frau und seiner Tochter. Als er mich verlegen und gereizt grüßte, sah ich in ein von Erregung und Zorn gerötetes Antlitz. Herr Hasse war ein kreuzbraver Mann. Ursprünglich sächsischer Offizier, hatte er als solcher einen Streit mit einem hannoverschen, in den sächsischen Dienst übergetretenen Kameraden, der sich unfreundlich über die Lösung von 1866 und über Preußen ausgesprochen hatte. Infolge dieses Auftritts war er verabschiedet worden, denn der sächsische Hof, der namentlich in der ersten Zeit nach 1866 nichts weniger als preußenfreundlich war, protegierte die Welfen im sächsischen Dienst. Herr Hasse wurde Direktor des Statistischen Amts in Leipzig, später auch Professor an der dortigen Universität. Es war kaum möglich, redlicher, aber auch naiver zu sein, als er es politisch war. Unbekümmert um seine feindlichen Blicke ging ich auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte zu ihm: „Lieber Herr Hasse, ich zweifle nicht an Ihrem warmen und tiefen Patriotismus. Ich weiß, Sie meinen es gut. Aber wenn Sie und Ihre Freunde so fortfahren, helfen alle

meine Bemühungen nichts, ein gutes Verhältnis zu England herzustellen. Die Engländer werden sich sagen, daß gegenüber einer derartigen Stimmung im deutschen Volk auch die besten Absichten der Regierung wenig bedeuten." Nicht ohne Würde erwiderte mir Herr Dr. Ernst Hasse: „Als Volksvertreter habe ich wie das Recht so die Pflicht, den Gefühlen des deutschen Volkes rückhaltlosen Ausdruck zu geben. An Ihnen, Exzellenz, als dem Minister, ist es, dafür zu sorgen, daß unsere diplomatischen Beziehungen darunter nicht leiden." Ich muß sagen, daß mich diese Antwort betrübte, denn nie wurde mir klarer, wie unpolitisch der Deutsche ist. Der deutschen Menschheit ganzer Jammer faßte mich an, als der Abgeordnete Hasse so sprach, während seine Damen bewundernd zu ihm aufblickten. Als ich ihm am nächsten Tage im Reichstag auf weitere, sehr heftige Angriffe von seiner Seite antwortete, sagte ich: „Der Politiker ist kein Sittenrichter. Er hat lediglich die Interessen und Rechte seines eigenen Landes zu wahren. Vom Standpunkt der reinen Moralphilosophie kann ich auswärtige Politik nicht treiben und vom Standpunkt der Bierbank auch nicht." Das Wort von der Bierbank wurde mir sehr übelgenommen. Ich erhielt eine große Anzahl meist anonymer Briefe, in denen dies zum Ausdruck kam. Sie wanderten alle in den Papierkorb. Aber auch von einem klugen und erfahrenen Freunde wurde mir geschrieben, daß die deutschen Kannegießer, also ein sehr erheblicher Teil des deutschen Volkes, mir das Wort von der „Bierbank" nicht verzeihen würden.

Besuch in München

Sobald es mir geschäftlich möglich war, trat ich meine Rundreise bei den größeren deutschen Höfen an. Als Staatssekretär hatte ich es absichtlich vermieden, sie aufzusuchen. Später waren die Staatssekretäre nicht mehr so bescheiden. „Die Ordensreise" nach Süddeutschland wurde zum ersten Programmpunkt jedes Ressortchefs nach der Geschäftsübernahme. Eine Ausnahme hatte ich vor meiner Ernennung zum Reichskanzler nur zugunsten des badischen Hofes gemacht, von dem ich eine Einladung des mir besonders freundlich gesinnten Großherzogs Friedrich schon früher angenommen hatte. Jetzt sagte ich mit dem Hirten Damoetas in den Eklogen: „Ab Jove principium!" und suchte zunächst den Münchener Hof auf.

Der damals schon fast achtzigjährige Prinzregent empfing mich in gütiger Weise und stattete mir unmittelbar nachher einen persönlichen Besuch im Hotel „Zum Bayrischen Hof" ab, wo er in glänzender Rüstigkeit die zwei Treppen erstieg, die zu meinen Zimmern führten. Dort angelangt, überreichte er mir den Hubertusorden mit den Worten: „Das ist mein Dank für die Entschiedenheit, mit der Sie meine Jura circa saera vor dem Reichstag gewahrt haben." Im ersten Augenblick verstand ich nicht recht, welches besondere Verdienst ich mir um Bayern und um das Haus Wittelsbach durch meine Haltung in der Reichstagssitzung vom

5. Dezember erworben hatte*. In dieser Sitzung war ein vom Zentrum eingebrachter Antrag verhandelt worden, wonach jedem Reichsangehörigen innerhalb des Reichsgebiets volle Freiheit des Religionsbekenntnisses, der Vereinigung zu religiösen Gemeinschaften sowie der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung zustehen solle. Dieser Antrag bezweckte, der von mir durchaus gemißbilligten differenziellen Behandlung der Katholiken in Braunschweig und namentlich im Königreich Sachsen entgegenzutreten. In meiner Antwort* hatte ich hervorgehoben, daß ich die Überzeugungen und Gefühle, die dem Antrag des Zentrums zugrunde lägen, verstehe und achte, jedoch außerstande wäre, einem Vorschlag zuzustimmen, der die verfassungsmäßige Selbständigkeit der Bundesstaaten auf einem Gebiet beschränken wolle, das der Zuständigkeit der Landesgesetzgebung vorbehaltlich bleiben müsse. Ich ahnte nicht, wie sehr ich damit einer bayrischen Haustradition entgegengekommen war. Die Dynastie Wittelsbach beanspruchte, gestützt auf ihre Haltung in und nach der Reformationszeit, eine Art Schutzstellung über die katholische Kirche, deren Wesen sich in dem den gallikanischen Artikeln entnommenen Begriff der Jura circa sacra ausprägte. Sie fühlte sich gegenüber dem Episkopat in der Position, die einst einem Gutsherrn gegenüber dem Patronatsklerus seines Kirchensprengels zukam. Über die Wahrung dieser von der Kirche mit Sanftmut, aber Zähigkeit bekämpften Stellung wachte das Haus Wittelsbach eifersüchtig, und der ebenso maßvolle wie aufrichtig katholische Prinzregent würde es als eine Verletzung seiner Regentenpflichten und als Versündigung am Erbteil seiner Väter betrachtet haben, wenn seine Regierung sich nicht mit allem Nachdruck gegen den Antrag des Zentrums gewendet hätte. Fürst Bismarck wird das Wort zugeschrieben, der Bayer sei der Übergang vom Österreicher zum Menschen. Ich entsinne mich, daß ich wenige Jahre vor dem Sturz des Fürsten mit dem damaligen Legationsrat Graf Louis Arco im Bismarckschen Hause aß. Arco war sehr witzig. Er hatte die Gabe, den Fürsten aufzuheitern. Daß er seine witzigen Bemerkungen mit ernster Miene und in feierlichem Tone vorbrachte, erhöhte noch ihre Wirkung. Bei jenem Mittagessen im Bismarckschen Hause richtete, und zwar in einem Augenblick, wo allgemeines Schweigen herrschte, Arco die Frage an den Kanzler, ob er ihn um die Interpretation einer seiner bedeutsamsten Auslassungen ersuchen dürfe. Als der Fürst zustimmend nickte, fragte Arco weiter: „Haben Eure Durchlaucht eigentlich gesagt, daß der Bayer der Übergang vom Österreicher zum Menschen wäre, oder umgekehrt gemeint, der Österreicher sei der Übergang zwischen dem Menschen und dem Bayern? Die erstere Version wäre für

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 159.

uns Bayern viel schmeichelhafter.“ Bismarck lachte herzlich, dann erwiderte er mit seiner feinen, leisen Stimme und mit großem Ernst: „Ich kann mir nicht denken, daß ein Minister in verantwortlicher Stellung jemals so ungehörige Bemerkungen gemacht haben soll.“ In Wahrheit stammte die Äußerung aus der Frankfurter Zeit des Fürsten Bismarck, wo er gegen Österreich in hohem Grade erbittert und, in direktem Gegensatz zu später, auch auf Bayern nicht besonders gut zu sprechen war. Richtig ist, daß zwischen Bayern und Österreich, zwischen München und Wien und namentlich zwischen dem Münchener und dem Wiener Hofe viele Berührungspunkte und eine gewisse Ähnlichkeit bestanden. Wie der Wiener, so zeichnete sich auch der Münchener Hof durch eine Verbindung von Natürlichkeit und Vornehmheit, Feierlichkeit und Schlichtheit aus. Bei der Hoftafel, zu der ich in München geladen wurde und die, wie in Wien, schon nachmittags stattfand, saß der würdige Prinzregent neben seiner Schwester, der Herzogin Adelgunde von Modena, die das Volk in München Modelgunde nannte. Sie war die letzte souveräne Herrscherin von Modena gewesen. Vor dem Palast, den sie noch bewohnt hat, erhebt sich jetzt die Statue von Ciro Menotti, den der vorletzte Herzog von Modena auf demselben großen Platz aufhängen ließ, wo jetzt das Monument des Märtyrers und Freiheitshelden prangt. Die ganze alte Zeit stieg vor mir auf, als ich in München das ehrwürdige Paar nebeneinander sitzen sah. Die Herzogin Adelgunde war die Schwägerin des Grafen von Chambord, des letzten Sprossen der älteren Linie des Hauses Bourbon und letzten Vertreters der Legitimität in Frankreich. Der Prinzregent, der mir zu Ehren den Schwarzen Adlerorden angelegt hatte, trug diese höchste preußische Auszeichnung in einer Form und Fassung, wie man sie in neuerer Zeit kaum noch sah. Er hatte als Bruder der künftigen Königin von Preußen den Orden in ganz jungen Jahren von Friedrich Wilhelm III. erhalten.

Prinzregent Luitpold

Ich bin selten einem Manne in vorgerückten Jahren begegnet, der einen so kerngesunden Eindruck machte wie der Prinzregent Luitpold von Bayern. Der Prinzregent wußte das, und er hörte gern, daß seine körperliche Frische anerkannt und gerühmt wurde. Seine Umgebung lud ihm im Sommer in Berchtesgaden mit Vorliebe Siebzig- und Achtzigjährige, aber noch rüstige Bergbewohner ein, damit er sich an der guten körperlichen Verfassung seiner Altersgenossen erfreue. Als er wieder einmal einen dieser würdigen Greise fragte, wie es ihm ginge, meinte der Alte in der naiven Art der Älpler: „Körperlich ginge es ja noch, aber geistig werden wir eben alle allmählich alt und gebrechlich.“ „Davon merke ich gar nichts“, meinte etwas pikiert der Prinzregent. „I a net“, meinte darauf der treffliche Berchtesgadener, „aber die Lait merken's, die Lait! Dös darfst mir glauben.“ Er ist nicht wieder zu Seiner Königlichen Hoheit befohlen worden.

Am Abend nach meinem Empfang beim Prinzregenten folgte ich einer Einladung des Grafen Crailsheim zur Soiree, bei der sich mir mit sichtlichem Empressement der Reichstagsabgeordnete Freiherr von Hertling näherte, den ich aus dem Reichstag kannte, mit dem ich aber noch nicht eingehender gesprochen hatte. Hertling hatte schon mit dem Staatssekretär von Marschall freundliche Beziehungen unterhalten. Marschall hatte sich sogar bemüht, die Vorurteile, die Wilhelm II. gegen Volksvertreter im allgemeinen und gegen Zentrumsabgeordnete im besonderen hegte, zu zerstreuen und wenigstens zu erreichen, daß Wilhelm II. sich den Freiherrn von Hertling vorstellen ließ. Zu diesem Zweck näherte sich Baron Marschall, begleitet von Hertling und dem bayrischen Gesandten Grafen Hugo Lerchenfeld, während eines Hofballs im Weißen Saal Seiner Majestät. Als der Kaiser Marschall, mit Lerchenfeld rechts von sich und einem bebrillten, nach einem Gelehrten aussehenden Herrn links, auf sich zukommen sah, ahnte er, was die drei im Schilde führten. Behende und gewandt, wie er war, chassierte er durch den ganzen Saal vor den drei Herren weg, die ihn nicht zu erreichen vermochten, bis ihnen endlich, am Ende des Saals angelangt, eine kurze und ziemlich frostige Anrede zuteil wurde. Nicht mit Unrecht rät der ausgezeichnete Florentiner Geschichtsschreiber Francesco Guicciardini den Mächtigen, jeden Gegner, den man nicht sogleich und völlig zu vernichten vermöge, so zu behandeln, als ob er doch einmal ein Freund werden könnte, andererseits aber auch bei den besten Freunden nicht zu vergessen, daß im Wandel der Zeiten vielleicht Feinde aus ihnen werden würden. Als die Sonne Wilhelms II. sich zum Untergang neigte, appellierte er an denselben Hertling, den er achtzehn Jahre früher du haut en bas behandelt hatte, der aber inzwischen zum körperlich und geistig verkalkten Greis geworden war. Freiherr, später Graf Georg von Hertling entstammte dem Beamtenadel des Großherzogtums Hessen, und zwar dem streng katholischen Kreise, den in Darmstadt die Familien Biegeleben, Guaita, Hertling, Brentano, Schlosser e tutti quanti bildeten. Schon als Gymnasiast hatte er auf einem katholischen Jugendtag einen Vortrag gehalten, der sich wie durch Beredsamkeit so durch streng katholische Weltanschauung auszeichnete. Als Student gehörte er einer katholischen Studentenverbindung an. Nach seiner ganzen Richtung ausgesprochen österreichisch und großdeutsch gesinnt, habilitierte er sich trotzdem als Privatdozent in Bonn, wo er während des Kulturkampfes ungerechter- und törichterweise wegen seiner katholischen Richtung nicht zum Professor befördert wurde. In den Reichstag gewählt, zeigte er sich durch die ihm widerfahrene Behandlung nicht verbittert, sondern gehörte zu denjenigen Zentrumsmitgliedern, die gern bereit waren, mit der Regierung zu paktieren. Der geistliche Berater und Beichtvater des Grafen Hertling war, auch während

Freiherr von Hertling

seiner Kanzlerzeit, ein Jesuit, der Pater Blum. Für die Bettelorden hatte Hertling nicht viel übrig. Das Unglück des Grafen wollte, daß er am Abend seines Lebens, noch dazu in einem unendlich schwierigen Moment, mitten im Weltkrieg zum Reichskanzler ernannt wurde, als er dieser Aufgabe in keiner Weise mehr gewachsen war.

Als wir in München nähere Bekanntschaft machten, stand er erst im siebenundfünfzigsten Lebensjahr. Meine persönlichen Beziehungen zu ihm sind auch durch spätere politische Zerwürfnisse und Mißverständnisse nicht getrübt worden. Er war der einzige Zentrumsabgeordnete, der nach meiner Reichstagsauflösung vom 13. Dezember 1906 Karten bei mir ließ, während die übrigen Vertreter der klerikalen Richtung die üble deutsche Gewohnheit befolgten, politische Differenzen auf das persönliche Gebiet zu übertragen, eine Unsitte, die in England und Frankreich, in Italien, in allen übrigen zivilisierten Ländern kein gebildeter Mensch versteht. Graf Hertling war eine Aristides-Natur, von strenger, ich möchte sagen spröder Integrität. Er war in jeder Richtung ein Puritaner, und obwohl mit dem Kopf der überzeugteste Katholik, erinnerte er in seinem Wesen an englische, Genfer oder holländische Kalvinisten. Fürst Chlodwig Hohenlohe, der Hertling nicht liebte, der allerdings ganz anders geartet war, pflegte von ihm zu sagen, er habe nie ein gutes Glas Wein getrunken, nie eine hübsche Frau geküßt, nie eine gut sitzende Hose gehabt. Hertling war eine kalte Natur. Ich weiß nicht, ob er je wirkliche Freundschaft empfunden hat. Er war gerecht, aber nicht wohlwollend. Jedes Strebertum, jeder Snobismus lag ihm ganz fern. Er war ein innerlich vornehmer Mann. Als der nationalliberale Abgeordnete Prinz Heinrich Carolath ihn als Reichskanzler begrüßte und hierbei daran erinnerte, daß Hertling ihm schon vierzig Jahre früher in Bonn freundlich begegnet wäre, erwiderte der neue Kanzler: „Aber mein lieber Prinz, die Sache lag in Bonn gerade umgekehrt. Eure Durchlaucht waren dem bescheidenen Privatdozenten ein gütiger Gönner." Derselbe Hertling war geistig nicht ohne Hochmut. Auf Nichtgelehrte und Nichtgebildete sah er mit einer gewissen Verachtung herab und noch mehr auf Halbgebildete, zu denen er auch Gymnasialdirektoren und Landgerichtsräte zählte, die in seiner Partei in Berlin wie in München zahlreich vertreten waren. Hertling würde in seiner guten Zeit ein vortrefflicher preußischer oder bayrischer Minister gewesen sein. Sein Leitstern war in allem die Autorität. 1900 stand er in vertrauensvollen, guten Beziehungen zu dem Ministerpräsidenten Crailsheim, den er hochstellte, während er für dessen Nachfolger Podewils später nicht viel übrig hatte. Dieser doch kluge und tüchtige Mann war Hertling zu flott, zu elegant, nicht „ernst" genug.

Ich benutzte meinen Aufenthalt in München, um mich von Lenbach malen zu lassen, und bestimmte damals mein Bild für den Reichstag, ohne

zu ahnen, daß ich dort einmal neben Fehrenbach, Joseph Wirth und Gustav Bauer hängen würde. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß der königliche Gesandte in München, Graf Anton Monts, sobald ich München verlassen hatte, an mich einen Berieht richtetc, um den nach seiner Behauptung überwältigenden Eindruck zu schildern, den ich dort hervorgerufen hätte. Er meldete amtlich: „Die heutige Nummer der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' bringt an erster Stelle eine offenbar von der Geheimkanzlei Seiner Königlichen Hoheit des Regenten inspirierte Meldung über den Aufenthalt Eurer Exzellenz in München und die von den hiesigen leitenden Persönlichkeiten gewonnenen günstigen Eindrücke. Übercinstimmend mit dem Inhalt dieser Meldung versieherte Generaladjutant von Wiedemann mir wiedcrholt, der Regent sei geradezu entzückt gewesen. Obgleich er, Wiedemann, viele Jahre die Ehre habe, zur nächsten Umgebung Seiner Königlichen Hoheit zu gehören, so sei es ihm doch bisher nicht vorgekommen, daß sein in der Regel wenig expansiver Herr sieh so befriedigt über einen persönlichen Eindruck aussprach. Desgleichen erzählte mir der Hofmarschall Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Ludwig, daß auch sein gnädiger Herr Worte hoher Anerkennung über die mit Eurer Exzcllenz gehabte Aussprache geäußert habe. Freiherr von Crailsheim, den ich nach Eurer Exzellenz Abreise noch zu sprechcn Gelegenheit nahm, wies zunächst auf die außerordentliche Befriedigung Seiner Königliehen Hoheit des Regenten hin. Während der Regent sich sonst bei ähnliehen Anlässen mit Vorfahren und Kartenabgabe bcgnüge, sei der längere Besuch des hohen Herrn bei Eurer Exzellenz im Hotel ein sicheres Zeichen dafür, wie sympathisch Höchstihm Eure Exzellenz als Persönlichkeit wären. Er, der Minister, erhoffe von dieser guten Disposition des Staatsoberhaupts weitere Förderung der Berlin-Münchener Beziehungen. Ferner hätten Eurer Exzellenz von ehrendem Vertrauen zeugende Eröffnungen seine und seiner Minister-Kollegen ohnehin schon bestehende Verehrung für den neuen verantwortlichen ersten Reichsbeamten noch mehr vertieft. Die Versicherung, auf den bewährten Bahnen Bismarckscher, der föderalen Grundlage des Reichs gerecht werdender innerdeutscher Politik wandeln zu wollen, müsse der bayrischen Regierung zur höchsten Genugtuung gereichen. Ferner sprach der Minister des Innern mir noch gestern abend seine wärmsten Glückwünsche aus anläßlich dcs so überaus befriedigenden Verlaufs des Besuchs. Auch andere Persönlichkeiten, wie Graf Berchem, Professor von Hertling, die beiden Bürgermeister usw., äußerten sich in ähnlichem Sinne. Zum Schluß beehre ich mieh, das eingangs erwähnte Communiqué sowie einen kurzen, auch dem weiteren Münchener Publikum gerecht werdenden lokalen Artikel der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' gehorsamst einzureichen. Übrigens hebt auch die ‚Allgemeine Zeitung' in ihrem heutigen

Brief des Grafen Monts

Morgen-Artikel noch ganz besonders lobend hervor, wie Eure Exzellenz nicht nur mit Fürstlichkeiten, Staatsmännern und Diplomaten Berührung gesucht, sondern auch der tüchtig emporstrebenden Bürgerschaft der bayrischen Residenzstadt grüßende Achtung bekundet hätten."

Der Verehrung und Liebe, die der Gesandte für mich hegte, genügte aber diese amtliche Meldung nicht. Noch am gleichen Tage schrieb Graf Monts an meine Gattin: „Gnädigste Gräfin, da Sie vermutlich vom Besuch bei der armen Kaiserin Friedrich vor Ihrem Gatten nach Berlin zurückkehren, möchte ich Ihnen kurz über Bernhards hiesige Erfolge berichten. Er hat auf hoch und niedrig den allerbesten Eindruck gemacht, und brachte ihm sogar Publicus bei der Abfahrt ein lebhaftes spontanes Hoch aus. Der alte Regent, keineswegs leicht zu kaptivieren und im Grunde nur und ausschließlich an seine hohe Person denkend, ist entzückt, so äußerte er zu verschiedenen Persönlichkeiten; dito die Minister, dito u. a. auch Berchem, der, wie Sie wissen, keineswegs von Wohlwollen für B. früher überfloß. Ich denke, Bernhard hat sich hier recht viele Freunde erworben, das Terrain vorher ebneten freilich seine Leistungen und Reden; an Feinden fehlt es ihm in gewissen Kreisen ja ohnehin nicht, um so mehr werden wir hier arbeiten, um ihm im Reich die neugewonnenen Stützen auch ferner dienstwillig zu erhalten. Ich habe mich übrigens recht gefreut, B. so frisch und in bester geistiger wie körperlicher Disposition zu sehen. Und doch war die China- und Krüger-Campagne keine Kleinigkeit, und in aller Schwere fühlt er auf sich die Verantwortlichkeit lasten. Hoffentlich macht Lenbach seine Sache gut. Er baissierte in letzter Zeit unendlich, bzw. malte nur noch fabrikmäßig fürs liebe Geld. Seine Frau drückt auf ihn sichtlich und möchte aus seinem Talent möglichst viel Geld herausquetschen, ehe dem immer müden Meister der Tod den Pinsel aus der Hand nimmt. Dabei ist L. sehr reizbar, oft kommt der Bauer in elementarer Grobheit durch. In der Künstlerschaft, oft von ihm vergewaltigt, gärt es, sie wollen ihm die Präsidentschaft nehmen und dergleichen mehr. Vielleicht aber rafft sich L. bei dem Bild von Bernhard nochmals auf, auch alternden Künstlern gelingen ja mitunter noch große Würfe. Nun aber zum Schluß. Sie haben jetzt viel mit Weihnachten und noch mehr mit der Einrichtung des Palais zu tun. Es wird gewiß une merveille an Geschmack und Schönheit werden. Donna Lauras Rat und Hilfe dabei wird mehr wert sein wie die Handreichung aller Berliner Stobwasser und Genossen. Möge Ihnen ein gutes Fest beschieden sein. Bitte, legen Sie mich Donna Laura zu Füßen und grüßen Sie den alten, ehrlichen Lichnowsky. In stets gleicher Verehrung und Dankbarkeit Ihr gehorsamst getreuer Monts." Der Angriff, den Graf Monts gegen Lenbach richtete, war ungerecht. Lenbach war ein großer Künstler und ein edler Mensch. Dem Genius seiner Kunst wird noch gehuldigt

werden, wenn kein Mensch mehr etwas von Monts wissen wird, von dem Holstein zu sagen pflegte, er habe nicht nur, wie manche andere, an einem, sondern an drei Posten: Budapest, München und Rom, Fiasko gemacht. So Holstein, obwohl ihm, solange er der einflußreichste Mann im Auswärtigen Amt war, Monts beinahe ebenso begeistert gehuldigt hatte wie mir.

Besuch in Stuttgart

Von München begab ich mich nach Stuttgart. In der guten Zeit vor der Novemberrevolution vertrat der preußische Gesandte in Weimar Preußen auch bei den Höfen von Meiningen und Koburg-Gotha. Als er einmal dem Großherzog Karl Alexander meldete, daß er Weimar auf einige Tage verlassen werde, um sein Beglaubigungsschreiben in Meiningen zu überreichen, erwiderte ihm der Großherzog mit der ihm eigenen Mischung von Würde und Freundlichkeit: „Da werden Sie kleine Verhältnisse kennenlernen.“ So sprachen die bayrischen Würdenträger nicht zu mir, als ich mich von ihnen verabschiedete, um nach Stuttgart zu fahren. Aber zweifellos hatte jeder bayrische Minister und höhere Beamte das Gefühl, daß, verglichen mit den übrigen süddeutschen Staaten, Bayern eine Großmacht wäre. Diese Auffassung war im Hinblick auf die bayrische und deutsche Geschichte nicht ganz unberechtigt. Ich habe es immer für meine Pflicht gehalten, der besonderen Stellung von Bayern im Reich politisch Rechnung zu tragen. Ich habe selten oder nie im Bundesrat einen Antrag forciert, der auf den Widerspruch, den bewußten und entschiedenen Widerspruch von Bayern stieß. Ich habe es mir immer angelegen sein lassen, mir das Vertrauen des bayrischen Königshauses, des Prinzregenten Luitpold, des Prinzen Ludwig, des Prinzen Rupprecht zu erhalten. Von diesen drei Fürsten war der letztgenannte zweifellos der begabteste. Ein ganz offener, vorurteilsloser und scharfsinniger Kopf, dabei ein ausgezeichneter, auch im Weltkrieg hochbewährter General. Das letztere Lob gebührt auch dem Prinzen Leopold von Bayern, dem zweiten Sohn des Prinzregenten Luitpold. Ich bin während meiner Amtszeit mehrmals mit ihm auf Manövern zusammengetroffen, und ich habe mich an seinem echt militärischen Wesen, seinem offenen, freimütigen Urteil, seiner ganzen männlichen Persönlichkeit erfreut. Die Vorzugsstellung, die ich Bayern stets innerlich eingeräumt habe, verhinderte nicht, daß ich den anderen deutschen Bundesstaaten gegenüber jede denkbare Rücksicht walten ließ und bei voller Wahrung der Reichseinheit und Hochhaltung des Einheitsgedankens ihre berechtigten Eigentümlichkeiten schonte, ihren besonderen Wünschen, wenn irgend möglich, entgegenkam.

Eins nach außen, schwertgewaltig.
Um ein hoch Panier geschart!
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art!

Diese schönen Verse von Geibel sind mir hinsichtlich der Behandlung der Bundesstaaten als der Weisheit letzter Schluß erschienen. Irgendwelche politische Superiorität von Bayern anzuerkennen, lag übrigens niemandem ferner als den Schwaben. Mein Amtsvorgänger Fürst Chlodwig Hohenlohe hat mir oft erzählt, daß er als bayrischer Ministerpräsident zwischen 1867 und 1870, im Einverständnis mit dem damaligen norddeutschen Bundeskanzler Bismarck, ein engeres Verhältnis der süddeutschen Staaten unter der Leitung von Bayern angestrebt habe. Für die Idee einer Konföderation fand er in Stuttgart freudiges Verständnis. Der Gedanke an eine Leitung des Bundes durch Bayern oder auch nur an ein bayrisches Präsidium wurde aber mit Entrüstung abgelehnt, gelegentlich unter Hinweis darauf, daß Württemberg dem deutschen Volke einige seiner größten Geister: Schiller und Hegel, Hölderlin, Uhland und Mörike, Schelling und Friedrich List, geschenkt habe, während Bayern auf dem Parnaß unserer Dichter und Denker so gut wie gar nicht vertreten wäre. Umgekehrt wurde in Karlsruhe dem bayrischen Ministerpräsidenten Hohenlohe erwidert, daß das „Musterländle", das immer die Vorhut der deutschen politischen Entwicklung gebildet hätte und das politisch Deutschland als Vorbild dienen könne, sich weder unter Württemberg noch unter Bayern beugen könne. In Darmstadt hielt man auch die badischen Ansprüche und die badische Selbsteinschätzung für stark übertrieben. Alles dies beweist nur wieder, daß Bismarck wie in der bekannten Erzählung Columbus das Ei auf den Kopf stellte, als er das glorreiche Reich schuf, in dem sich die Unitas in necessariis so glücklich mit der Libertas in dubiis verband.

König Wilhelm von Württemberg, der mich im Schloß absteigen ließ, war ein Fürst von schlichtem Wesen, mit einem goldenen Herzen, ein guter Schwabe und dabei ein glühender deutscher Patriot. Er war vor allem treu. Wie er zeitlebens zu dem Studentenkorps hielt, dem er in Göttingen angehört hatte, zu dem Potsdamer Leibgarde-Husarenregiment, in dem er als Rittmeister gestanden hatte, so hing er mit unerschütterlicher Treue an Kaiser und Reich. Durchaus leutselig, ohne jede Aufgeblasenheit, stand er doch dem parlamentarischen Leben in Württemberg und erst recht im Reich etwas fremd gegenüber. Er war erstaunt, als ich ihm den württembergischen Zentrumsabgeordneten Gröber rühmte, von dem er bis dahin kaum etwas gehört hatte. Ich vermute, daß die Rolle, die später Matthias Erzberger aus Buttenhausen spielen sollte, den König Wilhelm noch mehr befremdet hat. Wie vorher in München, später in Karlsruhe, Darmstadt und Dresden benützte ich auch in Stuttgart meinen Besuch vornehmlich dazu, mich mit den maßgebenden Ministern über die endgültige Fassung wie über die parlamentarische Behandlung der Zolltarifvorlage zu verständigen. Ich hatte zu diesem Zweck eingehende Unter-

redungen, die sich bisweilen bis spät in die Nacht ausdehnten, und fand bei allen Ministern Zustimmung zu meiner Formel: erhöhter Schutz für die Landwirtschaft, aber unter Wahrung der Möglichkeit, zu Handelsverträgen zu kommen. Freilich handelte es sich noch darum, diese Formel in die Wirklichkeit zu überführen. Von den mittelstaatlichen Ministern machten mir der bayrische Finanzminister Freiherr von Riedel und der badische Finanzminister Dr. Buchenberger einen hervorragend sachverständigen Eindruck.

XXXI. KAPITEL

Fortsetzung der Rundreisen: Karlsruhe, Darmstadt, Dresden • Verleihung des Schwarzen Adlerordens (23. XII. 1900) • Glückwunsch des Fürsten Hohenlohe • Prinz Max von Baden, Prinz Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst, Erbprinz Erni von Hohenlohe-Langenburg • Diplomatische Personalien: Fürst Radolin nach Paris, Graf Alvensleben nach Petersburg • Ängstliche Briefe Eulenburgs • Freiherr von Mirbach und Dr. Hugo Preuß

Beim Großherzog von Baden

Der Großherzog von Baden hatte mich aufgefordert, ihn in seinem Schloß in Baden-Baden aufzusuchen. Der große Maler Hans Thoma hat ein Bild von dem Großherzog Friedrich geschaffen, das dessen Wesen wunderbar wiedergibt: die Verbindung einer idealistischen Weltanschauung mit dem Verständnis für die Forderungen des praktischen Lebens, große, wahre Herzensgüte und dabei ein fester Charakter, wirkliche Vornehmheit, verbunden mit Geist und getragen von Geist. Die Großherzogin Luise stand ihrem Gemahl nicht nur mit dem größten Verständnis für dessen Bedeutung gegenüber, sondern sie ergänzte ihn in glücklicher Weise. Ich glaube, daß auch das patriarchalische Deutschland keine Fürstin gekannt hat, die ihren Beruf als Landesmutter mit größerer Pflichttreue ausübte. Sie tat in dieser Beziehung vielleicht zu viel, wenn es möglich ist, des Guten zu viel zu tun. „Elle créerait des malheurs pour pouvoir les soulager", hat von ihr ein maliziöser französischer Diplomat gemeint. Ein ungerechtes Wort, denn die Tränen, die sie getrocknet, die Wunden, die sie verbunden und geheilt hat, das viele Gute, das sie tat, werden nie vergessen werden.

Der Großherzog empfing mich in seinem Arbeitszimmer, aus dessen Eckfenster man eine herrliche Rundsicht auf Baden-Baden, die uralte Civitas Aurelia Aquensis, die bewaldeten Vorberge des Schwarzwaldes und die Rheinebene hatte. Er war ein Mann der Vermittlung und der Versöhnung. Er war völlig einverstanden mit meiner Absicht, der Landwirtschaft zu helfen, ohne Handel und Industrie zu schädigen. Er hielt es für eine Notwendigkeit, den Flottenbau fortzuführen ohne Zusammenstoß mit England, aber andererseits auch nicht in Abhängigkeit von England zu geraten und namentlich uns nicht wegen Englands in Gegensatz zu Rußland zu stellen. Seine Hauptsorge war der Kaiser, den er nicht nur als den Schlußstein der deutschen Einheit ansah, sondern auch als Menschen und

Neffen liebte. Er kam immer wieder darauf zurück, daß es meine wichtigste Aufgabe wäre, die hohe und glänzende Begabung des Kaisers, seine guten Absichten, sein edles Wollen in den Dienst der Gesamtheit zu stellen, ohne daß die zweifellos gefährlichen, zum Teil sehr gefährlichen Eigenschaften des Oberhauptes des Reichs Bestand und Zukunft des Reichs gefährdeten. Während der Großherzog über dieses Thema lange mit mir sprach, ruhte seine Hand auf der Bibel, die er neben sich liegen hatte. Er blickte auf das liebliche Oostal, das sich vor uns ausdehnte. „Wenn wir nur Frieden behalten, den Frieden der Ordnung im Innern, den Frieden mit der Welt, einen Frieden in Ehren nach außen, so zweifle ich nicht an unscrer Zukunft. Blicken Sie auf dieses blühende Land. Wenn es auch anderswo nicht ganz so schön ist wie in unserem Baden, so sieht es doch in ganz Deutschland jetzt gut aus, besser als je in unserer Vergangenheit, besser als in fast allen anderen Ländern. Wir brauchen nur Ordnung und Frieden. Gott helfe Ihnen beide erhalten."

Reise nach Darmstadt

Von Karlsruhe begab ich mich nach Darmstadt, wobei mir klar wurde, daß die deutsche Einheit durch nichts mehr gefördert worden war als durch die Erleichterung der Verkehrsmöglichkeiten. Eisenbahn und Telegraph waren die größten Feinde des Partikularismus. Wenn der Reisende in zwei Stunden bequem von der badischen zur hessischen Hauptstadt gelangen konnte, so war ein ernstlicher Gegensatz zwischen diesen beiden „Staaten" wirklich kaum noch möglich. Auch in Darmstadt stieg ich, eincr Aufforderung des Großherzogs folgend, im Schloß ab. Überall stieß der Besucher dort auf russische Erinnerungen. Daß die russischen Zaren zweimal zu ihren Lebensgefährtinnen hessische Prinzessinnen gewählt hatten und daß neben Alexander II. und Nikolaus II. Töchter des Darmstädter Hauses den Zarenthron bestiegen hatten, war der Stolz jcdes braven Darmstädters und insbesondere des Fürstenhauses. Von den Wänden der Zimmer, die ich bewohnte, schauten Zarenbilder herunter. Nachbildungen des Kreml, des herrlichen Petersburger Denkmals Peters des Großen und des stolzen Monuments Kaiser Nikolaus' I. prangten auf Tischen und Schränken. Der Großherzog Ernst Ludwig hatte wenig von scinem biederen Vater, dem Großherzog Ludwig IV., der als tapferer Divisionär im Feldzug gegen Frankreich verwundet worden war. Er hatte mehr von seiner bedeutenden Mutter, der Großherzogin Alice, die, voll Geist und Bildung, die Darmstädter durch die Freisinnigkeit ihrer politischen und religiösen Anschauungen in Verwunderung gesetzt hatte. Großherzog Ernst Ludwig interessierte sich lebhaft für die bildenden Künste, besonders für Architektur, auch für Philosophie, hier und da in etwas inkohärenter Weise.

Bei der Tafel fiel mir auf, wie steif und unfreundlich der Verkehr zwischen dem Großherzog und der Großherzogin war. Die Großherzogin Viktoria

war die zweite Tochter des Herzogs Alfred von Koburg und der Großfürstin Maria von Rußland, der einzigen Tochter des Kaisers Alexander II. Sie war sehr schön. Man konnte kaum etwas Anmutigeres sehen, als wenn die brünette Großherzogin Viktoria neben ihrer blonden Schwester, der damaligen Prinzessin, späteren Königin Maria von Rumänien, stand. Die letztere hat bekanntlich erheblich dazu beigetragen, daß König Ferdinand von Rumänien, ein Hohenzoller, der die Ehre gehabt hatte, beim 1. Garderegiment zu stehen, im Weltkrieg zu unseren Feinden überlief. Prinzessin Viktoria sollte sich damit begnügen, Darmstadt den Rücken zu kehren und, nachdem ihre erste Ehe geschieden war, sich mit dem Großfürsten Kyrill Wladimirowitsch von Rußland zu vermählen. Weniger schön war die melodramatische Art und Weise, wie sie den endgültigen Bruch mit Darmstadt, das sieben Jahre in ihr seine Herrin verehrt hatte, nach erfolgter Scheidung in Szene setzte. Die einzige Tochter des großherzoglichen Paares war nach kurzer Krankheit in Petersburg gestorben. Zur Beisetzung in Darmstadt erschien die Mutter, wo sie mit Achtung und Sympathie empfangen wurde. Das verhinderte sie nicht, nach Beendigung der Trauerfeierlichkeit, bevor sie das Trauerzimmer verließ, ihren hessischen Orden samt Ordensband auf den Sarg des armen Prinzeßchens niederzulegen, um damit anzudeuten, daß zwischen ihr und ihrer bisherigen Heimat das letzte Band zerschnitten sei.

Wenn bei dem Detmolder Erbfolgestreit die mesquine und dabei schwerfällige Rechthaberei deutschen Kleinfürstentums zutage trat, so war Darmstadt seinerzeit der Schauplatz einer ehelichen Komödie gewesen, bei der die ganze Hilflosigkeit eines deutschen Fürsten in verwickelter Situation enthüllt wurde. Der gute Großherzog Ludwig IV., der sich nach dem Tode der ihm intellektuell sehr überlegenen Großherzogin Alice einsam und anlehnungsbedürftig fühlte, hatte die Bekanntschaft der Gattin des Sekretärs der russischen Gesandtschaft in Darmstadt, Madame Kolemine, gemacht. Sie war von Geburt eine Polin, eine Gräfin Czapska, hübsch, interessant und unternehmend. In vollem Einvernehmen mit seiner ältesten Tochter, der Prinzessin Viktoria von Hessen, beschloß der Großherzog, Madame Kolemine zu ehelichen, nachdem sie in Rußland von ihrem ersten Gatten geschieden worden war. Inzwischen hatte sich Prinzeß Viktoria mit dem in englischem Dienst stehenden Prinzen Louis Battenberg verlobt. Ihre Hochzeit sollte am 30. April 1884 mit großem Pomp im Beisein des damaligen deutschen Kronprinzenpaares, vieler deutscher Fürstlichkeiten und vor allem der Königin Victoria von England gefeiert werden. Der Großherzog und seine Tochter beschlossen, daß der Vater sich an demselben Tage im stillen in einer kleinen Kapelle mit Madame Kolemine trauen lassen würde. Der leitende hessische Minister Freiherr von Stark hatte sich bereit erklärt, seinem hohen Gebieter als Trauzeuge zur Seite zu stehen.

Unmittelbar nach der Trauung wurde aber der würdige Staatsminister von Gewissensbissen gequält. Er eilte zu dem preußischen Gesandten, dem Baron Ferdinand Stumm, dem nachmaligen Botschafter in Madrid, und beichtete ihm alles. Stumm meldete pflichtschuldigst den betrübenden Vorfall den kronprinzlichen Herrschaften und der Berliner Regierung. Niemand wußte Rat, bis die Königin Victoria eingriff. Sie war als Königin von Großbritannien und Irland eine streng konstitutionelle Herrscherin. Als Mutter, Großmutter und insbesondere als Schwiegermutter fühlte sie sich als Autokratin. Sie erklärte sogleich, daß die Ehe ihres früheren Schwiegersohns mit Madame Kolemine einfach nicht vollzogen werden würde, nahm den Schwiegersohn beim Ohrläppchen und fuhr noch am selben Abend mit ihm nach Balmoral in Schottland, wo er Zeit hatte, über sein nur erträumtes Eheglück nachzudenken. Inzwischen wurde seine Verbindung mit Madame Kolemine annulliert. Sie erhielt eine nicht unbedeutende Abfindungssumme und den Titel einer Gräfin von Romrod. Sie hat später einen russischen Diplomaten, Herrn von Bacheracht, geheiratet, mit ihm eine beide Teile befriedigende Ehe geführt und während des Weltkriegs in Bern, wo ihr Gatte russischer Gesandter war, eifrig für die Entente gewirkt. Der ganze Vorfall würde Jacques Offenbach den Vorwurf zu einer vielleicht reizenden Operette geboten haben, wenn er ihn noch erlebt hätte. Betrüblich an ihm war nur die Unselbständigkeit und Ratlosigkeit des Regenten eines deutschen Mittelstaats bei etwas bewegterem Gang seines Lebensschiffes. Es war derselbe Mangel an Entschlußkraft, Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit, den später viele deutsche Fürsten gegenüber der Revolution zeigten. 1884 ließ sich das hessische Volk an seinem Landesvater nicht irremachen, sondern umgab ihn nach seinem zweiten, ach so kurzen und unvollkommenen Eheglück mit gerührter Sympathie. Die Zeche bezahlte der Minister Stark, der zurücktreten mußte.

Besuch in Dresden

Von Darmstadt führte mich nach kurzem Aufenthalt, der mir aber doch Gelegenheit geboten hatte, mich mit den hessischen Ministern über die Zolltariffrage zu verständigen, mein Weg nach der Hauptstadt des Königreichs Sachsen. Wenn Stuttgart an politischer Bedeutung und als Hof nicht München gleichkam, Darmstadt nicht Karlsruhe und Stuttgart, so wehte in Dresden wieder die Luft eines größeren Staatswesens. Vor allem hatte ich dort die Ehre, König Albert wiederzusehen, eine der bedeutendsten Figuren des neuen Deutschen Reichs. Der Feldmarschall Moltke hatte bekanntlich von ihm gesagt, er sei der einzige deutsche General, der im Deutsch-Französischen Krieg keinen Fehler gemacht habe. Als tapferer und kluger Feldherr hatte sich Kronprinz Albert schon im Krieg von 1866 als Führer der sächsischen Armee bei Münchengrätz, Gitschin und Königgrätz auf österreichischer Seite bewährt. Ihm war es zu danken gewesen, daß nach

der Niederlage von Königgrätz, wo die Sachsen sich glänzend geschlagen hatten, die österreichische Armee nicht gänzlich aufgerieben wurde. Der große Anteil, den er als Kommandeur der Maasarmee an dem Siege von Sedan, dem stolzesten Siege der ganzen deutschen Geschichte, gehabt hat, war jedermann bekannt. Die Eigenschaften, die den Feldherrn Albert von Sachsen auszeichneten: unerschütterliche Ruhe, Klarheit, Festigkeit, Geistesgegenwart, machten aus ihm auch einen hervorragenden Staatsmann. Das war von Fürst Bismarck erkannt und anerkannt worden, den mit dem Sachsenkönig langjährige, auf beiden Seiten aufrichtige Freundschaft verband. König Albert hat mir viel und interessant über Bismarck gesprochen. Ich entsinne mich, daß er mir einmal von dem Versöhnungsdiner erzählte, das im Herbst 1866 in Berlin nach wiederhergestelltem Frieden zwischen Preußen und Sachsen im königlichen Schloß stattfand. Oben an der langen Tafel saßen der alte König Wilhelm und der alte König Johann. Sie waren Verwandte, sie waren Altersgenossen. Viele Jahre ihres Lebens hatten sie in ungetrübter Freundschaft nebeneinander gestanden. Dann riß sie 1866 die Politik und das Genie von Bismarck auseinander, und nun fanden sie sich wieder, der König von Preußen als Sieger, der Sachsenkönig als Besiegter. In wahrer, echter Herzensgüte, mit dem ihm eigenen Takt war König Wilhelm bemüht, dem König Johann den Übergang in die neuen Verhältnisse zu erleichtern, begreifliche Bitterkeit zu verscheuchen, ihm zu zeigen, daß sein, des Königs Wilhelm Herz noch ebenso warm und aufrichtig für ihn schlage wie früher. Am anderen Ende der Tafel saßen der preußische Ministerpräsident Graf Bismarck und der sächsische Ministerpräsident Freiherr von Friesen nebeneinander. Da sagte mit einem nachdenklichen Blick auf die beiden Monarchen Bismarck zu seinem sächsischen Kollegen: „Sie haben es gut! Sie haben es mit einem hochgebildeten, sogar mit einem gelehrten Fürsten zu tun, der den Dante metrisch übersetzt hat, der sich den Beinamen Philaletes zulegte, der Kunst und Wissenschaft hochhält. Nun sehen Sie sich aber einmal den alten Infanterieoberst an, mit dem ich zu tun habe.“ Nachdem er mir dies erzählt hatte, fuhr König Albert, es war mehrere Jahre nach dem Sturz des Fürsten Bismarck, mit ernstem Gesicht fort: „Und doch war Bismarck der größte Diener, den das Haus Hohenzollern jemals gehabt hat, einer der größten Staatsmänner, die je einen Souverän beraten haben! Und weil er dies erkannt hat, weil er sich niemals an diesem Bismarck hat irremachen lassen, weder durch dessen Boutaden noch durch dessen Eigenwilligkeit und Rücksichtslosigkeit noch durch den sehr, sehr diffizilen Charakter des ersten Reichskanzlers, weil er über das alles wegsah im Interesse der Staatsräson, für den Staat, für Preußen und für das Reich, darum war Wilhelm I. ein großer, ein sehr großer Herrscher. In der Geschichte wird unser alter Kaiser als ein Großer

fortleben. Und das Verhältnis zwischen ihm und seinem Bismarck ist ebenso einzig und ebenso schön wie das zwischen Goethe und Schiller."

König Albert war, als ich ihn 1900 besuchte, schon schwerkrank. Er litt an einem überaus schmerzlichen Blasenleiden, dem er kaum anderthalb Jahre später erliegen sollte. Er empfing mich auf der Chaiselongue liegend, seinen Gesichtszügen waren die Schmerzen anzusehen, die ihm seine Krankheit verursachte. Aber sein Geist überwand körperliche Qual. Mit ruhiger Klarheit schilderte er mir die innere und die äußere Lage, wie er beide auffaßte. Nach außen dürften wir nicht nur aus Gründen der Loyalität, sondern im eigenen deutschen Interesse Österreich nicht preisgeben. Wir müßten aber einem Krieg mit Rußland so lange als irgend möglich ausweichen, denn bei einem solchen sei wenig zu gewinnen und viel zu verlieren. „Le jeu ne vaut pas la chandelle." Der König war von der Richtigkeit und Notwendigkeit unseres Flottenbaues überzeugt. Ein Krieg mit England erschien ihm aber vielleicht noch bedenklicher und, rein politisch gesprochen, noch überflüssiger als ein Zusammenstoß mit Rußland. Wir müßten die nötige Defensivstärke zur See erlangen, ohne daß die Engländer unseren Handel und unsere Schiffahrt entzweischlügen, solange sie dies ohne Risiko für sich selbst vermöchten. „Wir gehen in dieser Beziehung einen schmalen und schlüpfrigen Weg. Aber für ein scharfes Auge, einen festen Fuß und ein tapferes Herz ist alles möglich — freilich nur, wenn die nötige Vorsicht und Geschicklichkeit dazukommen." Die sozialdemokratische Bewegung war für König Albert, dessen Land bei seiner wirtschaftlichen Struktur ganz überwiegend auf die Industrie angewiesen und der sozialistischen Wühlarbeit besonders ausgesetzt war, ein Gegenstand großer und ernster Sorge. Er war aber zu einsichtig, auch zu feinfühlig, um die Rettung nur von der Gewalt zu erwarten. Selbst abgesehen von der Frage, ob Kaiser Wilhelm II. der Mann sein würde, einen Staatsstreich durchzuführen, stand für ihn in erster Linie der Gedanke: Et après? Wie in der auswärtigen, so läge auch in der inneren Politik das Heil in Kaltblütigkeit und ruhiger Festigkeit. „Wenn Sie das unserem guten Kaiser nach und nach klarmachen, so erwerben Sie sich dadurch ein ganz großes Verdienst." Wie von fast allen deutschen Fürsten, wie von Bismarck, wie von fast allen unseren älteren Staatsmännern wurde auch von König Albert die richtige Behandlung des Kaisers als die wichtigste Aufgabe des Reichskanzlers angesehen. „Sie sollen die glänzende Begabung des Kaisers für das Reich, für uns alle verwerten, aber gleichzeitig der Riesengefahr vorbeugen, daß seine Fehler und Schwächen, daß die bedenklichen Seiten seines Charakters uns zugrunderichten." Neben König Albert stand, während er so mit mir sprach, ein hübscher Tisch aus Meißner Porzellan, auf dem er seine Unterschriften gab, die von Zeit zu Zeit ein Sekretär ihm brachte. Die Gemahlin des

Königs, die Königin Carola von Sachsen, schenkte mir nach dem Heimgang ihres Gemahls diesen Tisch, der in Flottbeck in meinem Zimmer steht und mich an einen der besten und bedeutendsten Fürsten erinnert, die Deutschland gehabt hat.

Der Schwarze Adlerorden

Nach Berlin zurückgekehrt erhielt ich am Vorabend des Weihnachtstages, am 23. Dezember 1900, den Besuch des Kaisers. Er überreichte mir den Schwarzen Adlerorden mit den Worten: „Das soll mein Dank dafür sein, daß Sie mich vor dem Reichstag so gut herausgepaukt haben.“ Ich dankte von Herzen, bat aber, mir nicht zu häufig Gelegenheit zu solchen Ritterdiensten zu geben. Ich sei jederzeit bereit, vor dem Parlament für den Kaiser einzutreten, aber er schade sich selbst durch Unvorsichtigkeit, Indiskretion und Mangel an Selbstbeherrschung. Nichts war herzlicher als der Händedruck, mit dem der Kaiser mir versicherte, er werde von jetzt ab mir nie wieder Anlaß geben, für ihn einzuspringen. Nur zwei Jahrzehnte trennen mich zur Zeit, wo ich diese meine Erinnerungen diktiere, von der Verleihung des höchsten preußischen Ordens. Als ich ihn erhielt, war ich der jüngste Ritter, heute bin ich der Anciennität nach der älteste. Eheu fugaces, Postume, Postume, labuntur anni.

Wohltuend berührte mich ein Brief, den ich bald nach der Verleihung des Schwarzen Adlerordens von meinem Amtsvorgänger erhielt. Ich gebe ihn wieder, um zu zeigen, in wie hohem Grade Fürst Chlodwig Hohenlohe vornehme Gesinnung mit Güte des Herzens verband. Er schrieb mir aus Meran am 26. Dezember: „Eure Exzellenz begrüße ich als der derzeitige älteste Ritter des Schwarzen Adlerordens bei Ihrem Eintritt in unsere Mitte und wünsche von Herzen Glück zu der wohlverdienten Auszeichnung. Zugleich erlaube ich mir, Ihnen und der Gräfin meine besten Wünsche zu dem bevorstehenden Jahreswechsel darzubringen. Möge das beginnende Jahr Ihnen nur Gutes und weitere Erfolge bringen. Mit der Versicherung freundschaftlicher Ergebenheit Ch. Hohenlohe.“ Einige Tage später schrieb

Alexander Hohenlohe

der zweite Sohn meines Amtsvorgängers, Prinz Alexander Hohenlohe, damals Bezirkspräsident in Kolmar, an meine Frau: „Bei dem Beginn des neuen Jahrs werden Ihnen voraussichtlich diesesmal so viele Glückwünsche von allen Seiten zugehen, daß Sie kaum Zeit haben werden, sie alle zu bewältigen. Trotzdem müssen Sie mir erlauben, auch die meinigen denselben hinzuzufügen mit der Bitte, Sie möchten sie zu denjenigen legen, von denen Sie überzeugt sind, daß sie wirklich aufrichtig gemeint sind. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß dieselben zugleich auch dem Reichskanzler gelten sollen, dessen kostbare Zeit ich nicht durch einen direkt an ihn gerichteten Neujahrsbrief in Anspruch nehmen möchte. Auf dem Höhepunkt, auf dem Sie beide am Anfang dieses neuen Jahrhunderts angelangt sind, wird ja der gewöhnliche Sterbliche leicht versucht sein zu glauben, daß es

von Überfluß sei, Ihnen noch weitere Wünsche auszusprechen. Aber ich meine, etwas gibt es, was man jedem wünschen kann und was mehr wert ist als die äußeren Ehren und Erfolge, das ist, wie schon Schopenhauer ausgeführt hat, die Gesundheit. Und das wünsche ich Ihnen und namentlich dem Reichskanzler, daß er sich dieselbe bei seiner aufreibenden Tätigkeit bewahre, damit er lange Jahre an der Stelle erhalten bleibe, an der gerade er wie kein anderer Großes und Nützliches wirken kann. Es wird Ihnen in der letzten Zeit gewiß soviel Schmeichelhaftes über ihn zu Ohren gekommen sein, daß es fast banal aussieht, wenn ich in diesen Chor einstimme. Aber ich muß Ihnen doch sagen, daß ich seine Reden im Reichstag meisterhaft gefunden habe, sowohl in der Form wie in der Sache. Und was mich daran zwar nicht erstaunt, aber besonders gefreut hat, das war, daß er sich in ihnen nicht nur als ein hervorragend geschickter Politiker und Staatsmann gezeigt hat, sondern auch als ein selbständiger Charakter nach allen Seiten hin. Das ist es gerade, was wir so notwendig haben und was die hohe Meinung, die ich stets von ihm hatte, wenn möglich noch verstärkt hat. Ich bin sehr gespannt, zu sehen, in welches Zauberschloß Sie inzwischen das alte Reichskanzlerpalais verwandelt haben werden! Von meinem Vater habe ich unberufen sehr gute Nachrichten aus Meran."

Alexander Hohenlohe gehörte mit dem Erbprinzen Ernst von Hohenlohe-Langenburg und dem Prinzen Max von Baden zu einer Gruppe süddeutscher Aristokraten, die jeder in seiner Weise eine Rolle in unserem politischen Leben gespielt haben. Von diesen drei Herren war Alexander Hohenlohe der begabteste. Er war ein guter Verwaltungsbeamter, er würde einen guten Gesandten und Botschafter abgegeben haben. Er vereinigte vornehme Gesinnung mit freiem Blick und offenem Kopf. Mein Wunsch, ihn im diplomatischen Dienst zu verwerten, scheiterte an dem Widerspruch des Kaisers, der Alexander Hohenlohe nie gemocht hatte und ihn später, als er die Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten seines Vaters nicht verhinderte, ganz und heftig en grippe nahm. Prinz Max von Baden erweckte allerlei Hoffnungen, enttäuschte aber alle, als er auf eine ernste Probe gestellt wurde. Als Wilhelm II. die unglückliche Idee hatte, diesen charmanten Dilettanten, noch dazu in einem unendlich schwierigen Augenblick, zum Reichskanzler zu erwählen, war ein fürchterliches Fiasko unvermeidlich. Max von Baden war nicht der „Verräter" noch der „Schurke", als den ihn seit den trüben Novembertagen 1918 der nun einmal starke Ausdrücke liebende Kaiser hinstellte. Aber er gehörte zu den Leuten, die, in kritischer Stunde gewogen, zu leicht befunden werden. Der politisch unbrauchbarste der drei genannten Aristokraten war der damalige Erbprinz Ernst von Hohenlohe-Langenburg, der genügte, solange er als Regent von Sachsen-Koburg-Gotha (von 1900 bis 1905) es dabei bewenden ließ, die

repräsentativen Pflichten seiner Stellung mit Würde und Liebenswürdigkeit zu erfüllen, das Regieren aber seinen Ministern überließ. Fürst Bismarck erzählte gern die Anekdote von dem Kurfürsten von Hessen, der zu seinem Leidwesen vernahm, daß sein Schwager, ein Herzog von Anhalt, von einem Schlaganfall betroffen worden war. Er entsandte seinen Leibmedikus zu seinem Schwager, um diesen sorgsam zu untersuchen und dann genauen Bericht zu erstatten. Als der Leibarzt zurückkam, fragte ihn der Kurfürst: „Kann mein Herr Schwager noch hören?" Die Antwort lautete verneinend. „Kann er noch sehen?" Wieder erfolgte eine verneinende Antwort. „Kann er noch sprechen?" Auch diese Frage wurde kategorisch verneint. „Das ist ja schrecklich!" rief der Kurfürst. „Dann wird mein Schwager ja abdanken müssen." Beruhigend entgegnete der Leibarzt: „O nein, zum Regieren reicht es noch aus." Als „Erni" Hohenlohe nach allerlei Intrigen auf Wunsch des Kaisers 1905 zur Leitung der Kolonialabteilung berufen wurde und mehr als repräsentieren sollte, warf er vollständig um. Als Vizepräsident des Reichstags sollte er sich später gleichfalls nicht gerade mit Ruhm bedecken.

Brief des Fürsten Hohenlohe

Fürst Chlodwig Hohenlohe nahm auch nach seinem Rücktritt Anteil an der Politik. Um die Jahreswende schrieb er aus Schillingsfürst an Holstein, der ihm seit seiner Pariser Botschafterzeit nahestand: „Verehrter Freund, herzlichen Dank für Ihr freundliches, ausführliches Schreiben in der Krügersache. Nun bin ich vollkommen beruhigt. Vernünftige Leute in Süddeutschland sehen sehr gut ein, daß die Sache ernst ist und daß wir vor der Wahl stehen, entweder mit England Krieg zu führen, bei dem uns Rußland und Frankreich natürlich im Stich lassen würden, oder die Buren ihrem Schicksal zu überlassen. Was sich für Krüger begeistert, sind Radaumenschen, die der Regierung Schwierigkeiten bereiten wollen, oder Narren wie mein Schwager Salm, der meine Schwester zu törichten Demonstrationen treibt. Bedauerlich ist die Ungeschicklichkeit unserer Polizei in Köln, die dann der Regierung zur Last geschrieben wird. Ich gehe Montag nach München, besuche den Prinzregenten und fahre dann nach Meran weiter. Hier fängt es an ungemütlich zu werden. Der Sturm macht sich mir im Bette fühlbar. Die Notiz über Miquels Blindekuhspiel hat mich sehr ergötzt. In freundschaftlicher Ergebenheit. Ch. Hohenlohe." Seiner Abneigung gegen Miquel blieb Hohenlohe bis zum Schluß seines Lebens treu. Schließlich sollten die beiden alten Männer fast um dieselbe Zeit zur großen Armee abberufen werden: Chlodwig Hohenlohe zweiundachtzigjährig am 6. Juli, Johannes Miquel dreiundsiebzigjährig am 8. September 1901. Omnes eodem cogimur.

Ich hatte nach meiner Ernennung zum Reichskanzler den Wunsch nicht aufgegeben, die ungewöhnliche Begabung des Grafen August Eulenburg

August Eulenburg vom Kaiser abgelehnt

für unseren diplomatischen Dienst nutzbar zu machen. Ich machte in dieser Richtung noch einen Vorstoß, stieß aber auf den unüberwindlichen Widerspruch des Kaisers. Nicht ohne wehmütige Ironie schrieb mir, nachdem die Allerhöchste Entscheidung gefallen war, Graf August Eulenburg: Seine Majestät wäre ein so großer Souverän, daß er seine persönliche Bequemlichkeit gewiß allen entgegenstehenden Wünschen und Interessen seiner Diener und Untertanen voranzustellen berechtigt sei. Der Kaiser vergesse nur oder wolle vielmehr aus momentaner Bequemlichkeit den Altersunterschied von reichlich zwanzig Jahren vergessen, der ihn von ihm trenne. Das würde mit der Zeit nicht besser, sondern schlechter werden zu seinen, Eulenburgs, Ungunsten. In zehn Jahren, wenn er überhaupt noch mit so langen Fristen rechnen könnte, würde er ein Greis sein, während Seine Majestät sich dann immer noch in den besten Jahren befände. Der Moment der Trennung käme also doch; die Unbequemlichkeit sei nur verschoben. Die Form der Trennung aber werde dann wahrscheinlich für beide Teile und für den Diener Seiner Majestät jedenfalls empfindlicher sein als für Seine Majestät. Diese Voraussage des sonst so scharfsinnigen Mannes hat sich nicht erfüllt. Wer hätte auch voraussehen können, daß viele Jahre später August Eulenburg durch seine unerschütterliche Ruhe, seine Geistesgegenwart, seine Würde und seine Gewandtheit dem Kaiser nach dessen Fall noch wertvolle Dienste leisten und einer der wenigen Vertrauten Wilhelms II. sein würde, der nicht den Kopf verlor? August Eulenburg schloß seinen Brief mit der freundlichen Wendung: „Unter Ihnen arbeiten zu dürfen, wäre mir allerdings eine Freude und ein Stolz gewesen. Aber auch unter den jetzigen Verhältnissen seien Sie überzeugt, daß Sie unter allen Umständen und in allen Wechselfällen auf meine Treue und dankbare Ergebenheit rechnen können." Der ausgezeichnete und edle Mann, der in seinem Leben jede Probe bestanden hatte, sollte auch diese Zusage einlösen und ist mir bis zu seinem erst 1921 erfolgten Tode ein treuer Freund geblieben.

Fürst Radolin nach Paris

Da ich die Fähigkeiten des Grafen August Eulenburg weder in London noch in St. Petersburg für das Land verwenden konnte, gab ich den dringenden Bitten und Vorstellungen von Holstein nach, der auf das lebhafteste die Versetzung des Fürsten Radolin von Petersburg nach Paris wünschte, wo Fürst Münster, der inzwischen achtzig Jahre alt geworden war, kaum noch zu halten war. Nicht als ob der würdige Fürst-Botschafter etwa selbst dieser Ansicht gewesen wäre! Er fand sich noch vollständig auf der Höhe und war überzeugt, daß niemand besser als er das Deutsche Reich in Paris vertreten könne. Er nahm mir seine Verabschiedung, obschon sie in der denkbar schonendsten und für ihn ehrenvollsten Weise erfolgte, sehr übel und verhehlte seinen Groll weder mir noch irgend jemand sonst. Richtig ist, daß Münster gerade zu den Franzosen gut paßte. Für London war er als

halber Engländer, der von vornherein von der unbedingten Superiorität aller englischen Sitten und Unsitten, Einrichtungen und Anschauungen überzeugt war und alles vom englischen Standpunkt aus betrachtete, gar zu anglophil. Für die Franzosen eignete er sich besser mit seiner durch nichts zu erschütternden Dickfelligkeit, die mit Humor gepaart und von bon sens getragen war. Die Entsendung von Radolin nach Paris hatte mancherlei Bedenken. Die Fürstin Radolin, eine geborene Gräfin Oppersdorf, hatte eine französische Mutter, eine Talleyrand, und war mit einem großen Teil des Faubourg Saint-Germain, insbesondere mit einigen politisch rührigen Mitgliedern der Familie Castellane, verwandt, was gegenüber dem in Frankreich herrschenden republikanischen Regime nicht ohne Gefahr war. Über diese beruhigte mich freilich der damalige französische Botschafter in Berlin, der alte Marquis de Noailles, mit den Worten: „Nos ministres actuels savent à peine qui fut Talleyrand! Quant aux Castellane, ils ne se doutent pas même de leur existence." Holstein drängte so unaufhörlich, daß ich schließlich nachgab. Der eigenartige Mann hatte auch sentimentale Seiten. Zu diesen gehörte eine fast schwärmerische Freundschaft für Radolin, mit dem er in jungen Jahren als Student in Bonn zusammengetroffen war. Der kränkliche Fritz von Holstein, der unter der Obhut seiner Mutter und seiner Tante sich dem Bonner Studententreiben ebenso fernhielt wie den Königshusaren, fühlte sich hingezogen zu dem jungen Polen, der ebenso empfand. „Ich habe Sie nie um etwas gebeten", sagte mir Holstein, „heute komme ich mit einer innigen Bitte. Ich habe einen einzigen ganz guten Freund, das ist Radolin. Setzen Sie seine Ernennung nach Paris durch, wenn nicht für ihn selbst, so doch für mich. Ich war schon Geheimer Rat, als Sie noch Attaché waren. Heute sind Sie Reichskanzler und ich bin immer noch Geheimer Rat. Wo ich für mich selbst weder Beförderung noch Orden noch irgendwelche äußere Ehren will, welche die meisten anderen anstreben, tuen Sie wenigstens etwas für meinen Freund." Als neun Jahre später Holstein in Berlin starb, hatte Radolin, damals noch Botschafter in Paris, wohl die Absicht, seiner Beerdigung beizuwohnen. Er setzte sich in Paris in die Eisenbahn und fuhr bis Köln. Dort angelangt, dachte er mit dem Großonkel seiner Frau, dem Fürsten Talleyrand, qu'il faut se méfier du premier mouvement, car il est le bon. Er erinnerte sich daran, daß Holstein bei Seiner Majestät in Ungnade gefallen war, und kehrte in Köln wieder um. So wurde Holstein, der in seiner mißtrauischen Launenhaftigkeit während seines Lebens sich mit so vielen alten Freunden überworfen hatte, von seinem vermeintlich einzigen wirklichen Freund nach seinem Tod im Stich gelassen. Daß ich, seinem Drängen nachgebend, Radolin nach Paris setzte, war übrigens einer der nicht wenigen Fehler, die ich mir in personalibus vorzuwerfen habe. Radolin war so lange und so sehr gewohnt, sich von dem

viel bedeutenderen Holstein inspirieren und führen zu lassen, daß er auf dem Pariser Posten, wo in erster Linie ruhige Nerven erforderlich waren, alle meist hastigen und unüberlegten, bisweilen ganz verfehlten Weisungen von Holstein stante pede und verbotenus ausführte und die Situation nur mit dessen Augen sah. Da Holstein seine ihm schon in der Bismarckschen Zeit eingeräumte Befugnis, mit den ihm befreundeten Botschaftern durch Privatchiffre zu verkehren, seinem geistigen Knecht Radolin gegenüber mit besondrer Vorliebe ausnutzte, so sind gerade auf diesem Posten meine politischen Weisungen speziell in der Marokko-Frage teils verschleppt, teils umgangen, teils falsch ausgeführt worden.

Alvensleben nach Petersburg

Für Radolin kam nach St. Petersburg Graf Alvensleben, unter dem ich fünfundzwanzig Jahre früher als junger Sekretär debütiert hatte. Er war kein Flieger, aber ein sicherer und pflichttreuer Beamter, der das Petersburger Terrain kannte, wo er schon in den siebziger Jahren unter Prinz Heinrich VII. Reuß als Botschaftsrat gedient hatte und der die Russen zu nehmen wußte. Seine politische Brauchbarkeit wurde allerdings erheblich eingeschränkt, als er später als alter Junggeselle sich unter Hymens Joch beugte. Bismarck, der das glänzende Wort von der Hypothek der Eitelkeit geprägt hat, die von dem Werte jedes Menschen abgezogen werden müsse, meinte auch einmal, daß die Brauchbarkeit der meisten Diplomaten unter ihren Frauen litte. Ich habe ihn in Zusammenhang mit dieser Feststellung ausführen hören, daß die Frage zu erwägen sei, ob für Diplomaten nicht, wie für die katholischen Geistlichen, das Zölibat eingeführt werden sollte.

Bismarcks Paradoxa

Der große Mann liebte geistreiche Paradoxa. Er konnte, wenn er sich über die Volksvertretung geärgert hatte, in anscheinend vollem Ernst darüber diskurrieren, ob es sich nicht empfehle, den Reichstag nach Kassel zu verlegen. „Ab nach Kassel!“ wiederholte er dann lachend nochmals. Er behauptete sogar, er habe dem Kaiser vor langen Jahren einen solchen Vorschlag gemacht, wäre damit aber leider nicht durchgedrungen. Gewiß hat Fürst Bismarck teils infolge des nicht immer unbegründeten Widerspruchs seines alten Herrn, teils bei reiflicher Überlegung und aus besserer Einsicht manchen in ihm auftauchenden Gedanken nicht ausgeführt. Er hat aber nicht selten Gedanken, die niemand für realisierbar hielt, doch zur Wirklichkeit gemacht. Als ich im Jahre 1874 als junger Attaché eines Abends im Salon der Fürstin Bismarck weilte, erschien ihr großer Gatte und verkündigte den Anwesenden, er werde am nächsten Tage den ehemaligen Botschafter Graf Harry Arnim verhaften und einsperren lassen. Als ich mit dem gleichfalls anwesenden damaligen Gesandten und späteren Botschafter Josef Radowitz die Treppe hinunterging — es war noch im alten Auswärtigen Amt, das heutige Reichskanzlerpalais war

noch das Hôtel de Radziwill —, sagte mir Radowitz: „Bisweilen sagt der große Otto doch Dinge, von denen er unmöglich annehmen kann, daß irgend jemand sie ernst nehmen soll. Das gilt auch von dem, was er soeben über Harry Arnim ankündigte. Er wird sich hüten, gegen Arnim vorzugehen." Am nächsten Mittag wurde der ehemalige Botschafter in Paris Graf Harry Arnim auf seinem Gute Nassenheide arretiert. Den Anstoß zum Untergang des begabten, aber eitlen und unzuverlässigen Harry Arnim hatte Holstein gegeben. Eine der dramatischsten Szenen in „Richard III." ist der Auftritt, wo Shakespeare diesem bösen englischen König die Geister derjenigen erscheinen läßt, die er umgebracht hat: die bleichen Züge des Königs Heinrich IV., des armen Clarence, des Lord Hastings, der beiden im Tower erwürgten jungen Prinzen tauchen vor ihm auf. Wenn, was ich nicht weiß, Holstein vor seinem Tode eine ähnliche Vision gehabt haben sollte, so wird er eine lange Reihe von Gesichtern derjenigen erblickt haben, die er, wenn auch nicht körperlich, so doch geschäftlich, dienstlich ums Leben gebracht hat. Harry Arnim würde den Reigen eröffnet haben, Keudell, Kusserow, Radowitz, Schlözer, Ferdinand Stumm, der Unterstaatssekretär und spätere Gesandte Dr. Busch hätten sich angeschlossen, die melancholische Figur des seufzenden Philipp Eulenburg wäre zuletzt vorbeigezogen. Und auch der gewaltige Fürst hätte nicht im Zuge gefehlt, der einst in St. Petersburg den jungen Attaché von Holstein freundlich aufgenommen hatte und dem dreißig Jahre später der alte Geheimrat von Holstein in Berlin den Dolch in den Rücken stieß.

Philipp Eulenburg und Holstein

Als ich Reichskanzler wurde, waren Philipp Eulenburg und Holstein die besten Freunde. Gerade damals übersandte Eulenburg seinem Freunde Holstein ein Exemplar der Briefe seines Onkels, des Grafen Fritz Eulenburg, der von 1859 bis 1862 als außerordentlicher Gesandter die preußische Expedition nach Ostasien geführt hatte, dort Handelsverträge mit Japan, China und Siam abschloß und später, von 1862 bis 1878, unter Bismarck Minister des Innern war, mit nachstehendem Brief: „Lieber Freund, direkt vom Verleger wird Ihnen morgen ein Exemplar der Briefe meines Onkels Fritz Eulenburg aus Ostasien zugehen, die ich soeben herausgegeben habe. Ich denke mir, daß Ihnen dieselben Spaß machen werden, und es würde mich glücklich machen, wenn ich damit erreichen könnte, Ihnen am Heiligen Abend eine kleine Zerstreuung zu bereiten. Wir haben uns unendlich lange nicht gesehen und geschrieben. Daß es mir nicht glückte, Ihnen im Herbst zu begegnen, hat mir sehr leid getan. Blicke ich am Schluß des Jahres, das wie kein anderes vorher durch den Wechsel des Jahrhunderts dazu einladet, auf meine Arbeit und alle Kämpfe und Not zurück, die ich durchgemacht habe, so taucht immer Ihr Bild beratend, mitkämpfend und mitleidend vor mir auf. Ich fühle mich immer zu Ihnen gehörend, und träte

selbst, vorübergehend, einmal eine verschiedene Auffassung einer Frage auf, so vermöchte dieses niemals trennend zu wirken. Es liegt mir daran, Ihnen dieses recht warm zu sagen. Ich hänge mit großer Zähigkeit und Treue an meinen alten Freunden — vor allen an Ihnen! Mit diesem Weihnachtsgruß schließt Ihr alter getreuer Philipp Eulenburg." Weshalb und wodurch sich die langjährige, persönliche und politische Freundschaft zwischen Philipp Eulenburg und Holstein, die beide, jeder in seiner Weise, den Bruch zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck gefördert hatten, in bittere Feindschaft verwandelt hat, habe ich nie feststellen können. Bei der schrullenhaften Unberechenbarkeit von Holstein, der schwer zu fixierenden, molluskenhaften Zerflossenheit von Phili wird das nicht leicht zu ergründen sein.

Weitere Briefe Philis an Bülow

Die Briefe des letzteren an mich brachten mehr und mehr die Sorge zum Ausdruck, daß der Kaiser mir meine Erfolge im Reichstag übelnehmen könne. „Nur ein Wort", schrieb er mir, „um Dir Glück zu wünschen zu Deinen Reden, die in Wien einen außerordentlichen Eindruck machen. Du bist in die erste Stelle der gesamten politischen Welt gerückt. Das ist mein Eindruck. Aber ich zittere bei dem Eindruck, den mir die immer schärfere Wendung gegen S. M. macht. Wie diese ganze Reichstagssippe glücklich wäre, mit Dir gegen Seine Majestät zu gehen!! Zwischen allen ihren Worten blitzt es heraus." Gleichzeitig teilte er mir mit, daß mein „treuer Verehrer" Monts ihm schrieb, in München wäre man überzeugt, daß der Kaiser mich nicht lange vertragen würde. Ich telegraphierte daraufhin an Eulenburg: „Als die Agrarier mir wegen Amerika grollten, fürchtetest Du die Gefahr von rechts, jetzt scheint sie Dir mehr von links zu kommen. Solche Stürme bringt das politische Leben nun einmal mit sich. Ich lasse mich nicht so leicht ins Bockshorn jagen, es gibt gefährlichere Dinge als politische Anfechtungen, und ich bin wohl und guter Dinge. Sage an Monts, daß er lieber trachten soll, seine Münchener Freunde zu kalmieren, anstatt dem seligen Jeremias Konkurrenz zu machen." Als mir Eulenburg bald nachher mitteilte, er glaube zu wissen, daß der Kaiser in Kiel, wo er einen kurzen Besuch abstatten wolle und wo angesichts der allmählich stärker werdenden Flotte seine Pulse rascher schlügen, persönlich Stellung zu der ungerechten Beurteilung seiner im Chinesen-Sommer 1900 gehaltenen exzentrischen Rede nehmen würde, telegraphierte ich ihm: Ich hätte die Empfindung, daß ich durch mein Auftreten wie vorher im Bundesrat so jetzt im Reichstag eine verfahrene und schwierige Situation eingerenkt hätte. Eulenburg selbst habe ja immerfort auf die Gefahr einer Koalition der deutschen Fürsten und des Deutschen Reichstags gegen Seine Majestät hingewiesen. Nun möge er bei seinem großen Einfluß auf den Kaiser dazu beitragen, daß dieser sich ruhig hielte und, wenigstens

solange der Reichstag beisammen sei, weder in Kiel noch anderswo Brandreden halte.

Freiherr von Mirbach und die Berliner Stadtverordneten

Mein Amtsvorgänger Fürst Chlodwig Hohenlohe beurteilte wie unsere auswärtige Lage so auch die inneren Verhältnisse mit dem ihm eigenen Takt. Er war erfüllt von aufrichtiger Verehrung für die Kaiserin Auguste Viktoria. Als aber deren Oberhofmeister Freiherr von Mirbach, angeblich im Allerhöchsten Auftrag, ein Schreiben an die Berliner Stadtverordneten richtete, das nach Form und Inhalt als Nachmittagspredigt vielleicht am Platz gewesen wäre, als politisches Schriftstück aber eine bedenkliche Entgleisung war, schrieb mir Fürst Hohenlohe: „Wenn der Brief des Freiherrn von Mirbach an die Stadtverordneten von Berlin auf Allerhöchster Weisung beruht, so habe ich keine Bemerkung zu machen. In diesem Fall bitte ich, meinen Brief in den Papierkorb zu werfen und ihn als non-avenu zu betrachten. Sollte aber derselbe der Initiative des Freiherrn von Mirbach entsprungen sein, so ist die Sache sehr ernst. In diesem Fall würde ich anheimstellen, den Artikel zur Kenntnis Seiner Majestät zu bringen. Es kann doch nicht geduldet werden, daß der erste Hofbeamte Ihre Majestät in dieser Weise bloßstellt. Die Sache macht den übelsten Eindruck, was um so bedauerlicher ist, als Ihre Majestät der Gegenstand allgemeiner Verehrung ist."

In dem Brief des Freiherrn von Mirbach war gesagt worden, Ihre Majestät hoffe, daß es mit der Zeit den guten und treuen Elementen der Stadtverordnetenversammlung gelingen werde, neben der Förderung des äußeren Blühens und Gedeihens auch an die vielen und tiefen inneren Schäden, an denen die Reichshauptstadt kranke, die versöhnende und bessernde Hand mit Erfolg anzulegen. Mit tiefem Schmerze habe Ihre Majestät davon Kenntnis genommen, daß in der Stadtverordnetenversammlung ein Mitglied, ohne in gebührender Weise zurechtgewiesen zu werden, heilige biblische Trostworte in einer Weise zum Spott benutzt hätte, die jede gute Sitte, vor allem aber das christliche Gefühl auf das tiefste verletzen müsse. Der Stadtverordnete, dem diese böse Zensur erteilt wurde, war Dr. Preuß, der achtzehn Jahre später die Mißgeburt der Weimarer Reichsverfassung in die Welt setzen sollte. Fürst Chlodwig Hohenlohe hatte unzweifelhaft darin recht, daß, wie man auch über Opportunität und Takt jener schnoddrigen Witzeleien des Dr. Hugo Preuß in der Stadtverordnetenversammlung denken mochte, es unangebracht war, die Kaiserin in den politischen Streit hineinzuzerren. Der gute Mirbach hat dies während meiner Amtszeit auch nicht wieder versucht, sondern sich darauf beschränkt, mit unbegrenztem Eifer die Berliner Kirchenbauten zu fördern, bis er auch in dieser Richtung kaltgestellt werden mußte.

Wenn dem Oberhofmeister Mirbach der Sinn für das politisch Mögliche

und Schickliche leider bisweilen abging, so hatte ich am Hofe der Kaiserin in deren Kabinettsrat, dem späteren Vizeoberzeremonienmeister Bodo Knesebeck, nicht nur einen treu ergebenen Freund, sondern auch eine politisch einsichtige Stütze. Am 23. Dezember 1870 hatten wir zusammen in der Schlacht an der Hallue attackiert. In Erinnerung hieran übersandte er mir eine schöne Medaille des Fürsten Bismarck auf einem künstlerisch ausgeführten Sockel mit nachstehenden Worten: „Heute vor dreißig Jahren verübten wir gemeinsam den kleinen Husarenstreich, dessen Du Dich entsinnen wirst. In dem Wandel der Menschen und Dinge hat das Geschick Dich an die hohe Stelle geführt, auf der einst der eiserne Kanzler weltgebietend seines Amtes waltete, und gewährt mir die Genugtuung, Zeuge Deiner staatsmännischen Erfolge zu sein. Ich sende Dir das eherne Bildnis Deines gewaltigen Vorgängers für Deinen Schreibtisch. Möge sein Anblick Dich mahnen an unsere größte Zeit und der heutige Tag die Erinnerung erwecken an den alten Schneid für Kaiser und Reich. Damals wie heute Dein getreuer Freund Bodo Knesebeck."

Bodo Knesebeck

XXXII. KAPITEL

Erkrankung der Königin Victoria • Wilhelm II. fährt nach England • Briefe der Kaiserin Auguste Viktoria an Bülow • Kaiser Wilhelm bleibt bis zur Beisetzung (21. I. 1901) • Graf Metternich über den kaiserlichen Besuch • Vortrag bei Wilhelm II. in Homburg (8. II. 1901) • Vorbereitungen für den Besuch des Königs Eduard bei seiner Schwester, der Kaiserin Friedrich • Denkschrift des Staatssekretärs Freiherrn von Richthofen vom 3. II. 1901 über unser Verhältnis zu England • Verlegung des Schwerpunktes der deutsch-englischen Verhandlungen nach Berlin • Promemoria des Fürsten Lichnowsky

Fahrt des Kaisers nach England

Am 19. Januar 1901 wurde ich vom Kaiser in das Berliner Schloß gerufen. Als ich das kaiserliche Arbeitszimmer betrat, fand ich Seine Majestät in eifrigem Gespräch mit seinem Oheim, dem Herzog von Connaught. In sichtlich erregter Stimmung eröffnete mir der Kaiser, daß er soeben die Nachricht von einer ernsten Erkrankung seiner Großmutter, der Königin Victoria, erhalten habe. Er werde sich sofort an das Krankenbett der Königin begeben. Als ich darauf aufmerksam machte, daß es sich empfehle, zunächst den weiteren Verlauf der Krankheit abzuwarten, entgegnete der Kaiser nicht ohne Ungeduld, wo es sich um das Leben seiner teuren Großmutter handle, die er unbedingt noch einmal sehen wolle, müsse jede andere Erwägung schweigen. Er habe übrigens schon Plätze auf einem der zwischen Vlissingen und Dover kursierenden Dampfer belegt.

Während sich der Kaiser für einige Minuten entfernte, um weitere Anordnungen für seine Expedition nach England zu geben, besprach sein Onkel mit mir in großer Ruhe und Objektivität diesen neuesten Einfall Seiner Majestät. Von der ganzen englischen Königsfamilie war außer der Königin Victoria der Herzog wohl der einzige, der für Kaiser Wilhelm aufrichtige Freundschaft empfand. Obwohl durch und durch Engländer, war er wie seine Mutter davon überzeugt, daß friedliche und freundliche Beziehungen zwischen den beiden großen germanischen Völkern für sie selbst und für die Welt gleich wünschenswert wären. Er machte mir gegenüber kein Hehl daraus, daß, wenn die vom Kaiser beabsichtigte Reise gewiß ein schöner Beweis seiner Herzensgüte wäre, dieser plötzliche Überfall der englischen Königsfamilie doch mancherlei Bedenken hervorriefe. Am Sterbebette der Königin werde der Kaiser „genieren". Die Royal

Family werde nicht recht wissen, was sie mit ihm anfangen solle. Was das englische Volk betreffe und die englische öffentliche Meinung, so würde jenseits des Kanals der hochherzige Entschluß des Kaisers voll gewürdigt werden. Dieser Besuch am Sterbelager würde, ähnlich wie der Besuch des Kaisers während des Burenkrieges, den Kaiser in England persönlich sehr populär machen. Er, der Herzog, besorge aber, daß umgekehrt diese Reise in Deutschland die öffentliche Meinung noch mehr gegen England erregen würde. „Nun scheint mir", schloß der Herzog seine Ausführungen, „daß es jetzt vor allem darauf ankommt, die deutsche öffentliche Meinung nicht zu reizen, ihr Zeit zu lassen, sich zu beruhigen, sie nicht vor den Kopf zu stoßen. Kein verständiger Mensch in England zweifelt daran, daß sowohl der Kaiser wie Sie, daß die deutsche Regierung und die deutschen Bundesfürsten aufrichtig und lebhaft gute Beziehungen zu England wünschen. Aber so liegen auch in dem noch ziemlich patriarchalischen Deutschland die Dinge nicht mehr, daß Kaiser und Regierung unbekümmert um die öffentliche Meinung die ihnen richtig erscheinende Politik durchführen können. Das habe ich in England manchen Leuten gesagt. Deshalb sage ich Ihnen, daß der Kaiser diesen Besuch besser unterließe."

Während wir uns noch freundschaftlich unterhielten, trat der Kaiser wieder ein und sagte uns, alle Vorbereitungen für seine Abreise wären getroffen. Es würde sich nur um eine kurze Abwesenheit handeln, aber dieser Besuch am Kranken-, vielleicht Sterbebette seiner geliebten Großmutter sei für ihn Herzenssache. Der Herzog, der sah, daß nichts zu machen war, empfahl sich, um in Berlin noch einige Verwandtenbesuche zu machen. Beim Weggehen drückte er mir die Hand und zuckte die Achseln. Kaiser Wilhelm empfand für seine Großmutter in England, „our English Grandmamma", wie alle Kinder der Kaiserin Friedrich sie nannten, nicht nur einen ihm von Kindheit an eingeprägten, tiefen und unbegrenzten Respekt, sondern auch wirkliche Liebe. Sie war immer gütig gegen ihn gewesen. Sie war mit seinen frühesten Erinnerungen verknüpft. Die schönsten Tage seiner ersten Jugend waren die Besuche bei der englischen Großmutter gewesen, der Aufenthalt in dem überwältigend großartigen Windsor, in Osborne mit dem Blick auf die See und die vorüberziehenden mächtigen englischen Kriegsschiffe, die Ausflüge nach der Weltstadt London. Aber obwohl Wilhelm II. kaum für irgendeinen anderen Menschen eine so gleichmäßig aus Achtung und Zärtlichkeit hervorgehende Empfindung gehegt hat wie für die Königin Victoria, eilte er an ihr Sterbelager mit der stürmischen Ungeduld eines jungen Mannes, der seine erste größere Auslandsreise antritt. Kaiser Wilhelm konnte, namentlich während der ersten Hälfte seiner Regierung, schwer das ruhige Gleichmaß der Tage ertragen. Er wollte, daß immer etwas los sei, er wollte immer neue Eindrücke, neue Bilder. Es

liegt eine große Härte des Schicksals darin, daß dieser impressionable, unstete und quecksilberige Mann, der novarum rerum cupidus war wie kaum igendein Gallier zu Cäsars Zeit, nach seinem Sturz verurteilt wurde, das stillste, monotonste, beengteste und eingeschränkteste Leben zu führen, das einem Mann in seinen Jahren beschieden sein kann.

Auguste Viktoria bei der Kaiserin Friedrich

Während der Englandfahrt des Kaisers erhielt ich eine Reihe von Telegrammen, die in freudigem Tone, in glücklichster Stimmung den prächtigen Anblick des von Schiffen belebten Meeres, der malerischen Kreidefelsen der englischen Küste schilderten. Der Kaiser hatte seine Großmutter noch lebend angetroffen. Sie starb am 21. Januar 1901. Sie war eine der größten Erscheinungen der englischen Geschichte, einer der erfolgreichsten, verehrtesten, geliebtesten Souveräne der Weltgeschichte. In bewegten Worten schilderte mir der Kaiser, wie er seiner sterbenden Großmutter noch allerlei kleine Dienste hätte leisten können, daß sie, gestützt von ihm, „gewissermaßen" in seinen Armen gestorben wäre. Die Reise des Kaisers an das Sterbelager der Großmutter war der Kaiserin Auguste Viktoria, obwohl auch sie in Ehrerbietung an der Großmutter hing, nicht erwünscht gewesen. Ihr Gemahl war über ihren Widerspruch ohne jedes Bedenken und stürmisch hinweggegangen. Nun wünschte sie dringend, daß der Kaiser nicht bis zu dem Begräbnis in England bleiben möge, das erst vierzehn Tage nach dem Heimgang der Königin stattfinden sollte. Sie schrieb mir am 23. Januar aus Homburg, wohin sie gefahren war, um ihre schwerkranke Schwiegermutter, die Kaiserin Friedrich, zu besuchen: „Ich hoffe, Sie werden es noch möglich machen, den Kaiser zu überreden, die Beisetzung aufzugeben und sich damit zu begnügen, den Kronprinzen und vielleicht Prinz Heinrich, der darauf brennt, hinzuschicken, oder, wenn dies wirklich nicht zu machen ist, daß der Kaiser inzwischen hierher zu seiner Mutter kommt. Sogar die Kaiserin Friedrich meint, er solle nicht auf die Beisetzung warten. Sie wünscht persönlich sehr, den Kaiser zu sehen. Der Anblick der hohen Frau ist einfach jammervoll. Sie trägt es wirklich groß. Ich glaube nicht, daß der Zustand sich wesentlich verschlimmern wird nach diesem Todesfall, dafür war sie heute schon zu gefaßt." Am folgenden Tage schrieb mir Ihre Majestät weiter aus Homburg: „Sie werden nächstens meine Handschrift verabscheuen, aber ich muß Ihnen einliegendes Telegramm senden. Es traf gestern abend spät ein. In verschiedener Weise hat es mich beunruhigt: 1. da ich aus demselben ersehe, daß der Kaiser wieder sehr nervös, abgespannt ist. Aber das trifft, wie Sie wissen, leicht ein beim Kaiser und ist natürlich, da er sich einer Sache immer ganz hingibt. 2. Aber besonders gefährlich ist meiner Ansicht nach, daß man jetzt versucht, besonders die Damen, auf seine warme, freundliche Natur einzustürmen, ihm so schönzutun (jede will ihn natürlich nur für ihre Zwecke gewinnen),

daß der Kaiser den Eindruck gewinnt, dort absolut nötig zu sein. Ich finde, Sie müßten ihm vorstellen, wenn er sich jetzt noch etwas ausgeruht hat, dann zurückzukehren zur Mutter, die Beisetzung dem Kronprinzen und vielleicht Heinrich zu überlassen. Aber wer weiß, ob er es tut. Wenn er wirklich durchaus der Beisetzung beiwohnen will, würde es sich wohl kaum lohnen oder ihn vielleicht zu sehr ermüden, dazwischen zurückzukommen. In einem heute eingetroffenen Brief vom 21. schrieb der Kaiser mir, Eckardstein habe ihm erzählt, ‚als am Abend in London bekannt wurde, daß Ich käme, um bei Großmama zu sein, da hätten die Leute vor Freude geweint, und oft sei Eckardstein gesagt worden, das wäre ein Akt, den Mir das englische Volk nie vergessen werde'." Das mir von der Kaiserin übersandte Telegramm war vom 23. Januar. Es bezog sich darauf, daß die Kaiserin angefragt hatte, ob der Kaiser nicht zu seiner schwerkranken Mutter kommen könnte. Wie die Kaiserin selbst hinzufügte, war dieser Vorschlag in der stillen Hoffnung gemacht worden, daß der Kaiser dann die Beisetzung in England aufgeben würde. Der Kaiser hatte erwidert: „Durch Reisen, durch Wartetage und -nächte und durch Flut von Telegrammen, die unaufhörlich hereinströmen, bin ich so mitgenommen, daß ich für den Augenblick außerstande bin, schon wieder eine Tour wie hinunter nach Homburg zu machen. Zudem sind die Tanten vollkommen allein hier, und ich muß ihnen beistehen in vielen Dingen, wo Rat nötig. Sie sind so lieb und gut zu mir, daß ich von ihnen als Bruder und Freund, nicht als Neffe behandelt werde. Sobald etwas Ruhe und weniger Arbeit ist, werde ich sehen, ob ich noch vor der Beisetzung kommen kann. Es war eine furchtbar schwere und aufregende Zeit."

Am 26. Januar schrieb mir die Kaiserin weiter aus Homburg: „Am Nachmittag besuchte ich meine arme Schwiegermutter, die doch einen sehr traurigen Anblick bietet. Sie leidet doch immer noch sehr. Nun kommt der große Kummer hinzu, der Wunsch, nach England zu gelangen, was meiner Ansicht nach bei ihrem Zustand ausgeschlossen ist. Dies gibt Unruhe und Qual. Dazwischen kann sie wieder ganz heiter sein. Was nun die Rückkehr des Kaisers betrifft, so ist ja leider eingetroffen, was ich befürchtete, daß er die ganzen vierzehn Tage in England bleibt, noch dazu mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Heinrich. Als Krone von allem hat der neue König den Deutschen Kaiser zum englischen Feldmarschall gemacht. Wenn das nicht eine Ironie im jetzigen Moment ist, dann weiß ich es nicht. Es soll wohl eine Liebenswürdigkeit sein, ich halte es für eine Taktlosigkeit. Natürlich muß der Kaiser ein liebenswürdiges Gesicht machen. Ich habe ihm geschrieben, ich hoffte, er (der Kaiser) verlangte nicht, daß ich ihm hierzu gratuliere, es solle wohl eine Liebenswürdigkeit sein, vielleicht hätte man verschiedene Auffassung für die Sache. Ich

glaube, im Lande wird man auch sehr unzufrieden sein. Nun noch der Geburtstag außer Landes. Ich kann nur sagen, ich habe einen moralischen Kater.“ Telegraphisch berichtete mir die Kaiserin noch von Friedrichshof: „Trotzdem Kaiserin Friedrich durch den Tod der Mutter zuerst natürlich tief bewegt war, fand ich sie bereits sehr gefaßt. Sie fragte sehr, ob der Kaiser bald zurückkäme, schien sehr den Wunsch zu hegen, den Kaiser bald zu sehen.“

Graf Metternich über den Aufenthalt in England

Die Nachteile eines zu langen Aufenthalts leuchteten auch dem England freundlich gesinnten Grafen Paul Metternich ein, der mir am 23. Januar sichtlich präokkupiert in diesem Sinne telegraphierte. Am 24. Januar schrieb er mir schon beruhigter: „Wechselnde Bilder ziehen rasch an einem vorüber, und ich empfinde heute weniger die Befürchtungen, die ich Ihnen gestern über einen längeren Aufenthalt Seiner Majestät in Osborne aussprach. Die Einladung des Kronprinzen zum Geburtstag Seiner Majestät ist auf die eigene Initiative des neuen Königs von England zurückzuführen. Ich habe gestern Gelegenheit gehabt, Seine Majestät in dürren Worten auf die Gefahren von Indiskretionen nach Rußland hin aufmerksam zu machen, und ich glaube, daß Seine Majestät, soweit die Zukunft in Betracht kommt, meine Bemerkungen nicht unberücksichtigt lassen wird.“ Philipp Eulenburg, der viel Flair hatte, schrieb mir wenige Tage nach dem Tode der Königin Victoria aus Wien: „Mir wird bange, wenn ich an den geliebten Herrn in Osborne denke: Was wird er alles reden! — Wie ein Kind zwischen diesen trotz aller Trauer rohen Naturen wandelnd. In ihrer Mitte verliert er auch alle seine sonstige ‚Gerissenheit‘. Eine Art treuherzige Verlegenheit tritt ein, und es wäre dem ersten besten leicht, ihm alle seine Seelengeheimnisse (und unsere Staatsgeheimnisse) zu entreißen. Dabei überall im Wege! Die Familie schimpft hinter seinem Rücken, und die eigenen Adjutanten ringen die Hände und wollen nach Hause. Mich macht trotz allen Ernstes und der wahren Trauer, die er empfindet, der Gedanke lächeln, wie er die tote Großmutter ‚ausschlachtet‘, um sich eine Zeitlang von ‚Muttern‘ zu drücken. Hoffentlich bekommt ihm das Spazierengehen in Osborne und das Herumfahren bei Cowes zu allen Kriegsschiffen, die ihn mit der denkbar größten Nonchalance empfangen, gut; das ist schließlich die Hauptsache. Der ‚New York Herald‘ hat meine bevorstehende Ernennung zum Statthalter im Elsaß gebracht. Gott weiß, woher das stammt! Wenn es auch der einzige Posten ist, den ich gern nähme, so hörte ich weder, daß der Langenburger zurücktreten will, noch, daß Adolf Schaumburg eine andere Unterkunft haben sollte.“ Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg war Statthalter der Reichslande. Den Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe, den Schwager des Kaisers, fürchtete Phili als Konkurrenten für Straßburg, wohin er selbst kommen wollte. Mit

„Muttern" ist die Kaiserin Auguste Viktoria gemeint, deren Einfluß er den Kaiser zu entziehen suchte.

Brief des Generals von Plessen

Aus England schrieb mir am 1. Februar der Generaladjutant von Plessen: „Eurer Exzellenz darf ich meine Eindrücke hier offen mitteilen: S. M. haben durch sein schnelles Kommen, durch seine liebevolle Teilnahme, durch sein frisches, tatkräftiges Eingreifen in den ersten Trauerstunden hier die Herzen aller im Sturm erobert! Die ganze Königliche Familie stand unter seinem Charme, inklusive derjenigen Damen, welche uns sonst am wenigsten geneigt sind, z. B. die Königin Alexandra, die Herzogin von York, die Christian Holstein. Alle Umgebungen haben mir dies ebenso rückhaltlos ausgesprochen wie die Herrschaften selbst! Als der Tod der Queen herannahte, schlug ich S. M. vor, gleich danach sofort nach Friedrichshof zur kranken Mutter zu fahren und dann zu der vermutlich nicht so bald zu erwartenden Beisetzung wieder herzukommen. Das würde die Welt begreifen, und hier wäre er, der Deutsche Kaiser, in dieser Zwischenzeit nicht dringend nötig! Er warf dies sofort weit weg! Er wäre hier nicht als Kaiser, sondern lediglich Enkel! Ich bin überzeugt, daß von dem im ersten Moment gemachten Gewinn durch unser Bleiben manches wieder verlorengegangen ist. Alle Umgebungen fragten uns in jener Zeit, wann wir abreisten, wie lange wir bleiben würden! Als man des Kaisers Entschluß nach und nach erkannte, hat man hier aus der Not eine Tugend gemacht. ‚Der König hat', so sagte uns S. M., ‚mich zu bleiben gebeten!' Nun, ich glaube, daß vieles, was in diesen vierzehn Tagen gesprochen wurde, besser ungesprochen geblieben wäre. Von englischer Seite hat man jedenfalls nichts unversucht gelassen, uns an sich zu binden! Der ‚Feldmarschall', der ‚Hosenband in Brillanten' und nun diese Umfahrt durch London, um dem Publikum Gelegenheit zu geben, seinen Dank dem Kaiser für sein Kommen abzustatten! Gebe Gott, daß uns dabei kein Unglück passiert!!! Aus allem habe ich den Eindruck, daß den Engländern in ihren großen Kalamitäten (Süd-Afrika), in welche dieser Regierungswechsel fällt, bei ihrer allgemeinen Verhaßtheit, von der sie offen sprechen, unser Herkommen und unseres Kaisers Freundschaftsbeweise unaussprechlich erwünscht gekommen sind. Sie sind momentan so klein, wie sie so bald nicht wieder sein werden! Durch unseren Herrn gehoben, fangen sie sicherlich bald wieder an, ihre historische Unverschämtheit wiederzugewinnen! Ganz zum Überfluß mußte im Zimmer neben S. M. der Herzog von York an den Masern erkranken! Unser Herr war nicht dazu zu bringen, mit dem Kronprinzen auf die ‚Hohenzollern' zu ziehen. Er vertauschte nur seine Wohnung mit einer im entlegenen Flügel. Wären wir nur erst mit beiden glücklich zu Hause! Und zu Hause soll jetzt in Homburg v. d. H. ein längerer Aufenthalt genommen werden, weil man in Berlin sonst die

kleinen Kinder anstecken könnte! Hier wird die Ansteckungsgefahr gering geachtet, zu Hause muß sie uns zum Vorwand dienen, länger von Berlin fortzubleiben! Ich finde es schrecklich, daß in diesen arbeitsreichen, folgenschweren Geschäftswochen S. M. nicht in Berlin ist. Oder wollen Sie lieber, daß er den Geschäften fernbleibt? Jedenfalls hoffe ich, daß Sie recht bald nach Homburg kommen, wo wir am 7. Februar morgens 8 Uhr eintreffen."

Der Schwarze Adler für Roberts

Die antienglische Stimmung der Kaiserin Auguste Viktoria, der militärischen Umgebung Seiner Majestät und der großen Mehrheit des deutschen Volkes war unklug. Aber die Übertreibungen des Kaisers gegenüber England, dem er in jenen Tagen ebenso stürmisch und demonstrativ huldigte, wie er vorher und nachher gelegentlich antienglische Gefühle zur Schau trug, regten die weitesten Kreise in Deutschland immer von neuem auf, und das ohne realen politischen Nutzen. Die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den Besieger der Buren, Feldmarschall Roberts, die ohne Rückfrage bei mir erfolgte, machte bei dem stolzen Selbstgefühl der Engländer dort wenig Eindruck, während sie in Deutschland vielfach als ein Schlag ins Gesicht der öffentlichen Meinung und Stimmung des Landes empfunden wurde. Die Kunst der Politik besteht auch darin, de donner à chaque chose sa juste valeur, wie der weise Marco Minghetti zu sagen pflegte. Diese demonstrative Auszeichnung hat nicht einmal den damit Begnadeten für die Dauer gewonnen. Als später Wilhelm II. in einem bedauerlichen Anfall von phantastischer Großsprecherei die unwahre Behauptung aufstellte, Lord Roberts habe die Buren nur mit Hilfe eines von ihm, dem Kaiser, entworfenen und an die Königin Victoria gesandten Feldzugsplans besiegt, verwandelte sich der Feldmarschall, der übrigens ein tüchtiger und tapferer Soldat war, der in allen Weltteilen durch sein ganzes langes Leben hindurch für den Ruhm der englischen Fahne gefochten hatte, in einen persönlichen und bitteren Gegner des Deutschen Kaisers. Es war dies einer der vielen Fälle, wo Kaiser Wilhelm II. bei den besten Absichten und felsenfest überzeugt, er sei auf dem richtigen Wege, gerade das Gegenteil von dem erreichte, was er bezweckte.

Wilhelm II. in Homburg

Als ich den Kaiser in Homburg wußte, begab ich mich dorthin. Ich fand ihn noch ganz im Banne seiner englischen Eindrücke. Während er sich sonst nicht genug tun konnte im Wechseln militärischer Uniformen, zeigte er sich jetzt nur in Zivil, wie er sich in England gekleidet hatte. Dazu trug er eine Krawattennadel mit der Chiffre seiner verewigten Großmutter. Die aus dem nahen Frankfurt zur Mittags- oder Abendtafel befohlenen Militärs waren sehr erstaunt, ihren obersten Kriegsherrn im bürgerlichen Kleide zu erblicken. Sie schienen nicht angenehm berührt durch die immer wiederholten enthusiastischen Kundgebungen für England und alles Englische,

‚das hoch über deutscher Art und Sitte stünde'. König Eduard hatte vor der Abreise des Kaisers aus England ihm seinen Besuch angekündigt. Obwohl ich Seine Majestät darauf aufmerksam machte, daß der König vor allem seine todkranke Schwester, die Kaiserin Friedrich, noch einmal sehen wolle und deshalb lieber bei ihr im Schloß Friedrichshof absteigen würde als in Homburg, bestand der Kaiser darauf, daß sein Onkel bei ihm wohnen müsse und nicht in Friedrichshof. Da das Schloß in Homburg nicht für den Winter eingerichtet war, so mußten rasch eiserne Öfen in allen Zimmern aufgestellt werden. Einmal im Gange, verbreiteten sie eine kaum erträgliche Hitze. Wurden dann notgedrungen die Fenster geöffnet, so fror der Gast in der kalten Februarluft. Die Gesundheit des Generalobersten Hahnke, des Kabinettsrats Lucanus und anderer ehrwürdiger Greise in der kaiserlichen Suite wurde auf eine harte Probe gestellt. Die Heizungsversuche fanden dadurch ihren Abschluß, daß König Eduard seinem Neffen schrieb, er könne seine gütige Einladung für Homburg nicht annehmen, da er möglichst in der Nähe seiner armen Schwester bleiben wolle. Bei der großen Impressionabilität Seiner Majestät bewirkte diese Absage eine merkliche Abkühlung der kaiserlichen Empfindungen nicht nur für seinen königlichen Oheim, sondern auch für dessen Land.

Die Verständigung mit England

Mich beschäftigte inzwischen vor allem der Wunsch, die Annäherung zwischen dem Kaiser und dem König und die günstige Rückwirkung der kaiserlichen Reise auf weite Kreise des englischen Volks zu benutzen, um zu einer für uns annehmbaren vertragsmäßigen Verständigung mit Großbritannien zu kommen. Schon aus Berlin telegraphierte ich an die Kaiserliche Botschaft in London, daß, wenn Chamberlain gegenüber Eckardstein die Frage eines engeren Anschlusses von Großbritannien an uns und die zentraleuropäische Friedensgruppe berühre, dieser etwa folgendem Gedankengang Ausdruck geben möge: Das deutsch-englische Zusammengehen auf Grund von Interessengemeinschaft habe sich neuerdings mehrfach praktisch bewährt. Nirgends bestehe jetzt mehr zwischen uns ein eigentlicher Gegensatz. Der friedliche Wettbewerb auf kolonialem oder wirtschaftlichem Gebiet des einen Landes sei auf keinem Teil des Globus unvereinbar mit den Rechten und Interessen des anderen. Die neuerliche intime Annäherung der beiderseitigen Herrscher habe dazu beigetragen, die Völker einander näherzubringen. Unter diesen Umständen erscheine es nicht ausgeschlossen, daß von unserer Seite dem Gedanken eines engeren Anschlusses nähergetreten würde, falls derselbe eine bestimmte Gestalt annehmen und in amtlicher Form angeregt würde. Die Befestigung des Weltfriedens müsse das beiderseitige Ziel sein. Für England ebensowenig wie für uns sei Rußland oder Frankreich allein in Betracht zu ziehen. Einer allein würde für England wie für den Weltfrieden gleich unbedenklich

sein. Vereinigt aber wären Rußland und Frankreich für England um so mehr zu fürchten, als für den Fall eines englisch-russisch-französischen Konflikts sich Deutschland bisher noch nicht zu einer für Großbritannien unbedingt wohlwollenden Neutralität verpflichtet habe. Genau in derselben Lage befände sich umgekehrt auch Deutschland. Daraus ergebe sich fast von selbst der Gedanke eines defensiven Bündnisses. Für den Fall eines Angriffs von Rußland und Frankreich auf England oder auf Deutschland sollte die entsprechende andere Macht mit ihrer gesamten Land- und Seemacht zugunsten des Angegriffenen eintreten. Der Vertrag müsse nach Unterzeichnung durch die beiderseitigen Souveräne und Minister den Parlamenten zur Annahme vorgelegt werden und solle zunächst auf fünf Jahre Gültigkeit haben. Baron Eckardstein könne dabei hervorheben, daß ein solches Schutz- und Friedensbündnis den Vorzug besitze, nicht den Keim eines eventuellen Zwistes mit einer fremden Macht in sich zu tragen. Er könne dabei durchblicken lassen, daß sich vielleicht später auf der Grundlage eines defensiven Friedensvertrages eine weitere Vereinbarung, also beispielsweise die Teilung eines viel umworbenen Streitobjektes wie Marokko, um so leichter aufbauen ließe.

Denkschrift Richthofens

Im Gegensatz zu Holstein, der bei hoher politischer Begabung, reicher Erfahrung und unbegrenzter Arbeitsfreudigkeit in seiner sprunghaften, hier und da morbiden Weise nur zu oft die nötige Stetigkeit und Abgewogenheit vermissen ließ, zeichnete sich der Staatssekretär Freiherr von Richthofen durch Überlegung und ruhiges Urteil aus. Am 3. Februar hatte er mir die nachstehende Denkschrift überreicht, die um so beachtenswerter war, als Richthofen, wie ich bereits ausgeführt habe, nach Erziehung, Lebensgang und durch seine ganze Weltanschauung weit mehr Sympathien für England als für Rußland hegte: „Eine deutsch-englische Allianz gewährt uns für den Kriegsfall nach zweierlei Richtung Vorteile: 1. den Hauptvorteil, daß England nicht in den Reihen unserer Gegner steht; 2. den nebensächlicheren Vorteil, daß England in der Lage ist, die Flotten unserer Gegner von den Meeren wegzufegen und so die Nichtbeeinträchtigung unseres überseeischen Handels und unserer Kolonien zu sichern. Eine Unterstützung durch englische Landtruppen wird bei der gegenwärtigen Desorganisiertheit der britischen Armee und ihrer Inanspruchnahme in Südafrika nicht wesentlich ins Gewicht fallen. Ebenso auch nicht die Absorbierung russischer und französischer Landtruppen durch Beschäftigung derselben an der indischen Grenze oder sonstigen Kolonialgrenzen. Der oben bezeichnete zweite Vorteil ist deshalb ein nebensächlicher, weil England voraussichtlich auch ohne Allianz die Gelegenheit eines Krieges des Zweibundes gegen Deutschland oder den Dreibund benutzen würde, um die Flotten des ersteren möglichst lahmzulegen, und sodann, weil, wenn nur als Mindestmaß die englische

Neutralität uns gesichert ist, die deutsche Flotte allmählich selbst stark genug sein und werden wird, den Schutz des überseeischen deutschen Handels zu übernehmen, zumal eventuell gemeinsam mit Italien und Österreich gegen Frankreich und Rußland. Für uns von hochbedeutendem Interesse ist es daher meines Erachtens nur, uns, wenn irgend tunlich, den zu 1 bezeichneten Hauptvorteil zu sichern. Von unserem Standpunkt aus benötigte es hierzu keiner Allianz, sondern ausreichend wäre ein sozusagen Pactum de non inter se bellum gerendo. Ein solcher Kriegsausschlußvertrag würde naturgemäß gleichzeitig ein Verfahren zur Regelung aller etwaigen Streitfälle in sich zu schließen haben, das wohl nur auf einer Art schiedsgerichtlicher Basis denkbar ist. Ein solcher Vertrag würde, glaube ich, ohne weiteres, selbst wenn auch zunächst nur für etwa zehn Jahre abgeschlossen, die Billigung unseres Reichstags und des deutschen Volkes finden, und, da den allgemeinen humanitären Gedanken der Zeit entgegenkommend, wohl auch diejenige des britischen Parlaments. Er würde jede Spitze gegen dritte Regierungen ausschließen, da die Anerkennung des territorialen Status quo, der Abschluß eines gleichen Vertrages vom Dreibund dem Zweibund auch angeboten werden könnte. Ob die englische Regierung einem solchen Paktum zustimmen würde, steht dahin. Es bietet ihr viel weniger als eine deutsch-englische Allianz, aber immerhin die Sicherheit, nicht mit der Möglichkeit einer gegnerischen Koalition Rußland-Deutschland-Frankreich rechnen zu müssen. Über ein solches Paktum hinauszugehen, in ein Allianzverhältnis einzutreten, halte ich nach wie vor für sehr bedenklich. Um in England einige Gewähr für Halten des Vertrages zu haben, würde die parlamentarische Sanktion unbedingt geboten sein; geschieht solche in London, werden wir unser Parlament nicht ausschalten können. Die Zustimmung des Reichstags aber zu einem Vertrage, welcher auch nur die kleinste Möglichkeit offenläßt, daß wir in die Situation kommen könnten, uns für nicht-deutsche englische Interessen, also z. B. für Indien, zu schlagen, würde, insbesondere in gegenwärtiger burophiler Zeit, nicht zu erlangen sein. Für österreichische oder italienische Interessen einzutreten, würde man, an den Dreibund gewöhnt, äußerstenfalls bereit sein, für englische, die sich nicht voll mit den unsrigen decken, aber auf lange Zeit hinaus nicht. Der Abschluß eines dem Dreibund-Vertrage ähnelnden Defensiv-Abkommens mit England würde einem geschickten und skrupellosen englischen Staatsmann eine mächtige, für uns aber sehr gefährliche Waffe in die Hand geben. Einen Angriffskrieg Rußlands und Frankreichs gegen England provozierend, würde er einerseits die Flotten der beiden Angriffsstaaten abrasieren, andererseits auf dem Kontinent die drei Rivalen Englands: Rußland, Deutschland und Frankreich, in gewaltigem Kampfe sich verbluten lassen können, um schließlich als der in Europa einzig Gebietende dazustehen.

Jede Allianz mit England setzt uns der Gefahr aus, unsererseits einen kontinentalen Landkrieg wesentlich allein, und ohne absolute Notwendigkeit dazu, ausfechten zu müssen. Mir erscheint eine solche deshalb ausgeschlossen. Ein Paktum der eingangs erwähnten Art halte ich von unserem Standpunkt aus für möglich und nützlich. Ist ein solches nicht erreichbar, oder auch neben einem solchen, könnten Abkommen und Einzelfragen territorialer Natur zum Abschluß gelangen, wenn auch das letzte deutsch-englische Abkommen hierzu nicht anreizt, dessen Wert für England durch die tatsächliche Ausnutzung von Lourenco Marques als britische Station beseitigt und dessen Fortbestand durch die Neuproklamierung der portugiesischen Allianz für die Wirklichkeit in Frage gestellt ist. Nur als auf eine Nebenerscheinung möchte ich noch darauf hinweisen, daß jedes Paktum, welches eine englische Kriegsgefahr für uns mindert, in unserem Reichstag auf eine Neigung zu weiter gehenden Flottenbewilligungen abschwächend einwirken wird. Ich glaube, daß bei einiger Vorsicht und namentlich ruhiger Behandlung von hier aus die doch nur vorübergehende chinesische Phase zum Abschluß gebracht werden kann, ohne eine irgendwie dauernde russische Verstimmung gegen Deutschland zurückzulassen."

Am 5. Februar schrieb mir Richthofen: „Meines Erachtens liegt in den Vorgängen der letzten Zeit keinerlei Grund vor, um uns von dem bisher festgehaltenen Satz, England uns kommen zu lassen und nicht unsererseits England zu kommen, abweichen zu lassen. Weder der Thronwechsel in England noch die liebenswürdige Ausdehnung des Kaiserlichen Besuchs dort noch der englische Ansturm auf uns in der Tientsin-Settlement-Frage, welcher doch nur darauf ausging, uns in die erste Linie gegen Rußland zu schieben, und, sobald die Erfolglosigkeit bemerkt wurde, sofort abgestoppt worden ist, dürften einen solchen ausreichenden Grund darbieten. England gegenüber läuft aller Wahrscheinlichkeit nach die Situation für uns. Je mehr es in Südafrika engagiert wird, und es sieht so aus, als würde dies der Fall sein, desto mehr wird es in Europa und Asien lahmgelegt und bedarf es des Wohlwollens anderer Mächte, d. h. von Amerika abgesehen, insbesondere Rußlands, Frankreichs und Deutschlands. Das Gespenst einer russisch-englischen Allianz erscheint mir auch nach den mehrfachen Unterhaltungen, die ich hierüber mit Geheimrat von Holstein gepflogen, durchaus lediglich als ein solches. England würde durch Arrangements mit Rußland stets sicher verlieren, nur kurze Waffenstillstandssicherungen erlangen und sich immer wieder Rußlands Unersättlichkeit gegenüber sehen. Was kann England z. Z. Rußland bieten? Die Mandschurei? Die hat Rußland schon, ohne England zu fragen, genommen. Korea? England würde sich dadurch ja Japan für immer verfeinden. Gewährt England Vorteile an Rußland in Persien oder nach Indien zu, so würden es entweder nur solche sein können,

Groß-Admiral von Tirpitz

die sich Rußland auch ohne Englands Zustimmung jederzeit von selbst nehmen kann, oder solche, die Englands ganzes Prestige und ganze Herrschaft im zentralen Südasien zu erschüttern geeignet sein und außerdem doch nur das Sprungbrett für weitere russische Forderungen bilden würden. Was sollte Rußland denn als Äquivalent an England gewähren? Nicht-Intervention gegen britische Einflußsphäre am Jangtse? Eine solche Zusage würde Frankreich sehr verstimmen, andererseits aber belanglos sein, da Rußland sichtlich gar keine Intentionen hat, von Süden aus in die Jangtse-Frage sich einzumischen, und andererseits eine Einmischung von Norden her, sobald sie für Rußland ausführbar wird, wohl durch keinen Traktat der Welt würde gehemmt werden können. Rußlands und Englands Interessen sind zu gegensätzliche, um selbst eine nur zeitweise Überbrückung wahrscheinlich erscheinen zu lassen. Rußlands Stärke liegt darin, daß es keine Kolonien, sondern nur die Ausdehnung seiner eigenen Grenzen will. In verhältnismäßig kurzer Zeit hat sich diese Ausdehnung stark und stetig vollzogen; jede Verbesserung im Landtransport gegenüber dem verhältnismäßig doch immer schwerfällig bleibenden Seetransport erleichtert die Erreichung des Zieles. Hat Rußland weiter Geduld — und dies zu bezweifeln liegt namentlich unter dem gegenwärtigen Zaren kein Grund vor —, so wird ihm sanft noch mehreres zufallen. Kaum fünfzig Jahre sind seit dem Krimkriege verflossen. Würde jetzt noch irgendeine Koalition gegen Rußland zustande zu bringen sein, wenn es die Hand nach Armenien, ja selbst nach dem Goldenen Horn ausstrecken wollte? Die Mandschurei fällt Rußland ohne Weiteres in den Schoß. Wird sich, falls es nach einiger Zeit aus Tschili hinübergreift, jemand finden, der ‚Halt!' ruft? Kaum. England ist gegenüber Rußlands Aspirationen eigentlich schon, was Asien anbetrifft, auf Indien und die Küstenstrecken eingeengt: im Innern Persiens und Chinas wird es kaum gegen Rußland kräftig agieren können. Ein anglo-französisches Bündnis ist an sich nicht undenkbar. Die Spitze eines solchen würde französischerseits gegen uns, englischerseits gegen Rußland gerichtet sein. Uns allein abzurasieren unter gleichzeitigem Hochkommen Frankreichs und Rußlands, daran hat England kein Interesse. Andererseits kann es Frankreich nicht erwünscht sein, Deutschland und Rußland zu schwächen und sich dann alleinstehend England gegenüber zu sehen. Immerhin ist natürlich die Gefahr, die ein solches Bündnis für uns in sich schließen würde, nicht zu übersehen und ein Grund mehr für uns, mit England auf gutem Fuß zu bleiben. Wir sind und bleiben schließlich für England immer der bequemste Anhalt. Mit unserer Macht absorbieren wir so viele russische und französische Streitkräfte, daß dadurch Rußland und Frankreich von abenteuerlichen Unternehmungen, die sich hier oder dort gegen England richten würden, abgehalten werden und damit der englische Machtstand

wenigstens im Status quo erhalten wird. Wir verlangen andererseits nichts von englischem Besitz, sondern nur, daß wir in Ruhe gelassen werden und daß wir, wenn England aus einer fremden Schüssel eines Schwachen speisen will, es uns mitspeisen läßt. England kann hierfür eine Gegenleistung nicht mehr verlangen, als daß wir es unsererseits auch in Ruhe und Frieden lassen und seinen politischen Interessen nicht entgegentreten. Ein Arrangement in dieser Richtung kann uns nur erwünscht sein. Darüber hinaus aber ein Schutz- und Trutzbündnis oder unter gewissen Voraussetzungen eine Allianz, die man Defensiv-Allianz nennen kann, die aber de facto von einem der Paziszenten leicht zu einer Offensiv-Allianz gemacht werden kann, einzugehen, würde m. E. für uns sehr bedenklich sein, da die Spitze einer solchen Allianz, man mag sie einkleiden, wie man will, immer gegen Rußland gerichtet sein und im Konflikt mit Rußland immer wesentlich unsere Schultern und nicht die englischen herzuhalten haben würden. Mit der Seemacht ist Rußland, zumal bei jetzigen Verhältnissen Blockaden nicht mehr so schwer wiegen, vielleicht von Dritten (Amerika?) gar nicht mal immer würden anerkannt werden, nur wenig beizukommen. Bleiben wir mit Frankreich auf dem jetzigen Fuße, können wir uns davor sichern, daß England in die uns gegnerische Reihe tritt, und behandeln wir Rußland einerseits freundlich, andererseits aber fest und nicht nachgiebig oder gar nachlaufend, so sind wir, glaube ich, am besten gebettet. In letzterer Beziehung hapert es m. E. am meisten. Es muß in Petersburg sowohl wie hier (Osten-Sacken) klargemacht und zum Bewußtsein gebracht werden, daß der Schwerpunkt unserer Politik bei uns in der Hand, und zwar in der sicheren, ruhigen, gleichbleibenden Hand des Reichskanzlers, liegt. Eine englisch-französisch-deutsche Gruppierung kontra Rußland und Amerika widerspricht m. E. unseren Interessen, da wir allen Grund haben, ohne zwingende Notwendigkeit nicht in Gegensatz zu den beiden letzteren Staaten zu treten und diese zu einer für ganz Mittel- und Westeuropa höchst gefährlichen Koalition zu treiben. Andererseits würde eine solche Gruppierung unzuverlässig sein, da Frankreich aus solcher, sobald es anderweitig eine Gelegenheit zum Aufrollen der elsaß-lothringischen Frage ersehauen sollte, ohne weiteres und schleunigst echappieren würde." Die Bemerkung des Staatssekretärs, es möge den Russen klargemacht werden, daß der Schwerpunkt der deutschen Politik in der Hand des Reichskanzlers liege, bezog sich natürlich auf den Kaiser, der leider auch Rußland gegenüber dazu neigte, zwischen naiver Aufdringlichkeit und abrupter Unart hin und her zu schwanken.

Bevor ich zum Kaiser nach Homburg reiste, gab ich sowohl Richthofen wie Holstein gegenüber dem Wunsch Ausdruck, daß der Schwerpunkt der weiteren deutsch-englischen Besprechungen aus der Hand des nicht

genügend zuverlässigen, jedenfalls von englischen Gedankengängen beherrschten und insbesondere von England finanziell abhängigen Eckardstein nach Berlin verlegt werden möge. Wenn die englische Regierung etwas von uns wolle, so möge ihr amtlicher Vertreter in Berlin an uns herantreten. Erörterungen von solcher Tragweite könnten unmöglich lediglich durch die Vermittlung eines jungen Sekretärs gehen, dessen Berichte und dessen ganzes Verhalten gar zu sehr darauf hindeuteten, daß sein Charakter ebenso fragwürdig wäre wie seine finanzielle Integrität. Auffällig sei die neuerdings aus allen Eckardsteinschen Telegrammen hervorgehende Tendenz, uns Angst zu machen vor einem plötzlichen Rückzug der Engländer aus dem nördlichen Ostasien unter Preisgabe aller dortigen britischen Interessen. Unterstützt durch die britische Flotte, wären die Japaner augenblicklich den Russen in Ostasien entschieden überlegen. Das Bestreben, uns für englische Zwecke gegen Rußland vorzuschieben, sei bei der Tientsin-Angelegenheit sehr deutlich zutage getreten. Bei dem Mandschurei-Abkommen hätte Lansdowne die Miaotao-Inseln als von Rußland beansprucht erwähnt, während in dem Telegramm des englischen Gesandten Satow dieser den Zugang zum Golf von Petschili beherrschenden Inselgruppe mit keinem Wort Erwähnung geschehe. Der damalige Dezernent für England, der seit jeher anglophile Prinz Lichnowsky, der spätere Botschafter in London, faßte seine Ansicht am Schlusse eines Promemorias in die Worte zusammen: „Angesichts ihrer Lage in Südafrika, des momentan schwierigen Standes ihrer Finanzen, der Zwangslage, in der wir uns durch die Entsendung des Grafen Waldersee befinden, der antirussischen Auslassungen und Reden Seiner Majestät in England und der in London genau bekannten, durch solche kaiserliche Reden hervorgerufenen ungünstigen Stimmung für uns an der Newa wäre es geradezu naiv, wenn die englischen Staatsleiter nicht versuchen wollten, uns, ohne sich selbst zu engagieren oder gar ernstlich zu binden, gegen Rußland vorzuschieben."

XXXIII. KAPITEL

Eintreffen des Königs Eduard in Kronberg • Seine Eindrücke während seiner Fahrt durch Deutschland • Miß Charlotte Knollys zu Bülow • Kaiserbesuch in Bremen (5. III. 1901) • Exzentrische Rede des Kaisers beim Alexander-Regiment • Brief des Großherzogs Friedrich von Baden über die Rede • Die verfahrene Kanalvorlage • Demission des Finanzministers von Miquel, sein Nachfolger Freiherr von Rheinbaben • Geburtstag des Kaisers Nikolaus, Rede Wilhelms II. in Metz • General Bonnal in Metz • Die Enthüllung des Bismarck-Denkmals in Berlin (16. VI. 1901) • Bülows Gedächtnisrede. Wilhelm II., Herbert Bismarck • Der Prophet Jeremias über das menschliche Herz. Einigung mit dem bayrischen Finanzminister Riedel über den Zolltarif • Peter Spahn, Ernst Bassermann, der Bund der Landwirte, Graf Limburg-Stirum

Eduard VII. in Deutschland

Die sterbende Kaiserin Friedrich wünschte lebhaft, ihren ältesten Bruder noch einmal zu sehen. Als Eduard VII. an das Schmerzenslager seiner Schwester eilte, war er von rein menschlichen Empfindungeu geleitet. Politisch ist diese Reise des Königs für sein weiteres Verhalten wie für seine ganze Beurteilung deutscher Verhältnisse von unerfreulicher Wirkung gewescn. Im Gegensatz zu dem theoretisch angelegten Deutschen, der sein Urteil gern aus Büchern schöpft oder auch aus der Tiefe seiner ethischen Überzeugungen, geht der Engländer vou der unmittelbaren Anschauung aus. Als der König, von Vlissiugen kommend, deutschen Boden betrat und den Rhein hinauffuhr, konute er sich unmöglich dem Eindruck verschließen, daß der englandfeindliche Burentaumel in Deutschland zu einem wirklichen Paroxismus geworden war. Die Polizei hatte Mühe, auf den Stationen, wo der Zug haltmachte, den königlichen Waggon durch sorgsame Überwachung und strenge Absperruug vor Insulten zu schützen. Kein politischer Kordon konnte verhindern, daß an vielen Stationen rohe Schmähungen gegen England und den König au das Ohr Eduards VII. drangen. Um dieselbe Zeit war in allen Zeitungen zu lesen, daß in Heidelberg harmlose deutsche Korpsstudenten, die Fußball spielten, von Arbeitern für Engländer gehalten und als solche verprügelt worden waren.

Als der König, der am 25. Februar 1901 in Friedrichshof angekommen war, zum Besuch des Kaisers in Homburg eintraf, war er in sehr ernster Stimmung. Mir sagte er: „Sie haben es schwer. Die Leute sind ja hier wie verrückt. Um so mehr erkenne ich an, wie Sie für ein gutes Verhältnis zu

England überall, auch im Reichstag eingetreten sind. Lassen sich die Leute in Deutschland denn gar nicht beruhigen? They seem to have a crack, they are like mad." Am nächsten Tage hatte ich eine Unterredung mit der langjährigen Hofdame der Königin Alexandra von England, Miß Charlotte Knollys, mit der ich seit vielen Jahren befreundet war. Mit dem praktischen Sinn ihres Volkes sagte sie mir: „Was helfen denn alle neuerlichen Zärtlichkeiten zwischen dem Onkel und dem Neffen, was helfen auch alle Bemühungen der beiderseitigen Minister, wenn die Völker sich wie Hund und Katze gegenüberstehen? Der Kaiser sagt immer, in Deutschland käme es nur auf ihn an, und alles müsse sich seinem Willen beugen. Ich glaube aber, daß, wenn das Volk in Deutschland auch nicht so mitspricht wie in England, man doch mit ihm rechnen muß. Ihre Leute sind ja viel antienglischer, als sie antifranzösisch oder gar antirussisch sind. Ich sehe hinter allen Liebeserklärungen des Kaisers und Ihren gewiß ehrlichen Bemühungen, ein näheres Verhältnis zu England herbeizuführen, als realen Faktor ein Volk von fünfzig Millionen, das unser schlimmster Feind in der Welt ist. Und was den Kaiser angeht, so wissen Sie, daß ich ihn persönlich gern mag, sehr gern sogar. Er ist so unterhaltend, so lebendig, so natürlich, he is really a good fellow, a very good fellow all around. Aber, Hand aufs Herz, ist Verlaß auf ihn? Sprechen wir doch ganz offen als alte, gute Freunde, wie wir zusammen sprachen, als Sie noch nicht Kanzler, sondern ein junger Legationssekretär waren. Während des Burenkriegs überfiel Ihr guter Kaiser, God bless him, unseren armen Botschafter in Berlin, Sir Frank Lascelles, der sich spät zur Ruhe legt und gern bis zehn Uhr schläft, schon um 8 Uhr früh, setzte sich an sein Bett und ruhte nicht, bis Lascelles ein Telegramm aufsetzte, das einen vom Kaiser entworfenen Feldzugsplan gegen die Buren enthielt, der angeblich der sichere Schlüssel zur Vernichtung dieser Leute sein sollte, unter uns gesagt aber a pure nonsense war. Lascelles mußte das Telegramm, das einen im gleichen Sinn gehaltenen Brief Ihres Kaisers an unsere Königin erläutern und in seiner Wirkung verstärken sollte, sofort abgehen lassen. Hinterher hatte er dann die Pflicht, bei Regenwetter den Kaiser in Pyjama und Slippers bis an seinen Wagen und in die Wilhelmstraße zu begleiten. Einige Zeit später schrieb der Kaiser seinem Onkel, wenn ein Birminghamer Football-Club von einem Glasgower Football-Club besiegt worden wäre, brüte er nicht Rache, sondern man schüttle sich die Hand. So möchten es die Engländer nach den von ihnen in Südafrika erlittenen Schlappen auch machen. Der König antwortete seinem Neffen, daß der Krieg, den ein großes Reich führe, kein Football-Match sei. Ich will gern zugeben, daß Sie und Ihre Regierung ein gutes Verhältnis zu England wünschen. Aber Ihr Kaiser ist unberechenbar, und Ihr Volk, ein Volk von fünfzig Millionen, haßt uns."

Unterredung mit Miß Knollys

Wilhelm II. in Bremen

Für den 5. März hatte der Kaiser seinen Besuch in Bremen angesagt. Bei seinem ausgesprochenen Interesse für Handel und Schiffahrt fühlte sich Wilhelm II. in den Hansestädten besonders wohl. Zwischen Hamburg und Bremen bestand seit alter Zeit, deutscher Art entsprechend, eine gewisse Eifersucht. In den ersten Jahren nach seiner Thronbesteigung bevorzugte Wilhelm II. die Stadt an der Weser, was er in seiner originellen Weise damit begründete, daß die Bremer Mädchen mit Vorliebe Marineoffiziere heirateten, während die Hamburgerinnen reichen Kaufleuten und wohlhabenden Rittergutsbesitzern, hier und da auch stattlichen Kavallerieoffizieren den Vorzug gäben. Bald aber eroberte auch das mächtige, großartige Hamburg das kaiserliche Herz, und in den letzten Jahren seiner Regierung wurde es seine Lieblingsstadt. Er vergaß aber darüber nicht Bremen, die Stadt, die wie keine andere das Deutschtum in den Osten getragen, die Riga angelegt hatte, deren Schiffe schon im Mittelalter das Mittelmeer befuhren, die am Ausgang des zwölften Jahrhunderts vor Accon den Deutschen Orden gründete und deren verdientes Lob in seinem schönen Liede auf die deutschen Städte Max von Schenkendorf sang:

Den Weg hast du bereitet
Dem höchsten Christengott,
Hast deutsche Art verbreitet,
Bis Riga, Nowgorod.

Aus mildem Bürgerstande,
Aus stillem Bürgerfleiß
Erblüht im heil'gen Lande
Der Ritterorden Preis.

Ein bedeutungsloses Attentat

Während der Kaiser auf der Rückkehr von dem durch Wilhelm Hauffs „Phantasien" poetisch verherrlichten Bremer Ratskeller, wo ihm zu Ehren ein Festessen stattgefunden hatte, nach dem Bahnhof fuhr, schleuderte ein Arbeiter ein Eisenstück nach dem kaiserlichen Wagen. Der Kaiser wurde nicht unbedeutend an der rechten Wange verletzt. Es hätte nicht viel gefehlt und das rechte Auge war verloren. Heftig blutend war der Kaiser am Bremer Bahnhof angelangt, hatte aber vollständige Fassung bewahrt. Noch im Laufe der Nacht erhielt ich von ihm ein in den ruhigsten Ausdrücken abgefaßtes Telegramm. Als ich ihn am frühen Morgen am Lehrter Bahnhof abholte, zeigte er keinerlei Erregung und berührte den Vorfall nur kurz und mit freundlichem Gleichmut. Als ich ihn nach dem Schloß begleitete, beauftragte er mich, sobald wir in seinem Arbeitszimmer angelangt waren, an den Ersten Bürgermeister in Bremen zu telegraphieren, daß er dem Vorgang keine Bedeutung beilege und daß seine Liebe und An-

hänglichkeit für die Bremer Bürgerschaft in keiner Weise darunter leiden würde. Seine Haltung war über jedes Lob erhaben, wahrhaft königlich.

Rede des Kaisers in der Alexander-Kaserne

Etwa vierzehn Tage später empfing der Kaiser, inzwischen ganz wiederhergestellt, das Präsidium des Abgeordnetenhauses. Der Erste Präsident der damaligen preußischen Volksvertretung, Jordan von Kröcher, besaß alle Fehler, die, oft mit Unrecht, den Junkern nachgesagt werden, aber nicht die großen Eigenschaften, die sie tatsächlich besitzen. Er war derb, aber ohne echten Humor, bauernschlau, aber ohne tiefere Einsicht, emsig bedacht auf Interesse und Wohl seiner Partei und seines Standes, aber ohne die nötige Rücksicht für das Staatsinteresse. Er hat durch seine hochmütige und schnoddrige Behandlung der wenigen Sozialisten, denen es nach und nach gelungen war, trotz des damals sehr beschränkten preußischen Wahlrechts in die Zweite Kammer einzudringen, die Arbeiter gereizt, ohne auf sie Eindruck zu machen. Herr von Kröcher benutzte seinen Empfang durch den Kaiser, um eine Parallele zwischen den Attentaten auf Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1878 und dem Vorfall in Bremen zu ziehen, obwohl in zwischen festgestellt worden war, daß der Bremer Attentäter ein epileptischer, halb oder ganz blödsinniger Mensch war. Die Schlußfolgerung aus der Kröcherschen Parallele war natürlich, daß es geboten sei, ebenso wie dreiundzwanzig Jahre früher, mit Ausnahmegesetzen gegen die sozialistische Bewegung vorzugehen. Das führte zunächst zu einer unerquicklichen Debatte im Abgeordnetenhaus zwischen Eugen Richter und dem Präsidenten von Kröcher, wirkte aber, was schlimmer war, aufreizend und erregend auf den so leicht zu beeinflussenden Kaiser, der am 28. März bei der Einweihung der neuen Kaserne des Kaiser-Alexander-Regiments wieder eine recht exzentrische Rede hielt. Das 1. Garde-Grenadier-Regiment Kaiser Alexander von Rußland blickte auf eine stolze Vergangenheit zurück. Es hatte im März 1848 gegenüber der damaligen aufständischen Bewegung in vollem Maße seine Schuldigkeit getan, es hatte sich 1870 in der Schlacht von Saint-Privat bei dem Sturm auf Sainte-Marie-aux-Chênes besonders ausgezeichnet. Seine Fahne war die älteste Fahne der Armee. Sie hatte am Tage von Saint-Privat der jüngste Offizier des Regiments, Leutnant von Dewitz, getragen, aus altem pommerschem Geschlecht. Er fiel, die Fahne über sich. An diese heroische Vergangenheit zu erinnern, war des Kaisers gutes Recht, es war sogar seine Pflicht. Er fügte aber hinzu, daß, wenn sich Berlin je wieder in frecher Auflehnung gegen den König erheben sollte, das Alexander-Regiment solche Unbotmäßigkeit und Unverschämtheit nachdrücklichst in die Schranken zurückweisen werde. Er schloß mit der Erklärung: Es lebe ihm ein gewaltiger Verbündeter, der alte, gute Gott im Himmel, der schon seit den Zeiten des Großen Kurfürsten und des Großen Königs stets auf unserer Seite gewesen wäre. Der Eindruck dieser Rede im

In- und Ausland war deplorabel. Der streng konservative, kirchlich-orthodoxe „Reichsbote" wies warnend darauf hin, daß der größte Feind der Autorität ihre Überspannung sei. Die Autorität Kaiser Wilhelms I. habe darauf beruht, daß er gegenüber seinen Ratgebern Selbstbeherrschung, in allem Vernunft und weise Zurückhaltung walten ließ. Fürsten, die solche Bescheidenheit vermissen ließen, pflegten an den Realitäten des Lebens zu scheitern und schließlich auf eine unglückliche Regierung zurückzusehen. Harte und leider prophetische Worte. Die „Times" sprach in einem ernsten Artikel die Besorgnis aus, daß durch den Bremer Vorfall das seelische Gleichgewicht des Kaisers gestört sein müsse, wenn er solchen „nonsense" rede. Andere englische und amerikanische Blätter sprachen von „moral insanity". Die französische Presse erging sich in ridikülisierenden und persiflierenden Betrachtungen. Ich legte den Artikel des leitenden englischen Blatts dem Kaiser an erster Stelle vor, da ich wußte, daß die Auslassungen der Londoner Presse ihm einen stärkeren Eindruck machten als deutsche Zeitungsartikel. Auch die amerikanischen und französischen Presseurteile ersparte ich ihm nicht.

Briefe des Großherzogs von Baden

Wenige Tage später erhielt ich einen Brief des Großherzogs Friedrich von Baden, in dem es hieß: Er müsse mir bekennen, daß ihm die Lage unserer deutschen öffentlichen Verhältnisse einen Höhepunkt in der Gefahr erreicht zu haben scheine, der uns zwinge, nötige Schutzmittel für die Zukunft vorzubereiten. Die Reden des Kaisers bildeten die Gefahr, die er als eine drohende bezeichnen müsse. Alle kaiserlichen Reden sollten vorher dem Reichskanzler vorgelegt werden, so daß Korrekturen und etwaige Milderungen eingeschaltet werden könnten. Andernfalls sei Herabsetzung der Autorität der Krone, Schädigung ihres Ansehens, allmähliche Erschütterung der monarchischen Ordnung im gesamten Reich, endlich auch eine ungünstige Beurteilung des Deutschen Reichs durch das Ausland und damit eine Schwächung des Vertrauens in Deutschlands Macht und Stärke zu besorgen. Kaiserliche Reden an die Truppenteile sollten überhaupt nicht veröffentlicht werden. Die Rede an das Alexander-Regiment hätte in den weitesten Kreisen tiefgehende Verstimmung hervorgerufen, und zwar gerade in den höheren und erfahrenen Schichten. Gerade weil er, der Großherzog, die Fähigkeiten des Kaisers hochschätze, wünsche er, daß das Oberhaupt des Reichs außerhalb der Diskussion bleibe. Nachdem der Großherzog den Kaiser bei dessen Durchreise durch Karlsruhe gesprochen hatte, schrieb er mir am 18. Mai 1901: Er danke mir zunächst für die vertrauensvollen Darlegungen, die er inzwischen von mir erhalten habe und durch die er einen vollständigen Einblick in die Wege erhalten hätte, die ich zu gehen gesonnen sei. Aus den Äußerungen des Kaisers ihm gegenüber hoffe er zu seiner Freude annehmen zu können, daß der Kaiser meinen Vorstellungen und

Ratschlägen künftig besser folgen werde. „Das wird nur gute Folgen haben können und die öffentliche Diskussion wesentlich vermindern." Über die auswärtige Politik schrieb der erfahrene und weise Großherzog, der Kaiser habe sich ihm gegenüber mit großer Gereiztheit über die russische Politik ausgelassen und den Zaren sehr ungünstig beurteilt. Er, der Großherzog, sei überzeugt, daß ein möglichst vertrauensvolles Zusammengehen mit England gewiß geboten sei, wir müßten aber vermeiden, in Abhängigkeit von England zu geraten. Über dem Ausbau der Flotte dürfe die Verstärkung des Heeres nicht versäumt werden. Gute Beziehungen zum russischen Kaiser wären sehr zu wünschen, denn sie stärkten die Möglichkeit, unsere eigenen Interessen erfolgreich zu fördern. Deshalb, fügte der liberal eingestellte Großherzog hinzu, beklage er die ungemeine Schärfe des Kaisers gegenüber dem Zaren und Rußland, denn die politische Klugheit dürfe nicht übersehen, daß die englische Politik noch mehr als die jeder anderen Macht nur und allein das eigene Interesse kenne. Der Großherzog, der es bitter empfunden hatte, daß der Kaiser seine Bitte, seinem Sohn, dem vortrefflichen und tüchtigen Erbgroßherzog, das vakante Generalkommando des 14. Armeekorps zu übertragen, noch dazu in verletzender und unfreundlicher Form, abgelehnt hatte, schloß mit den Worten: „Inzwischen ist mein Sohn schwer erkrankt, und so konnte er die Enttäuschung nicht erfahren. Mein Lebensabend ist zu freudloser Arbeit umgestaltet, und die treue Pflichterfüllung ist mit Opfern verbunden. Immerhin muß tapfer gearbeitet werden, und solange mir Gott die Kraft gnädig gewährt, werde ich ihm dienen und mich dem Wohl des Landes widmen. Wiederholt danke ich Ihnen für das mich hoch erfreuende Vertrauen, das Sie mir in so freundlicher Weise widmen und das mich immer wieder ermutigt, demselben nach Kräften zu entsprechen. Ich tue das um so lieber, da ich weiß, wie schwere Arbeit auf Ihnen lastet. Bewahren Sie mir auch fortan Ihr Vertrauen und bauen Sie dabei auf die treuen Absichten des in Dankbarkeit Ihnen sehr ergebenen Friedrich Großherzog von Baden."

Schließung des Preußischen Landtags

Im Mittelpunkt der innerpreußischen Politik stand seit Jahr und Tag die Kanalvorlage. Ich habe bei der Besprechung der Kanalkrisis von 1899 schon darauf hingewiesen, wie gründlich verfahren diese Angelegenheit war, in der alle recht und alle unrecht hatten oder umgekehrt niemand ganz recht und niemand ganz unrecht. Der Kaiser und die kanalfreundlichen Parteien hatten recht, wenn sie im wirtschaftlichen Interesse des Landes den Ausbau unseres Kanalnetzes forderten. Die Gegner hatten recht, wenn sie Front machten gegen die autokratische Art und Weise, mit der Wilhelm II. seine Pläne durchzusetzen suchte. Der Kaiser hatte unrecht, wenn er die Angelegenheit in der Art von Friedrich Wilhelm I. betrieb, teils weil er weit davon entfernt war, ein Friedrich Wilhelm I. zu sein, teils auch weil

sich die Zeiten inzwischen erheblich geändert hatten. Die Gegner der Kanalprojekte hatten sehr unrecht, wenn sie aus übertriebener Furcht vor der Einführung fremdländischen Getreides, aus agrarischer Eifersucht gegen die Industrie und bis zu einem gewissen Grade aus Eifersucht des Ostelbiers auf den reicheren Westen den Bau neuer Kanäle zu verhindern trachteten. Ich hatte, als ich mich am 9. Januar 1901* dem Preußischen Abgeordnetenhaus als Ministerpräsident vorstellte, alle Teile des Hauses vor Kurzsichtigkeit und Selbstsucht gewarnt. Ich hatte zur Einigkeit aufgefordert zwischen dem Westen mit seiner alten Kultur, seiner mächtig entwickelten Industrie, seiner Regsamkeit und seinen Hilfsquellen und dem Osten, der Wiege der preußischen Monarchie, der unserem Beamtentum und unserer Armee seinen starken, seinen großen Stempel aufgedrückt hat. Als ich die Wohlfahrt der gesamten Volkswirtschaft, das Wohl der ganzen Monarchie als meinen Leitstern bezeichnete, fand ich einen in diesem Hause seltenen stürmischen Beifall. Aber als es sich darum handelte, vom Bravorufen und Händeklatschen zu Taten überzugehen, hörte die Begeisterung auf. Die Beratungen in der Kommission rückten nicht vorwärts, das Feilschen nahm kein Ende. Es blieb nichts anderes übrig, als die ganze Frage auf ein anderes Geleise zu schieben. In einer von mir zu diesem Zweck angesetzten Sitzung des Staatsministeriums führte ich aus, daß dem grausamen Spiel in der Kanalfrage ein Ende gemacht werden müsse. Selbst für den Fall, daß das Herrenhaus die im Abgeordnetenhaus verstümmelte Vorlage wiederherstellen sollte, was nicht einmal sicher sei, könne im Abgeordnetenhaus mit einiger Sicherheit nur auf die Annahme eines Teils des Mittellandkanals gerechnet werden. Unter solchen Umständen hätte ich von Seiner Majestät die Zustimmung zur Schließung des Landtags erbeten und erhalten. Im ausdrücklichen Auftrage Seiner Majestät hätte ich allen beteiligten Ministern, namentlich dem Herrn Vizepräsidenten von Miquel, die Allerhöchste Anerkennung für die vortreffliche Vertretung der Kanalvorlage auszusprechen.

Für Miquel Rheinbaben

Diese unerwartete Eröffnung wirkte auf meine Herren Kollegen in verschiedenartiger Weise. Der Landwirtschaftsminister von Hammerstein und der Handelsminister Brefeld, die Übles ahnten, ließen die Köpfe hängen. Der arme Miquel war wie vom Schlage getroffen. Begeisterte Zustimmung fand ich beim Grafen Posadowsky, der in Miquel einen Mitbewerber um den Kanzlerposten sah und ihn haßte. Auch Tirpitz war vergnügt. Er mochte Miquel nicht und behauptete, dieser gliche ausschweifenden Menschen, die, nachdem sie alle Genüsse erschöpft hätten, im hohen Alter auf Perversitäten verfielen. So habe Miquel allmählich vom marxistischen Kommunismus bis zum scharfen Konservativismus die Freuden aller

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 176; Kleine Ausgabe I, S. 234.

politischen Parteien und Richtungen erprobt und genossen. Am nächsten Tage, es war mein Geburtstag, der 3. Mai 1901, schloß ich den Landtag mit der Erklärung, daß die Königliche Staatsregierung die Kanalvorlage als ein Ganzes betrachte, aus der wesentliche Bestandteile nicht ausgeschaltet werden könnten. Gleichzeitig ließ ich Miquel in schonender Weise durch meinen Chef der Reichskanzlei, Herrn von Wilmowski, nahelegen, sein Abschiedsgesuch einzureichen. An seine Stelle trat der bisherige Minister des Innern, Freiherr von Rheinbaben, eine noch junge, unverbrauchte und ungewöhnliche Kraft.

Für Rheinbaben Hammerstein-Loxten

Rheinbaben war ein unermüdlicher Arbeiter, der, immer eine starke Zigarre im Munde, stundenlang an seinem Schreibtisch seine Akten bewältigen konnte, ein ausgezeichneter Redner, mit dem es an Schlagfertigkeit und Schwung wenige aufnahmen, ein offener, unerschrockener, nobler Charakter. Weniger mit seinen Anschauungen als mit seinem Herzen stand er sehr weit rechts, und das beeinträchtigte bis zu einem gewissen Grade für mich seine politische Verwendbarkeit. Aber niemand konnte Georg von Rheinbaben kennenlernen, ohne ihn liebzugewinnen. Verglichen mit der Selbstsucht mancher seiner Kollegen, erschien er mir im Staatsministerium während bald neun Jahren als unter Larven die einzig fühlende Brust. Er war der Sohn eines 1866 auf dem Felde der Ehre gefallenen Offiziers, der Schwiegersohn des Freiherrn Rochus von Liliencron, des allgemein verehrten Nestors der deutschen Germanisten. An Rheinbabens Stelle trat als Minister des Innern der bisherige Bezirkspräsident von Metz, Freiherr von Hammerstein, ein Hannoveraner aus welfisch gerichteter Familie, aus dem ein trefflicher preußischer Staatsdiener werden sollte. Ich kann mich seiner nicht erinnern, ohne eines Zwischenfalls zu gedenken, der für die traurige Schwäche unseres Nationalgefühls charakteristisch war. Im Reichstag richtete einige Jahre später ein Welfe gegen den Minister von Hammerstein einen heftigen Angriff, den er, unter Hinweis darauf, daß dessen Vater ein intransigenter Welfe gewesen wäre, des Abfalls von den Traditionen seiner Familie beschuldigte. Hammerstein antwortete in einer mich ergreifenden Weise, indem er ausführte, daß die Eindrücke des Jahres 1870, wo er, bis dahin welfisch gesinnt, den Weg zu Preußen und zu Deutschland gefunden, den Krieg mitgemacht und sich für immer der schwarzweißen und schwarzweißroten Fahne angeschlossen habe, für ihn den Weg nach Damaskus bedeutet hätten. Im italienischen Parlament würde eine solche Rede eines in seiner Jugend partikularistisch gesinnten Italieners allgemeinen und stürmischen Beifall entfesselt haben. Bei uns wurde sie durch höhnisches Gelächter der Sozialisten, des Zentrums und der Freisinnigen unterbrochen, während die Konservativen verlegen schwiegen und nur die Nationalliberalen schüchternen Beifall spendeten.

Podbielski Landwirtschafts-minister

Zum Landwirtschaftsminister wurde der Staatssekretär des Reichspostamts General von Podbielski ernannt, der unter der Maske des jovialen Lebemanns nicht unbedeutende Gerissenheit verbarg, aber auch viel gesunden Menschenverstand, und der vor allem ein praktischer Landwirt mit großer Erfahrung und mit großem Verständnis für die Bedürfnisse der Landwirtschaft war. In seinem Wesen der Typus eines gemütlichen Kavallerieobersten a. D., der die Freude und den Stolz aller Kasinos gebildet und bei Liebesmählern es im Trinken und Durchhalten bis zum frühen Morgen mit jedem Fähnrich aufgenommen hatte, war Theophil von Podbielski der Enkel eines in Warschau geborenen polnischen Offiziers, der nach 1806 Preußen treugeblieben war. Er war ein hervorragender Organisator, mochte es sich nun um die Schnitzeljagden der Reitschule in Hannover, um die Rennen von Karlshorst, um die Post oder um das Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten handeln. Zum Handelsminister schlug ich einen nationalliberalen Parlamentarier vor, den Kommerzienrat Möller. Es lag mir dabei nicht nur daran, für dieses Ressort eine tüchtige Kraft zu gewinnen, sondern ich wollte auch die Parteien und namentlich den Kaiser daran gewöhnen, aus dem Parlament geeignete, solcher Aufgabe gewachsene Persönlichkeiten mit Ministerposten zu betrauen.

Ich legte Gewicht darauf, mich gerade von Miquel in der besten Form zu trennen. Bei dem Abschiedsdiner, das ich ihm zu Ehren gab, sprach ich einige Worte, die meine aufrichtige Bewunderung für seine seltenen Geistesgaben und meine Anerkennung seiner großen Verdienste nicht nur als preußischer Minister, sondern auch in der Werdezeit des Reichs als führendes Mitglied des Nationalvereins zum Ausdruck brachten. Seine wehmütige Antwort ließ erkennen, wie schmerzlich er seinen Rücktritt empfand. Es war ein Fehler des alten Systems, daß verabschiedete Minister nie oder fast nie wiederkehrten. So faßten denn viele den Rücktritt als Minister nicht nur als eine Capitis diminutio, sondern fast als eine Art von politischem Todesurteil auf. Miquel hatte einen begabten Sohn, den ich schon in jungen Jahren in die Diplomatie aufnahm und, seinen Gaben entsprechend, nach dem Rücktritt seines Vaters ungewöhnlich rasch avancieren ließ. Er ist leider frühzeitig gestorben. Die Ausschiffung des Finanzministers und Vizepräsidenten des Staatsministeriums Miquel fand wie alles Schöne und weniger Schöne, das ich unternahm, den begeisterten Beifall meines „treuen Knappen", des Grafen Monts. Er schrieb sofort an meine Frau: „Von ganzem Herzen möchte ich Ihnen und B. gratulieren, daß dieser gefährliche Mineur glücklich debarquiert ist, und noch dazu in einer so selbstverständlichen, milden, ich möchte sagen eleganten Weise. C'était un coup de maître. Die so ganz verfahrene, klippenreiche Kanalsache ist von B. in geradezu tadelloser Weise bisher dirigiert worden. Ich sehe jetzt frohen

Muts der Zukunft entgegen. Ich glaube an Bernhards Stern! . . . Zu B.'s Geburtstag habe ich nur aus Bescheidenheit nicht telegraphiert, meine Gedanken waren aber unausgesetzt bei ihm. Ich drücke Ihnen im Geist mit gehorsamstem Handkuß nochmals gratulierend die kleine Hand. Sie grüßen wohl gütigst Bernhard und die kleine Schar der Getreuen, zu der sich zu zählen zur Ehre rechnet Ihr treu ergebenster Diener Monts." Die Wendung mit der „Bescheidenheit" und der „kleinen Hand" der Chefesse wie der „ergebenste Diener" hätten einem Höfling des XVIIe Siècle, des Grand Siècle, Ehre gemacht. Noch mehr ein Postskriptum zum Brief, in dem es hieß, daß der Semmering, der historisch zu werden gehofft hätte, jetzt sehr traurig wäre. Diese feine Schmeichelei bezog sich darauf, daß ich als Reichskanzler nicht mehr wie vordem als Botschafter und als Staatssekretär den Hochsommer am Semmering, sondern in dem näher bei Berlin gelegenen Norderney zubrachte.

Kaiser-Diner in Metz

Alter Tradition entsprechend, wurde der Geburtstag des Kaisers von Rußland am preußischen Hofe durch ein Festmahl gefeiert, zu dem der russische Botschafter eine Einladung erhielt. Am 18. Mai 1901 fand dies Diner in Metz statt, wo der Kaiser gerade weilte. Er hielt eine kurze und angemessene Rede. Daß der russische Botschafter Graf Osten-Sacken anstandslos einer Einladung nach Metz Folge geleistet hatte, machte in Paris starken Eindruck. Die französische Nationalistenpresse sah darin einen Beweis, daß die russische Regierung nicht mehr daran denke, die französischen Revanchebestrebungen zu unterstützen. Statt solche Eindrücke sich befestigen und ausreifen zu lassen, unternahm Wilhelm II. immer wieder fruchtlose, wenn nicht schädliche Versuche, sich der spröden Marianne zu nähern. Am 29. Mai 1901 benützte er die Anwesenheit des französischen Generals Bonnal, um ihn zu einem Frühstück im Kasino des 2. Garderegiments zu Fuß einladen zu lassen, an dem er selbst teilnahm. Nachdem der Kaiser eine soeben erhaltene, für ihn selbst wie für den Grafen Waldersee schmeichelhafte Depesche des Kaisers Nikolaus verlesen hatte, sprach er von der „ganz besonderen Ehre", die der Brigade dadurch zuteil geworden wäre, daß sie zwei Offiziere der französischen Armee in ihrer Mitte sähe. In China hätten zum ersten Male deutsche und französische Truppen Schulter an Schulter gegen einen gemeinsamen Feind in „guter Waffenbrüderschaft und treuer Kameradschaft" gekämpft. „Die beiden Herren Offiziere und ihre gesamte Armee hurra! hurra! hurra!" In Frankreich wurde dieser Toast von den einen als Symptom deutscher Schwäche, von anderen für eine Frankreich gelegte Falle angesehen, von wenigen verstanden, von niemandem gewürdigt. Zwischen dem Kaiser und dem General Bonnal entwickelte sich seitdem eine Korrespondenz, in welcher der Kaiser nichts Ungehöriges sagte, die aber mit dazu beitrug, ihn in seiner Neigung

zu bestärken, banale Höflichkeiten und nichtssagende Phrasen als sachliche Erfolge und politische Werte einzuschätzen. Wenn ich mich nicht täusche, hat General Bonnal ebenso wie ein anderer französischer höherer Offizier, General Lacroix, mit dem der Kaiser bei dessen Kommandierung zu einem deutschen Manöver gleichfalls Freundschaft schloß, sich verpflichtet gefühlt, als es zum Krieg kam, den Deutschen Kaiser mit besonderer Gehässigkeit zu beschimpfen und zu verhöhnen. Ich glaube, es war General Bonnal, der damals schrieb: das größte Glück, das Gott Frankreich bescheren könne, wäre, wenn Wilhelm II. selbst den Oberbefehl über das deutsche Heer übernähme.

Enthüllung des Berliner Bismarck-Denkmals

Auf den 16. Juni 1901 war die Enthüllung des Bismarck-Denkmals in Berlin angesetzt. Das innerliche Verhältnis Wilhelms II. zu dem gewaltigsten Minister, den Deutschland gesehen hat, ist schwer in wenigen Worten zu schildern. Der Kaiser haßte Bismarck, konnte sich aber nicht verhehlen, daß dieser ein großer Mann war. Er wünschte es ihm glcichzutun, womöglich ihn zu übertreffen, merkte aber allmählich, das dies nicht ganz leicht war, und das erbitterte ihn. Er begriff nie, daß der Genius sich nicht kopieren läßt. Dann wollte er, was ihm an Genie fehlte, durch die göttliche Gnade ersetzen, die aber auch nicht zu erzwingen ist, selbst dann nicht, wenn der Fürst, der sie herabfleht, sich noch so oft als Instrument des Himmels und Haushalter Gottes proklamiert. Es kamen auch Zeiten, wo Wilhelm II., dann ganz der Sohn seiner rationalistischen Mutter, meinte, daß angeborene und nicht unbeträchtliche Begabung, Rührigkeit, englischer Common sense in der Welt weiter führten als Genialität. Im Notfall sollte es die Gewalt, Polizei und Heer, schaffen. In seinem Größenwahn wurde Kaiser Wilhelm II., wie einst der blinde König Georg von Hannover, wie die Stuarts in England und die Bourbonen in Frankreich, wie Friedrich Wilhelm II. von Preußen und so manche andere Fürsten, durch schmeichelnde Höflinge, leider auch hier und da durch charakterlose Gelehrte, wie Theodor Schiemann und Adolf Harnack, bestärkt.

Professor von Harnack

Während meiner langen Ministerzeit hatte ich in jedcm Jahre Gelegenheit, in der Universität, in der Akademie und in der Königlichen Bibliothek Ansprachen des Professors Adolf von (er war auf seine Bitte von Wilhelm II. in den erblichen Adelsstand erhoben worden) Harnack anzuhören, die an Byzantinismus alles übertrafen, was sich Beamte oder Militärs bei uns je geleistet haben. „Zuhöchst richtet sich unser Dank an unsern allergnädigsten Protektor, König und Herrn!“ rief bei der Zweihundert-Jahrfeier der Akademie am 20. Mai 1901 Professor Harnack dem Kaiscr Wilhelm II. zu. (Man beachte die neue Blume am Strauch der Rosiflora Byzantinissima Linn., die Wendung, daß ein Dank sich „Zuhöchst“ richtet.) „Königlich hat er, der Kaiser, unsere Akademie durch Allerhöchst Sein Erscheinen

geehrt. Wir aber wollen uns auch so hoher Ehre würdig erweisen, wie es dem Preußen geziemt. Unter Seinem Schutz arbeiten wir, Ihm ist auch die Wissenschaft vertraut. Wir wollen und werden unsere Pflicht tun. Gott schütze den König!" In einer in der Aula der Universität am 27. Januar 1907 gehaltenen Kaisers-Geburtstags-Rede hieß es: „In dem Herzen eines jeden Deutschen lebt ein festes Kaiserbild als Niederschlag und Frucht unserer ganzen Geschichte. Unserem Kaiser, der mit Mut und Kraft in die Zukunft schaut, geloben wir stete Treue. Ehrfurchtsvoll fassen wir unsere Wünsche zusammen in dem Ruf: Gott schütze, Gott erhalte uns unseren Kaiser!" An dieser Tonart hielt Professor von Harnack bis zum 9. November 1918 unentwegt fest. Seine fünf Jahre nach meinem Rücktritt bei der Einweihung der Königlichen Bibliothek am Geburtstag unseres alten Kaisers, am 22. März 1914, an Wilhelm II. gehaltene Ansprache konnte ich leider nicht mehr anhören, las aber in den Zeitungen, daß Professor Harnack dem Kaiser zugejauchzt hatte: „Mögen wir uns im Politischen wie in der Erkenntnis alle zu immer festerer und immer tieferer Einheit zusammenfassen, geschart um Eure Majestät, Allerhöchstder ich in Ehrfurcht huldige als unserem Herrn, als dem hochherzigen Kenner der Wissenschaften, als dem geliebten Vater des Vaterlandes!" Und es kam der Weltkrieg, und solange das Glück den Fahnen des Kaisers treu blieb, blieb ihm auch Professor Harnack treu, mit unbegrenztem Enthusiasmus. Am 29. September 1915 feierte er in öffentlicher Rede unser „herrliches Heer und seinen großen Heerführer, unseren teuren Kaiser". Noch am 1. August 1916 forderte er alle Deutschen auf, „sich in unauslöschlicher Dankbarkeit, in Ehrfurcht und Treue zu scharen um den obersten Kriegsherrn, um unseren teueren Kaiser Wilhelm II." Ich werde leider im weiteren Verlauf meiner Erinnerungen nicht verschweigen dürfen, daß Adolf von Harnack, der noch im Oktober 1918 schriftlich und öffentlich seine unerschütterliche Treue zu Kaiser Wilhelm II. und dem Hause der Hohenzollern in flammenden Worten proklamiert hatte, kaum vierzehn Tage später im November umfiel und sich aus einem feurigen Monarchisten in einen ebenso hitzigen Republikaner verwandelte. Einer von jenen, die, um mit Robert Prutz zu reden, jederzeit bereit sind, das Hemd zu wechseln und die Haut, wenn nötig. Kaiser Wilhelm II. hat oft geirrt, er ist oft, nur zu oft, falsche Wege gegangen. Aber wenn er viel gesündigt hat, so ist von Speichelleckern, Weihrauchstreuern und Kriechern auch viel an ihm gesündigt worden.

Ich war von der innerlichen Einstellung des Kaisers zum Fürsten Bismarck ausgegangen, die in der Tat kompliziert war, gemischt aus Übermut und Furcht, schlechtem Gewissen und Ranküne, Eifersucht und Trotz. Während seiner ganzen Regierungszeit stand Bismarcks Riesenbild Wilhelm II. vor Augen. Er hätte ihn am liebsten totgeschwiegen. Er wollte,

daß möglichst wenig von Bismarck gesprochen werden sollte. Aber er war selbst von ihm wie hypnotisiert. Er wollte vieles nicht, weil Bismarck es gewollt hatte. Dann wieder wollte er manches, um es Bismarck gleichzutun. Er war bemüht, den Bruch mit Bismarck und seine unfreundliche Verabschiedung zu rechtfertigen, sie als nützlich, notwendig und richtig hinzustellen. Er kam oft auf diese Verabschiedung zurück. So glich er ein wenig jenem Studenten in dem berühmten Roman von Dostojewski, dem Raskolnikow, der, ohne es zu wollen, immer wieder zu dem Schauplatz seiner schweren Tat zurückgetrieben wird. Er war bemüht, der Auffassung Eingang zu verschaffen, daß Bismarck ihm eine „unmögliche Erbschaft" hinterlassen hätte und daß es seine, des Kaisers, Mission wäre, die durch Bismarck zerrissenen Fäden neu anzuknüpfen und die Lage Deutschlands wieder ins Lot zu bringen. Diesem Zwecke, so führte Wilhelm II. gern aus, dienten seine Reisen, Besuche und Reden. Ich möchte annehmen, daß er auch heute, in dem melancholischen Haus Doorn, nach seinem Sturz und nach seiner Flucht innerlich glaubt, er wäre im Begriff gewesen, die ihm vom Himmel auferlegte schwere Aufgabe zu lösen, als seine Feinde ihn überfallen und damit alle seine Bemühungen vernichtet hätten.

Die Feier in Berlin

Als sich der Tag näherte, an dem Bismarcks Denkmal in Berlin enthüllt werden sollte, ließ mir Wilhelm II. durch Lucanus sagen, er wolle an dieser Feier unter keinen Umständen teilnehmen, da dies unter seiner Würde wäre. Der Oberhofmarschall August Eulenburg, der sich ebensowenig wie ich darüber im Zweifel war, daß ein demonstratives Fernbleiben Seiner Majestät einen sehr schlechten Eindruck machen würde, arrangierte mir eine kurze Begegnung mit dem Kaiser am Potsdamer Bahnhof. Die Unterredung dauerte kaum zehn Minuten, sie war aber lebhaft. Der Kaiser entließ mich mit den Worten: „Wenn Sie es durchaus wollen, werde ich kommen, aber nur in kleiner Uniform." Aus dem Fenster des kaiserlichen Waggons rief er mir noch zu, er würde keinesfalls selbst sprechen; ich möge die Rede halten, aber so, daß er damit einverstanden sein könne. Der Kaiser erschien wirklich zur Feier am 16. Juni 1901 in kleiner Uniform, begleitet von der Kaiserin, die Bismarck nie geliebt hatte und verstimmt aussah. Ich stand dem Kaiser gerade gegenüber, auf etwa zwanzig Schritt Entfernung. Ich sprach*) sehr langsam und deutlich, so daß er mich gut verstehen konnte, als ich, jedes Wort betonend, darauf hinwies, daß die Spur der Erdentage des eisernen Kanzlers nie untergehen, daß die Bewunderung und Dankbarkeit für ihn nicht aufhören würden, solange ein deutsches Herz schlagen, ein deutscher Mund reden, eine deutsche Faust sich ballen würde. „Dieses Bewußtsein ist heute in Deutschland noch stärker, leben-

---

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 222; Kleine Ausgabe I, S. 246.

Dankbrief Miquels an Bülow

(Zu Seite 524)

Ew. Excellenz

möchte ich gern auch schriftlich für die gütigen Mittheilungen Ihrer anerkennenden Beurtheilung der Arbeit und der Fähigkeiten meines Sohnes meinen besten Dank sagen. Sie sind für einen Vater sehr wohlthuend u. tröstlich. Ich hoffe, daß mein Sohn sie auch ferner verdienen wird. Indem ich mir gestatte, um die gütige Erhaltung Ihres Wohlwollens für denselben zu bitten, verbleibe

in bekannten verehrungsvollen Gesinnungen

Ihr ergebenster

Berlin den 6. Mai 1901 *Miquel*

Randbemerkung von Bülow:

Dankbrief von Miquel nach seinem Rücktritt, für meine Güte für seinen Sohn, den ich in die Diplomatie aufgenommen und immer protegiert hatte

Ew. Excellenz

erlaube ich mir ergebenst Ihnen gefälligst Kenntnis zu geben
von der Mitteilung unserer verehrlichen Landes-
regierung der Arbeit und der Tüchtigkeit unseres
neuen Lehrers meinen besten Dank
auszusprechen. Die Sache für einen Notarschüler
wohlbekannt ist erledigt. Ich hoffe, daß
mein Sohn sich uns seinen verehrten Herrn
Lehrern ist mir gestattet, um die gütige
Fortsetzung Ihres wohlwollenden Interesses
zu bitten, verbleibe

in tiefster Ehrfurcht

Ew. Excellenz

gehorsamster

Diener

Meyer

den 6 Mai

1905

diger und klarer als in den Tagen, wo Fürst Bismarck unter uns weilte. Sein gigantischer Schatten wird wachsen, je weiter der Lebenstag des deutschen Volkes vorrückt und je mehr das nationale Urteil ausreift. Bismarck hat ausgeführt und vollendet, was seit Jahrhunderten das Sehnen unseres Volkes und das Streben unserer edelsten Geister gewesen war, was die Ottonen und Salier und Hohenstaufen vergeblich angestrebt hatten, was 1813 den Kämpfenden als damals nicht erreichter Siegespreis vorschwebte, wofür eine lange Reihe Märtyrer der deutschen Idee gekämpft und gelitten hatten. Und er ist gleichzeitig der Ausgangspunkt und Bahnbrecher einer neuen Zeit für das deutsche Volk geworden. In jeder Hinsicht stehen wir auf seinen Schultern." Ich schloß: „Dort vor uns liegt die Siegesallee. Wenn diese stolze Straße von den Nürnberger Burggrafen bis zum großen Deutschen Kaiser führt, so verdanken wir es in erster Linie dem Genius des Mannes, dessen Bild in Erz sich jetzt vor unseren Blicken enthüllen soll, seinem heldenhaften Mut, seiner Arbeit für die Dynastie. Möge des großen Mannes Name als Feuersäule vor unserem Volke herziehen, möge sein Geist für immer mit uns sein."

Meine Frau war bei der Feier zugegen. Ich wünschte im allgemeinen nicht, daß sie den Sitzungen des Parlaments beiwohnte, wenn die Möglichkeit vorlag, daß ich sprechen würde. Teils wollte ich nicht, daß aus ihrer Anwesenheit im Hause und auf der Journalisten-Tribüne der Schluß gezogen würde, ich werde das Wort ergreifen. Andererseits pflegte ich ihr scherzend zu sagen, ich hätte nicht Lust, mich in ihrem Beisein zu blamieren, und wünsche nicht, durch anzügliche Reden meiner Gegner meinen Nimbus in ihren schönen Augen einzubüßen. An der Feier für Bismarck wollte sie aber gern teilnehmen, begleitet von dem Chef der Reichskanzlei, Wilmowski. Als meine Rede sich ihrem Schluß näherte, sagte Wilmowski zu meiner Frau, ich hätte famos gesprochen, sie möge aber ihre Koffer packen, denn diese Rede würde der Kaiser kaum schlucken. Als ich geendigt hatte, kam der Kaiser auf mich zu mit einem so guten und lieben Ausdruck, wie ich ihn selten bei ihm gesehen habe. Er drückte mir lange die Hand und sagte mir: „Ihre Worte haben mich im Innersten ergriffen." Wie unberechenbar war Wilhelm II.! Selbst in Momenten, wo diejenigen, die ihn genau kannten, bei ihm eine Verstimmung erwarteten, konnte der edle Kern seines Wesens plötzlich die Oberhand gewinnen. Dann legte er seinen Arm unter meinen Arm und führte mich zu Herbert Bismarck, drückte auch ihm die Hand und fragte ihn, ob ich nicht gut gesprochen hätte. „Es ist das Herz ein trotziges und verzagtes Ding, wer kann es ergründen?" klagt Jeremias, der Sohn Hiskias, aus den Priestern zu Anathoth, im Lande Benjamin. Nicht lange vor der Enthüllung des Bismarck-Monuments hatte ich von Herbert Bismarck einen herzlichen Brief erhalten, der mit den Worten

schloß: „Daß China Ihren Urlaub verdorben hat, ist beklagenswert. Es kann aber noch manches Beklagenswerte für uns eintreten, wenn Ihre Bremsvorrichtungen einmal unwirksam werden sollten! In alter Treue Ihr Bismarck.“ Herbert wußte, daß ich seinem Vater immer die Treue gehalten hatte. Er hatte lebhaft meine Ernennung zum Staatssekretär, noch lebhafter meinen Aufstieg zum Reichskanzler gewünscht. Seit langen Jahren verband uns treue Freundschaft. Jetzt erwiderte er dem Kaiser mit verkniffenem Gesicht: „Ich finde, daß namentlich Levetzow gut gesprochen hat.“ Herr Albert von Levetzow auf Gussow in der Neumark, gewesener Landesdirektor der Provinz Brandenburg, Mitglied des Herrenhauses und des Staatsrats, war seit dem Sturz des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh unbeliebt, fast verhaßt gewesen, weil er 1890 als Präsident des Reichstags nicht den Mut gefunden hatte, der Verdienste des ersten Reichskanzlers nach dessen Verabschiedung mit einigen Worten im Reichstag zu gedenken. Bei der Denkmalsenthüllung am 16. Juni 1901 hatte er vor meiner Rede eine banale, farblose Ansprache gehalten, in der nur von Seiner Majestät und den Hohenzollern die Rede war. Als Herbert Bismarck ihn im Gegensatz zu mir herausstrich, warf mir der Kaiser einen langen Blick zu, in dem vieles lag. Dann lud er mich zum Frühstück im Schlosse ein, zu dem er auch den Feldmarschall Loë befohlen hatte und wo er mir in dessen Gegenwart noch einmal seine Befriedigung aussprach. Der Großherzog Friedrich von Baden, der mit Bismarck manche, bisweilen gereizte und selbst heftige Auseinandersetzung gehabt hatte, bei denen der große Bismarck nicht immer im Recht gewesen war, dankte mir in einem herzlichen Telegramm für meine „wunderschöne“ Rede, die ein wertvolles Geschenk für die Nation wäre, für deren Denken und Empfinden sie leitend und fördernd wirken möge. Ich zeige, daß Wollen Können erfordere. Dagegen hielt Herbert Bismarck einige Tage später in einer konservativen Versammlung in Stendal, der Wiege des Bismarckschen Geschlechts, eine Rede, in der er sehr gereizt, sehr bissig sich gegen mich wandte, weil ich vor dem Denkmal seines unsterblichen Vaters erklärt hatte: Wir stünden in jeder Hinsicht auf dessen Schultern, aber nicht in dem Sinne, als ob es vaterländische Pflicht wäre, alles zu billigen, was Bismarck gesagt und getan hätte, denn nur Toren und Fanatiker würden behaupten wollen, daß Fürst Bismarck niemals geirrt hätte. Wir huldigten Bismarck auch nicht in dem Sinn, als ob er Maximen aufgestellt hätte, die nun unter allen Umständen, in jedem Falle und in jeder Lage blindlings anzuwenden wären. Starre Dogmen gäbe es weder im politischen noch im wirtschaftlichen Leben, und gerade Fürst Bismarck habe nicht viel von der Doktrin gehalten. So sind die Schüler oft unduldsamer als der Meister. Richard Wagner sagte einmal zu meiner Frau: „Meyerbeer hat einige sehr schöne Sachen komponiert. Das dürfen Sie

aber nicht den Wagnerianern sagen, die würden Ihnen die Augen auskratzen."

Beratungen über den Zolltarif

Einige Wochen vor meiner Bismarckrede hatte ich einer geheimen Beratung der höheren Beamten der zuständigen Reichsressorts und der größeren Bundesstaaten über unsere Zollpolitik präsidiert, an der von preußischer Seite Posadowsky, Wermuth, Thielmann, Richthofen, Mühlberg, Körner, Rheinbaben, Podbielski, Kapp, Möller, von den bundesstaatlichen Ministern Riedel, Feilitzsch, Metzsch, Rüger, Buchenberger, Rothe teilnahmen. Bevor die Diskussion begann, einigte ich mich mit dem bayrischen Finanzminister Riedel in einem nicht allzu langen Gespräch, das wir unter vier Augen in einer Fensternische des Bundesraatssaales führten, endgültig über nachstehende Leitsätze: 1. Der Zolltarif müsse eine Gestaltung bekommen, die das Zustandekommen von Handelsverträgen nicht ausschlösse. 2. Doppelsätze sollten für möglichst wenige Warengattungen aufgenommen werden. 3. Die Zollsätze für Brotgetreide könnten auf etwa fünf bis sechs Mark erhöht werden, ohne daß die Volksernährung dadurch gefährdet würde. 4. Eine Differenzierung des Weizen- und Roggenzolls wäre wünschenswert, um mit Rußland zu einem Handelsvertrag zu kommen und dadurch die Mauer zu durchbrechen, die sich sonst um uns schließen könnte. 5. Der Gerstenzoll dürfe nicht so hoch bemessen werden, daß er zu einer erheblichen Erhöhung der Bierpreise führe. 6. Die Vieh- und Fleischzölle dürften unter gar keinen Umständen so hoch gegriffen werden, daß die Ernährung der Arbeiterbevölkerung in den großen Städten verteuert würde. Hier wären hohe Zollsätze besonders bedenklich und gefährlich. Auf dieser Grundlage erfolgte die Ausarbeitung des Zolltarifs, der im Dezember desselben Jahres eingebracht werden sollte. Ich war mir von Anfang an darüber klar gewesen, daß, wenn einerseits der Landwirtschaft der notwendige Schutz gewährt, andererseits aber auch die Möglichkeit nicht verbaut werden sollte, zu neuen Handelsverträgen zu gelangen, der künftige Zolltarif aus einer Verständigung zwischen Zentrum, Nationalliberalen und Konservativen hervorgehen mußte. Das Rückgrat einer solchen Koalition konnte nur das Zentrum bilden, das nach seiner ganzen Struktur einen Mikrokosmos der deutschen wirtschaftlichen Verhältnisse darstellte. In seinen Reihen fanden sich Landwirte, Industrielle und Gewerkschaftssekretäre vereinigt. Es wurde durch seine Natur auf die Politik der Diagonale hingewiesen, die ich selbst verfolgte und die dem Interesse des Landes entsprach.

Die Haltung der Parteien

Daß ich während der langen und erbitterten Kämpfe um den Zolltarif bei der Zentrumspartei einen nie versagenden Rückhalt fand, war auch der Umsicht und Klugheit zu verdanken, mit der die Fraktion von dem Abgeordneten Spahn geführt wurde. Peter Spahn war nicht das, was man einen

Charmeur nennt. Wie er kein hinreißender Redner war, vielmehr trocken und mit kaum verständlicher Stimme sprach, so fehlte ihm auch im persönlichen Verkehr das Gewinnende. Aber er war ein durch und durch ehrenhafter Mann, von hervorragender Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, dazu ein ausgezeichneter Jurist. Er hatte auch zu lange der näheren Umgebung von Windthorst angehört, um nicht zu wissen, daß die Politik die Kunst des Möglichen ist und daß hinsichtlich der Mittel, durch die das grundsätzlich festgestellte Ziel erreicht werden soll, nicht ohne einen gewissen Opportunismus Erfolge erzielt werden können. Gewiß gab es in der Zentrumsfraktion auch unbedeutende, ja einfältige Mitglieder, aber die Partei als solche hatte doch einen Hauch des Geistes verspürt, der seit Jahrhunderten die Stärke und den Erfolg der Politik der römischen Kurie ausmacht. Die Nationalliberalen zeigten gegenüber dem Zolltarif die zwei Seelen, die nach einem bekannten Scherz von Eugen Richter in ihrer Brust wohnten: Die Mehrheit wünschte mit der Schwerindustrie möglichst hohe Zölle, die Minderheit neigte zum Asphalt-Liberalismus der Freisinnigen. Es war das hohe Verdienst des Abgeordneten Bassermann, daß er trotz einiger kleiner Schwankungen unter Absplitterung von einer oder zwei Stimmen die Partei auf der richtigen Linie hielt.

Der Bund der Landwirte

Das Gros der Konservativen, darunter Graf Hans Kanitz und Graf von Schwerin-Löwitz, zwei gleich patriotische und gleich einsichtige Männer, stand mir treu zur Seite. Der Bund der Landwirte aber glich den Kindern, die schreien, um noch mehr Pflaumen zu bekommen, auf die Gefahr hin, sich gründlich den Magen zu verderben. Der verständigste in ihren Reihen war der Vorsitzende des Bundes, der Freiherr Konrad von Wangenheim, ein aufrechter Mann und nobler Charakter. Bei Dr. Gustav Roesicke überwog der parteipolitische Gesichtspunkt schon in bedenklichem Grade. Der Bruder dieses Agrarierhäuptlings gehörte gleichfalls dem Reichstag an, hatte sich aber der Freisinnigen Volkspartei angeschlossen. Beide Klopffechternaturen. Das galt erst recht von Dietrich Hahn, der sich vom Beamten der Deutschen Bank zum Wanderredner des Bundes der Landwirte, vom ausgesprochenen Freihändler zum outrierten Agrarier entwickelt hatte.

Lord Beaconsfield hat einmal geäußert, daß ohne gelegentliche Intrigen ein Staatsmann kaum größere Erfolge erzielen könne. Bismarck drückte den gleichen Gedanken mit den Worten aus: „Nur die Dummen wissen nicht, wie es gemacht wird." Es kam mir vor allem darauf an, daß die extremen Agrarier mit ihrem Unverstand nicht meine guten Absichten für die Landwirtschaft vereitelten. Zu diesem Zweck mußten sie in die Defensive gedrängt, d. h. gezwungen werden, sich gegen den Vorwurf zu verteidigen, viel zu viel zu verlangen. Sie durften nicht in der Lage sein, auch nur mit einem Schein von

Gutgläubigkeit und Glaubwürdigkeit der Regierung Mangel an Entgegenkommen für die Interessen der Landwirtschaft vorzuwerfen. Um dies zu erreichen, glissierte ich unter der Hand in ein demokratisches süddeutsches Blatt die Notiz, daß allen denjenigen eine herbe Enttäuschung bevorstehe, die einen maßvollen Zolltarif erwartet hätten. Nach dem, was über den künftigen Zolltarif verlaute, wären die weitestgehenden Besorgnisse hinsichtlich einer allgemeinen Verteuerung der Volksernährung und einer gleichzeitigen ernsten Störung aller unserer Handelsbeziehungen nur zu sehr gerechtfertigt. Es folgten einige ad hoc ausgesuchte und zugespitzte Angaben über die von der Regierung „leider" in Aussicht genommenen „exorbitanten" Agrarzölle. Bald nachher ließ ich in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erklären, daß, nachdem „durch eine bedauerliche Indiskretion" ein Teil des Zolltarifentwurfs bekanntgeworden wäre, ich die Zustimmung der Bundesregierung zur amtlichen Publikation eingeholt hätte, die sodann erfolgte. Nun erhob sich in der ganzen linksstehenden Presse ein fürchterliches Geschrei. Die demokratischen Blätter tobten wegen der gesetzlichen Bindung der Mindestzölle, die sozialistischen drohten mit Obstruktion. Der „Vorwärts" erklärte, der Zolltarif ginge weit über jedes Maß hinaus, das selbst die pessimistischsten Beurteiler des Kanzlers Bülow erwartet hätten. Auch die mildere Tante Voß sah das Ende der Handelsvertragspolitik, die völlige wirtschaftliche Isolierung Deutschlands gekommen. Das agrarische Hauptorgan, die „Deutsche Tageszeitung", suchte den Hieb zu parieren, indem sie behauptete, der von der Regierung beabsichtigte Zolltarif könne selbst die bescheidensten Landwirte nicht zufriedenstellen. Sie fand aber damit wenig Glauben und nicht viel Anklang. Die Stimmung war für sie verdorben, die Situation verschoben. Die extremen Agrarier waren, wie ich das beabsichtigt hatte, aus der Rolle des mit einigem Recht klagenden Hungerleiders in die des nie zu befriedigenden Nimmersatts versetzt worden. So wurde es dem Führer der Konservativen, dem Grafen Stirum, erleichtert, seine Partei zusammenzuhalten und vor einer selbstmörderischen Opposition gegen den Zolltarifentwurf zu bewahren, die für die Konservativen ebenso verderblich gewesen wäre wie für die Landwirtschaft. Die Führung des Grafen Stirum war vom Staatsinteresse inspiriert und in ihren Zielen eine staatsmännische. Acht Jahre später wurde die konservative Partei von Herrn von Heydebrand, der über parteipolitischen Erwägungen das Staatsinteresse vergaß, in eine Richtung gedrängt, die Preußen, die dem Reiche und die schließlich auch der Partei selbst schwere Wunden schlagen sollte.

XXXIV. KAPITEL

Kaiser Wilhelm am Sterbelager der Kaiscrin Friedrich • Ihr Tod (5. VIII. 1901) • Graf Götz von Seckendorff • Charakteristik der Kaiserin Friedrich • Graf Waldersees Rückkehr aus China • Zusammenkunft Wilhelms II. mit Nikolaus II. in Hela • Ungenügende Dekorierung des russischen Ministers des Äußern • Wilhelm II. in Rominten • Eulenburgs Schilderung des dortigen Aufenthalts • Prinz Heinrich beim Zaren in Spala • Verlobung des Prinzen Max von Baden mit der Großfürstin Helene Wladimirowna • Denkmalsenthüllungen in der Siegesallee • Wilhelms II. Stellung zu den schönen Künsten Heimgang der Idealistin Malvida von Meysenbug und des Königs Albert von Sachsen

Tod der Kaiserin Friedrich

Kaiser Wilhelm II. hatte, bevor er die Nordlandreise antrat, dem Professor Renvers, dem großen Arzt, der bei der Kaiserin Friedrich ein Krebsleiden diagnostizierte und seitdem bemüht gewesen war, mit seiner hervorragenden ärztlichen Kunst und der ebenso seltenen Güte seines Herzens der armen Frau jede mögliche Erleichterung zu verschaffen, das Versprechen abgenommen, er werde ihn rechtzeitig benachrichtigen, wenn die Tage seiner Mutter sich dem Ende zuneigen sollten. Sobald der Kaiser ein dahingehendes Telegramm erhalten hatte, trat er von Norwegen die Rückreise nach Deutschland an. Ich fuhr ihm nach Kiel entgegen. Der Kaiser war schmerzlich bewegt, er war vor allem in hohem Grade erregt. Er überhäufte seine arme Frau, die ihn mit mir in Kiel erwartete, mit Vorwürfen, daß sie nicht am Krankenbette ihrer Schwiegermutter weile, die dies gar nicht gewünscht hatte. Er wurde nur allmählich durch die Herzogin Karoline Mathilde von Glücksburg beruhigt, die ältere Schwester der Kaiserin Auguste Viktoria, ebenso wie diese eine gute und verständige Frau. Der Kaiser stieg mit mir im Homburger Schloß ab, dann begab er sich nach Schloß Friedrichshof und blieb dort bis zum Tode der Mutter, die unsäglich litt. Sie starb, gestützt von Renvers, der keinen Augenblick vom Krankenbett wich, und von ihrem Sohn, am 5. August 1901. Am nächsten Morgen unternahm der Kaiser mit mir einen längeren Spaziergang im Schloßgarten von Homburg. Er erzählte mir, daß seine Mutter bestimmt habe, ihre Leiche solle unbekleidet in eine englische Flagge, den Union-Jack, eingewickelt und so in den Sarg gelegt werden. Sie hatte auch angeordnet, daß der Sarg nach England überführt und dort beigesetzt werden solle. Der Kaiser fand meine Zustimmung, als er der Ansicht Ausdruck gab,

daß er mit Rücksicht auf die Empfindungen des deutschen Volkes und auf die Würde unseres Volkes diese Wünsche seiner Mutter nicht erfüllen dürfe. Sie wurde einige Tage später in der Friedenskirche in Potsdam beigesetzt.

Ich kenne kaum ein tragischeres Schicksal als das der Kaiserin Friedrich. Aufgewachsen als Princess Royal of Great-Britain and Ireland, als älteste Tochter der Königin Victoria, in allem Glanz des englischen Hofes, umgeben nicht nur von der Zärtlichkeit ihrer Eltern und Geschwister, sondern auch von der ungeheuren Volkstümlichkeit des englischen Königtums, hatte sie die glücklichste Jugend genossen. Sie war die Lieblingstochter ihres Vaters, des Prince-Consort Albert, der ihr seine Anschauungen über Welt und Politik von früh auf eingeprägt hatte. Es waren die Anschauungen des gemäßigten Liberalismus der fünfziger Jahre, aber natürlich mit starkem englischem Einschlag. Obwohl Prinz Albert von Koburg in England im Grunde nicht beliebt war, fühlte er sich mit der Assimilationsfähigkeit des Deutschen doch als Engländer und als solcher erhaben über seine deutschen Verwandten und Landsleute. Er schärfte seiner ältesten Tochter, als sie nach ihrer Vermählung die Reise nach Deutschland antrat, vor allem ein, sie möge nie vergessen, daß sie die älteste Tochter der Königin von England und Princess Royal von Großbritannien wäre. Erst in zweiter Linie durfte sie daran denken, daß sie auch Kronprinzessin von Preußen geworden war. Es ist möglich, daß, wenn Prinz Albert länger gelebt hätte, er seine Anschauungen insbesondere über preußische und deutsche Verhältnisse revidiert hätte. So aber blieb die Tochter nach dem schon 1861, kaum drei Jahre nach ihrer Vermählung erfolgten Tode ihres von ihr angebeteten Vaters auf dem Standpunkt stehen, den dieser ihr eingeprägt hatte. In Berlin und noch mehr in Potsdam fand sie alles ärmlich und kleinlich, verglichen mit Windsor und Osborne. Es gab in den preußischen Palais damals kaum Badezimmer. König Wilhelm I. wurde zweimal in der Woche sein Bad in einer mit einem weißen Laken bedeckten Wanne aus dem Hôtel de Rome in sein Palais gebracht. Als die junge englische Prinzessin beim Breakfast nach einem Eierbecher verlangte, erwiderte der Lakai mit verlegenem Lächeln, die „Herrschaften" hätten die Gewohnheit, die Eier in ein Kognakgläschen zu stecken. Und gar die W. C. ließen alles zu wünschen übrig. Selbstbewußt und eigensinnig, wie sie von Natur war, wußte die damalige Prinzeß Friedrich Wilhelm von Preußen sich nicht mit ihren Schwiegereltern zu stellen. Um so besser gelang es ihr bald, starken Einfluß auf ihren edlen, herzensguten, tapferen und dabei milden Mann zu gewinnen. Der spätere Botschafter von Schweinitz, damals Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm, der dessen Hochzeit beigewohnt hatte, erzählte mir, die Prinzessin habe bei der Abreise von Windsor, nachdem die Abschiedsküsse mit der zurückbleibenden englischen Familie ausgetauscht worden

waren, den ihr eben angetrauten Mann unter den Arm genommen und mit einer energischen Bewegung zum Eisenbahncoupé geführt. „So hat sie ihn durch das ganze Leben dirigiert", fügte Schweinitz hinzu. Es wäre ungerecht, nicht hinzuzufügen, daß die Kronprinzessin intellektuell ihrem Mann überlegen war, daß sie weitere Horizonte hatte, weniger Hemmungen, eine raschere Auffassung, eine größere Beweglichkeit des Geistes. Aber obwohl sie ihren Mann zärtlich liebte, hat sie, solange dieser lebte, seine herrlichen Eigenschaften, die Lauterkeit seines Wesens, seine Reinheit, seine Ritterlichkeit, seine vollkommene Furchtlosigkeit, seine Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, seine rührende Herzensgüte nicht so gewürdigt, wie sie dies hätte tun sollen.

Ich möchte schon hier sagen, daß alles, was über eine Neigung der Kronprinzessin für ihren Kammerherrn, den Grafen Goetz Seckendorff, getuschelt wurde, alberner, völlig unbegründeter Klatsch ist. Die Stellung Seckendorffs am kronprinzlichen Hofe beruhte zum kleineren Teil darauf, daß er sich sehr gut auf Haushaltung, Arrangement im Hause, auf Einkäufe von Antiquitäten verstand, auch allerhand dilettantische Liebhabereien der Kronprinzessin für Aquarellieren, Gartenkunst u. ä. teilte. Zum größeren Teil lag das Geheimnis seines Einflusses in der rücksichtslosen, ungenierten Art, mit der er seiner hohen Gebieterin widersprach, was ihm als Aufrichtigkeit und wahre Treue ausgelegt wurde. Ganz ähnlich stand es zwischen der Königin Victoria und dem Leibjäger ihres verewigten, von ihr innig geliebten Gemahls, dem Schotten Brown. Der grobe Freimut, den dieser biedere Landsmann von Walter Scott immer und überall an den Tag legte, bürgte Ihrer Majestät nur für seine unbedingte Zuverlässigkeit. Der Leibarzt der Königin, der von ihr nach Rumänien geschickt worden war, um die damalige Maria von Rumänien zu entbinden, erzählte mir, als wir uns in Sinaja begegneten, wo wir viel zusammen spazierengingen, er sei in London zugegen gewesen, als die Königin nach einem Besuch bei ihrer Schwiegertochter, der Herzogin von Connaught, in ihren Wagen stieg. Hinten auf dem Bock saß John Brown. Die Königin fragte nach ihrem Schal. John Brown entgegnete ihr, sie säße ja auf ihrem Schal, und fügte brummend hinzu, aus Zerstreutheit würde Ihre Majestät wohl nächstens ihren Kopf verlieren. Ruhig und milde entgegnete die Königin: „You are very right. I am a poor widow, who lost her dear beloved husband and who feels very helpless." Vollends die Behauptung, die Kaiserin Friedrich habe sich nach dem Tode ihres Gemahls mit dem Grafen Seckendorff heimlich vermählt, ist eine der albernsten Lügen, die je verbreitet wurden. Der Kammerherr Graf Götz von Seckendorff gehörte einer alten fränkischen Familie an, von der ein Zweig im achtzehnten Jahrhundert über Ansbach und Bayreuth nach Preußen gekommen war. Der berühmteste Sohn des Geschlechts war

der Feldmarschall und Reichsgraf Friedrich Heinrich von Seckendorff, der als österreichischer Gesandter in Berlin Friedrich Wilhelm I. so zu kaptivieren wußte, daß dieser ihm den berüchtigten Vertrag vom 23. Dezember 1728 gewährte, der Preußen in eine Abhängigkeit von Österreich brachte, wie sie erst fast zweihundert Jahre später wieder erreicht werden sollte, als Bethmann Hollweg 1914 Preußen und Deutschland an das Narrenschiff der Wiener Diplomaten fesselte. Der Kammerherr Graf Götz von Seckendorff war Hofmann, aber nicht in dem Sinne, wie uns Baltasar Gracian, der Rektor des Jesuitenkollegiums zu Tarragona, in seinem „El discreto" und in seinen von unserem Schopenhauer übersetzten „Oraculo manual", wie uns Labruyère in seinen „Caractères" den vollendeten Hof- und Weltmann gezeichnet haben. Das Höfische in Seckendorff zeigte sich in der Art und Weise, wie er alle Verhältnisse und Vorgänge nur vom Standpunkt der Höfe und der Allerhöchsten Familienbeziehungen einschätzte. Obwohl er aus dem 1. Garderegiment hervorgegangen war, fehlte ihm festes preußisches und deutsches Nationalgefühl. Maßgebend für ihn waren die Stimmungen und Wünsche des englischen Hofes, auf die er sich einstellte wie die Magnetnadel im Kompaß auf den Meridian. Das Ziel seiner Wünsche war, deutscher Botschafter in London zu werden, eine Aufgabe, der er in keiner Weise gewachsen war. Als ich ihm diesen Wunsch nicht erfüllen konnte und durfte, erkaltete seine früher warme Freundschaft und, wie er sich auszudrücken die Güte hatte, seine Bewunderung für mich merklich. Er ist vor dem Beginn des Weltkrieges gestorben, ohne sein Ziel, die Londoner Botschaft, erreicht zu haben. Daß ein Mann, der so viele Jahre der Umgebung der Kaiserin Friedrich angehörte, nicht wirklich und richtig preußisch und deutsch empfand, hat jedenfalls mit dazu beigetragen, daß sie selbst leider niemals eine gute Preußin geworden ist.

Deutsch war sie nur, soweit es sich um eine gewisse platonische Zuneigung zu dem alten bescheidenen Deutschland der Biedermeierzeit handelte. Das mächtige Bismarcksche Deutschland hat sie nie geliebt. Daß sie sich nicht mit Bismarck zu stellen wußte, war das Unglück ihres Lebens. Der große Staatsmann hat sich namentlich in der Konfliktszeit bemüht, sich mit ihr zu verständigen, aber alle seine Versuche prallten ab an ihrem Eigensinn, der noch stärker war als der ihrer Mutter, was etwas sagen will. Der Tochter fehlten die praktischen Erfahrungen der Mutter. Sie war nicht wie diese daran gewöhnt worden, daß der fürstliche Wille an den Institutionen des Landes, an seinen Traditionen und an der Staatsräson eherne Schranken finden soll. Die Kaiserin Friedrich hatte einen großen Charme, den zu einem nicht geringen Teil ihr ältester Sohn von ihr geerbt hatte. Es war ein Vergnügen, mit ihr zu diskutieren, auch wenn von vornherein klar war, daß es nie gelingen würde, sie von ihrer vorgefaßten Meinung

abzubringen. Sie malte ganz nett, aber natürlich als Dilettantin. Sie hat meine Frau mehrfach porträtiert. Zwei Porträts hängen in der Villa Malta, eins in Flottbeck, die freilich alle drei gegen die herrlichen Porträts von Makart und Lenbach sehr abfallen. Die Kaiserin Friedrich fragte mich gelegentlich, wie mir die von ihr gemalten Porträts meiner Frau gefielen. Ich erzählte Ihrer Majestät daraufhin, daß ein großer Monarch, Ludwig XIV., le Grand Roi, dem Duc de Saint-Simon einmal ein von ihm verfaßtes Sonett vorgelesen und ihn um sein Urteil ersucht hätte. Der Herzog habe ihm erwidert: „Sire, rien n'est impossible à Votre Majesté. Vous avez voulu faire un mauvais sonnet, vous avez pleinement réussi." Ich schloß: „Eure Majestät haben ein unähnliches Porträt meiner Frau machen wollen und es erreicht." Die Kaiserin lachte. Weit davon entfernt, meinen Scherz übelzunehmen, fand sie die Antwort des Duc de Saint-Simon entzückend. Die Kaiserin Friedrich wäre unter allen Verhältnissen und in jeder Lebenslage eine ungewöhnliche Frau gewesen. Durch ihren Lebensgang wurde sie eine der unglücklichsten Frauen, die es je gegeben hat. Sie hat Enttäuschungen über Enttäuschungen erlebt. Sie konnte ihre Pläne nicht durchführen. Vor dem Regierungsantritt ihres Mannes sah sie die Jahre kommen und gehen, ohne in das Rad der Geschichte eingreifen zu können. Nach seinem Tode verglich sie sich einmal mir gegenüber mit einem Menschen, der an einem Fluß steht, der teilnahmlos, gleichgültig an ihm vorüberströmt. Die Kaiserin Friedrich hat ihrem ältesten Sohn niemals dessen lieb- und herzloses Benehmen gegenüber seinem sterbenden Vater in San Remo verziehen. Sie hat auch nie die Brutalität vergessen noch vergeben, mit der sie vom Sohn nach dem Tode des Vaters in Potsdam behandelt wurde. Der tiefe Groll, den sie seitdem gegen ihren Erstgeborenen im Busen trug, hatte sich bedauerlicherweise auf ihren Bruder, den König Eduard, übertragen, der seit seiner Kindheit mit seiner ältesten Schwester durch zärtliche Liebe und volles gegenseitiges Vertrauen verbunden war. Politisch war die Kaiserin Friedrich liberal gesinnt, wie sie auch in religiöser Beziehung sehr freien Ansichten huldigte. Würde sie als Kaiserin die Kraft gehabt haben, Reformen im Sinne des vorgeschrittenen Liberalismus durchzusetzen? Ich möchte diese Frage nicht bejahen. Ich glaube, daß es für einen Reichskanzler, der ihren im Grunde doch sehr weiblichen, impressionablen und ängstlichen Charakter kannte, nicht allzu schwer gewesen wäre, sie dahin zu bringen, daß sie sich darauf beschränkt hätte, Wissenschaft und Kunst in ihrer Weise zu fördern. Den Respekt vor der Wissenschaft hatte Wilhelm II. von ihr geerbt. Auch ihre Neigung, ihre wissenschaftlichen Kenntnisse nach außen hervortreten zu lassen, obwohl dies bei der Mutter nie in der überhebenden Weise des Sohnes geschah. Jede Art von Prahlerei lag ihr fern. In ihrem Wesen, ihren Manieren war sie bescheiden, beinahe befangen.

Sie hatte etwas Vornehmeres als ihr ältester Sohn, der aber in gewisser Hinsicht mehr Bon Enfant war als sie, mehr gemütlich im deutschen Sinn. Dafür hatte die Mutter eine tiefere Bildung als der Sohn, auch bessere Manieren. Die Gerechtigkeit gebietet, hinzuzufügen, daß die geistigen Horizonte beider, der Mutter und des Sohnes, weiter gezogen waren als jene, die das Gesichtsfeld der Tiefenbacher der deutschen Republik, der Scheidemann und Wirth, der Preuß und Erzberger, bestimmten.

Auf künstlerischem Gebiet dachte die Kaiserin Friedrich spießbürgerlich. Sie zog Händel weit Richard Wagner vor, ließ kaum Beethoven gelten und fand Schillers Lied an die Freude „schrecklich übertrieben, beinahe als ob ein Betrunkener es gedichtet hätte". Ihr Ideal war Tennyson, der Poeta laureatus der Victorianischen Epoche. Für Kunstgewerbe hatte sie lebhaftes Interesse und zweifellos Verständnis und war nicht ohne Erfolg bemüht, in Berlin nicht nur die Möbel, sondern den ganzen Zuschnitt des Lebens in ihrer Weise zu zivilisieren. Der verwandtschaftliche Sinn war bei ihr viel ausgeprägter als bei dem Sohn, bei dem das liebe Ich alles andere in den Hintergrund drängte. Die Kaiserin Friedrich war für ihre Töchter die zärtlichste Mutter, sie liebte diese mehr, als die Töchter sie liebten, was vielleicht darauf zurückzuführen war, daß sie durch ihre ungeheure Aktivität die Töchter stark ermüdete und ihnen dadurch das längere Zusammensein mit ihr verleidete. Mit unbegrenzter Liebe hing sie an ihren englischen Verwandten und allen Verwandten ihrer englischen Verwandten, an allem, was Leiningen, Hohenlohe, Battenberg, Augustenburg, Koburg hieß bis herunter zur Familie Mensdorff-Pouilly.

Daß die Kaiserin Auguste Viktoria von väterlicher Seite eine Holstein, von mütterlicher eine Hohenlohe-Langenburg war, hatte in der damaligen Kronprinzessin Viktoria den Plan entstehen und reifen lassen, die am Berliner Hof unbekannte Tochter eines halbverschollenen Prätendenten, über den das Rad der geschichtlichen Entwicklung hinweggegangen war, zur künftigen Königin und Kaiserin zu bestimmen, als diese wie der ihr zugedachte Prinz Wilhelm noch in der Kinderstube spielten. Nachdem später die Verbindung zustande gekommen war, stellte sich die junge Prinzeß von Holstein, wie mir dies der kluge Justizminister Friedberg vorausgesagt hatte, bei allen Differenzen zwischen ihrem Mann und ihrer Schwiegermutter auf die Seite ihres Mannes, an dem sie nicht nur pflichtmäßig, sondern mit der ganzen Wärme ihres Gemüts hing. So wurde das Verhältnis zwischen der Schwiegertochter Auguste Viktoria und ihrer Schwiegermutter, der Kaiserin Friedrich, noch weniger freundlich, als es einst das Verhältnis der Schwiegertochter Viktoria zu der Schwiegermutter Augusta gewesen war. Fürst Bismarck stand der Kaiserin Friedrich nie mit der innerlichen Erbitterung gegenüber wie während seiner ganzen

Amtszeit der Kaiserin Augusta. Aber er verstand sie nicht und unterschätzte sie. Als Bismarck einmal in den achtziger Jahren endlich eine von allen Seiten gewünschte und betriebene Audienz bei der damaligen Kronprinzessin erreicht hatte und nach seiner Rückkehr von seinem Sohn Herbert gefragt wurde, wie ihm die hohe Frau gefiele, erwiderte er: „Die Arme ist ja eine ganz dumme Gans. Sie hat mir die ganze Zeit von ihrer Tante Feodora von Holstein oder Hohenlohe oder Gott weiß von wo gesprochen, deren Wünsche sie allein zu interessieren schienen." Ein ungerechtes Urteil des ausschließlich von seinen eigenen großen Plänen erfüllten Genies. Wenn ein freundlicherer Stern über ihr gewaltet hätte, würde die Kaiserin Friedrich in England oder in Deutschland ein glückliches Leben geführt haben, an der Stätte ihrer Wirksamkeit allgemein verehrt und bewundert. Zwischen den harten Mühlsteinen bismarckischer Politik und preußischer Tradition wurde sie zerrieben. Auf ein Beileidstelegramm, das ich nach dem Tode der Kaiserin Friedrich an ihren Bruder, den König Eduard, richtete, erwiderte mir dieser: „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Teilnahme. Die teuerste Kaiserin hat Sie und Ihre Frau immer hoch geschätzt."

Begegnung mit dem Zaren in Hela

Nachdem die Beisetzung der Kaiserin Friedrich in der Friedenskirche in Potsdam stattgefunden hatte, wo sie neben ihrem herrlichen Gemahl, dem Kaiser Friedrich, in einem von Reinhold Begas ausgeführten schönen Marmorsarkophage nach so viel Schmerzen, Enttäuschungen und Leiden die ewige Ruhe gefunden hat, rüstete sich der Kaiser für die Begegnung mit dem Kaiser Nikolaus von Rußland, der eine Einladung zu dem deutschen Marinemanöver angenommen hatte, das in der ersten Septemberhälfte auf der Reede von Hela in der Danziger Bucht stattfinden sollte. Vorher empfing Wilhelm II. noch in Homburg den aus China zurückkehrenden Waldersee. Mit erhobenem Haupte schritt der Feldmarschall auf seinen hohen Gebieter zu. In seinen Zügen lag die gespannte Erwartung, welcher außerordentliche Gnadenbeweis ihm bei seiner Rückkehr zuteil werden würde, nachdem er bei seiner Ausreise in noch kaum dagewesener Weise gefeiert worden war. Nun wollte ein neckischer Zufall, daß Wilhelm II. am Tage vorher von einer seiner englischen Tanten einen Brief erhalten hatte, wonach Waldersee sich vor seiner Abreise von China englischen Offizieren gegenüber dahin geäußert hätte, er müsse rasch nach Deutschland gelangen, um dort den Reichskanzlerposten zu übernehmen: Bülow habe schon ausgespielt. Als sich nun Waldersee auf dem Homburger Bahnhof dem Kaiser näherte, rief ihm dieser schon von weitem zu, er möge sich bei mir bedanken, der ich ihn durch meine geschickte Politik aus der Affäre gezogen hätte. Der ehrgeizige Marschall, der wohl an alles andere eher gedacht hatte, als sich bei mir noch bedanken zu müssen, sah sehr erstaunt aus,

recht wenig erfreut. „Das eigentliche Wesen des Ehrgeizes ist nur der Schatten eines Traumes", sagt der Kammerherr von Güldenstern zum Dänenprinzen Hamlet. Ich suchte Waldersee im Laufe des Tages auf, um die ostasiatischen Verhältnisse mit ihm zu besprechen, die er verständig und klug schilderte. Er ist bald nachher einem tückischen Darmleiden erlegen, das der schon siebzigjährige Mann sich im chinesischen Feldzuge geholt hatte. Der Kaiser las das Telegramm mit der Todesnachricht in meinem Beisein mit der gleichgültigsten Miene von der Welt und hat diesem Toten, den er Ende der achtziger Jahre, während des Konflikts Waldersee-Bismarck dem großen Kanzler gegenüber mit scharfer Pointierung seinen bedeutendsten und dabei treuesten Freund genannt hatte, keine Träne nachgeweint. Bei manchen Fehlern war Waldersee als Soldat eine glänzende Erscheinung. Er hat auch in China nicht nur die Harmonie zwischen den Mächten aufrechterhalten, sondern an seinem Teil beigetragen zu der großen und aussichtsreichen wirtschaftlichen und politischen Stellung, die wir bis 1914 in Ostasien einnahmen.

Brüskierung Lambsdorffs

Der Entrevue von Hela sah Wilhelm II. mit den gespanntesten Erwartungen und selbst bei ihm ungewöhnlicher Ungeduld entgegen. Ich sollte Seine Majestät begleiten, da Kaiser Nikolaus den Deutschen Kaiser hatte wissen lassen, daß er den russischen Minister des Äußern, den Grafen Lambsdorff, mitbringen würde. Als ich mich in Kiel an Bord der „Hohenzollern" begab, empfing mich der Gesandte von Tschirschky, der als Vertreter des Auswärtigen Amtes bei Seiner Majestät weilte, um mir mit allen äußeren Zeichen der Erregung und Betrübnis zu melden, der Kaiser weigere sich, Lambsdorff den Schwarzen Adlerorden zu verleihen. Tschirschky hatte nach seiner Versicherung alle Bitten und Vorstellungen erschöpft, hatte im ernstesten Ton darauf hingewiesen, daß es ein politischer Fehler sein würde, den uns bisher geneigten russischen Minister zu kränken. Es wäre ihm aber leider unmöglich gewesen, den Eigensinn Seiner Majestät zu brechen. In diesem Augenblick näherte sich uns der Kaiser. Tschirschky entfernte sich, und ich brachte die Rede sofort auf die Ordensfrage. Ich erinnerte an das Wort von Napoleon, daß Orden in der Politik dieselbe Rolle spielten wie bei Kindern ein Spielzeug. „Les hommes sont comme les enfants, il leur faut des hochets." Die Orden wären ein Mittel, die Menschen zu gewinnen. In diesem Falle liege die Sache nun so, daß der russische Minister des Äußern traditionell stets den Schwarzen Adlerorden erhalten hätte. Wenn wir Lambsdorff gegenüber von dieser Gewohnheit abwichen, würde der uns bis jetzt wohlgesinnte, aber empfindliche Mann das nicht verzeihen. Der Zar wäre seinen Ratgebern gegenüber bestimmbar und nachgiebig, wir hätten wirklich keinen Grund, Lambsdorff vor den Kopf zu stoßen. Der Kaiser entgegnete mit einer wenigstens mir gegenüber sehr

ungewöhnlichen Heftigkeit, er könne seinen höchsten Orden nicht „wegwerfen". Als ich darauf hinwies, daß dieser hohe Orden schon manchen Personen verliehen worden wäre, die weniger Anspruch darauf hätten als der Minister des Äußern einer Großmacht, meinte Seine Majestät, daß ich, immer nur von rein politischen Motiven beherrscht, für seine innersten, heiligsten Gefühle kein Verständnis hätte. Tschirschky verstände ihn besser; Tschirschky habe ihm noch vor einer Stunde erklärt, er hätte ganz recht, wenn er sich weigere, Lambsdorff den hohen Orden vom Schwarzen Adler zu geben. In diesem Moment tauchte Tschirschky nicht weit von uns wieder auf. Ich winkte ihn heran und fragte ihn, indem ich ihm scharf in die Augen sah, ob er dem Kaiser von der Verleihung des Schwarzen Adlerordens abgeraten habe. Tschirschky bekam einen feuerroten Kopf, aber er erwiderte nichts. Die Unterredung zwischen Seiner Majestät und mir dauerte noch geraume Zeit und endete damit, daß der Kaiser mir sagte, er würde seinen Vetter, Kollegen und Freund Nicky fragen, welchen preußischen Orden er für Lambsdorff wünsche. Als ich später den alten Lucanus fragte, wie der Kaiser noch Vertrauen haben könne zu Herrn von Tschirschky, der doch auf einer flagranten Unwahrheit ertappt worden wäre, erwiderte mir der vielerfahrene Greis: „Tschirschky wird einfach dem Kaiser sagen, er wäre innerlich bei der Ansicht geblieben, daß Seine Majestät mit seiner Weigerung völlig im Recht sei. Der Kanzler wäre aber herrschsüchtig und nachträgerisch, deshalb habe er lavieren müssen."

Fürst Max Egon von Fürstenberg

Zu meinem Befremden befand sich in der kaiserlichen Umgebung auch der Fürst Max Fürstenberg, mit dem ich übrigens damals gut stand. Er machte mir in jeder Weise den Hof. Als ich im Frühjahr 1901 kurze Zeit am Titisee im Schwarzwald weilte, lud er mich und meine Frau auf sein schönes Schloß in Donaueschingen ein, wo er uns mit Liebenswürdigkeiten überhäufte. Diesen österreichischen Grandseigneur zu einer Begegnung mit dem russischen Kaiser mitzunehmen, war natürlich ein politischer Fehler. Ein mir seit Jahren befreundeter russischer Flügeladjutant sagte mir halb im Scherz, halb im Ernst: „Was würden Sie dazu sagen, wenn wir einen prominenten Franzosen mitgebracht hätten?" Wie alle Höflinge war Max Fürstenberg vor allem bemüht, Kaiser Wilhelm II. zu amüsieren. Er ließ sich jeden Morgen aus Wien den neuesten Börsenwitz telegraphieren, um diesen dem Kaiser beim ersten Frühstück vorzusetzen. Er küßte auch Seiner Majestät bei jeder Gelegenheit die Hand. Wieviel Unheil haben in monarchischen Staaten Höflinge angerichtet! Die Witze, mit denen die Günstlinge Wilhelms II. ihm die Zeit zu vertreiben suchten, haben politisch manche schädliche Wirkung gehabt. Den Grund zu der ungünstigen, persiflierenden Beurteilung des Kronprinzen Viktor Emanuel von Italien und seiner Gattin, der späteren Königin Elena, hatten Philipp Eulenburg und

Kuno Moltke gelegt, als sie bei einer Nordlandreise, die zu einer Begegnung zwischen unserem Kaiser und dem damaligen italienischen Kronprinzenpaar führte, allerlei alberne Witze über letzteres machten, über den „kleinen" Prinzen und die Prinzessin aus den „wilden" Bergen der Crnagora.

Bei der Entrevue von Hela suchte sich Max Fürstenberg als Objekt seiner mokanten Bemerkungen Lambsdorff aus. Der russische Minister vertrug die See nicht und sah sehr blaß aus, als er bei ziemlich starkem Seegang in einem schwankenden Boot zur „Hohenzollern" fuhr. Er war ungewandt und schwächlich, und die Art und Weise, wie er vom Boot auf das Fallreep gelangte, war nicht gerade ein Meisterstück der Turnerei. Er trug auch nicht das kleidsame Jacht-Kostüm, das alle Seine Majestät begleitenden Herren angelegt hatten, sondern er erschien in der häßlichen russischen Beamtenuniform, die ihm eine unerwünschte Ähnlichkeit mit einem älteren Zollbeamten gab, in sehr hoher Mütze mit großem Schirm und großer Kokarde. Da er von kleiner Statur war, so trug er Schuhe mit sehr hohen Absätzen, ein Kunstgriff, dessen sich übrigens auch le Grand Roi Louis XIV bedient haben soll, um seine Figur zu verlängern. Der Kaiser, von Fürstenberg auf die hohen Hacken, die Riesenmütze und die bleiche Gesichtsfarbe des Grafen Lambsdorff aufmerksam gemacht, erlaubte sich diesem gegenüber einige wenig glückliche Scherze, die den Minister in sichtliche Verlegenheit setzten. Als ich mit Bedauern diese Vorgänge wahrgenommen hatte, hielt ich es um so mehr für meine Pflicht, noch einmal und energisch wegen der Verleihung des Schwarzen Adlerordens an Lambsdorff zu insistieren. Ich klopfte unangemeldet an die Tür der Kabine Seiner Majestät und trat bei ihm ein, während er sich zum Diner umzog. Er sperrte sich noch immer, meinte aber schließlich, da ich es durchaus wolle, müsse er nachgeben.

Der Zar und Bülow

Das Diner nahm den besten Verlauf, der Zar zog mich nach Aufhebung der Tafel in eine längere Unterhaltung, in der er mir spontan sagte: Rußland und Deutschland würden, wenn sie nicht friedlich und freundschaftlich, en paix et en amitié, miteinander auskämen, sich ins eigene Fleisch schneiden. Den Vorteil von einer Brouille zwischen Preußen-Deutschland und Rußland würden die Revolution und die Polen haben, den Nachteil aber die beiden Reiche und ihre Dynastien. Er überreichte mir dann den Andreasorden, wie er sich ausdrückte: „Comme preuve de mon amitié pour vous et de ma confiance en vous." Während der Zar sich mit mir unterhielt, hatte Kaiser Wilhelm die preußischen Dekorationen selbst an die russische Umgebung verteilt. Ich bemerkte, daß Lambsdorff, der bis dahin trotz der Witzeleien des Kaisers über seine mangelhaften nautischen Fähigkeiten eine heitere Miene zur Schau trug, einen so verdrießlichen, ja giftigen Ausdruck

annahm, wie ich ihn, allerdings unter anderen Verhältnissen, nur noch einmal bei einem leitenden Minister gesehen habe, nämlich beim Fürsten Gortschakow, als sich Bismarck 1878 am Schluß des Berliner Kongresses in demonstrativer Weise ohne Rücksicht auf den russischen Kanzler nur mit Peter Schuwalow, Beaconsfield und Andrássy beschäftigte. Schließlich kam Lambsdorff auf mich zu, um mir in höflichstem Tone, aber mit kaum verhehltem Ingrimm zu sagen, mein allergnädigster Souverän hätte ihm statt des bisher jedem russischen Minister des Äußern als einzig mögliche Dekoration verliehenen Schwarzen Adlerordens eine Dekoration überreicht, von der er bisher überhaupt noch nie etwas gehört habe. Um seinen Willen, in diesem Fall eine Laune, durchzusetzen, hatte Kaiser Wilhelm nämlich dem russischen Minister den vor einiger Zeit von ihm neu gegründeten Kaiser-Wilhelm-Orden verliehen, dessen nicht gerade geschmackvolles Band selbst bei uns niemand recht haben wollte, schon weil dieser Orden sich auf diejenigen abgehenden Minister und verabschiedeten Generäle und Admiräle herabzusenken pflegte, die des Schwarzen Adlers nicht würdig erachtet wurden. Als ich den Kaiser am nächsten Tage wegen des Quidpro-quo interpellierte, behauptete er, Kaiser Nikolaus habe ihm gesagt, er würde es „mit besonderem Dank" aufnehmen, wenn sein Minister des Äußern den Orden bekäme, der von seinem teuren Freund und Vetter Willy gestiftet und dessen Insignien von diesem Allerhöchstselbst gezeichnet worden wären. Ob diese Version dem wirklichen Sachverhalt entsprach, erschien mir als unsicher; als sicher dagegen, daß wir uns aus dem einstigen Vertrauensmann von Giers, aus dem Beamten, der bei dem Abschluß des Rückversicherungsvertrages die Feder führte, einen Feind gemacht hatten. Der Philosoph wird es, und mit Recht, bedauerlich finden, daß die Frage, ob ein Minister seinen meist nur zu reichlichen Ordensbesitz um diesen oder jenen neuen Ordensstern vermehrt, die politischen Beziehungen zwischen großen Völkern zu beeinflussen und zu schädigen vermag. Aber leider lehrt die Erfahrung, daß persönliche Eitelkeit, Empfindlichkeit und Ranküne nicht nur im Privatleben, sondern auch auf politischem Gebiet Unheil anrichten können. Nicht immer geht es in der Politik so zu wie in dem bekannten Lustspiel von Scribe, wo ein Glas Wasser über Krieg und Frieden und das Schicksal von England und Frankreich entscheidet. Aber die politische Entwicklung vollzieht sich auch nicht so, wie sich dies an ihrem Schreibtisch weltfremde Doktrinäre einbilden, nur nach „wissenschaftlichen Gesetzen", sondern von menschlichen Stimmungen und Leidenschaften beeinflußt.

Parenthese über Orden

Was nun äußerliche Ehrenzeichen angeht, so kann solchen wohl niemand innerlich gleichgültiger gegenüberstehen als ich. Ganz abgesehen von meiner philosophischen Betrachtungsweise auch deshalb, weil ich sie alle besitze:

den hohen Orden vom Schwarzen Adler mit Brillanten und das spanische Goldene Vlies, den russischen Andreasorden mit Brillanten und den österreichischen Stefansorden mit Brillanten, den italienischen Orden von der Heiligen Verkündigung, den Annunziatenorden und den sehr edlen portugiesischen Orden vom Turm und Schwert, den dänischen Elefanten- und den schwedischen Seraphinenorden, den bayrischen Hubertus und die sächsische Raute, türkische und japanische, chinesische und siamesische Orden, alle, alle. Nachdem ich die allererste Jugend hinter mir hatte, verlangte ich so wenig nach Orden, Ordenssternen und -ketten, wie es den Konditor nach Bonbons und Konfitüren gelüstet. Ich habe, wenn nicht Courtoisie gebot, zu Ehren eines ausländischen Gastes einen fremden Orden anzulegen, nie einen anderen Stern getragen als den des Schwarzen Adlerordens. Aber als alter und erfahrener Mann, der die Welt kennt und die Menschen, ihre Schwächen und Fehler und Triebe, sage ich: Das Verbot der Orden und Uniformen durch die Weimarer Verfassung ist ein weiterer Beweis dafür, daß es dem Herrn Dr. Hugo Preuß, dem Vater unserer republikanischen Staatsverfassung, an Menschenkenntnis wie an Weltläufigkeit fehlte. Er gab damit von vornherein die Möglichkeit aus der Hand, maßgebende Ausländer zu erfreuen und sie zu gewinnen. Dieser triste deutsche Solon ist auch schuld daran, daß seit dem Novemberumsturz zwischen seinen uniformierten und dekorierten Kollegen der deutsche Vertreter im Frack und ohne Orden dasteht wie das Aschenbrödel unter seinen festlich gekleideten Gespielinnen. Die französische Republik hat sich wohl gehütet, eine solche Dummheit zu begehen. Sie hat weder Uniformen noch Orden abgeschafft. Die Aussicht auf das rote Bändchen und gar auf die Rosette der Ehrenlegion belebt im Inland Patriotismus und Ehrgeiz des Durchschnittsfranzosen. Gegenüber dem Auslande war und ist die Verleihung der Légion d'honneur für die französische Propaganda ein bewährtes Mittel, in der Welt Sympathien für Frankreich zu erwecken und französische Gesinnung zu belohnen. Hiermit schließe ich diese Parenthese, zu der ich durch die nachteiligen politischen Folgen veranlaßt wurde, die bei der Monarchenzusammenkunft von Hela die ungeschickte Behandlung des russischen Ministers des Äußern in einer Ordensangelegenheit hatte. Ich betone noch einmal, daß ich die Abneigung verstehe, mit der ein jedem Deutschen teurer Dichter auf die Fürstenrät' und Hofmarschälle blickt, die mit kühlem Stern auf kalter Brust nicht an Geisterstimmen glauben. Aber der Staatsmann muß auch mit den Schwächen und Kleinlichkeiten der Menschen rechnen, er soll auch sie für das Beste des Landes verwerten. „Il faut faire flèche de tout bois", sagte einmal Fürst Bismarck zu Kaiser Friedrich, dem edlen Idealisten, der darüber klagte, daß die Politik manchmal auch die weniger schönen Triebe der Menschen für ihre Zwecke benutzt.

Ritt des Kaisers nach Wyschtyten

Von Hela begab sich Kaiser Wilhelm II. nach herzlichem Abschied von Kaiser Nikolaus II. zu seinem gewohnten Jagdaufenthalt nach Rominten, wo schon Philipp Eulenburg auf ihn wartete, der mir unter dem 23. September 1901 schrieb: „S. M. nahm meine Gratulation zu seinem Danziger Erfolg sehr warm auf und erzählte mir viele Détails: natürlich war der Besuch des Zaren in Frankreich ein großer Mißerfolg, und auf England hagelte es verächtliche und fast feindliche Worte. Wilhelm Proteus. Von Dir sprach S. M. in der wärmsten und anerkennendsten Weise. Du hättest Kaiser Nikolaus völlig bezaubert, und das sei das Wichtigste der ganzen Entrevue gewesen." Philipp Eulenburg, der ein nicht gewöhnliches Erzählertalent besaß, gab mir weiter eine delizióse Schilderung der kaiserlichen Expedition nach Wyschtyten, einem Städtchen an der preußisch-russischen Grenze, nur wenige Kilometer von Rominten entfernt. Der kleine Ort war einige Wochen früher zum größten Teil durch Feuer zerstört worden. Philipp Eulenburg schrieb mir: „Wir waren kaum gestern abend in Rominten eingetroffen, als ein langer Bericht über den Brand der kleinen russischen Grenzstadt einverlangt wurde, den der schläfrige Forstmeister Saint-Paul abstattete, dann wurde gegessen und nachher verkündet, Seine Majestät werde morgen, also heute nachmittag, als russischer General nach Wyschtyten sprengen und auf dem dortigen abgebrannten Marktplatz 5000 Rubel im Auftrag des Zaren unter die weinende Bevölkerung verteilen. Es sind 150 Familien abgebrannt, lauter Juden. Das kann ja ein großartiger Moment werden. Der selige Jeremias wird die Stunde segnen und sich besonders sehr über die neue russische Dragoneruniform freuen." Am nächsten Tag schrieb mir Eulenburg über diesen „apokalyptischen Ritt" weiter: „Seine Majestät bestieg ein Pferd und ritt, von zwei Adjutanten, Richard Dohna und Forstmeister Saint-Paul begleitet, im Galopp über die Grenze. Ich folgte mit August Eulenburg und Admiral Hollmann im Wagen. Welches seltsame Unternehmen! Der Polizeiwachtmeister trieb schimpfend und schlagend die armen Juden auf den Marktplatz, wo S. M. sich aufgestellt hatte, um eine Rede zu halten. Die Juden hatten die ‚lange Nacht' und kamen widerwillig und greulich schmutzig aus der Synagoge. Endlich standen etwa 200 Menschen auf dem Platz, und der Kaiser hielt eine schwungvolle Rede, die niemand verstand. Dann traten Juden an mich heran und fragten, wer der russische Offizier sei? Sie glaubten nicht, daß es der Deutsche Kaiser sei, ‚der doch wohl nicht nach Wyschtyten käme und dann doch eine deutsche Uniform tragen müsse'. Kurz und gut, es hat eigentlich niemand begriffen, wozu das alles war. In der Hauptsache war es wohl der Wunsch, Wyschtyten zu sehen, dazu kam die Gelegenheit, eine Rede zu halten, die russische Uniform zu tragen, und doch auch der Wunsch, zu helfen. Heute früh schoß der Kaiser nach zwei vergeblichen Pirschen

zwei Achtzehnender. Die Laune ist rosig." Am nächsten Tag telegraphierte Philipp Eulenburg amtlich, der Kaiser befehle, daß die von ihm in Wyschtyten gehaltene Rede durch Wolffs Telegraphen-Büro verbreitet werden solle. Sie lautete: „Seine Majestät Kaiser Nikolaus, euer erhabener Landesherr, Mein geliebter Freund, hat von eurem schweren Unglück gehört. Er läßt euch durch Meinen Mund mitteilen, wie sehr ihn diese Nachricht betrübt hat, und läßt euch sein herzliches Mitgefühl aussprechen. Aber noch mehr, er sendet euch durch Mich als Zeichen seiner landesväterlichen Fürsorge eine Spende von 5000 Rubel. Ihr erseht hieraus, wie das Auge eures erhabenen Landesvaters überall bis an die Grenzstädte seines gewaltigen Reiches reicht und wie sein gütiges, warmes Herz für seine noch so entfernten Untertanen schlägt. Eurer Dankbarkeit und Liebe für euren Kaiser und Vater werdet ihr jetzt Ausdruck geben, indem ihr ruft: Ssa Sdarwje jewo Welitschestwo Gossudarja Imperatora Nicolai! Urrah!" Wenn von der Begleitung inklusive dem intimsten Freund Seiner Majestät, Philipp Eulenburg, niemand den Zweck dieses Einritts in ein kleines russisches Grenzstädtchen begriff, so ist es mir auch heute noch psychologisch unverständlich, wie ein in mancher Hinsicht hochbegabter Mann wie Wilhelm II., der viele und ernste Interessen hatte, der damals schon zweiundvierzig Jahre alt war und schon über zwölf Jahre auf dem Thron saß, an solchen Kindereien Gefallen finden, ein derartig operettenhaftes Unternehmen in Szene setzen konnte.

Besuch des Prinzen Heinrich beim Zaren

Nicht lange nach dieser seltsamen Expedition stattete Prinz Heinrich seinem Schwager, dem Zaren, zu dem er in den allerbesten Beziehungen stand, in dessen Jagdschloß Spala im russisch-polnischen Gouvernement Petrikow einen längeren Besuch ab. Über seine Eindrücke erzählte mir Prinz Heinrich bei seiner Rückkehr, Kaiser Nikolaus habe ihn auf das verwandtschaftlichste empfangen, ihn wiederholt dringend gebeten, noch länger zu bleiben, ihm immer wiederholt, daß das Zusammensein mit dem preußischen Schwager ihm eine wahre Freude und Wohltat sei. Das waren ausnahmsweise keine Redensarten. Für seinen Schwager Heinrich empfand der (vorläufig) letzte russische Zar aufrichtige Freundschaft. Prinz Heinrich schilderte mir seinen Schwager als sehr wohlerzogen und immer liebenswürdig in der Form, auch im allgemeinen wohlwollend und selbst human, aber gewillt, das autokratische System aufrechtzuerhalten. Über religiöse Dinge denke der Zar im Gegensatz zu seinem Vater sehr frei. Er werde sich aber öffentlich nie in Widerspruch zur Orthodoxie setzen. Er interessiere sich für Armee und Marine, habe Verständnis für militärische Dinge und sei als junger Prinz ein guter Kompagnieführer und selbst Regimentskommandeur gewesen, wäre aber ganz friedlich gesinnt. Kaiser Wilhelm imponiere dem Zaren, aber gehe diesem bisweilen auf die Nerven. Unser Kaiser dürfe

gegenüber dem Zaren die Note nicht forcieren. Den Ritt nach Wyschtyten hätten nicht nur die meisten Russen, sondern auch der Zar für ein nicht nur seltsames, sondern etwas würdeloses Nachlaufen gehalten. „Trachten Sie, meinen Bruder, den Kaiser, dahin zu bringen, freundlich und höflich mit dem Zaren zu sein, ihn aber nicht mißtrauisch zu machen und vor allem ihn in Ruhe zu lassen. Das ist die richtige Formel für seine Behandlung." Von der Umgebung des Zaren hätte der Generaladjutant und Hausminister Fredericksz den größten Einfluß; er sei entschieden deutschfreundlich und durchaus zuverlässig. Prinz Heinrich, der sehr englisch war und Politik mehr mit dem Herzen als mit berechnendem Verstand trieb, klagte darüber, daß der Zar „leider" schlecht auf England zu sprechen wäre. Der Zar mißtraue der englischen Politik und verachte die englische Armee wie das englische konstitutionelle, parlamentarische Regierungssystem. Darin sei er Moskowiter. Er habe auch keine besondere Achtung vor seinem Onkel, dem König Eduard. Unternehmen wolle er aber gegen England ebensowenig etwas wie gegen irgendein anderes europäisches Land. Wenn er je in Europa Krieg führe, so würde dies nur sein, weil er sich von einer anderen Großmacht angegriffen glaube. Der Zar wolle nicht einmal die Mandschurei haben, sie aber auch keinem anderen überlassen. Dasselbe gelte für Korea. Der Zar sagte seinem Schwager Heinrich, die Japaner in Korea würden so viel bedeuten, als daß in Ostasien eine neue Bosporus-Frage geschaffen werde. Wenn die Japaner versuchen sollten, sich in Korea festzusetzen, so wäre das für Rußland allerdings ein Casus belli. Der Zar vertraute seinem Schwager an, daß ein Zusammenstoß zwischen Japan und Rußland früher oder später eintreten dürfte, aber nicht vor vier Jahren, bis wohin Rußland die maritime Superiorität im Stillen Ozean erlangt haben würde. Wäre Rußland erst so weit, so würden sich die Japaner hüten, mit ihm anzubinden. In fünf bis sechs Jahren würde auch die Sibirische Bahn vollendet sein, die er, der Zar, als sein Lebenswerk betrachte. Für diese Bahn brauche er französisches Geld, würde aber politisch vor den Franzosen auf der Hut sein und sich nicht von ihnen exploitieren lassen. Deutschland und Rußland müßten untereinander Frieden halten und so den Weltfrieden aufrechterhalten.

Berichte Alvenslebens und Werders aus Petersburg

Die Mitteilungen, die ich aus St. Petersburg von dem Botschafter Alvensleben, von Zeit zu Zeit auch durch den Freund der russischen Kaiserfamilie, den nach wie vor oft nach St. Petersburg eingeladenen General von Werder, erhielt, stimmten im allgemeinen mit den Eindrücken des Prinzen Heinrich überein. Werder hatte mir im Frühjahr 1901 geschrieben, daß auch die Kaiserin-Mutter, obwohl sie seinerzeit über die Wilhelmshavener Rede des Kaisers („Pardon wird nicht gegeben") außer sich gewesen wäre, doch überzeugt sei, daß wenigstens der Reichskanzler aufrichtig bemüht wäre,

die freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland aufrechtzuerhalten und zu befestigen. Über die Stimmung des Zaren schrieb mir Werder, dieser habe im Grunde für Kaiser Wilhelm etwas übrig, wenn ihm auch manches an ihm nicht gefalle. Daß Deutschland wirtschaftliche Vorteile in der Türkei wünsche, finde er begreiflich; aber die von Kaiser Wilhelm affichierte Begeisterung für Hohe Pforte, Koran und Sultan agaziere den Zaren. Er äußerte vor Werder: „Je n'aime pas le Sultan, je le cède à l'Empereur d'Allemagne."

Der Botschafter Alvensleben war längere Zeit eifrig bemüht gewesen, eine Verbindung der hübschen Tochter des Großfürsten Wladimir, der Großfürstin Helene, mit einem deutschen Prinzen zustande zu bringen. Der Prinz Friedrich Heinrich von Preußen, der später seinen Namen und seinen Rock in trauriger Weise beflecken sollte, zeigte sich abgeneigt, der junge Großherzog Wilhelm Ernst von Weimar gefiel in Petersburg nicht. Auch fürchtete Alvensleben von letzterer Verbindung eine Förderung etwaiger auf Lockerung des Reichsverbands mittels dynastischer Beziehungen gerichteter russischer Bestrebungen. Die Gefahren einer Verbindung mit dem Prinzen Louis Napoléon, der ein imponierendes Äußeres besitze, ein guter Soldat sei und wohl imstande, einer jungen, liebebedürftigen Prinzessin zu gefallen, flößte Alvensleben mit Recht noch stärkere Befürchtungen ein. Auch eine Verbindung mit dem Grafen von Turin hätte für uns ihre Nachteile. Schließlich war es zu einer Verlobung der jungen Prinzessin mit dem Prinzen Max von Baden gekommen. Dieser, der in seiner äußeren Erscheinung, aber nur hierin, an seinen Urgroßvater, den Kaiser Nikolaus I., erinnerte, ließ sich von seiner Mutter, einer russischen Leuchtenberg, zu der von ihr lebhaft gewünschten Verlobung mit der jungen Großfürstin Helene bestimmen. Bei näherer Überlegung sagte er sich aber doch, daß eine Ehe mit der von Alvensleben nicht nur als jung und hübsch, sondern auch als temperamentvoll und liebebedürftig charakterisierten Prinzessin kaum sein Fall sein würde, und hob die Verlobung wieder auf. Großfürst Wladimir nahm diese Absage mit dem ihm eigenen humoristischen Phlegma und tröstete seine weinende Tochter mit den Worten: „Ne pleure pas, ma chérie, Karlsruhe aurait été pour toi un enterrement sans pompe." Dagegen war die Großfürstin Wladimir außer sich, und ihre bisherige Anhänglichkeit an ihre deutsche Heimat hat sehr unter diesem Zwischenfall gelitten. Die reizende Großfürstin Helene Wladimirowna heiratete später einen griechischen Prinzen, der die Eigenschaften besessen zu haben scheint, die dem Prinzen Max von Baden fehlten.

Wilhelm II. und die Siegesallee

Kurz vor dem Ende des Jahres 1901 wurde das letzte Denkmal in der Siegesallee enthüllt. Die Siegesallee verdient meines Erachtens nicht den schlechten Ruf, den sie genießt. Donna Laura Minghetti, die mit

angeborenem Schönheitsgefühl die Erfahrungen verband, die sie im Verkehr mit Morelli, mit Lenbach und Makart, mit Barnabei und Baracco, Nieuwekerke, Carpeaux, Ary Scheffer und vielen anderen Künstlern und Kunstkennern erworben hatte, tadelte an der Siegesallee, daß die Denkmäler in Marmor ausgeführt wären, der sich im Norden nie gut ausnähme, denn er brauche, um zu wirken, italienische oder griechische Sonne. Auch würde das Ganze dadurch etwas monoton, daß alle dem Hause Hohenzollern entstammenden Fürsten in gar zu selbstbewußter Attitüde dargestellt würden. Trotzdem sei alles in allem das Ganze nicht so übel. Aber selbst wohlwollende Beurteiler lächelten, als der Kaiser bei diesem Anlaß (nicht in meinem Beisein) eine Rede hielt, in der er erklärte, daß die moderne Berliner Bildhauerschule auf der Höhe der klassischen Zeit der Griechen und der italienischen Renaissance stünde. Er verglich sich selbst zwar nicht mit Perikles, aber doch mit Lorenzo Medici und sprach die Hoffnung aus, daß auch seinen Enkeln und Urenkeln gleiche Meister zur Seite stehen möchten, wie diejenigen, die unter seiner Leitung die Siegesallee geschaffen hätten. „Der Eindruck, den die Siegesallee auf die Fremden macht, ist ein ganz überwältigender. Überall macht sich ein ungeheurer Respekt für die deutsche Bildhauerei bemerkbar." Da es in dieser Rede auch nicht an einem heftigen Ausfall gegen die moderne Richtung in der Kunst fehlte, die „in den Rinnstein niedersteigt", so trug leider auch dieser Redeerguß dazu bei, die Kluft zwischen dem in mancher Hinsicht modern und fortschrittlich gesinnten Kaiser und den Intellektuellen in Deutschland zu erweitern. Ich hatte zu viel damit zu tun, den Kaiser politisch auf dem richtigen Weg zu erhalten, als daß ich mit ihm auch noch über ästhetische Probleme hätte diskutieren können. Es wäre auch wohl nutzlos gewesen, denn Wilhelm II. war auf künstlerischem Gebiet durch und durch Dilettant, und das Wesen des Dilettanten besteht bekanntlich darin, daß er sich über die Schwierigkeiten und den Ernst der Kunst nicht im klaren ist. Als Kaiser Wilhelm II. sich einmal für den Abend bei uns angesagt hatte, richtete ich es bei dem Souper so ein, daß er neben Cosima Wagner saß, die gerade in Berlin weilte. Sie führten eine lange und angeregte Konversation miteinander. Als ich später Frau Cosima frug, wie sie sich mit dem Kaiser verstanden hätte, meinte sie, eine der bedeutendsten Frauen, die mir in meinem Leben begegnet sind: „Der Kaiser ist menschlich sehr sympathisch, aber um ihm auch nur die Anfangsgründe der Kunst klarzumachen, müßte ich drei Jahre mit ihm allein auf einer einsamen Insel sein."

Tod von Malwida von Meysenbug

Von Frau Cosima hatte ich zu meinem Bedauern erfahren, daß es um unsere liebe alte Freundin Malwida von Meysenbug nicht zum besten stehe. Ich hatte ihr sogleich geschrieben und tröstend unter anderem gesagt: „Innig hoffe ich, Sie haben sich wieder erholt. Warum sollten Sie

nicht so alt werden wie die Sibylle von Cumae, die schon 700 Jahre zählte, als Aeneas sie aufsuchte, und dann noch drei Jahrhunderte lebte? Ich denke oft an Sie. Was uns zu trennen scheint, gehört der Erscheinungswelt an, was uns verbindet, ist unvergänglich." Sie antwortete mir in einem längeren Brief, an dem sie mit Rücksicht auf ihre vorschreitende Krankheit fünf oder sechs Tage geschrieben hatte. Diese Antwort spiegelt den hohen Geist dieser Frau so wundervoll wieder, daß ich sie folgen lassen möchte: „Nein, lieber Freund, ich möchte nicht die 700 Jahre der Sibylle von Cumae erleben, weil man, wenn man die Geschichte so aus der Vogelperspektive sieht wie ich jetzt, es einsehen muß, daß in der Welt der Erscheinung die Ideale nur wie Meteore vorüberziehen und nur in einzelnen, großen, reinen Seelen zur Wirklichkeit werden. Es ist übrigens auch keine Wahrscheinlichkeit, nicht einmal zu 300, denn der schwere Anfall dieses Winters läßt sich noch nicht recht überwinden. Und nun zum Schluß noch eine kleine Erzählung aus meinem tiefinnerlichsten Erleben, die kein Mensch außer Ihnen kennen wird, da Sprechen über so etwas entweiht. Es sei aber Antwort auf Ihre lieben Worte, daß, was uns verbindet, das Unvergängliche ist, und zugleich ein Vermächtnis meiner Freundschaft für Sie, die Sie, in wohl nicht zu fernen Tagen, wenn ich die Welt der Erscheinungen verlassen habe, liebevoll an mich erinnern möge. In den schlaflosen Nächten jetzt, während der schlimmsten Periode der Krankheit, war mein Geist vollkommen klar und frei und beschäftigte sich mit den höchsten Lebensfragen. In einer Nacht, ganz besonders klar und bewußt, fühlte ich mich wirklich wie allem Zeitlichen entrückt, im Urgrund des Seins höchster Seligkeit genießend. Da war keine Form, kein Bild, der letzte Schleier war noch nicht zerrissen, nur die Nähe der Vollendung war mir deutlich, und ich fragte: Was ist es? Ist es die Liebe, die große, reine, erlösende? Nein, es ist noch viel höher, ward mir zur Antwort, es ist das Ewige, das allein Wahre, das endlos Zeugende, das alles in sich Begreifende. Und ich schwamm wie getragen auf Wellen unsäglicher Wonne, und plötzlich rief es aus den Tiefen der Seele, des eigentlichen Selbst, das im Tageslärm so selten zum Ausdruck kommt: Ich bete an!" Dieser Brief war das letzte Lebenszeichen, das ich von der „Idealistin" erhielt.

Am Schluß des Jahres 1901 bekam ich ein persönliches Telegramm des Königs Albert von Sachsen, in dem er mir den Wunsch aussprach, daß das neue Jahr mich zum Wohl des Reichs in ungetrübter Kraft erhalten möge. Wenige Monate später starb der edle und bedeutende König.

XXXV. KAPITEL

Rede Chamberlains in Edinburg (25. X. 1901) • Provokation der deutschen Armee Unterredung mit dem englischen Botschafter, Weisungen an die Deutsche Botschaft in London • Eintreten für die Ehre unserer Armee im Reichstag • Geburtstag des Kaisers (27. I. 1902) • Unterredung Bülows mit dem Prinzen von Wales, späteren König Georg V. • Zwischenfall in Venezuela • Präsident Castro • Rudyard Kipling • Die Ostmarkenpolitik, Reden im Reichstag und im Preußischen Landtag über das Ostmarkenproblem • Rede Wilhelms II. in der Marienburg

Chamberlains Speech in Edinburg

Am 25. Oktober 1901 hatte der Kolonialminister Chamberlain, auf dessen sprunghafte Unberechenbarkeit Graf Hatzfeldt wie Graf Metternich in ihrer Berichterstattung oft hinwiesen, in einer in Edinburg gehaltenen öffentlichen Rede geäußert: Selbst wenn England die strengsten Maßregeln gegen die noch in Südafrika Widerstand leistenden Buren ergreifen sollte, würden sich solche Maßnahmen nie der Grausamkeit und Barbarei nähern, die andere Nationen in Polen, im Kaukasus, in Bosnien, in Tongking und im Kriege von 1870 begangen hätten. Da ich voraussah, daß diese Provokation in Deutschland starke Erregung hervorrufen würde, bat ich sogleich in einer vertraulichen Unterredung den uns politisch wohlgesinnten und persönlich mir seit einem Vierteljahrhundert befreundeten englischen Botschafter Sir Frank Lascelles, unter der Hand und in einer Weise, die das Selbstgefühl des englischen Ministers in keiner Weise verletzen könnte, darauf hinzuwirken, daß letzterer den Eindruck, den seine Worte nach Lage der Dinge in Deutschland machen mußten, in irgendeiner Form korrigiere. Er brauche ja nur zu erklären, daß er nicht beabsichtigt habe, das deutsche Heer oder das deutsche Volk zu beleidigen. Schon eine sympathische Äußerung über Tapferkeit und Manneszucht des deutschen Heeres würde günstig wirken. Allenfalls könne auch ein anderes Mitglied des englischen Kabinetts eine solche Erklärung abgeben, oder Chamberlain möge durch einen zur Verlesung bestimmten Brief an den Grafen Metternich mir die Möglichkeit geben, bei der vorauszusehenden Debatte im Reichstag Angriffen gegen ihn die Spitze abzubrechen. Ich machte den englischen Botschafter darauf aufmerksam, daß ich andernfalls zu meinem aufrichtigen Bedauern genötigt sein würde, meinerseits öffentlich für den guten Ruf und die Ehre des deutschen Volks und seines Heeres einzutreten. Die

wüsten Kämpfe der Russen mit Schamyl und der Franzosen mit den Schwarzflaggen in Tongking, die österreichischen Strafexpeditionen gegen bosnische Insurgenten und die vielfach barbarische russische Repression polnischer Aufstände könnten nicht auf eine Stufe mit dem von uns gegen Frankreich geführten Verteidigungskrieg gesetzt werden. Eher hätte Chamberlain auf Napoleon I. und die Erschießung von Palm, von Andreas Hofer und der Schillschen Offiziere hinweisen können. Wir könnten im Gegenteil an die Proklamation erinnern, die Kaiser Wilhelm I. 1870 beim Beginn des Deutsch-Französischen Krieges an das deutsche Heer gerichtet hatte: „Wir führen den Krieg nicht gegen friedliche Einwohner." Sir Frank hatte volles Verständnis für meine Vorstellungen. Er sagte mir aus eigener Initiative, das Vorgehen von Chamberlain wäre um so bedauerlicher, als ich während des ganzen Burenkrieges der antienglischen Stimmung in Deutschland unerschrocken entgegengetreten wäre, ganz abgesehen von meiner englandfreundlichen Politik.

Es gelang Lascelles aber nicht, Mr. Chamberlain zu irgendeiner Erklärung zu veranlassen. Auch unsere Botschaft in London, die in der gleichen Richtung tätig war, erreichte nichts. Auf eine Interpellation im englischen Parlament, in der Chamberlain von einem liberalen Mitglied des Unterhauses gefragt wurde, weshalb er die deutsche öffentliche Meinung ohne allen Anlaß provoziert und beleidigt habe, entgegnete der Kolonialminister von oben herunter: Kein vernünftiger Deutscher könne sich durch seine Worte beleidigt fühlen, die Entrüstung in Deutschland sei künstlich erzeugt. Das goß natürlich Öl ins Feuer. Ich bin jetzt wie damals der Ansicht, daß bei einer so hochmütigen Haltung des englischen Kolonialministers es meine Pflicht war, als seine Schmähungen bei der ersten Lesung des Reichshaushaltsetats für das Rechnungsjahr 1902 zur Sprache gebracht wurden, nicht nur den heroischen Charakter und die sittlichen Grundlagen unserer nationalen Einheitskämpfe zu verteidigen, sondern auch „das schiefe Urteil" des englischen Ministers zurückzuweisen. Es sei begreiflich, führte ich aus, wenn in einem Volk, das mit seinem Heere so innig verwachsen wäre wie das deutsche, das allgemeine Gefühl sich auflehne gegen den Versuch und schon gegen den Schein, unser Heer und unser Volk zu beleidigen. Ich nähme an, daß Mr. Chamberlain nicht die Absicht gehabt habe, unsere Gefühle zu verletzen. Aber gegenüber einem Lande, das wie Deutschland stets bestrebt gewesen wäre, gute, freundschaftliche und ungetrübte Beziehungen zu England zu unterhalten, müßten auch Mißverständnisse vermieden werden. Unser Heer stehe aber zu hoch, und sein Wappenschild sei zu blank, als daß es durch ungerechte Angriffe berührt werden könne. Hier gelte das Wort Friedrichs des Großen, der in einem ähnlichen Fall einmal gesagt hätte: „Laßt den Mann gewähren und regt

euch nicht auf, er beißt auf Granit.“ Als im weiteren Verlauf der Debatte der antisemitische Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg, einer von jenen extremen Alldeutschen, die es geradezu darauf angelegt zu haben schienen, überall im Ausland Fensterscheiben einzuwerfen, einen rohen Ausdruck über den englischen Kolonialminister gebraucht hatte, ergriff ich sogleich noch einmal das Wort, gab meiner Genugtuung darüber Ausdruck, daß der Reichstagspräsident über Herrn von Liebermann die parlamentarische Zensur verhängt habe, und erklärte, ich wäre sicher, die große, die sehr große Mehrheit des Reichstags auf meiner Seite zu haben, wenn ich der Hoffnung Ausdruck gäbe, daß sich nicht die Gewohnheit einbürgern möge, von der Tribüne des Deutschen Reichstags aus fremde Minister zu beleidigen. Das würde weder den Gepflogenheiten des deutschen Volks entsprechen, das ein gesittetes Volk sei, noch den Interessen unserer Politik. Ich müsse gleichzeitig mein tiefes Bedauern aussprechen über die Art und Weise, wie der Abgeordnete Liebermann über das Heer eines Volks gesprochen habe, mit dem wir in Frieden und Freundschaft leben wollten. Wenn wir empfindlich wären für jeden Angriff gegen die Ehre unseres eigenen Heeres, so dürften wir nicht fremde Heere schmähen, wo es auch Männer gäbe, die zu sterben wüßten. Ich fand mit dieser Zurückweisung Beifall auf allen Seiten des Deutschen Reichstags. Ich fand ebenso lebhaften Beifall, als ich im weiteren Verlauf der Etatsberatung erklärte, ich wolle nicht den mindesten Zweifel darüber lassen, daß ich mich nicht zu einer unfreundlichen Haltung drängen lassen würde gegenüber dem englischen Volk, dem wir nie feindlich gegenübergestanden hätten, mit dem uns zahlreiche und schwerwiegende Interessen verbänden. Durch Reden, Resolutionen und Volksversammlungen ließe ich mir die Richtung der auswärtigen Politik nicht vorschreiben. Der Kurs unserer auswärtigen Politik würde lediglich bestimmt durch das reale Interesse des Landes, und dieses weise darauf hin, unter Aufrechterhaltung unserer Würde und Ehre friedliche und freundliche Beziehungen mit England zu pflegen.

Die Haltung unserer Presse und öffentlichen Meinung war bei diesem Zwischenfall, wie leider nur zu oft in Deutschland, zwiespältig und ohne sicheren Instinkt. Auf der einen Seite konnten einige deutsche Blätter die Gefahren eines Zwistes mit England gar nicht laut genug betonen, nicht grell genug an die Wand malen. Das wurde natürlich von unseren Patrioten schlecht aufgenommen, ermutigte alle unsere Gegner im Ausland und machte insbesondere die Engländer noch selbstbewußter und übermütiger, als sie es ohnehin schon waren. Andererseits stimmten Synoden und Kriegervereine einen heftigen Lärm an, sie verfielen gegenüber Mr. Chamberlain und den Engländern in derartige Übertreibungen, daß ruhige Beobachter, wie zum Beispiel der Korrespondent der

„Frankfurter Zeitung", mein Freund August Stein, sich nicht mit Unrecht in einem Irrenhaus wähnten. Ich setzte mich mit dem Kultusminister und mit dem Kriegsminister in Verbindung, damit auf die Kriegervereine und auf die Synoden energisch eingewirkt würde. Die Bewegung flaute auch bald ab. Aber es hatte sich bei diesem Anlaß wieder gezeigt, wie übertrieben und unvernünftig antienglisch die Stimmung in Deutschland war und wie unerschütterlich selbstbewußt und hochmütig der Engländer. Zwei Dezennien sind seit diesem Zwischenfall verflossen. Bei völlig ruhiger, objektiver und rein geschichtlicher Betrachtung der ganzen Angelegenheit gebe ich auch heute der Überzeugung Ausdruck, daß ich die Abweisung des Chamberlainschen Vorstoßes nicht nur der Würde unseres Landes schuldig war, sondern daß ich damit auch politisch richtig und im Interesse des Friedens handelte. „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen", pflegte Bismarck zu sagen. Wer auf leichtfertige, völlig unbegründete Herausforderungen des Auslands nichts erwidert, wer sich unentschuldbare Anremplungen fremder Minister gefallen läßt, der provoziert neue Angriffe und erfährt und verdient schließlich dauernd schlechte Behandlung. Als viele Jahre später, nach meinem Rücktritt, anläßlich der Entsendung des „Panther" nach Agadir Lloyd George das Deutsche Reich brüskierte, schwieg Bethmann Hollweg und steckte diese Ohrfeige ohne Widerspruch ein. Acht Wochen darauf sagte mir einer der klügsten italienischen Diplomaten, der aus Paris und London kam: „Die europäische Situation fängt an, mich, der ich sie bisher günstig beurteilt habe, ernstlich zu beunruhigen. Daß der deutsche Reichskanzler die Sottisen von Lloyd George eingesteckt hat, ohne dagegen irgendwie zu reagieren, erweckt in England die Empfindung, Deutschland fühle sich nicht mehr sicher. Noch bedenklicher ist, daß seitdem den Franzosen der Kamm gewaltig schwoll." Der „esprit nouveau" wurde in dem Augenblick in Frankreich geboren, wo man in Berlin die Provokation von Lloyd George ohne Widerspruch hinnahm.

Gespräch Bülows mit dem Prinzen von Wales

Zum Geburtstag des Kaisers erschien am 27. Januar 1902 der Prinz von Wales in Berlin, im ausdrücklichen Auftrag seines Vaters, des Königs Eduard VII., der durch diese Entsendung zeigen wollte, daß die deutsch-englischen Beziehungen nach wie vor friedlich und freundlich wären. Nach dem Galadiner im Weißen Saal fand im Heinrichssaal ein Bierabend statt. Wilhelm II. liebte es, nach feierlichen Hoffesten noch eine gemütliche Aussprache abzuhalten. Wir hatten uns kaum gesetzt, als der Prinz von Wales auf mich zukam, mir die Hand schüttelte und mich frug, ob er sich offen mit mir aussprechen könne. Ich hatte es vor wie nach dem Diner vermieden, mich Seiner Königlichen Hoheit zu nähern, ließ den hohen Herrn vielmehr an mich herankommen. Als der Prinz mich so freundlich und freimütig anredete, erwiderte ich natürlich sogleich, daß ich für eine offene Aussprache

Seiner Königlichen Hoheit sehr dankbar sein würde. Ich bäte nur um die Erlaubnis, meinerseits ebenso offen antworten zu dürfen. Der Prinz, der einen klaren, verständigen, sehr männlichen Eindruck machte, begann mit der Hervorhebung der Verdienste, die sich Mr. Chamberlain um England erworben hätte. „Ihm ist zu verdanken, wenn in den Kolonien jetzt ein loyaler britischer Sinn herrscht. Die Idee eines großen britischen Empire ist seinem Kopf entsprungen. Damit muß mein Vater König Eduard rechnen. Übrigens hat Mr. Chamberlain mir vor meiner Abreise versichert, daß er niemals beabsichtigt hätte, der deutschen Armee und dem deutschen Volk zu nahe zu treten." Ich erwiderte, daß hinsichtlich der Verdienste eines englischen Ministers um England Seine Majestät der König von England der einzige zuständige Richter sei. „Aber auch ich", fuhr ich fort, „bin weit davon entfernt, die großen Gaben und Leistungen des englischen Kolonialministers zu bestreiten, die ich im Gegenteil sehr hochstelle. Ich bezweifle auch nicht, daß Mr. Chamberlain Deutschland nicht mit Absicht beleidigt hat. Er hat aber den Fehler begangen, nicht etwa das englische Heer und englische Kriegsusancen mit dem deutschen Heer und deutschen Kriegsgebräuchen auf eine Stufe zu stellen — das hätten wir nicht übelnehmen können —, sondern zu erklären, das, was bisher bei der englischen Kriegführung in Südafrika geschehen sei, auch nicht annähernd an die Vorkommnisse des Krieges von 1870/71 heranreiche. Das habe ich im Hinblick auf berechtigtes deutsches Volksempfinden wie auf die Armee, deren Uniform ich seit über dreißig Jahren trage, mit Ernst zurückweisen müssen."

Der Prinz meinte, ich möge nicht vergessen, daß Chamberlain als Kolonialminister und für englische Kaufleute gesprochen habe, die nur koloniale Dinge verstünden und im Kopf hätten; diesem Milieu wäre sein Edinburger Speech angepaßt gewesen. Ich antwortete, daß auch ich mich in meiner Redeweise nach dem Milieu richten müsse, in dem ich zu sprechen habe: „Wenn ich die Ehre hätte, vor Ihnen, Königliche Hoheit, und vor allen übrigen jetzt im Heinrichssaal versammelten Fürstlichkeiten eine Rede zu halten, so würde sie anders ausfallen, als wenn ich mich an deutsche Landwirte, Rechtsanwälte oder Professoren wendete. Im allgemeinen möchte ich meinen, daß Minister, möge es sich nun um Mr. Chamberlain oder um mich handeln, überhaupt nicht zu oft und über auswärtige Verhältnisse möglichst selten reden sollten." Dem stimmte der Prinz mit Wärme und mit heiterem Lächeln zu. Als er mir dann mit lebhafter Befriedigung von seinem Berliner Aufenthalt wie von der Herzlichkeit des ihm zuteil gewordenen Empfangs sprach, sagte ich ihm, ich hätte nie an einer solchen Aufnahme des Erben der britischen Krone gezweifelt. „Ich gebe zu", sagte ich, „daß es nicht ganz leicht ist, die gegenwärtige deutsche Stimmung gegenüber England zu erklären. Man fühlt sich in Deutschland

infolge von mancherlei älteren und neueren Vorkommnissen von England schlecht behandelt." Ich gab Seiner Königlichen Hoheit einen kurzen Abriß der deutsch-englischen Beziehungen vom Krimkrieg und der Austragung der schleswig-holsteinschen Frage bis zu Samoa und zur Beschlagnahme unserer Postdampfer. Dazu komme das nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa, ja in der ganzen Welt bestehende Mitgefühl für die Buren. „Von Haß gegen England, das heißt dem Wunsch, England politisch zu schwächen, ist aber bei keinem zurechnungsfähigen Deutschen die Rede. Hiervon abgesehen, wird Kaiser Wilhelm II. nie eine England feindliche Politik machen, solange ihm von englischer Seite eine für England freundliche Haltung nur irgendwie möglich gemacht wird. Das Schreien und Schimpfen der Presse hüben und drüben ist albern, involviert aber keine Gefahr für den Frieden, wenn die Regierungen ruhig Blut behalten. Die deutsche und die englische Regierung sind vollkommen in der Lage, friedliche und freundliche Beziehungen zwischen Deutschland und England aufrecht- und die Zukunft für eine intimere Annäherung offenzuhalten." Der Prinz folgte meinen historisch-politischen Darlegungen mit Interesse, stimmte meinen Konklusionen mit Lebhaftigkeit zu und sagte mir schließlich wörtlich: „Mein Vater hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er Sie nach wie vor als seinen Freund betrachtet. Er ist auch überzeugt, daß Sie gute Beziehungen zu England ebenso lebhaft wünschen wie er gute Beziehungen zu Deutschland. Er bittet nur, weitere Rekriminationen über das Vergangene zu vermeiden und über die anläßlich meines Erscheinens zum Geburtstag meines Vetters, des Kaisers, ausgewechselten Familienbriefe nichts in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Wir müssen das Vergangene vergangen sein lassen und nur daran denken, daß wir in Zukunft gute Freunde bleiben wollen." Als ich selbstverständlich vollste Diskretion und außerdem politisch den besten Willen in Aussicht stellte, verabschiedete sich der Prinz von mir mit wiederholtem Händedruck und der Versicherung, daß es ihm eine große Beruhigung und Freude gewesen sei, sich mit mir aussprechen zu können.

Venezuela-Zwischenfall

Wie nach einem heftigen Sturm, auch wenn Poseidon nicht mehr die Winde erregt, sich noch längere Zeit die Dünung bemerkbar macht, eine Wellenbewegung der See, die eine Nachwirkung des vorhergegangenen Sturms ist, so dauerte in England die während des Burenkrieges entstandene oder, richtiger gesagt, durch den Burenkrieg wieder akut gewordene Abneigung und Verstimmung gegen den deutschen Vetter noch längere Zeit an. Sie trat namentlich bei dem Venezuela-Zwischenfall zutage, als Ende November 1902 die englische und die deutsche Regierung gemeinsam die von der venezolanischen Regierung hartnäckig verweigerte Zahlung der deutschen und englischen Staatsangehörigen geschuldeten Gelder

eintreiben wollten. Als die Regierung von Venezuela fortdauernd ablehnte, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, wurden der deutsche und der englische Vertreter abberufen, deutsche und englische Boote nahmen die venezolanische „Flotte", vier kleine Dampfer, in La Guaira weg, ein deutscher und ein englischer Kreuzer zerstörten ein Fort bei Puerto Cabello. Als Deutschland und England einige Tage später die Blockade von La Guaira begannen, akzeptierte der Präsident von Venezuela, Herr Castro, ein ungewöhnlich übler Bursche, das von mir in Vorschlag gebrachte Schiedsgericht des Haager Gerichtshofes. Die deutsche und die englische Regierung handelten bei diesem Zwischenfall in vollem Einverständnis, mit voller Loyalität und mit großem Takt. In der englischen Presse erhoben sich jedoch scharfe, zum Teil wüste Proteste gegen jedes Zusammengehen mit Deutschland. Die „Times" erklärte ein solches für unmöglich, da sich zwar nicht die deutsche Regierung, aber, was viel schlimmer wäre, das deutsche Volk im Burenkrieg als ärgster Feind Englands gezeigt habe. Der englische Dichter Rudyard Kipling, ein sehr begabter Poet, für dessen pittoreske Schilderungen indischer Natur und indischen Lebens, nebenbei gesagt, Kaiser Wilhelm II. schwärmte, der aber starke demagogische Instinkte hatte und dessen Hauptbestreben es war, dem „man in the street" zu gefallen, veröffentlichte scharf geschliffene, sehr perfide Verse gegen eine Kooperation von Deutschland und England, wäre es auch nur in Venezuela.

Bericht des Grafen Metternich

Darüber schrieb mir unser neuer Botschafter in London, Graf Metternich, der an die Stelle des am 22. November 1901 verstorbenen Grafen Paul Hatzfeldt getreten war: „Die Venezuela-Affäre lehrt, daß der während des Burenkrieges hier gegen das deutsche Volk gesammelte Unwille vorläufig noch stärker ist als die Vernunft und das eigene Interesse der Engländer. Die Verblendung, die sich während des Burenkriegs der öffentlichen Meinung bei uns bemächtigt hatte, ist jetzt über den Kanal gezogen. Auf der anderen Seite bewährt sich die englische Regierung, die sich durch das Zusammengehen mit Deutschland entschieden unbeliebt machte, nicht schlecht. Lord Lansdowne verurteilte scharf das Gedicht von Rudyard Kipling in der heutigen ‚Times'. In Zeiten großer Spannung der öffentlichen Meinung ist es aber, besonders in England, schwer, auf die großen unabhängigen Preßorgane, die sich selbst dem Einfluß der englischen Regierung entziehen, einzuwirken. Die englische Presse war nie so feindselig gegen uns als im vergangenen Jahr, wo bis vor kurzem Eckardstein, der Minister der Preßbeziehungen, noch hier wirkte. Ich bin weit entfernt davon, ihm hieraus den Vorwurf machen zu wollen, daß er es an Diligentia hat fehlen lassen. Niemand würde dies haben ändern können, außer wenn sich die beiden Regierungen seit Jahr und Tag weniger in den Haaren

gelegen hätten. Aber auch dazu war guter Grund vorhanden, und das Resultat ist die vorherrschende Stimmung. Ich betrachte sie selber als eine Ansteckung durch Deutschland. Wir sind in der Genesung begriffen, während hier erst der Höhepunkt des Fiebers und damit der Raserei erreicht ist.“ Ohne die geniale Ader seines Vorgängers Paul Hatzfeldt zu besitzen, zeichnete sich Paul Metternich durch gesunden Menschenverstand und unerschütterliche Ruhe aus, sicherlich diejenige Eigenschaft, die in bewegten Zeitläuften einem Diplomaten vor allem nottut.

Geburtstagsrede des Generals Loë

Mein Geburtstag wurde mir am 3. Mai 1902 dadurch verschönert, daß der gerade in Berlin weilende Generalfeldmarschall von Loë mir die Ehre erwies, sich bei uns zu Tisch anzusagen. In der Uniform unseres alten Regiments hielt er eine Ansprache an mich, deren Niederschrift er mir einige Tage später übersandte. Ich gebe seine Rede wieder.

„Meine hochverehrte Gönnerin! Ihre Einladung, heute im Kreise der vertrauten Freunde an dieser Tafel Platz zu nehmen, hat mir die denkbar größte Freude bereitet. Sie haben den Wert derselben durch die Genehmigung meiner Bitte verdoppelt, der Verehrung und Bewunderung Ihrer Gäste für Ihren Gemahl in Worten Ausdruck geben zu dürfen. Ich leugne nicht, daß ich meine Bitte zaghaft ausgesprochen habe. Diesmal bin ich nicht sicher, der begeisterten allseitigen Empfindung entsprechend die würdige Form zu finden. Namentlich nicht vor Zuhörern, welche gewohnt sind, den Reichskanzler nicht allein als den überlegenen Staatsmann, sondern auch als den Meister der Rede zu bewundern. Aber nachdem ich das Wort ergriffen, ist die Zaghaftigkeit überwunden. Mich ermutigt das Bewußtsein, in dieser Versammlung des Reichskanzlers ältester Freund zu sein und als solcher seiner Laufbahn von Anfang an mit hellem Blicke und warmem Herzen nahegestanden zu haben. So will ich denn reden, wie es mir ums Herz ist, und dann weiß ich, daß Sie mit mir zufrieden sein werden. Vor kurzem wurde ich in Rom gefragt, welche die schönste Erinnerung meines langen und glücklichen Berufslebens sei. Ich antwortete: in einem siegreichen Kriege ein Regiment kommandiert zu haben, welches bezüglich der aus ihm hervorgegangenen ausgezeichneten Männer an der Spitze der Armee steht. Daß mir bei der Antwort in dieser nicht geringen Zahl an erster Stelle der Reichskanzler vorschwebte, bedarf wohl keiner Erwähnung. Wenn ich von seiner frühesten Jugend seiner Entwicklung aufmerksam folgen konnte, so verdanke ich diese Freude dem Vertrauen seines mir nahe befreundeten Vaters, des Staatssekretärs von Bülow. Beim Ausbruch des Französischen Krieges wählte derselbe das Königshusaren-Regiment, um seinen hoffnungsvollen ältesten Sohn bei demselben eintreten zu lassen. Es war in den ersten Novembertagen 1870, unmittelbar nach der Kapitulation von Metz und vor dem Beginne des Nord-Feldzuges, als ich ein von Bonn

eingetroffenes Ersatz-Kommando besichtigte. Da meldete sich bei mir der junge Husar von Bülow mit einem Briefe seines Vaters. In die 1. Eskadron eingestellt, nahm er mit derselben an allen Schlachten und Gefechten des Nord-Feldzuges teil. Seines in der Armee berühmten Namens eingedenk, zeichnete sich der junge Husar in glänzendem Wetteifer mit seinen Kameraden namentlich als Patrouillenreiter dergestalt aus, daß ich ihn zu rascher Beförderung vorschlagen konnte. Am 19. Januar, dem glorreichen Schlachttage von Saint-Quentin, wurde er zum Fahnenjunker, kurze Zeit darauf zum Offizier ernannt. Bald nach dem Friedensschlusse nahm er seine ursprünglich geplante Laufbahn wieder auf, aber seine Dienstzeit im aktiven Heere, seine Teilnahme an dem ruhmvollen Feldzuge hat wesentlich dazu beigetragen, in ihm die angeborene Liebe zur Armee zu steigern. Die für jeden preußischen Staatsmann unentbehrliche Überzeugung, daß die Armee der ‚rocher de bronze' des Preußischen Staates ist, blieb in ihm unerschütterlich. Seine ideale Auffassung auf diesem Gebiete, die gemeinsame Erinnerung an den Feldzug war das Band zwischen dem kühn aufstrebenden jungen Manne und seinem Feldobersten. Es ist zwischen dem Reichskanzler auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit und dem alten General, welcher frohen Sinnes auf seine Vergangenheit zurückblickt, unauflöslich geblieben. Unsere dreißigjährige Freundschaft, welche auf Frankreichs Schlachtfeldern Wurzel geschlagen, gehört zu den wertvollsten Errungenschaften meiner Laufbahn. Dieses unser Verhältnis und unsere nahen Familienbeziehungen brachten es mit sich, daß ich, nachdem der junge Offizier den aktiven Dienst verlassen, seiner Laufbahn ununterbrochen mit Aufmerksamkeit gefolgt bin. Ich habe den Ernst beobachtet, mit welchem der junge Mann stets sein hohes Berufsziel im Auge behielt, den eisernen Fleiß, welchen er während seines Dienstes im Auslande auf die Geschichtskenntnis des betreffenden Landes, auf die Sprache und die Gesetze verwandte. Aus der mühevoll erworbenen Fähigkeit, sich überall in die fremden Verhältnisse und Personen hineinzufinden, hat sich bei ihm eine seltene Eigenschaft entwickelt, welche ihm über die riesenhaften Schwierigkeiten seiner hochverantwortlichen Stelle hinweghilft. Ich meine die Unparteilichkeit seines Urteils, seine gewinnenden Formen im mündlichen und schriftlichen, im diplomatischen und politischen Verkehr, die Urbanität seines Wesens, welche ihm während der heftigsten Kämpfe gegenüber den leidenschaftlichen Angriffen seiner Gegner die siegreiche Durchführung seines Wahlspruches: ‚Suaviter in modo, fortiter in re' ermöglichte. Fortiter in re! In diesem Teile des Wahlspruches gipfelt das Wesen seiner Politik, weil er der Grundzug seines Charakters ist. Das Suaviter in modo ist der wertvolle Rahmen. Ein solcher Charakter steht aber nicht in der Jugend aus einem Gusse fertig da; er härtet und festigt sich im Kampfes-

Staatssekretär Graf Posadowsky-Wehner

leben des Mannes. Die Vorbedingung solcher Entwicklung ist der Glaube an ideale Lebensziele, welche dem Jünglinge vorschweben, an welchen der Mann in jeder Lebenslage unerschütterlich festhält. Der gesunde Idealismus des Reichskanzlers ist der Boden, auf welchem seine Persönlichkeit emporgewachsen ist. Ich habe das Aufkeimen und das Wachstum der Pflanze beobachtet, hatte in ihren Anfängen das Glück, sie pflegen zu dürfen. Welche sind aber die idealen Ziele des Reichskanzlers, an denen er festgehalten und die ihm heute als Sterne auf seiner mühevollen Bahn voranleuchten? Es ist vor allem der Glaube an den weltgeschichtlichen Beruf der Hohenzollern und an ihre selbstgeschaffene Armee, welcher das Fundament seiner Königstreue und der Eckstein seiner Politik ist. Es ist ferner seine strenge Gewissenhaftigkeit, seine Gerechtigkeit und sein Pflichtgefühl, aus welchem die Achtung vor jedem Rechte entspringt — jene große menschliche und staatsmännische Eigenschaft, welche ihm im Inlande das Vertrauen der Staatsbürger ohne Unterschied der Konfession, des Standes und der Partei, im Auslande der leitenden Persönlichkeiten ohne Unterschied der Nationen sichert. Wenn er sich aber mit uns bewußt ist, daß das allseitige Vertrauen der Hauptfaktor seiner Stärke ist, so vor allem das Vertrauen Seiner Majestät des Kaisers, welches der Felsen ist, auf dem er steht. Ich habe nun versucht, in wenigen Worten den Empfindungen Ausdruck zu geben, welche uns heute an dieser Tafel erfüllen. Aber ich würde meine Aufgabe schlecht gelöst haben, wenn ich schließen würde, ohne unter den Idealen des Geburtstagskindes dasjenige genannt zu haben, welches den ersten Platz in seinem Herzen hat. Ich habe geschildert, daß sein Leben Mühe und Arbeit ist, daß ihm auch der Lohn, die Zufriedenheit seines Kaisers, das Vertrauen der Nation, die eigene Befriedigung nicht fehlen. Aber das Glück, ohne welches der Mann auf dem Pflichtwege einsam wandelt — das innerste Lebensglück bringt ihm die holde Frau, in deren Augen er jetzt sieht. Ihre zärtliche Liebe ist nicht allein der Schmuck seines Lebens, sie erhält ihm auch die Begeisterung für seinen Beruf; sie hilft ihm über die Momente der Enttäuschung hinweg, von welchen im Berufsleben niemand verschont bleibt. Ihr wunderbares Herzensverständnis für den Mann, welcher dem Vaterlande so notwendig ist, erhält dem Kaiser und Deutschland den Reichskanzler. Das ist ihr großes Verdienst, welches in der Geschichte unvergessen bleiben wird. Nun, so denke ich Ihrer Zustimmung sicher zu sein, wenn ich Ihnen vorschlage, unsern heutigen Glückwunsch in die herzlichen Worte zu fassen: Graf und Gräfin Bülow, sie leben hoch!“ In meinem langen und bewegten Leben hat mir kaum ein Lob so wohlgetan wie diese Anerkennung meines alten Feldobersten.

Seit dem ersten Tage meiner Amtsführung als Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident hatte ich mich mit besonderem Interesse den

Ostmarken-Politik

Problemen unserer Ostmark zugewandt. Was ich in meinem während des Weltkriegs, 1916, in Sonderausgabe erschienenen Buch über „Deutsche Politik" am Schlusse des Kapitels über die deutsche Ostmarkenpolitik später sagte, daß ich die Ostmarkenfrage für eine der wichtigsten Fragen unserer inneren Politik hielt*, wurde mir schon fünfzehn Jahre früher klar, als ich mich eingehend mit dem Gang dieser Politik beschäftigte und den so gewonnenen Überblick durch ausführliche Besprechungen mit Männern ergänzte, welche die Verhältnisse in Posen, Westpreußen und Oberschlesien aus eigener Anschauung kannten. Unter diesen nenne ich in erster Linie den damaligen Chef der Reichskanzlei, den Geheimen Rat Conrad, der ein gebürtiger Westpreuße war, den langjährigen Polizeipräsidenten in Posen Staudy, den Kultusminister Studt, der viele Jahre im Osten gedient hatte, den Regierungspräsidenten von Tiedemann in Bromberg und manche andere. Die Geschichte zeigt, daß deutsche Versuche, die Polen durch Entgegenkommen zu gewinnen, diesen Zweck nie erreicht, wohl aber die deutschen Interessen geschädigt haben. Friedrich Wilhelm III. war nach Wiedererwerbung von Posen und Westpreußen seinen polnischen Untertanen mit der größten Milde entgegengetreten. Ihrer Eigenart wurde weitgehend Rechnung getragen, die polnische Landwirtschaft wurde besonders unterstützt, die Landräte durften gewählt werden und wurden polnisch gewählt, dem preußischen Oberpräsidenten wurde ein polnischer Statthalter zur Seite gesetzt. Die Quittung war der Aufstand von 1830. Die damalige Insurrektion hatte wenigstens den Vorteil, daß neue Männer im Osten an die Spitze gestellt wurden, von denen die Namen des Generals von Grolman und des Oberpräsidenten von Flottwell in der deutschen Geschichte stets einen ehrenvollen Klang behalten werden. Sie hatten aber nur zehn Jahre Zeit, im Osten deutsche Politik zu treiben. Als Friedrich Wilhelm IV., der in seiner romantischen Art für die Staatsräson weniger Verständnis besaß als sein nüchterner Vater und der den „Racker von Staat", wie er ihn nannte, eigentlich höchst unsympathisch fand, der den trefflichen Oberpräsidenten von Flottwell strafweise von Posen nach Magdeburg versetzte und wieder zu dem mißlungenen Kurs zwischen 1815 und 1830 zurückkehrte, eine sogenannte „nationale Reorganisation" Posens und Westpreußens unternahm, machte diese Politik nochmals ein völliges Fiasko, schon bevor das Jahr 1848 der großpolnischen Agitation die erwünschte Möglichkeit bot, ihre wahren Ziele und Gefühle an den Tag zu legen.

Ein neuer Umschwung, eine neue Wendung zum Guten trat erst wieder ein, als Bismarck, auch auf diesem Gebiet wie auf so vielen anderen an die Traditionen des großen Königs anknüpfend, mit dem fundamentalen

---

* Fürst von Bülow, „Deutsche Politik", Volksausgabe, S. 243.

Ansiedlungsgesetz von 1886 den Kampf um den Boden im großen Stil begann. Das Ansiedlungswerk war und blieb das Kernstück der preußischen Ostmarkenpolitik, denn es siedelte deutsche Menschen in den östlichen Gebieten an. Wieder erfolgte ein neuer Rückschlag nach dem Sturz des Fürsten Bismarck. Graf Caprivi hätte gerade bei Beginn seiner Amtszeit eine glänzende Chance gehabt, das Deutschtum im Osten zu fördern. Durch den Notstand der Landwirtschaft waren damals die Gutspreise rapide gesunken. Es wäre nicht schwer gewesen, eine gewaltige Landmasse für die Zwecke späterer Besiedlung durch Deutsche aus polnischer Hand zu gewinnen. Caprivi glaubte aber in der Ostmarkenpolitik wieder einmal den Kurs wechseln zu müssen. Daß er den Polen in Schul- und Kirchenfragen entgegenkam, war zu ertragen. Ich persönlich war immer der Ansicht, daß es nicht notwendig und nicht einmal politisch nützlich wäre, auf diesem Gebiete die Polen zu drangsalieren. Caprivi aber ging so weit, durch eine Hilfeleistung für die polnische Landbank eine Rettungsaktion für eben die polnischen Grundbesitzer zu unternehmen, aus deren Liegenschaften die Ansiedlungskommission bestrebt sein mußte Land zu erwerben. Man hat behauptet, daß Caprivi, der, von seinem rein militärischen Standpunkt aus und weil überhaupt eine starre Natur, den Krieg gegen Rußland für unvermeidlich hielt, sich für diesen Fall die Möglichkeit habe schaffen wollen, ein selbständiges polnisches Staatswesen wiederherzustellen. Ich glaube, daß dies ein ungerechter Vorwurf ist. Caprivi hatte doch zu viel altpreußisches Empfinden und zu viel Staatsgefühl, als daß er sich zu einer solchen Verirrung hätte hinreißen lassen. Er betrachtete die Polen wohl mehr mit den Augen eines friderizianischen Generals, der bereit sein konnte, ein Freikorps aus Kroaten und Slowaken zu bilden, diesen aber deshalb noch nicht gestattet hätte, den Bestand der preußischen Monarchie zu gefährden. Um an unserer Ostgrenze ein selbständiges polnisches Reich zu errichten, bedurfte es eines Bethmann Hollweg, der ohne Verständnis für die Traditionen des großen Königs und des größten deutschen Staatsmanns, unter dem Beifallsjubel von Hans Delbrück, Riezler (Rüdorffer) und ähnlichen Toren, vielleicht auch von Österreich eingefangen und beeinflußt, diesen ungeheuren Fehler beging und damit selbst die Axt an die Wurzel des preußischen Staates legte.

Von Anfang an war mir zweifellos, daß unsere Politik im Osten vor allem stetig sein mußte. Nichts hatte uns mehr geschadet als immer wiederkehrende Schwankungen und Rückfälle in alte Fehler. Andererseits konnte ich mir auch nicht verhehlen, daß, wie mit melancholischem Gesicht in einer Staatsministerialsitzung einmal Graf Posadowsky ausführte, der lange Zeit in der Provinz Posen tätig gewesen war, die Ostmarkenfrage für uns nicht nur eine Frage der Polen in Deutschland, sondern auch eine

Frage der Deutschen unter den Polen war. Ich sah ein, daß aus Gründen, die mit unseren guten und mit unseren weniger guten Eigenschaften zusammenhingen, der Deutsche im Nationalitätenkampf nicht die wünschenswerte Widerstandskraft besitzt, daß er in diesem Kampfe nur zu oft Gefahr läuft, sein Volkstum zu verlieren, wenn ihm nicht der Staat den Rücken stärkt und ihm schützend und stützend zur Seite steht. In dem schwachen Nationalgefühl des Deutschen lag eine der größten Schwierigkeiten der Ostmarkenfrage, aber zugleich für mich der vielleicht stärkste Beweis für die Unerläßlichkeit einer festen und stetigen Ostmarkenpolitik. Wir besaßen nun einmal nicht die Eigenschaften, die es den Franzosen ermöglicht hatten, sich wenigstens die höheren Schichten der elsässischen und lothringischen Bevölkerung zu assimilieren, mit denen Nizza und Korsika französisiert worden waren. Was aus den Deutschen wurde, wenn nicht der Staat seine Hand über sie hielt, zeigte ein Blick auf Österreich. Ich kannte die dortigen Verhältnisse besser als die meisten Deutschen. Ich wußte, daß das Deutschtum in Böhmen, in Mähren, in Krain und in Südsteiermark an die Wand gedrückt wurde und zurückging, sobald es von Wien aus nicht mehr gehalten wurde, daß es in Galizien, in Ungarn verdrängt und aufgesogen worden war, als es keinen Rückhalt mehr in Wien fand. Von sentimentalen Regungen gegenüber den Polen war ich frei. Ich hatte weder die Haltung der polnischen Intelligenz 1830 und 1848 vergessen, noch das Blutbad von Thorn, noch die erste Schlacht von Tannenberg, die größte Niederlage, die unser Volkstum in Jahrhunderten erlitten hatte. Und wie sprangen die Polen selbst mit den Ruthenen in Galizien um! Führten nicht die Ruthenen in den Karpathen und am Pruth gleiche, nur noch heftigere und vor allem viel begründetere Klagen gegen die Polen als diese an der Warthe und an der Weichsel gegen uns? Ich bin mir nie darüber im Zweifel gewesen, daß, wenn es je den Polen gelingen würde, sich Deutsche zu unterwerfen, sie diese Unglücklichen mit größter Härte und schnödem Übermut regieren würden.

Zu meiner Haltung in der Ostmarkenfrage bestimmten mich auch schwerwiegende Gründe unserer auswärtigen Politik. Eine der Voraussetzungen für die so wichtige und, nachdem von uns selbst in ungeschickter Weise der Draht mit Rußland zerschnitten und das russisch-französische Bündnis ermöglicht worden war, schwierige Aufrechterhaltung freundlicher Beziehungen zu Rußland war ein fester Kurs in unserer Polenpolitik. Jede schwächliche Nachgiebigkeit gegenüber der großpolnischen Agitation bei uns erweckte Mißtrauen in St. Petersburg, wo man seit den Tagen von Caprivi dahinter die Absicht vermutete, sich die Kooperation der Polen für einen Krieg mit Rußland zu sichern. Ich war immer der Ansicht, daß wir alles Interesse daran hatten, einen Krieg mit Rußland zu vermeiden. Ich war überzeugt, daß ein solcher Konflikt zu vermeiden war, und zwar in allen

Ehren und mit aller Würde. Vor allem war ich davon durchdrungen, daß uns kaum ein größeres Unheil zustoßen könne als die Wiederherstellung eines selbständigen Polens. Zu dieser Ansicht habe ich mich nicht etwa post festum bekehrt, nachdem das Experiment von Bethmann Hollweg und seinen Freunden ein so elendes, ein so schauerliches Fiasko gemacht hat. Seit den ersten Tagen meiner Amtsführung als Reichskanzler war ich ebenso durchdrungen von der Gefahr jeder Wiederherstellung von Polen wie von der Notwendigkeit, das Deutschtum in unseren östlichen Provinzen mit Stetigkeit und mit Energie zu schützen und zu fördern. Auf meinem Schreibtisch lag während vieler Jahre der prächtige Aufsatz von Treitschke über das deutsche Ordensland Preußen. Darum hatte ich schon am 10. Dezember 1901 im Reichstag erklärt, daß für meine Ostmarkenpolitik nichts anderes maßgebend sein könne als die Staatsräson und meine Pflicht gegenüber dem Deutschtum. Dieser meiner Pflicht wolle ich eingedenk bleiben. Angesichts der ernsten Gefahr, die nach meiner Überzeugung unserem Volkstum im Osten drohe, würde ich tun, was meines Amtes sei, damit der Deutsche im Osten nicht unter die Räder komme*.

Polnische Demonstrationen

Damals hatte ein unbedeutender Vorfall in einer Gemeindeschule in der kleinen Kreisstadt Wreschen in Warschau und in Lemberg zu deutschfeindlichen Kundgebungen vor dem Deutschen Konsulat geführt. In Warschau waren diese Demonstrationen von der russischen Polizei mit Entschlossenheit unterdrückt worden. In Lemberg war die Haltung der k. k. Behörden zweideutig und schwächlich gewesen. Auch darauf hatte ich in meiner Reichstagsrede hingewiesen, was den österreichisch-ungarischen Vertreter in Berlin, meinen alten Freund Szögyényi, sehr unglücklich machte, aber für den Ballplatz in Wien ein nützlicher Avis au lecteur war. In einer zweistündigen Rede im Preußischen Landtag** entwickelte ich am 13. Januar 1902 meinen Standpunkt in der Ostmarkenfrage ausführlich und gründlich. Ich wandte mich vor allem gegen den Vorwurf, als ob ich irgendwie daran dächte, im Osten den Rechten der katholischen Kirche oder den Empfindungen katholischer Staatsbürger zunahezutreten. Solche Rechte und Empfindungen würde ich immer und überall gewissenhaft respektieren. Ich würde die Politik des Landes niemals nach einseitig konfessionellen Gesichtspunkten zurechtschneiden. Ich würde ebensowenig eine protestantisch-konfessionelle wie eine katholisch-konfessionelle Politik machen, so wenig eine liberale wie eine konservative Parteipolitik. Für mich gäbe es weder ein evangelisches noch ein katholisches, so wenig ein konservatives wie ein liberales Deutschland, sondern vor meinen Augen stünde die eine und unteilbare Nation, unteilbar in materieller und unteilbar in

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 237; Kleine Ausgabe II, S. 22.
** Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 256; Kleine Ausgabe II, S. 93.

idecller Beziehung. Ein solches Bckenntnis war nützlich und notwendig in Deutschland, wo leider seit jeher nicht nur einseitige konfessionelle Gesichtspunkte, sondern noch mehr Parteiinteressen und Parteivorurteile, jämmerliche Parteistänkereicn und last, not least partikularistische Tendenzen nationale Erwägungen und die Gebote der Staatsräson überwuchern. In anderen großen Ländern wäre eine solche Erklärung kaum erforderlich gewesen. Ich führte weiter aus, daß ich in vielen Fragen liberal dächte. Aber in nationalen Fragen verstünde ich keinen Spaß. Wir lebten nicht in Wolkenkuckucksheim, leider auch nicht im Paradies, sondern auf dieser harten Erde, wo es heiße, Hammer odcr Amboß sein. Nachdem ich mich über die einzelnen von der Regierung für den Osten in Aussicht genommenen Verwaltungsmaßregeln eingehend verbreitet hatte, erklärte ich, daß ich ebenso wie der Abgeordnete Hobrecht, der frühere Finanzminister unter Bismarck, der vor mir gesprochen hatte, die Ostmarkenfrage nicht nur für eine der wichtigsten Fragen unserer Politik, sondern geradezu für diejenige Frage hielte, von deren Entwicklung die nächste Zukunft unseres Vaterlandes abhinge. Hier gelte das Wort unseres größten Dichters: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Polenfrage und Parteien

Erschwert wurde mir der von mir verfolgte Kurs in der Ostmarkenpolitik, an dem ich bis zum letzten Tage meiner Amtsführung festgehalten habe, durch unsere unseligen Parteiverhältnisse. Wie mir mein lieber Freund, der Zentrumsabgeordnete Prinz Franz Arenberg, von Anfang an gesagt hatte, sahen viele Zentrumsmitglieder innerlich die Notwendigkeit von Abwehrmaßnahmen gegenüber der frechen polnischen Agitation und die Unerläßlichkeit eines wirksamen Schutzes der Deutschen im Osten wohl ein, aber Erwägungen parlamentarischer Taktik hinderten sie, gegen die polnische Fraktion Stellung zu nehmen. Mein hochverehrter Freund und Gönner, der Kardinal Kopp, ein scharfer Gegner des Polonismus, dem er in Oberschlesien mit nicht genug zu rühmender Festigkeit entgegentrat, sagte mir: „Ich unterstütze Sie, wo ich kann. Aber wie nun einmal der Deutsche ist, wird das Schlagwort von der Glaubensgemeinschaft zwischen den deutschen Katholiken und den Polen auf die deutschen Katholiken immer wieder Eindruck machen, obwohl umgekehrt damit kein polnischer Hund vom Ofen gelockt wird und obschon eine Polonisierung unserer östlichen Provinzen nach meiner festen Überzeugung gar nicht den Interessen der katholischen Kirche entspricht." Das scharfe Auge des Kardinals hatte früh die Gefahren erkannt, die dem preußischen Staat und der deutschen Sache in Oberschlesien von dem fanatisch antideutschen polnischen Agitator Korfanty drohten. Er ging schon während meiner Amtszeit gegen dieses üble Subjekt vor. Es sollte die Zeit kommen, wo sich Korfanty der Gunst der preußischen Regierung erfreute. Graf Hutten-Czapski, ein Pole,

der, ohne seine Nationalität zu verleugnen, während des ganzen Weltkrieges seine Pflicht als preußischer Offizier, als Schloßhauptmann von Posen und als Mitglied des Herrenhauses erfüllte, erzählte mir mit Erstaunen, er habe im Sommer 1914 konstatieren müssen, daß Korfanty, der von unseren Militärbehörden nicht ohne Grund als verdächtig vigiliert wurde, auf der Reichskanzlei von Exzellenz Wahnschaffe und einen Stock höher vom Reichskanzler Bethmann Hollweg mit Auszeichnung und Vertrauen behandelt wurde.

Der Vorsitzende des Deutschen Ostmarkenvereins, Herr von Tiedemann-Seeheim, schrieb am Tage nach meiner großen Polen-Rede, am 14. Januar, an den Chef der Reichskanzlei, Conrad: „Mit großer Freude habe ich wahrgenommen, wie es dem Reichskanzler gelungen ist, sich in immer steigendem Maße die Sympathien des preußischen und des deutschen Volkes zu erwerben! Ich verkehre in so vielen Volksschichten, daß ich mich in dieser Wahrnehmung nicht täusche. Gestern ist es nach meiner innersten Überzeugung dem Reichskanzler beschieden gewesen, sich das unbedingte Vertrauen der deutschen Volksseele zu erobern. Bülow hat einen in seinen Folgen nicht hoch genug zu veranschlagenden Erfolg errungen: er hat der Welt gezeigt, daß er das diffizile Roß der inneren Politik ebenso sicher wie geschickt zu reiten versteht! Der führende Staatsmann kann nur Großes leisten, wenn er sich der freudigen Zustimmung der guten und loyalen Elemente seines Landes gewiß weiß. Dieser Überzeugung kann der Reichskanzler nunmehr getrost leben! Daß der von ihm vorgezeichnete Weg zur Lösung der Ostmarkenfrage der richtige ist, der auch zweifellos zum Siege führen muß, brauche ich Ihnen gegenüber, der Sie ein Sohn unserer Ostmark sind, wahrlich nicht hervorzuheben." Der preußische Gesandte in München meldete am gleichen Tage: „Graf Crailsheim äußerte heute zu mir, die eindrucksvolle Art und die Entschiedenheit, mit der von Eurer Exzellenz die Wreschener Interpellation erwidert wurde, habe er nur freudigst begrüßen können. Die Polen seien unverbesserlich, und je energischer die preußische Regierung den Polonisierungsbestrebungen in der Ostmark entgegentrete, um so größere Verdienste erwerbe sie sich um Deutschland. Übrigens sei ihm, dem Minister, die Nuancierung keineswegs entgangen, mit der Eure Exzellenz des Verhaltens unserer beiden Nachbarn gedacht hätten. Das schlaffe Österreich, wenn man überhaupt noch von einer k. k. Regierung in Galizien reden könne, hätte selbst über eine härtere Sprache unsererseits nicht klagen können. Gleiche Genugtuung wie der Minister empfinden alle hiesigen nationalen Elemente. Die liberale Presse sorgt in anerkennenswerter Weise weiter für Richtigstellung der von polnischer Seite verbreiteten Märchen. Gleichzeitig wird erneut auf die fortgesetzte Mißhandlung der nichtpolnischen Majorität Galiziens durch die Schlachta hingewiesen und

den Radziwill und Genossen dringend geraten, zunächst in dem eigenen schmutzigen Hause zum Rechten zu sehen. Möge, so schließen alle Betrachtungen, die preußische Regierung hart bleiben und niemals wieder über schwächliche Rückfälle Klage zu führen sein."

Wilhelm II. auf der Marienburg

Der Kaiser, der gar zu gern Feste feierte, am liebsten Feste mit historischem Hintergrund, denn seine Begeisterung für geschichtliche Größe war echt, hatte beschlossen, am 5. Juni 1902 in der herrlichen Marienburg ein feierliches Kapitel des Johanniterordens abzuhalten. Er legte besonderes Gewicht darauf, daß ich diesem Kapitel beiwohnen möchte, und zwar in der prächtigen Johanniteruniform, die er selbst anlegen wollte. Wer Wilhelm II. nicht im persönlichen Verkehr gekannt hat, kann sich schwer eine Vorstellung davon machen, wie groß der Charme war, den er durch seine Natürlichkeit und Herzlichkeit im täglichen Umgang ausübte, ein Zauber, der um so stärker wirkte, als er unabsichtlich war. Der im guten Sinne naive Zug in der Art des Kaisers, sich zu geben, machte ihn für seine Freunde und Diener ebenso anziehend, wie er Fremden und Gegnern gegenüber politisch für den Monarchen eine Gefahr bildete. Vor dem Beginn des feierlichen Gottesdienstes in der Marienkapelle des Schlosses kam der Kaiser in mein Zimmer, um sich de ses yeux von der Korrektheit meiner Johanniteruniform zu überzeugen. Als er meinen langjährigen italienischen Kammerdiener, den er gut kannte, weil er mich auf allen unseren Reisen begleitete, und mit dem er gern scherzte, frug, wie er mich als Johanniter fände, meinte dieser: „Il cancelliere e magnifico, somiglia a un antico romano del Trastevere." Meinem biederen Cameriere, der in den Sabinerbergen geboren war, erschien ein alter Römer, noch dazu aus dem volkstümlichen Quartier jenseits des Tiberflusses, dem Trastevere, als der Inbegriff aller Pracht.

Der Kaiser empfing am Vormittag den zu seiner Begrüßung von russischer Seite entsandten Generalgouverneur von Warschau, den General der Kavallerie und Generaladjutanten Tschertkow, einen typischen russischen General der alten Schule, der ihm so gefiel, daß er eine schöne Ansprache an ihn improvisierte, in der er ungefähr ausführte: Seine Beziehungen zu Rußland seien so innige, daß er beschlossen habe, Posen als Festung aufzugeben, denn gegen einen Freund wie den Zaren bedürfe er keines militärischen Schutzes. Der alte Russe, der wie seine ganze Generation eine gute Dosis Pfiffigkeit besaß, meinte hernach zu mir, den er aus St. Petersburg kannte: „Sa Majesté l'Empereur a parlé comme Cicéron, mais, entre nous, ce qu'il m'a dit sur Posen ne tient pas debout. Posen ne vaut plus rien comme fortcresse et vous construisez d'autres forteresses qui remplacent Posen avantageusement."

Mit meinem alten Regimentskameraden und langjährigen Freund, dem Grafen August von Dönhoff-Friedrichstein, machte ich einen Rundgang

um die Marienburg, wobei wir auf einem Turm eine alte Fahne mit dem Dönhoffschen Wappen entdeckten, dem schwarzen wilden Eberkopf mit emporstehenden Borsten. Sie stammte aus der traurigen Zeit, wo ein großer Teil jener deutschen Geschlechter, die einst mit dem Deutschen Orden nach Ostland gefahren waren, sich den Polen angeschlossen hatte. Wir begegneten uns in dem Wunsch, daß die Marienburg nie wieder solche Zeiten deutschen Niedergangs und deutscher Ohnmacht sehen möge, ohne zu ahnen, daß schon um diese Zeit in Potsdam als Oberpräsident der unglückselige Mann saß, der vierzehn Jahre später Polen wiederherstellen und damit dem Deutschtum der Ostmark die schwerste Wunde schlagen sollte.

Bei dem Prunkmahl, das er am 5. Juni 1902 im großen Remter der Marienburg gab, hielt Wilhelm II. eine Rede, deren Schwung und Feuer selbst Lucanus und mich überraschten, die wir in dieser Beziehung schon manches erlebt hatten. Der Kaiser erinnerte seine verehrten Brüder vom Orden St. Johannis daran, daß in der Geschichte des Ordens wie in keiner anderen der Finger der Vorsehung zu erblicken sei. Als der Orden im Heiligen Lande seine dort unfruchtbare und aussichtslose Mission aufgegeben hätte (das war eine Liebenswürdigkeit für den Sultan und den Islam), wären die Ritter mit dem schwarzen Kreuz auf weißem Mantel nach der Weichsel gezogen. Und nun folgte ein feuriger Aufruf an die Johanniter, den Kaiser in seinem Kampf gegen die Polen zu unterstützen. Derselbe Monarch, der meiner wohlüberlegten und stetigen Ostmarkenpolitik oft zweifelnd und zögernd, gelegentlich ablehnend gegenüberstand und der im Weltkrieg unter Bethmann Hollwegschem Einfluß Polen wiederherstellte, forderte am 5. Juni 1902 die um ihn Versammelten, durch und durch ehrenwerten, aber in der Mehrzahl schon bejahrten und wohlbeleibten Ordensritter auf, mit dem Ordensschwert in der nervigen Faust auf die Sarmaten einzuhauen, deren Frechheit zu züchtigen, sie zu vertilgen. Wie so oft vorher und nachher, untersagte ich dem anwesenden Vertreter des Wolffschen Telegraphenbüros, die Rede Seiner Majestät im Wortlaut zu veröffentlichen, und entwarf rasch auf der Rückseite meiner Tischkarte eine neue, feste, aber würdige und ruhige, in keiner Weise exzentrische Ansprache. Diesmal tat Eile not, denn kaum eine halbe Stunde nach Aufhebung der Tafel wollte der Kaiser nach Potsdam zurückkehren. Ich näherte mich ihm mit meinem Entwurf, gefolgt von Lucanus. Als ich meine Fassung vorlas, überkam den Kaiser ein ganz großer Zorn. Er bestand namentlich auf der „Züchtigung der Sarmaten“, obwohl ich ihm vorstellte, daß dies die Russen beleidigen würde, da sie die Brandmarkung der Sarmaten auf sich beziehen könnten. Wir stritten eine Weile über die alten Sarmaten, ob sie ihren Wohnsitz an der Weichsel oder am Don gehabt hätten. Der Kaiser berief sich auf Herodot, ich aber auf Strabo. Schließlich meinte Seine Majestät: „Meine

Rede war der alten Hochmeister würdig, eines Hermann von Balk und eines Hermann von Salza. Sie aber lassen mich reden, als ob ich Lehrer der Geschichte an einer höheren Töchterschule wäre." Lucanus und ich ließen aber nicht locker, die Zeit drängte, und schließlich gab der Kaiser nach, aber nicht ohne dem Chef des Zivilkabinetts den gemessenen Befehl zu geben, den Urtext seiner Rede im kaiserlichen Hausarchiv aufzubewahren. „Denn", meinte der Kaiser, „meine Nachfolger sollen einmal wissen, daß ich forsch war." Als der Kaiser abgereist war, sagte mir der russische Botschafter, Graf Osten-Sacken, der die Ansprache Seiner Majestät in ihrer ursprünglichen Fassung schaudernd angehört und meine Auseinandersetzung mit dem hohen Herrn nach Aufhebung der Tafel beobachtet hatte: „Sa Majesté l'Empereur est charmant, tout ce qu'il y a de plus séduisant comme homme. Mais comme souverain, il est bien dangereux et cela sans vouloir, au fond, faire du mal à personne. Voilà, il est incohérent! Dieu vous garde auprès de lui." Um dieselbe Zeit schrieb ein französischer Schriftsteller Nauzannes in einer Studie über Wilhelm II.: „Il fallait à l'Allemagne un chef grave, silencieux et mesuré. Le destin lui a donné un maître agréable et primesautier, mais faible et énervé. Militaire, il ne l'est que pour ses diplomates, diplomate il ne l'est que pour ses militaires. Aucun chef d'Etat couronné n'a fait plus de mal à la monarchie et trahi plus complètement et plus inconsciemment la confiance du meilleur de son peuple. On ne peut que le plaindre, tout en rendant hommage à ses qualités de cœur et d'esprit dont une vanité maladive annule tous les bons effets."

Ich habe oft beobachtet, daß auch über den Durchschnitt begabte Männer sich gern das Ansehen geben, gerade diejenigen Eigenschaften zu besitzen, die ihnen fehlen. Wilhelm II. verhehlte sich im Grunde nicht, daß ihm die Mens aequa, die Mens solida und die Tenacitas propositi abgingen, die Quintus Horatius Flaccus vom Manne fordert. Gerade deshalb suchte der Kaiser durch laute Reden und starke Worte andere und sich selbst über seine innere Unsicherheit und Ängstlichkeit zu täuschen. Diese Tendenz soll nach meinem Rücktritt noch zugenommen haben, nachdem Seiner Majestät eingeredet worden war, die Franzosen hätten ihm den Spitznamen „Guillaume le Timide" gegeben. Ich hatte im schlimmen Julimonat 1914 nicht mehr die Ehre, in der Nähe Seiner Majestät zu weilen, habe aber von zuverlässigen Herren aus der Allerhöchsten Umgebung gehört, daß die sehr erregten, kriegerisch anmutenden Marginalien des Kaisers vor und nach dem unseligen Ultimatum an Serbien dem Wunsch entsprungen waren, jeden Zweifel an seiner Bravour zu beseitigen. In Wirklichkeit hat, wie ich vorgreifend hier schon feststellen will, der Kaiser 1914 so wenig wie in irgendeiner anderen Phase seiner Regierung den Krieg gewollt.

Als in der Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 7. Juni 1902, achtundvierzig Stunden nach der Feier in der Marienburg, der polnische Abgeordnete von Glembocki die in der Marienburg gehaltene kaiserliche Rede zum Gegenstand seiner Angriffe machte, entgegnete ich ihm: „Es war vollkommen in der Ordnung“, und als mich die Polen lärmend unterbrachen, wiederholte ich noch einmal: „Gewiß, meine Herren, es war ganz und gar in der Ordnung, daß Seine Majestät der Kaiser gerade in der Marienburg diese Worte gesprochen hat. Denn wie das Straßburger Münster im Westen, so ist die Marienburg im Osten ein mahnendes Wahrzeichen, die Grenzen des Deutschen Reichs und deutschen Volkstums zu schirmen*.

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 339; Kleine Ausgabe II, S. 86.

XXXVI. KAPITEL

Die Bagdadbahn • Unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten • Wilhelm II. und Roosevelt • Amerikafahrt des Prinzen Heinrich • Jubiläum des Königshusaren-Regiments in Bonn, die Parade des Regiments • Ernennung zum Oberst à la suite der Armee, mit der Uniform der Königshusaren • Erneuerung des Dreibundes (28. VI. 1902) • Begegnung Wilhelms II. und Nikolaus' II. in Reval • Die Swinemünder Depesche, Erregung in Bayern • Tod von Alfred Krupp

Konzession für die Bagdadbahn erteilt

Ich habe schon erzählt, wie während des kaiserlichen Besuchs in Konstantinopel aus einer Unterredung zwischen Georg von Siemens und mir das Projekt der Bagdadbahn entstand, an einem wundervollen Oktobermorgen auf einer Fahrt von Konstantinopel nach Haidar-Pascha, während ein pfeilschnelles Kaik uns über die blauen Wellen trug, die einst Leander durchschwamm, um seine Hero in die Arme zu schließen. Anfang Januar 1902 wurde in Konstantinopel das kaiserliche Irade veröffentlicht, durch das die Konzession für die Bahn erteilt wurde, die mit ihren Zweiglinien eine Länge von 2500 Kilometer haben sollte. Die Bagdadlinie sollte ihren Ausgangspunkt in Konia nehmen und über Bagdad gehen. Der Punkt, an dem die Bagdadlinie am Persischen Golf endigen würde, sollte später mit der Pforte gemeinsam festgesetzt werden. Auf die letztere Bestimmung hatte ich hingewirkt, weil ich hinsichtlich des Endpunkts der Bagdadbahn mich mit England verständigen und alles vermeiden wollte, was in dieser Beziehung Widerspruch oder Mißtrauen bei den Beherrschern von Indien erregen könnte. Der kluge Nachfolger des leider früh verstorbenen Georg von Siemens, Herr Arthur von Gwinner, teilte meine Auffassung, daß das großartige Unternehmen der Bagdadbahn nur im Einvernehmen mit England zu einem guten Ende geführt werden konnte. Bei seinen mannigfachen Beziehungen zu England gelang es Herrn von Gwinner in zielbewußter und langjähriger Arbeit, eine deutsch-englische Verständigung über das Bagdadunternehmen zu erreichen, als das österreichisch-deutsche Ultimatum an Serbien auch diese Anstrengungen und diese Hoffnungen vernichtete.

Je schwieriger aus oft dargelegten Gründen sich unser Verhältnis zu England gestaltet hatte, um so mehr Gewicht legte ich auf freundliche Beziehungen zu den Vereinigten Staaten. Kaiser Wilhelm II. für meine

Wilhelm II. und U.S.A.

Anschauungen und Bemühungen in dieser Richtung zu gewinnen, war nicht schwer. Nach seiner ganzen Individualität gefiel der unternehmende, tätige, unermüdliche, waghalsige Amerikaner Seiner Majestät dem Kaiser besonders gut. Der amerikanische Multimillionär, der damals anfing sich häufiger in Europa zu zeigen, gefiel dem Deutschen Kaiser sogar ausgezeichnet. Wilhelm II. glich darin seinem Onkel, dem König Eduard, daß viel Geld ihm imponierte. Der damals erste Mann der Vereinigten Staaten, Theodore Roosevelt, übte auf den Kaiser besondere Attraktionskraft aus. „Das ist mein Mann!" pflegte er auszurufen, sobald die Rede auf ihn kam. Mit Bewunderung las er in den Berichten unseres Botschafters, daß Roosevelt gleich einem Cowboy die gewagtesten Reiterkunststücke ausführte, daß er wie Buffalo Bill auf die weiteste Entfernung mit der Büchse jedes Ziel treffe, daß er den Teufel im Leibe habe, sich vor nichts fürchte und alles unternehme. Wie aber bei Wilhelm II. meist die Gefahr der Übertreibung an und für sich richtiger Gedanken bestand, so war es auch in diesem Fall. Er begann bald eine Korrespondenz mit Roosevelt, von der dasselbe galt wie von seinen Briefen an den Zaren. Wenn er mir seine in vortrefflichem Englisch geschriebenen Briefe vor ihrer Absendung zeigte und mir gestattete, zwei oder drei bedenkliche Wendungen zu eliminieren, so konnte der Rest in seiner ursprünglichen, kräftigen Art nur gut wirken. Eine solche prophylaktische Kontrolle war freilich nötig. Die unselige Voreingenommenheit Seiner Majestät gegen das Land der aufgehenden Sonne machte sich auch in seiner Korrespondenz mit Roosevelt geltend. Der Kaiser wollte immer wieder Roosevelt vor heimtückischen Plänen der Japaner warnen.

Er war überzeugt, daß ein Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten ganz unvermeidlich und nahebevorstehend sei, und hat vom ersten bis zum letzten Tage meiner Amtszeit an dieser Wahnvorstellung festgehalten, obschon ich ihm auf Grund meiner guten Beziehungen zu japanischen Diplomaten wie namentlich zu vielen Amerikanern beständig das Gegenteil versicherte. Ich entsinne mich, daß er mir einmal gelegentlich sagte, er habe während einer Abwesenheit von Berlin einen „famosen" Brief an seinen Freund Roosevelt geschrieben, der diesem einen ordentlichen Floh ins Ohr setzen würde. Da er und ich damals räumlich getrennt gewesen wären, hätte er mir diese Epistel nicht vor ihrer Absendung zeigen können, wolle sie mir aber jetzt nicht länger vorenthalten. Der fragliche Brief enthielt neben sehr heftigen Ausfällen gegen die „Japs" ziemlich phantastische Nachrichten über deren Kriegsvorbereitungen gegen Amerika und die energische Aufforderung, Roosevelt möge gegen die „gelbe Gefahr" besser als bisher auf der Hut sein. Ich erklärte dem Kaiser, daß dieser Brief nicht in die Hände von Roosevelt gelangen dürfe: einerseits hielte ich das Schreiben sachlich für unzutreffend, andererseits dürfe der Kaiser nicht

eine solche Waffe gegen sich in die Hände von Roosevelt gelangen lassen. „Aber Roosevelt ist mein Freund", rief der Kaiser aus. Als ich entgegnete, daß es „Freunde" in seinem Sinne in der Politik nicht gäbe, sah der hohe Herr mich sehr mißtrauisch an. Schließlich setzte ich durch, daß der Depeschenkasten, der den kaiserlichen Brief an Roosevelt über den Atlantischen Ozean trug, bei der Ankunft in New York festgehalten und unsere dortige Vertretung angewiesen wurde, das Schreiben uneröffnet wieder nach Berlin zurückzuschicken. Ich nehme an, daß, als nach dem Beginn des Weltkriegs Roosevelt gleich Monako, Lonsdale, Lacroix und Bonnal, gleich vielen ausländischen „Freunden" Seiner Majestät sich gegen Wilhelm II. wandte, dieser sich gefreut haben wird, daß wenigstens jener unvorsichtige Brief, der Roosevelt gegen Japan hetzen sollte, sich nicht in den Händen des bewunderten Theodore befand, der sich im Sommer 1914 nicht schämte, öffentlich einen hohen Preis für denjenigen auszusetzen, der ihm den „Emperor William" lebendig bringen würde, damit er ihn an einen Pfahl anbinden lassen könne.

Roosevelt in Berlin

Nach meinem Rücktritt wurde, wie ich nebenbei bemerke, der inzwischen zurückgetretene Roosevelt bei seiner Rundreise durch Europa in Berlin mit fast königlichen Ehren empfangen. Der Kaiser wollte seinen Freund ursprünglich im Schloß logieren. Dies unterblieb nur, weil in jenen Tagen der Oheim des Kaisers, König Eduard, gestorben war. Der Kaiser wohnte aber trotz tiefer Familientrauer dem Vortrag bei, den Roosevelt in der Berliner Universität hielt. Dieser Vortrag war freilich eine Enttäuschung für Seine Majestät. Roosevelt begann, wie mir von Ohrenzeugen erzählt wurde, mit ungewöhnlich lauter und scharfer Stimme, indem er den Kaiser direkt fixierte und alle seine prächtigen Zähne zeigte, mit einem Panegyrikus auf das Schiff „May-flower", das einst die ersten englischen Auswanderer nach Amerika gebracht hatte. „Das Schiff war klein", führte Roosevelt etwa aus, „es hatte nur eine geringe Besatzung. Aber es trug als Ladung Grundsätze, die die Welt transformieren sollten: die Idee der religiösen Freiheit, den Grundsatz, daß der Mensch sein Verhältnis zu Gott selbst regeln dürfe, ohne die Einwirkung irgendwelcher hierarchischer Autorität zu admittieren. Und weiter den großen Gedanken, daß der Mensch sich seine weltliche Obrigkeit selber einsetzen könne und müsse, unter bestimmten Voraussetzungen und ganz bestimmten Bedingungen, daß er nicht etwa eine absolute, ihm durch göttlichen Ratschluß auferlegte Herrschaft brauche." Solange Roosevelt seine religiösen Ideen darlegte, war der Kaiser nur erstaunt. Beim direkten Vorstoß gegen das Gottesgnadentum machte er ein langes Gesicht. Ich betone noch einmal, daß nach Abstreifung von Übertreibungen und Unbesonnenheiten das Bestreben des Kaisers nach möglichst guten Beziehungen mit Amerika durchaus verständig war. Die

Antipathie, die namentlich in konservativen deutschen Kreisen gegen Amerika herrschte, war töricht. Der Ärger, den während der Kieler Woche unsere Hofgesellschaft über angebliche Bevorzugung von Mr. Vanderbilt, Mr. Armour, Mr. Pierpont Morgan, Mr. Carnegie empfand, war albern und die Preßhetze gegen diese amerikanischen Herren, wenn sie mit kaiserlicher Erlaubnis und auf kaiserliche Aufforderung die Potsdamer Schlösser, die Marienburg oder Kadinen besuchten, philiströs und kleinlich.

Prinz Heinrich reist nach Amerika

Am 15. Februar 1902 schiffte sich Prinz Heinrich an Bord des Lloyddampfers „Kronprinz Wilhelm" in Bremerhaven nach New York ein. Vor seiner Abreise hatte ich ein längeres Schreiben an ihn gerichtet, in dem ich unter anderem ausführte: Von dem Prinzen würde in Amerika keinerlei politische Tat erwartet. Er solle von dort weder einen politischen Vertrag noch ein handelspolitisches Abkommen noch irgendwelche politische, wirtschaftliche oder gar territoriale Konzessionen mitbringen. Der Zweck seiner Reise sei lediglich, die Amerikaner zu erfreuen und zu gewinnen, sie von der Sympathie des Kaisers und des deutschen Volks für das groß und mächtig aufstrebende amerikanische Volk zu überzeugen wie von der Nützlichkeit guter Beziehungen zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Volk. Deutschland und Amerika wären durch keinerlei politische Differenzen getrennt, wohl aber verbunden durch zahlreiche und schwerwiegende Interessen, durch alte Traditionen, die zurückreichten bis zu den Tagen des großen Friedrich und des großen Washington. Sie wären auch durch Blutsverwandtschaft verbunden. Die Burenfrage möge der Prinz aus eigener Initiative gar nicht berühren. Würde sie von anderer Seite angeschnitten, so möge er sich tunlichst ausschweigen. Eine zu lebhafte Teilnahme für die Buren würde nicht in Einklang stehen mit der von uns gegenüber dem Südafrikanischen Krieg eingenommenen neutralen, loyalen und in diesem Rahmen für England freundlichen Haltung. Andererseits hätten wir auch keine Veranlassung, in Amerika die Geschäfte der Engländer zu besorgen. Chacun pour soi et Dieu pour tout le monde. Die Verhältnisse in Süd- und Zentralamerika möge der Prinz aus eigener Initiative nicht besprechen und selbstverständlich keinerlei Absichten Deutschlands auf jene Gegenden zugeben oder gar durchblicken lassen. Sollten die Amerikaner Besorgnisse hinsichtlich deutscher Eroberungsgedanken bezüglich Mittel- und Südamerikas an den Tag legen, so könne der Prinz solche Befürchtungen unter Hinweis auf die Friedlichkeit unserer Politik und die vielen Aufgaben, die wir sonst in der Welt zu lösen hätten, mit gutem Gewissen als absurde Hirngespinste ablehnen. Das geschehe noch besser in der Form ironischer Zurückweisung als durch pomphafte Erklärungen. Deutschland wolle auf der ganzen westlichen Hemisphäre

Frieden und gute Freundschaft mit den Vereinigten Staaten. Auf die Philippinenfrage und die Vorgänge in Manila im Sommer 1898 würde am besten gar nicht zurückgekommen. C'est un incident clos. Ich empfahl dem Prinzen, wenn er nicht umhinkönne, in Amerika, wo viel öffentlich geredet würde, öffentlich das Wort zu ergreifen, seine Ansprache vorher schriftlich zu fixieren, um vor Verdrehung und Ausbeutung seiner Worte sicher zu sein. Der Amerikaner sei, und mit Recht, stolz auf die rasche und gewaltige Entwicklung seines Landes, die kaum ihresgleichen in der Weltgeschichte habe. Er sei ehrgeizig, ruhmbegierig, er wünsche, sein Land gelobt zu hören. Jede Kritik amerikanischer Zustände aus fremdem Munde verletze den Amerikaner. Aber die Ehre des Besuches eines königlichen Prinzen werde in diesem Lande, das in Flutenfrische glänze, noch mehr gewürdigt als in Europa, und gern werde der Amerikaner den Prinzen von Deutschland, von unserem Kaiser, unserem Heer, unserer Wissenschaft und Kunst erzählen hören. In dem Gesandten von Holleben fände der Prinz einen durch langjährigen Aufenthalt mit amerikanischen Gewohnheiten, Stimmungen und Verhältnissen gut vertrauten, gewissenhaften und ehrlichen Mann. Ich schloß mit den Worten: „Seit vielen Jahren war keine Reise eines königlichen Prinzen von solcher Bedeutung für das Vaterland wie diese Ihre Fahrt nach der großen Republik, die Columbus aus dem Ozean hervorzog." Gleichzeitig gab ich für alle Fälle dem Prinzen Heinrich ein Promemoria über die diplomatische Vorgeschichte des Spanisch-Amerikanischen Krieges mit, um nötigenfalls perfiden Verdächtigungen der englischen Presse entgegentreten zu können, die Deutschland beschuldigte, sich vier Jahre vorher unfreundlich zu Amerika gestellt zu haben.

Die Reise des Prinzen verlief ohne jeden Anstoß. Die aufrichtige, natürliche, gerade und ehrliche Art des Prinzen gefiel den Amerikanern. Wo es nötig war, ergriff er das Wort, er sprach frei von der Leber weg, aber ohne je zu entgleisen. Besonderen Beifall fand die humoristische und dabei doch taktvolle Ansprache, die er bei einem ihm von der amerikanischen Presse gegebenen Diner hielt. Daß er Englisch wie ein Engländer sprach, kam dem Prinzen natürlich zustatten. Prinz Heinrich machte seine Sache vortrefflich, und es war geschmacklos, wenn der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Gradnauer im Reichstag „diese Art von Reisepolitik" heftig angriff. Wollte Gott, daß wir in den traurigen und bedrängten Zeiten, die auf unseren Niederbruch vom November 1918 folgten, in Zeiten, wo wir so sehr der freundlichen Gesinnung des amerikanischen Volkes bedurften, einen Prinzen Heinrich hätten nach Amerika schicken können, um dort für uns zu wirken und zu werben. Das dürfte der inzwischen zum sächsischen Gesandten in Berlin avancierte Herr Gradnauer jetzt wohl selbst einsehen. Im fröhlichen Besitz dieser Sinekure wird er wohl auch nicht mehr mit

derselben „flammenden Entrüstung“ wie einst „die Drohnen im Staat“ zur Zielscheibe seiner Kritik machen.

Regiments-jubiläum in Bonn

Mitte Juni 1902 wurde die goldene Hochzeit der Stadt Bonn mit dem Königshusaren-Regiment gefeiert, das nunmehr seit einem halben Jahrhundert in der schönen Rheinstadt stand. Ich wollte nicht fehlen an diesem Ehrentag meines Regiments, an dem ich mit ganzem Herzen hing. Einer Einladung des Feldmarschalls von Loë folgend, stieg ich bei ihm ab. Er hatte sich nach seinem Rücktritt als Gouverneur von Berlin ein kleines Häuschen in der Stadt gekauft, die recht eigentlich seine Heimat war, und in dem noch 1922, bald neunzigjährig, seine Witwe lebte, eine Schwester des langjährigen Oberpräsidenten von Schlesien, des Fürsten Hermann Hatzfeldt und der schönen Fürstin Elisabeth Carolath. Am Siebzehnten früh trafen die Majestäten, von mir begleitet, in Bonn ein. Das Regiment stand in Parade auf der Hofgartenwiese, Front nach dem Rhein, das Trompeterkorps im Haken, Front nach der Universität. Dem Regiment gegenüber die Vereine ehemaliger Königshusaren. Um 11 Uhr erschien auf einem herrlichen dunklen Schimmel der Kaiser, gefolgt vom Kronprinzen. Er ritt die Front des Regiments ab und hielt eine gute Ansprache an die Husaren. Beim Parademarsch in Zügen führten der Feldmarschall von Loë und der Schwager des Kaisers, der Prinz Adolf von Schaumburg-Lippe, der früher im Regiment gestanden hatte, dieses vorbei. Während sich das Regiment zum Vorbeimarsch in Eskadronsfront formierte, ritt der Kaiser, in dessen Suite ich zu Pferde hielt, auf mich zu und sagte mir, daß er mich zum Obersten à la suite der Armee mit der Uniform meines alten Regiments ernenne. Ich war zur Parade als Rittmeister der Reserve erschienen. Gleichzeitig forderte Seine Majestät mich auf, beim zweiten Vorbeimarsch des Regiments ebenfalls vor der Front des Regiments zu reiten. Dann setzte sich der Kaiser mit Loë und mir vor die Standarten-Eskadron und führte das Regiment zur Sternkorpskaserne, wo ich gerade einunddreißig Jahre früher eingekleidet worden war und Pferde gestriegelt hatte. Beim Frühstück im Kasino, wo ich so manches Mal als Leutnant meinen Schoppen Moselwein getrunken hatte, erwiderte der Kaiser auf die Huldigungsworte des Kommandeurs, des Oberstleutnants von Hertzberg: es gebe wenige Regimenter, vor deren Front drei Offiziere mit dem Schwarzen Adlerorden reiten könnten. Das Königshusaren-Regiment wäre eine der ersten Pflanzschulen der Armee für hervorragende Offiziere und Generäle nicht allein, sondern auch für große Staatsmänner, und er empfände Freude darüber, daß der Reichskanzler aus diesem schönen Regiment hervorgegangen sei.

Am Nachmittage machte ich mit alten Kriegskameraden einen langen Spaziergang an dem ruhig fließenden Rhein und dachte vergangener

Zeiten. Es war einer der schönsten Tage meines Lebens. Vor uns das „Paradies des Rheins", das Siebengebirge. Aus dem Strom erhob sich der Fels, wo Siegfried den Drachen schlug. Gegenüber ragten die Ruinen von Rolandseck, wo Roland um die schöne Hildegard trauerte. Zwischen Rolandseck und dem Drachenfels lag mitten im Rhein ruhig und freundlich mit ihren Ulmen, Pappeln und Weiden die Insel Nonnenwerth, auf der das Kloster stand, in das Hildegard sich von der Welt zurückgezogen hatte, um nur dem Himmel zu leben. Diesen Strom umkreist mit mächtigem Flügelschlag die deutsche Sage, er mahnt an Roland und an Siegfried, er mahnt aber auch an Ernst Moritz Arndt, an den Reichsfreiherrn vom Stein, an den alten Blücher, der in der gesegneten Neujahrsnacht 1814 den Rhein überschritt. Der Strom, an dem sich immer wieder die Schicksale des deutschen Volkes entscheiden, der nationale Strom, wo jetzt französischer Übermut sich breitmacht, der Strom, nach dem sie sich gleich gierigen Raben lange, aber vergeblich heiserschrien, bis sie ihm jetzt, schwarze und weiße Barbaren, ihr Joch aufzwangen. Dieses Joch zu brechen, sei der erste und letzte Gedanke jedes Deutschen, der diesen Namen verdient!

Unveränderte Erneuerung des Dreibunds

Im Hochsommer 1902 mußte die Erneuerung des Dreiverbandes erfolgen. Sowohl in Wien wie in Rom trat die Tendenz hervor, bei dieser Gelegenheit den Dreibund zu modifizieren. In Wien bestand der Wunsch, Deutschland möge sich für den Fall österreichischer Differenzen einerseits mit Rußland, andererseits mit den Balkanstaaten noch fester und detaillierter an die habsburgische Monarchie binden als bisher. In Italien wünschte man umgekehrt die durch den Dreibund auferlegten Verpflichtungen abzuschwächen. Ich wollte die Erneuerung des Dreibunds in ganz unveränderter Form, nicht nur wegen des Eindrucks auf die Welt, sondern auch als Zaun für unsere Alliierten. Ich war mir längst im klaren darüber, daß die Wiener Politik mit dem deutschen Pfund auf der Balkanhalbinsel gern noch ergiebiger und ungenierter gewuchert hätte als bisher und daß im österreichischen Generalstab die Tendenz bestand, bei passender Gelegenheit, sei es gegen das in Wien traditionell verhaßte Italien, sei es gegen die namentlich von den Ungarn teils verachteten, teils mit Mißtrauen beobachteten Serben und Rumänen, eine Attacke zu reiten. Ich wußte ebensogut, daß umgekehrt die Italiener sich tunlichste Freiheit der Entschließung zu wahren, daß sie sich für alle Fälle zu sichern suchten, daß sie möglichst viele Eisen im Feuer zu haben traditionell bestrebt waren. Wer die Berichte der venezianischen Gesandten und die Instruktionen der päpstlichen Cancelleria während des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts liest, wird erfüllt mit Bewunderung für die dort niedergelegte politische Klugheit. Er wird aber gleichzeitig nicht im Zweifel darüber

sein, daß die italienischen Politiker schon lange bevor Fürst Bismarck einmal öffentlich sagte, Regierungen und Minister könnten Bündnisverträge nur so lange halten, als dies durch die Lebensinteressen des eigenen Staates geboten wäre, ihr politisches Verhalten nach diesem Axiom einzurichten gewohnt waren. Als während eines kurzen Aufenthalts, den ich im Frühjahr 1902 in Venedig genommen hatte, der italienische Minister des Äußern, Herr Prinetti, der mich dort aufsuchte, wegen einzelner Abänderungen des Dreibundvertrages lebhaft in mich drang, stellte ich mich ihm gegenüber auf den Standpunkt, den im 18. Jahrhundert der Jesuitengeneral eingenommen hatte, als man von ihm eine Reform des Ordens verlangte: „Sint ut sunt aut non sint."

In derselben Rede, in der ich mich gegen die Edinburger Rede des Herrn Chamberlain wenden mußte, hatte ich offen ausgesprochen, daß der Dreibund ein nützliches Bindemittel für drei Staaten wäre, die durch ihre geographische Lage und ihre historischen Traditionen darauf angewiesen seien, gute Nachbarschaft zu halten, daß ihm andererseits alle angriffs- und kriegslustigen Absichten fernlägen, daß er den Gefühlen und Erinnerungen des deutschen Volks entspräche, daß er aber für Deutschland keine absolute Notwendigkeit wäre. Diese meine Wendung beunruhigte den ehrwürdigen Kaiser Franz Josef, sie ärgerte die Wiener Generalstäbler und die ungarischen Chauvinisten. Der arme Phili Eulenburg, der sogleich die Nerven verlor, richtete einen larmoyanten Brief an mich, in dem es hieß, Goluchowski sei „fassungslos", Kaiser Franz Josef „schwer pikiert", ganz Österreich „tief verstimmt". Die Wirkung meiner Rede war aber, daß man sich in Wien beeilte, eine unveränderte Erneuerung des Dreibundes bereitwillig zu akzeptieren. Alt-Österreich gehörte zu den Pferden, bei denen, wer sie reiten will, ab und zu die Kandare anziehen muß. Gegenüber Italien brauchte ich die oft zitierte Wendung: „In einer glücklichen Ehe muß der Gatte nicht gleich einen roten Kopf kriegen, wenn seine Frau einmal mit einem anderen eine unschuldige Extratour tanzt. Die Hauptsache ist, daß sie ihm nicht durchgeht, und sie wird ihm nicht durchgehen, wenn sie es bei ihm am besten hat." Ich wußte sehr wohl, daß die italienische Diplomatie am Dreibund festzuhalten, aber gleichzeitig sich für den Fall, daß Italien einmal nach Tripolis seine Hand ausstrecken sollte, gegen französische Opposition zu sichern wünschte. Sie wollte sich überhaupt möglichst alle Wege offenhalten. Ich wußte auch, daß Italien, darin tatsächlich wie manche schöne Frauen, am ehesten treu blieb, wenn ihm gegenüber alles vermieden wurde, was nach scharfem Zwang oder gar zu enger Bindung aussah. Ich war immer der Ansicht, daß es weniger auf den Buchstaben ankomme als auf den Geist, nicht auf diesen oder jenen Einzelpunkt, sondern auf die Gesamtpolitik. Am 28. Juni 1902 wurde der Drei-

bund in völlig unveränderter Form im Gartenzimmer des Reichskanzlerpalais von mir mit den Botschaftern Szögyényi und Lanza unterzeichnet.

Neue Zusammenkunft mit dem Zaren in Reval

Ich hatte nach der Entrevue von Hela dem Kaiser verschiedentlich auseinandergesetzt, wie sehr er sich durch seine unfreundliche Behandlung des russischen Ministers des Äußern die von ihm sehr und beinahe zu ostentativ gewünschten freundnachbarlichen Beziehungen zum Zaren erschwere. Solche geistige Massage, wie ich diese Einwirkung auf Wilhelm II. zu nennen pflegte, war damals noch erfolgreich. Bei der neuen Begegnung, die Anfang August in Reval in meinem Beisein zwischen dem Kaiser und dem Zaren vor sich ging, begrüßte Wilhelm II. den russischen Minister des Äußern mit ruhiger Freundlichkeit, als ob zwischen ihnen nie etwas vorgefallen wäre. Er schüttelte ihm die Hand und überreichte ihm persönlich den hohen Orden vom Schwarzen Adler. Er enthielt sich auch aller Scherze, als das Kanonengebrüll während der Flottenmanöver die Nerven des Grafen Lambsdorff einigermaßen anzugreifen schien. Der alte Kabinettsrat Lucanus pflegte zu sagen, daß Wilhelm II. leider oft entgleise, sich aber meist wieder einrenke, wenn er den richtigen Berater an seiner Seite habe. Darauf käme alles bei ihm an.

Aus der langen Unterredung, die ich mit dem Zaren hatte, ist mir der Moment in Erinnerung geblieben, wo ich ihn an das Wort von Bismarck erinnerte, das ich ihm gegenüber schon einmal erwähnt hatte, nämlich, daß den schließlichen militärischen Ausgang eines Krieges zwischen den drei Kaiserreichen niemand voraussagen könne, daß aber höchstwahrscheinlich die drei Monarchen die Zeche würden bezahlen müssen. Kaiser Nikolaus ergriff meine Hand, sah mich mit seinen melancholischen Augen lange an und sagte dann: „J'en suis aussi convaincu que vous!" Mit Befremden bemerkte ich während unseres Aufenthalts in Reval, daß der russische Marineattaché in Berlin, Paulis, dessen Intimität mit Senden mir schon früher unangenehm aufgefallen war, jeden Augenblick auf der „Hohenzollern" erschien, wo er mit dem Chef des Marinekabinetts eifrig und eingehend konferierte. Ich stellte Senden zur Rede, der mir mit der obstinaten Einfältigkeit, die ihm eigen war, erklärte, der Kapitänleutnant zur See von Paulis sei ein Bewunderer des Kaisers, ein Freund Deutschlands und ein Feind Englands. „Was wollen Sie mehr? Dem kann man trauen!" Ich brachte die Sache dem Kaiser gegenüber zur Sprache, dem es bei seiner Gutmütigkeit und weil er in seiner Umgebung ungern pikierte Gesichter sah, immer unerwünscht war, einem Adjutanten etwas Unangenehmes sagen zu müssen. Die latente Feindschaft des Königs Eduard für seinen kaiserlichen Neffen und das ohnehin vorhandene Mißtrauen weiter englischer Kreise gegen die deutsche Politik sog immer wieder neue Nahrung aus unvorsichtigen Äußerungen, die der Kaiser und einzelne Herren

seines Gefolges über England gegenüber Russen, Franzosen oder Amerikanern machten. Es war bei dieser Begegnung in Reval, wo sich Wilhelm II. den Scherz machte, Arm in Arm mit dem Zaren auf mich zuzukommen und mir schon von weitem laut zuzurufen: „Wissen Sie, wie wir beschlossen haben uns künftig zu nennen? Kaiser Nikolaus heißt fortan the Admiral of the Pacific, und ich nenne mich künftig the Admiral of the Atlantic." Kaiser Nikolaus machte zu diesem Witz ein verlegenes Gesicht. Um ihm zu Hilfe zu kommen, bemerkte ich, es wundere mich nicht, daß ein Monarch, der trotz großer Macht die Wohltaten des Friedens so richtig zu schätzen wisse wie der Zar, sich für dieses Prädikat entschieden habe. Lebhaft stimmte mir der Herrscher aller Reußen zu. Obschon ich, sobald wir allein waren, Kaiser Wilhelm bat, des grausamen Wortspiels nun genug sein zu lassen, kam Seine Majestät auch bei Tisch mit dem Eigensinn eines Enfant terrible mehrfach darauf zurück, zum sichtlichen Unbehagen des Zaren. Endlich schlug die Trennungsstunde. Die beiden Kaiser umarmten und küßten sich, die russische Jacht nahm den Kurs gegen Kronstadt, als Kaiser Wilhelm dem russischen Kaiser durch Flaggensignale den Abschiedsgruß nachsandte: „The Admiral of the Atlantic bids farewell to the Admiral of the Pacific." Nach einigen Minuten traf die kühle Antwort ein: „Good-bye!" Mit großem Takt ließ der Kommandant der „Hohenzollern" sofort Offizieren und Mannschaften verbieten, von diesen Flaggensignalen etwas verlauten zu lassen. Die Russen sind offenbar weniger diskret gewesen. Einige Wochen später stand die ganze Geschichte in einer großen englischen Zeitung und bot der englischen und französischen Presse Gelegenheit, dem Kaiser, der sich in Wirklichkeit nie mit napoleonischen Plänen getragen hat, die Absicht anzudichten, er wolle Old-England, who rules the waves, den Trident of Neptune entreißen, wobei natürlich auch die Kölner Dreizack-Rede vom Juni 1897 wieder hervorgezogen wurde.

In den Unterredungen zwischen den beiden Kaisern hatte die Möglichkeit von Reibungen zwischen Rußland und Japan eine ziemliche Rolle gespielt. Kaiser Nikolaus war überzeugt, daß der kleine „Jap", wenn das große Rußland ihm fest gegenübertrete, es nicht auf eine Kraftprobe ankommen lassen würde. Ernstlich präokkupiert war der Zar durch beständige Attentate der russischen Revolutionäre. Im April war der Minister des Innern, Szipjagin, von einem relegierten Studenten ermordet worden. Der Mörder wurde sofort gehängt. Aber nicht lange nachher wurde der Gouverneur von Wilna, General Wahl, durch Revolverschüsse verwundet. Szipjagin war ein vornehmer, eleganter, eher milder Aristokrat, Wahl einer jener scharf zufassenden Balten, die Kaiser Nikolaus I. mit Vorliebe verwandt hatte, weil er sie für härter und zuverlässiger hielt als den Nationalrussen mit seiner Schirokaja natura, seiner breiten, weicheren Art. Während

wir in Reval weilten, wurde der Gouverneur von Charkow durch ein Attentat verwundet. In einem vertraulichen Bericht aus Kiew las ich schon damals, daß ein angesehener israelitischer Bürger der Dnjepr-Stadt gesagt hatte: „Wir schaffen's, wir machen's! Wir haben die Organisation, wir haben das Geld. Wir werden trotz aller Pogrome die Herren von Rußland." Jedenfalls lag auf der Hand, daß es im russischen Faß bedenklich gärte.

Auf der Rückreise von Reval, am 10. August 1902, einem Sonntag, traf die „Hohenzollern" wieder in Swinemünde ein. Ich wohnte dem vom Kaiser abgehaltenen Gottesdienst bei. Die vielfach verbreitete Meinung, der Kaiser hätte bei Schiffsgottesdiensten aus eigener Inspiration gepredigt, ist falsch. Der Kaiser verlas bei diesen Anlässen eine Predigt, die ihm von einem der Hofgeistlichen, ich glaube, es war der Pastor Keßler, verfaßt worden war. Er machte auch gar kein Hehl daraus, daß es die Predigt eines anderen wäre, die er verlese. Auf englischen Schiffen hält der Kapitän am Sonntag mit der Mannschaft einen Gottesdienst ab. Daß der Kaiser diesen Brauch bei uns einführte, konnte ihm in keiner Weise verübelt werden. Ich nahm dann an der kaiserlichen Mittagstafel teil und kehrte unmittelbar nach deren Aufhebung nach Berlin zurück.

Swinemünder Telegramm an den Prinzregenten Luitpold

Dort wieder eingetroffen, las ich mit nicht geringem Erstaunen in den Zeitungen ein Telegramm, das Wilhelm II. aus Swinemünde sofort nach meiner Abreise an den Prinzregenten von Bayern gerichtet hatte. In München hatte die Zentrumsmehrheit der Zweiten Kammer, um das Ministerium Crailsheim zu ärgern, das ihr nicht alle selbstsüchtigen Parteiwünsche erfüllen wollte und konnte, Abstreichungen am bayrischen Kultusetat vorgenommen. Dieses Votum richtete seine Spitze offensichtlich gegen den Prinzregenten, da es Ankäufe für Staatsgalerien, für die sich der alte Herr bereits persönlich engagiert hatte, unmöglich machte. In seinem Telegramm an den Prinzregenten sprach der Kaiser seine tiefste „Entrüstung" über die Ablehnung der von der bayrischen Regierung für Kunstzwecke geforderten Summe aus. Er gab seiner „Empörung" über diese „schnöde Undankbarkeit" Ausdruck und stellte dem Prinzregenten die Summe zur Verfügung, die ihm seine Klerikalen gestrichen hatten, damit er in der Lage sei, die Aufgaben „im vollsten Maße" zu erfüllen, die er sich auf dem Gebiet der Kunst gestellt hätte. In einer von Crailsheim redigierten höflichen, aber kühlen Antwort dankte der Prinzregent dem Kaiser für sein warmes Interesse an künstlerischen Bestrebungen. Er freue sich, dem Kaiser mitteilen zu können, daß durch den Edelsinn eines seiner Reichsräte die bayrische Regierung in die Lage versetzt sei, getreu den Wittelsbachschen Traditionen die Kunst weiter unentwegt zu pflegen. Es handelte sich übrigens nur um den verhältnismäßig geringfügigen Betrag

von 100 000 Mark. Der Geber war der reiche Graf Ernst Moy, der sich unter den Jagdgästen des Regenten befand, als das kaiserliche Telegramm wie ein Blitz aus heiterm Himmel in die idyllische Stille des Hofjagdlagers Linderhof einschlug. Als ich frug, weshalb das kaiserliche Telegramm durch Wolffs Telegraphenbüro ohne Rückfrage bei mir verbreitet worden wäre. wurde mir gesagt, daß dies auf einem ausdrücklichen Befehl des Kaisers an Tschirschky beruhe, den Tschirschky widerspruchslos ausgeführt habe. Eine vorherige Rückfrage bei mir, der ich zwischen Swinemünde und Berlin jederzeit erreichbar gewesen war, oder auch einen Aufschub der Absendung der Depesche und vollends ihrer Publikation bis zu meiner Ankunft in Berlin hatte Tschirschky entweder nicht für nötig gehalten oder nicht anzuregen gewagt.

Der Eindruck, den dieser Zwischenfall machte, war nicht nur in Bayern, sondern im ganzen Reich betrübend. Es war nicht allein die Zentrumspresse, die großes Geschrei erhob. Auch liberale Blätter erklärten solche kaiserliche Einmischung in die inneren Verhältnisse eines Bundesstaats und noch dazu des zweitgrößten Bundesstaats für gefährlich und beklagenswert. Unerfreuliche und für den Reichsgedanken nachteilige Debatten im Reichstag waren vorauszusehen. Die Stellung des ausgezeichneten, durch und durch reichstreuen Ministerpräsidenten Crailsheim war schwer gefährdet. Ich nahm mir zunächst Tschirschky vor und frug ihn, wie er, der verantwortliche Vertreter des Auswärtigen Amts beim Kaiser, dieses Telegramm habe durchgehen lassen können, statt auf einer vorherigen Anfrage bei mir zu bestehen, die leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre. Mit einer Mischung von Verlegenheit und Verstocktheit erwiderte mir der Gesandte: er habe nicht Lust gehabt, sich mit dem Kaiser zu brouillieren. „Wenn man es mit dem Kaiser einmal verschüttet hat, so hilft einem kein Reichskanzler.“ Er bezog sich auch auf einen Ausspruch des holländischen Seehelden Cornelius Tromp, den der Kaiser mit Vorliebe zitierte und der ungefähr besagte, daß Tromp seine Ehre darin suchte, jeden Befehl auszuführen, ohne weiter über ihn nachzudenken. Es entspann sich eine von meiner Seite höflich, aber mit Schärfe geführte Diskussion, an der mich am meisten betrübte, daß Tschirschky, in die Enge getrieben, schließlich zu seiner Entschuldigung meinte, er wäre von mir selten eingeladen worden, ich hätte nur gelegentlich eingehendere Unterredungen mit ihm gepflogen, überhaupt nicht allzuviel für ihn getan, er habe eigentlich keinen rechten Grund gehabt, sich besonders für mich ins Zeug zu legen. Es war ein trauriges Zeichen der Zeit, es war für mich ein beunruhigendes Symptom, daß Tschirschky, der Sohn eines tüchtigen sächsischen Beamten, den Dienst so salopp, von diesem egoistisch-opportunistischen Standpunkt aus auffaßte.

Mit dem Kaiser hatte ich die ernsteste Auseinandersetzung, die ich seit der ominösen Bremerhavener Rede mit ihm führte. Er wurde schließlich sehr weich. Ich hielt es aber für meine Pflicht, nicht lockerzulassen, denn Sicherheit und Zukunft des Reichs hingen von der Unantastbarkeit seiner föderativen Grundlagen ab. Gerade Bayern mußte mit Behutsamkeit und mit Takt behandelt werden. Als ich immer wieder auf die Angelegenheit zurückkam, sagte mir schließlich die gute Kaiserin, die viel zu verständig war, um die Swinemünder Depesche nicht zu beklagen, die aber in ihrer zärtlichen Liebe für ihren Gemahl ihn nicht leiden sehen konnte: „Um Gottes willen, hören Sie endlich auf! Der Kaiser schläft nicht mehr so gut wie sonst.“ Ich hatte soeben dies immerhin anerkennenswerte Resultat erreicht, als der Zufall einen bekannten süddeutschen Professor an die kaiserliche Tafel führte. Dieser Biedermann hatte kaum Platz genommen, als er, zum Kaiser gewandt, diesem „aus vollem Herzen“ zu der „herrlichen“ Swinemünder Depesche gratulierte, die ganz Süddeutschland begeistert hätte. „Das ist ja sehr interessant!“ rief freudig bewegt der Kaiser. „Und wegen dieser Depesche liest mir mein Kanzler die Leviten.“ Wenn Wilhelm II. nicht selten politisch gesündigt hat, so ist durch Liebedienerei und Schmeichelsucht noch viel mehr an ihm gesündigt worden. „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas“, wiederholte Napoleon I. immer wieder seinem Gesandten in Warschau, dem Abbé de Pradt, als er auf der Flucht aus Rußland bei ihm eintraf. Als der Ministerpräsident Graf Crailsheim während der durch die Swinemünder Depesche hervorgerufenen Krise, die ihn schließlich verschlingen sollte, bei einem Diner in der preußischen Gesandtschaft in München neben der Gattin des Gesandten, der Gräfin Gisela Pourtalès, saß, frug ihn die hübsche und liebenswürdige, aber politisch ahnungslose Dame, ob er wirklich, wie man ihr erzählt habe, eine Villa in Swinemünde gekauft hätte, um dort seinen Lebensabend zu beschließen. Der immer würdige, aber steife Graf Crailsheim, der anfänglich glaubte, die preußische Gesandtin wolle ihn verhöhnen, war peinlich berührt, bis das ehrliche Erstaunen und die aufrichtige Betrübnis der scharmanten Gesandtin ihm keine Zweifel darüber ließen, daß sie den boshaften Witz eines Gegners des Ministerpräsidenten für bare Münze gehalten hatte.

Tod Alfred Krupps

Am 22. November 1902 starb plötzlich Alfred Krupp, der Sohn des genialen Begründers der bedeutendsten Gußstahlfabrik der Welt. Der Firma Krupp gehörten neben der Gußstahlfabrik in Essen die von ihr angekaufte früher Grusonsche Maschinenfabrik und Gießerei in Buckau, die Germaniawerft in Kiel, das Stahlwerk in Annen, die Saynerhütte, drei Kohlengruben, vier Hochofenanlagen und über 500 Eisensteingruben. Das Kruppsche Unternehmen hatte längst die Schneiderschen Eisen- und Maschinenwerke in Creusot überflügelt, die der Stolz Frankreichs waren.

Krupp hatte Ansehen und Ruhm deutscher Industrie und deutscher Arbeit über die ganze Welt verbreitet, die uns um dieses gewaltige Unternehmen beneidete. Vielleicht noch ehrenvoller war die großzügige, kaum irgendwo erreichte Art, in der von der Firma durch Krankenhäuser, Konsumanstalten, Haushaltungs- und Industricschulen, Beamten- und Arbeiterhäuser für Angestellte und Beamte gesorgt wurde. Das war Sozialpolitik, das war praktisches Christentum! Im Gegensatz zu seinem Vater, dem willensstarken, knorrigen und kantigen Begründer des Riesenwerks, einer wahren Herrschernatur, war Alfred Krupp ein kränklicher Mann, eher empfindlich, nervös, etwas weich. Das Kruppsche Unternehmen war der Sozialdemokratie seit langem ein Dorn im Auge, gerade weil die Arbeiter und Angestellten zufrieden waren. Ferdinand Lassalle hatte das berüchtigte Wort geprägt: „die verdammte Zufriedenheit". Von Miquel wurde erzählt, daß er als Student, damals in jugendlichem Unverstand zu kommunistischen Anschauungen neigend, in Wiesbaden einem Freund, der einem Bettler einige Kreuzer schenken wollte, mit den Worten in den Arm gefallen wäre: „Halte doch den sozialen Umsturz nicht auf." Was die Leitung der Sozialdemokratie besonders ärgerte, war, daß die Kruppschen Arbeiter in ihrer großen Mehrheit bei den Wahlen nicht für den sozialdemokratischen Kandidaten stimmten.

Einige Wochen vor dem Tode von Alfred Krupp hatte der „Vorwärts" einen Artikel gebracht, in dem erzählt wurde, Krupp habe sich während eines Aufenthalts in Capri gegen § 175 des Strafgesctzbuches vergangen und sei deshalb aus Italien ausgewiesen worden. Die italienische Regierung hatte diese Behauptung sofort und spontan dementiert, und Krupp erhob Klage gegen den „Vorwärts" wegen Beleidigung. Bald nachher starb Krupp, kaum achtundvierzig Jahre alt. Das Gerücht, Krupp habe selbst seinem Leben ein Ende gesetzt, ist unbegründet, sicher dagegen, daß der zur Melancholie neigende, allzu fein besaitete, dazu schwer herzleidende Mann infolge der Aufregung über die gegen ihn lancierten Verleumdungen rasch hintereinander zwei Schlaganfälle erlitt. Gleichzeitig stellte sich heraus, daß diese Verleumdungen von einer süditalienischen Erpresserbande erfunden worden waren, die hoffte, auf diese Weise dem deutschen Nabob einige Millionen zu entreißen. Es stand außer Zweifel, daß der „Vorwärts" sich über die Unwahrheit der von ihm verbreiteten Beschuldigungen völlig im klaren gewesen war. Wenn das Vorgehen des „Vorwärts" von einer auch im schärfsten politischen Kampf nie zu entschuldigenden Roheit des Gemüts und Gemeinheit der Gesinnung zeugte, so war fast noch widerlicher die Heuchelei, mit der das leitende sozialdemokratische Blatt seinen Vorstoß damit zu entschuldigen suchte, daß es ihm nur darum zu tun gewesen wäre, auf diese Weise die Notwendigkeit der Aufhebung des § 175 zu erweisen.

Der Kaiser hatte schon als junger Prinz in dem gastfreundlichen Kruppschen Hause verkehrt und interessierte sich lebhaft für die gewaltigen Kruppschen Unternehmungen. Er erschien zur Beisetzung des Toten und hielt bei diesem Anlaß eine Ansprache, die seinem Sinn für Freundschaft und seinem warmen, edlen Herzen nur Ehre machte, die aber für einen Monarchen zu maßlos, zu heftig war. Sein Großvater würde auch in seinen jungen Jahren nicht so gesprochen haben. Dazu kam, daß es der Kaiser nicht bei diesem einen, ich wiederhole es, an und für sich durchaus berechtigten Ausbruch seiner Entrüstung bewenden ließ, sondern acht Tage später in Breslau an eine Abordnung von Arbeitern, die zu diesem Zwecke zu ihm geführt worden war, noch leidenschaftlichere Worte richtete. Trotzdem wäre ich durchaus bereit gewesen und gern bereit gewesen, gerade diese Rede Seiner Majestät vor dem Reichstag gegenüber der Sozialdemokratie zu vertreten. Hatte doch der Kaiser in diesem Fall nicht anders gehandelt als der barmherzige Samariter im Evangelium, den des Mannes jammerte, der unter die Mörder gefallen war, der ihm seine Wunden verband und Öl und Wein dareingoß, während der Priester und der Levit kühl vorübergingen. Leider schnitt der Reichstagspräsident Ballestrem in bester Absicht, weil er, wie er seinen Entschluß begründete, eine Diskussion über den tragischen Tod eines untadligen Ehrenmanns nicht zulassen wollte, von vornherein jede Berührung dieser Angelegenheit ab. So wurde eine Gelegenheit versäumt, wo dem Lande das niedrige Verhalten der angeblich von idealen Gesichtspunkten geleiteten Sozialdemokratie in seiner Brutalität wie in seiner Heuchelei klargelegt werden konnte, während das temperamentvolle und warmherzige Vorgehen des Kaisers ihm vielfach als neuer Beweis mangelnder Selbstbeherrschung verargt wurde.

XXXVII. KAPITEL

Konfessionelle Verträglichkeit • Der Zwischenfall von Trier und Bischof Korum • Kronprinzessin Luise von Sachsen • Zweite Beratung des Zolltarifs • Längste Sitzung des Reichstags (13. XII. 1902) • Bülow lehnt Erhebung in den Fürstenstand ab • Die Swinemünder Depesche im Reichstag (19. I. 1903) • Domdekan Schädler • Erste Stellungnahme zu Reden und Äußerungen des Kaisers • Rücktritt des Grafen Crailsheim Unterredung mit dem Sozialistenführer von Vollmar • Die Führer der Konservativen, des Zentrums und der Nationalliberalen werden beim Reichskanzler wegen der fortgesetzten kaiserlichen Entgleisungen vorstellig • Bülows Brief an Wilhelm II.

Keine konfessionellen Konflikte

Ich hatte schon in der Polendebatte mit Nachdruck hervorgehoben, daß ich es als eine meiner wichtigsten Aufgaben betrachtete, den Frieden zwischen den beiden großen christlichen Konfessionen aufrechtzuerhalten. Ich verstehe die Auffassung derer, die beklagen, daß im 16. Jahrhundert nicht das ganze deutsche Volk sich der neuen Lehre zugewandt hat. Kein Geringerer als Napoleon I. hat gesagt, Kaiser Karl V. hätte einen der größten Fehler der Weltgeschichte begangen, als er sich nicht an die Spitze der Reformationsbewegung gestellt habe. Ich kann mich auch sehr wohl in den Standpunkt derjenigen hineindenken, die umgekehrt die Kirchenspaltung beklagen und wünschen, daß Deutschland wie manche andere Länder, wie Italien, Spanien, Belgien, überwiegend auch Frankreich, im Schoße der alten Kirche geblieben wäre. Die Politik muß aber mit den gegebenen Verhältnissen rechnen. Die konfessionelle Spaltung ist eine Tatsache, an der sich nicht rütteln läßt. Sie hat in der Vergangenheit so viel Unheil über Deutschland gebracht, daß es verbrecherisch wäre, nicht in jeder Weise auf Versöhnlichkeit unter den Konfessionen, auf ihre „unitas in necessariis" hinzuarbeiten. Bei der Unverträglichkeit und Starrheit des Deutschen ist das nicht ganz leicht. Während des Weltkriegs wurde im Trocadero in Paris ein großes Fest veranstaltet, bei dem nacheinander der katholische Erzbischof von Paris, ein lutherischer und ein reformierter Geistlicher, ein Rabbiner und ein Imam patriotische Ansprachen hielten. Als das Publikum diesen Reden Beifall spendete, traten sie alle fünf vor die Rampe. Der Erzbischof in der Mitte hielt mit der Rechten die Hand des Lutheraners, mit der Linken die des Calvinisten. Der letztere hielt den Rabbiner bei der Hand, der Lutheraner den Moslem. Das Publikum erhob sich und stimmte

die Marseillaise an, das Sturmlied der Revolution. Die Geistlichen auf der Estrade sangen mit. In Deutschland hat in der Vergangenheit der konfessionelle Standpunkt nur zu oft den nationalen und patriotischen überwogen. Auf der Höhe des Weltkriegs erklärte mir ein befreundeter bayrischer Mönch, sonst ein wackerer Mann, er sei kürzlich bei einem Besuch an der Front von einem bayrischen Prinzen aufgefordert worden, gemeinsam mit einem evangelischen Feldprediger eine Ansprache an bayrische Truppen zu halten, habe dies aber mit Entrüstung abgelehnt. Vor einem Wittelsbacher könne ein katholischer Ordensmann sich nicht auf dieselbe Linie und in die gleiche Reihe mit einem protestantischen Pastor stellen. Der biedere Pater war ganz stolz auf diese seine Weigerung. Und dabei bekennt sich ein gutes Drittel des bayrischen Volks zur evangelischen Kirche. Gern und freudig stelle ich fest, daß seit dem Weltkrieg die konfessionellen Gegensätze mehr und mehr in den Hintergrund getreten sind.

Der Fall des Bischofs Korum

Ich glaube ohne Überhebung sagen zu können, daß es mir während meiner Amtszeit gelungen ist, einiges zur Versöhnlichkeit der Konfessionen und damit zu diesem Fortschritt beizutragen. Jedenfalls habe ich immer in diesem Sinne gearbeitet, indem ich nie einen Unterschied zwischen Protestanten und Katholiken machte, nie katholische Gefühle und Rechte verletzte. Um so unangenehmer empfand ich es, daß dieser Friede durch ein plötzliches und unüberlegtes Vorgehen des Bischofs Korum von Trier gestört wurde, der von den Kanzeln eine Erklärung verlesen ließ, durch die er katholische Eltern, deren Kinder die staatliche höhere Töchterschule in Trier besuchten, mit kirchlichen Zuchtmitteln bedrohte. Die nationalliberale Partei brachte eine Interpellation im Abgeordnetenhaus ein, die von dem Abgeordneten Hackenberg, einem evangelischen Geistlichen der Rheinprovinz, mit viel Temperament vertreten würde. In meiner Beantwortung der Interpellation* gab ich meinem tiefen Bedauern über das Vorgehen des Bischofs von Trier Ausdruck, ermahnte aber gleichzeitig beide Teile zur Versöhnlichkeit. Der konfessionelle Zwiespalt, der durch unser Volk ginge, nötige Katholiken wie Protestanten, sich ineinander zu schicken und sich miteinander einzurichten. Prinzipien wären unversöhnlich, prinzipielle Grundsätze müßten aber auf geistigem Gebiet mit geistigen Waffen ausgefochten werden. In der Praxis müßten wir miteinander auskommen. Ich gäbe mich der Hoffnung hin, daß die Kurie mit mir dafür sorgen werde, daß der bedauerliche Zwischenfall ohne weitere, für die Beziehungen zwischen Staat und Kirche störende und für die Allgemeinheit schädliche Folgen bleiben werde. Der Standpunkt der Zentrumspartei wurde von dem Abgeordneten Dittrich, einem vortrefflichen Domherrn aus

---

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 426; Kleine Ausgabe II, S. 281.

dem Ermeland, mit Takt und Milde vertreten. Nicht lange nachher wurde von den Kanzeln in Trier ein Erlaß bekanntgegeben, wonaeh der Bisehof in Übereinstimmung mit dem Heiligen Vater angeordnet hatte, daß seine frühere Kanzelpublikation wegen veränderter Umstände als nieht gesehehen zu betrachten sei.

Bisehof Korum war ein Elsässer mit ganz französischer Kultur, aber ein Mann von viel Geist und großem Ernst. Er hatte als junger Geistlieher in den siebziger Jahren die Aufmerksamkeit des Statthalters Manteuffel auf sich gezogen, der ihn dem Fürsten Bismarek empfahl. Naeh Varzin eingeladen, gefiel er dem Fürsten, der 1881 seine Ernennung zum Bisehof von Trier durchsetzte, obwohl sieh gegen diesen Einfall in Deutsehland lebhafte Bedenken geltend maehten und obsehon selbst der vorsichtige Leo XIII. dureh Rampolla den Reichskanzler leise vor Korum warnen ließ, der als „troppo zelante" bezeichnet wurde. Sehließlich hat der große Mann auch hier reeht behalten. Mit alleiniger Ausnahme jenes eben erwähnten Fauxpas hat sieh Korum als Bisehof von Trier durchaus bewährt. Seine Frömmigkeit war über jeden Zweifel erhaben. Er hat nicht nur den heiligen Roek von Trier ausstellen lassen, sondern ein Buch über die von diesem bewirkten Wunder geschrieben. Er hat sieh aber auch bei jeder Gelegenheit als guter deutseher Patriot bewährt, ganz besonders im Weltkrieg. Er war innig befreundet mit meinem Freunde, dem Landwirtsehaftsminister und nachherigen Oberpräsidenten der Rheinprovinz, dem ausgezeiehneten Freiherrn Klemens von Schorlemer-Lieser. Um die Beilegung des Trierer Streitfalls hatte sich außer dem Kardinal Kopp auch Herr Spahn bemüht und verdient gemacht. Kardinal Kopp hatte schon vor dem Trierer Sehulstreit anläßlieh eines von einem Zentrumsblatt gegen mich gerichteten Angriffs mir aus Rom geschrieben: „Des Papstes wie des Kardinal-Staatssekretärs und der leitenden vatikanischen Kreise sind Sie ganz sieher. Hier ist das Vertrauen zu Ihnen unerschütterlich, und weder die Polen noch die Jesuiten werden die Kurie dazu bringen, auf Ihren Weg Steine zu legen. Die Bischöfe Preußens blieken auf Eure Exzellenz mit vollstem Vertrauen als den Hort einer paritätisehen Staatsverwaltung." Um dieselbe Zeit sagte Leo XIII. zu einem katholischen Beamten des Auswärtigen Amts, dem Legationsrat Freiherrn von Schauenburg, der anläßlich seiner Hochzeitsreise vom Papst in Privataudienz empfangen wurde, am Ende der Audienz: „Et n'oubliez pas de saluer mon ami, le chancelier Bülow."

Kronprinzessin Luise von Sachsen

Wenige Tage naeh der Trierer Debatte saß ich bei einem Diner im Berliner Schloß der Kronprinzessin Luise von Saehsen gegenüber. Sie gefiel mir nicht nur durch ihre reizende Erseheinung, sondern aueh durch Liebenswürdigkeit und lebhafte Konversation. Traurig stach von der hübschen Frau ihr Gemahl ab, der damalige Kronprinz Friedrich August, dem nieht

nur seine gar zu ausgesprochen sächsische Mundart, sondern auch die Unbeholfenheit seines Wesens und die läppische Art seiner Fragen und Bemerkungen einen so komischen Anstrich gaben, daß es schwer war, ihm gegenüber den Ernst zu bewahren, der sich für den Reichskanzler im Verkehr mit Bundesfürsten ziemt. Acht Tage später erschien am frühen Morgen der sächsische Gesandte Graf Wilhelm Hohenthal bei mir, um mir mit äußerster Bestürzung mitzuteilen, daß die Kronprinzessin Luise mit dem Hauslehrer ihrer Kinder, einem Belgier namens Giron, nach Genf durchgegangen wäre. Der Kronprinz Friedrich August, vertraute mir der Gesandte weiter an, der seine Frau nach wie vor zärtlich liebe, würde ihr herzlich gern verzeihen. Sie hätte sich aber schon mit Giron in ihrem gemeinsamen Genfer Schlafzimmer en déshabillé für eine Pariser illustrierte Zeitung photographieren lassen. Nachdem die Frau Kronprinzessin ihre Eheirrung in so kecker Weise affichiert hatte, erschien die vom Kronprinzen lebhaft gewünschte Wiedervereinigung der beiden Gatten kaum möglich. Der leidige Vorfall hat noch lange nachgewirkt und der sächsischen Dynastie sehr geschadet. Das Volk in Dresden und in ganz Sachsen nahm mit großer Wärme für die Prinzessin Partei, für „unsere Luise", wie man sie nannte. Sie war in Sachsen beliebt, weil sie sich weniger steif und hochmütig gab als ihr Schwiegervater, der König Georg, und ihre sehr unbeliebte Schwägerin, die Prinzessin Mathilde, die, übrigens ohne Grund, „Schnaps-Mathilde" genannt wurde. Zur Popularität der Kronprinzessin Luise trug auch bei, daß sie nicht für ultramontan galt. Während der weise König Albert ebenso wie sein Vater, der König Johann, die Empfindungen seines ganz überwiegend evangelischen Volkes in dieser Beziehung immer sorgsam geschont hatte, galt sein Bruder und Nachfolger Georg für klerikal, und auch der gute Friedrich August und dessen geradezu verhaßter, weil allzu hochmütiger Bruder Johann Georg standen in diesem Ruf. Am ärgsten trieb es in dieser Beziehung die Schwester des Königs Friedrich August, die Prinzessin Maria Josefa, als Gattin des liederlichen Erzherzogs Otto, dessen Unsittlichkeit schließlich pathologische Formen annahm, und Mutter des einfältigen und dazu noch verräterischen Kaisers Karl. Sie hat durch ihre borniert antideutsche Gesinnung während des Weltkriegs in Wien sehr geschadet. Die Söhne des Königs Friedrich August und seiner so traurig entgleisten Gemahlin hatten die Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit ihrer Mutter geerbt, affichierten ihre ausgesprochen katholischen Gefühle aber demonstrativer, als dies gerade in Sachsen taktvoll und nützlich war. Die Eheirrung der Kronprinzessin Luise mit ihren Folgen hat sehr erheblich dazu beigetragen, daß Sachsen immer mehr zur Hochburg der Sozialdemokratie und zum „roten Königreich" wurde. Kaiser Wilhelm bewährte sich während dieser Prüfung des Dresdener Hofes als dessen wahrer Freund. Auf Wunsch des Königs Georg

stattete er ihm, als die Erregung in Sachsen ihren Höhepunkt erreicht hatte, einen demonstrativen Besuch ab, um der Welt zu zeigen, daß die sächsische Dynastie in seinen Augen an Ansehen und Achtung keine Einbuße erlitten hätte. König Georg selbst verlor leider so sehr die Haltung, daß er in einer Proklamation an sein Volk von seiner Schwiegertochter als von einer „im stillen seit lange tief gefallenen Frau" sprach, was natürlich den Verdacht hervorrief, Herr Giron sei nicht der erste gewesen, mit dem sie ihren Gatten betrogen hätte. Vielfach wurde angenommen, der König habe mit so schimpflich verletzender Wendung andeuten wollen, der Kronprinz sei gar nicht der wirkliche Vater der kronprinzlichen Kinder.

Zweite Beratung des Zolltarifs

Im Oktober 1902 begann die zweite Beratung des Zolltarifs. Ich leitete sie mit einer langen Rede ein, in der ich die Notwendigkeit begründete, gegenüber den in anderen Ländern geplanten Tariferhöhungen auch unser handelspolitisches Rüstzeug „erheblich" zu verstärken. Insbesondere solle uns die größere Spezialisierung des neuen Tarifes eine wirksame Waffe für die bevorstehenden Vertragsverhandlungen bieten. Nur für die vier Hauptgetreidearten: Roggen, Weizen, Gerste und Hafer, wäre, dem dringenden Wunsche der Landwirtschaft entsprechend, ein Maximal- und Minimalzoll eingesetzt worden. Ich glaubte, daß ich die Höhe der Getreidezölle gerade richtig bemessen hätte, einerseits um die Landwirtschaft in ihrer bisherigen Intensität und ihrem bisherigen Umfang zu erhalten, andererseits um den Abschluß langfristiger Handelsverträge noch möglich erscheinen zu lassen. Die Linke rief mir ironisch zu: „Noch!" Diese Zurufe veranlaßten mich, sogleich die Gründe zu entwickeln, die im nationalen Gesamtinteresse es uns zur Pflicht machten, die Ernährung des deutschen Volkes vom Ausland möglichst unabhängig zu stellen. Dabei bezeichnete ich aber die Zollhöhe von 5 M. und 5,50 M. als die äußerste Grenze, bis zu der bei der Erhöhung der Brotgetreidezölle gegangen werden könne. Ich erklärte mit großem Nachdruck und erhobener Stimme, daß eine Erhöhung oder Erweiterung der Mindestsätze das Zustandekommen von Handelsverträgen unmöglich machen würde. Ich richtete an die linke Seite des Reichstags die Aufforderung, den Gang unserer Verhandlungen nicht durch künstliche Mittel aufzuhalten oder in die Länge zu ziehen. Jede Obstruktion, betonte ich unter großem Lärm der Sozialdemokratie, schädige Ansehen, Stellung und Schwergewicht der Parlamente und der parlamentarischen Institutionen. Am nächsten Tage erklärten die publizistischen Organe der Konservativen und des Zentrums unisono ein Zustandekommen des Zolltarifs für ausgeschlossen. Der freisinnige Abgeordnete Gothein meinte, mit diesem Zolltarif und diesem Reichskanzler würden wir „Mißhandelsverträge", aber nie brauchbare Handelsverträge bekommen. Ich habe nie gehört, daß, als es mir später gelang, Handelsverträge

zustande zu bringen, mit denen Industrie und Handel einen glänzenden Aufschwung nahmen, Herr Gothein seinen Irrtum eingesehen oder gar eingestanden hätte. Allerdings erklärten andererseits bei der Annahme des Zolltarifs die Führer des Bundes der Landwirte mit Emphase, daß wir nunmehr vor dem Grabe der Landwirtschaft stünden, was sie nicht verhindert hat, kaum zehn Jahre später im Wahlkampf zu versichern, die Behauptung, daß die Landwirtschaft mit dem Zolltarif von 1902 nicht zufrieden sei, wäre eine perfide Verleumdung der Manchester-Leute. „Tutto il monde è paese", sagt das italienische Sprichwort. Das heißt ins Deutsche übersetzt: „Unsre Parteien haben sich hinsichtlich ihrer Kampfesweise, ihrer Selbstsucht und ihrer Unwahrhaftigkeit gegenseitig nicht viel vorzuwerfen."

Reichstagspräsident Graf Ballestrem

Während der nächsten Wochen waren die Sozialisten eifrig bemüht, in beständigen, von ihnen herbeigeführten namentlichen Abstimmungen die Verhandlungen zu verschleppen. Ich fühlte die Notwendigkeit, einzugreifen, und suchte zu diesem Zweck den Präsidenten des Reichstags, Grafen Ballestrem, auf. Graf Franz Ballestrem war ein prächtiger Mann. Sein Ahn war unter Friedrich dem Großen aus Piemont nach Preußen gekommen, war als Husarenrittmeister in die Armee des großen Königs eingetreten und hatte dann durch Heirat mit einem Fräulein von Stechow großen Grundbesitz in Oberschlesien erworben. Unser Reichstagspräsident war ein strammer Preuße und dabei ein gläubiger Katholik. Er hatte viele Jahre bei den Breslauer Leibkürassieren gestanden. Das war ein wackeres Regiment, zu dessen Offizierkorps nach dem siegreichen Feldzug von 1866 der alte König Wilhelm gesagt hatte: „Sie sind die Herren, auf die ich mich verlasse." Ballestrem war stolz darauf, die Uniform dieses Regiments zu tragen, in dessen Reihen er sich 1866 und 1870 ausgezeichnet hatte. Er hatte einen schlagenden Mutterwitz. Nach einem Liebesmahl richtete einmal im Kasino der Leibkürassiere ein etwas angetrunkener Kamerad an ihn die taktlose Frage, wie er als Katholik über das Duell denke. Ballestrem erwiderte, daß er mit seiner Kirche das Duell verwerfe. „Was würden Sie denn tun", frug der andere weiter, „wenn ich Sie beleidigte?" Ballestrem antwortete ruhig und mit einer entsprechenden Handbewegung: „Versuchen Sie es doch einmal!" Diesen ausgezeichneten Mann fand ich, als ich ihn behufs Besprechung der parlamentarischen Lage in seiner Wohnung aufsuchte, um halb eins vor einer großen Flasche Champagner. Als ich mit einiger Verwunderung auf ihn blickte, meinte Ballestrem: „Bevor ich dem Reichstag präsidiere, trinke ich immer eine Pulle Sekt, das bringt mich in die richtige Stimmung." Er war durchaus damit einverstanden, daß, wie dies Herr von Kardorff und andere Konservative angeregt hatten, durch einen von einem Zentrumsabgeordneten einzubringenden Antrag der Abstimmungsmodus abgekürzt werden sollte.

Telegramm Wilhelms II. an Donna Laura Minghetti, Rom

(Zu Seite 595)

Donna Laura Minghetti

Rom

Bernardo Bülow granda vittoria tarifale in Parlamento; per che creato Principe di Bülow! e la vostra filgia Principessa

Guglielmo I. R.

Übersetzung:

Bernhard Bülow großer Zolltarifsieg in Parlament; deshalb ernannt Fürsten von Bülow und Ihre Tochter Fürstin

Wilhelm I. R.

Gebühren:

M. Pf.

Angenommen durch:

Telegraphie des Deutschen Reiches.

von

Befördert den / 190

Uhr M. mitt. in Ltg.

an

durch

Nr. mit W. 190 den / um Uhr Min. mitt.

Telegramm

Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

Roma Palazzo Quirinale

Roma

Comando Torino grande vittoria terminata
in Tripolitania per che creato Principe di
Tripoli e la vostra figlia Principessa
Ereditaria

Yolanda I. R.

Am 13. November nahm die Mehrheit des Reichstags die vorgeschlagene Abänderung der Geschäftsordnung an. Die Abstimmungen hatten früher gewöhnlich eine halbe, bisweilen dreiviertel Stunden gedauert; nach dem neuen Modus dauerten sie anfänglich 20, allmählich nur 9 bis 10 Minuten. Der 12. November 1902, an dem es zu einer stürmischen Geschäftsordnungsdebatte kam, war ein Ehrentag für Eugen Richter. Im Gegensatz zu manchen seiner Parteifreunde und namentlich zu der Zwillingsschwester der Freisinnigen Volkspartei, der Freisinnigen Vereinigung, trat er unter dem lebhaften Beifall der Rechten und ebenso lebhaftem Widerspruch der Sozialisten gegen die Sozialdemokratie auf. Er sah weiter als Theodor Barth, der „verrückte Fanatiker", wie Rudolf von Bennigsen ihn in einem Brief an seinen Fraktionskollegen Hammacher am 22. August 1901 genannt hatte. Richter begriff, daß ein Sieg der sozialdemokratischen Richtung nicht nur eine große Gefahr für das Vaterland, sondern auch für die von der Freisinnigen Partei und vom freisinnigen Bürgertum seit jeher vertretenen Grundsätze und damit für Zukunft und Bestand der Volkspartei bedeute. Unter der energischen Leitung der Verhandlungen durch Graf Ballestrem wurde, nachdem über die Hauptpunkte des Zolltarifs zwischen den Mehrheitsparteien und mir eine endgültige Verständigung zustande gekommen war, der Antrag Kardorff mit großer Mehrheit angenommen, nachdem ich mich mit der Herabsetzung einer Anzahl von Industriezöllen sowie mit der vorgeschlagenen Normierung der Viehzölle und Handhabung der Seuchenpolizei einverstanden erklärt hatte. Die Bahn für die Annahme des Zolltarifs war frei. Es galt nur noch, die von den Sozialisten zu erwartende Obstruktion zu überwinden und sich nicht um das Geschrei des Bundes der Landwirte zu kümmern, dessen Hauptorgan, die „Deutsche Tageszeitung", den Tag, wo die Verständigung über den Antrag Kardorff perfekt geworden war, als einen Dies ater für die Landwirtschaft bezeichnete.

Sozialdemokratische Obstruktion

Der Antrag Kardorff wurde am 2. Dezember 1902 mit 200 gegen nur 44 Stimmen als zulässig erklärt. Während der Geschäftsordnungsdebatte, die sich an diese Abstimmung knüpfte, suchten die Sozialdemokraten durch den taktmäßigen Ruf: „Rhabarber, Rhabarber" die Reden der Mehrheitsvertreter unhörbar zu machen. Das Rhabarber-Geschrei hatten sie von den Meininger Schauspielern gelernt, die unter der Leitung des ausgezeichneten Ludwig Chronegk bei der Aufführung der berühmten zweiten Szene im dritten Aufzug des „Julius Cäsar" von Shakespeare, wo Antonius an der Leiche Cäsars das Volk aufwiegelt, damit großen Beifall errungen hatten. Als nach dem Sturz des Obrigkeitsstaates die Sozialdemokratie sich in den Sattel schwang, wurde manche Versammlung gesinnungstüchtiger Mehrheitssozialisten von Unabhängigen und Kommunisten mit dem Rhabarber-Rezept gestört. Während der Kämpfe um den Zolltarif traf der national-

liberale Abgeordnete Sattler den Nagel auf den Kopf, als er in seiner Rede den Antrag Kardorff als einen Akt der Notwehr bezeichnete, da die Sozialdemokraten die Geschäftsordnung nur zur Geschäftshinderung benutzten. Am 13. Dezember begann um 10 Uhr vormittags die längste Sitzung des Reichstags, der ich beigewohnt habe, eine neunzehnstündige Sitzung. Ich mußte dreimal das Wort ergreifen. Zuerst um die Stellungnahme der verbündeten Regierungen zu den in der zweiten Lesung gefaßten Beschlüssen klarzulegen hinsichtlich einer gebesserten und gesicherten Fürsorge für die Hinterbliebenen der arbeitenden Klassen wie insbesondere für die spätere Einführung einer Witwen- und Waisenversorgung: dann hinsichtlich der Mindestzölle für Pferde, Vieh und Fleisch, für Roggen, Weizen und Hafer und endlich hinsichtlich des vielumstrittenen Mindestzollsatzes von 4 Mark für Malzgerste unter Wegfall eines anderen Zolls für andere Gerste. Ich forderte den Reichstag auf, nunmehr dem großen Werk der Tarifreform zum Segen des Vaterlandes Vollendung und Abschluß zu sichern. Als mich bei den Worten „zum Segen des Vaterlandes" die Sozialdemokraten lärmend unterbrachen, wiederholte ich mit erhobener Stimme den Schluß meiner Ausführungen. Der Abgeordnete Barth hatte einige Tage vorher in einem ihm nahestehenden Blatt erklärt, nur ein Reichskanzler von der Unwissenheit und Beschränktheit des Grafen Bülow könne sich einbilden, daß die Zolltarifvorlage jemals zustande kommen werde. Während der dritten Lesung der Vorlage erklärte er mit großem Aplomb, mit diesem Tarif seien Handelsverträge unmöglich. Ich erwiderte ihm, ich sei ein vorsichtiger Mann, möchte aber doch der Meinung Ausdruck geben, daß die Prophezeiungen des Herrn Abgeordneten Barth sowohl hinsichtlich der Tarifvorlagen wie hinsichtlich der Handelsverträge sich nicht bewahrheiten würden. Unter den Obstruktionsrednern der Sozialdemokratie zeichnete sich der Abgeordnete Antrick aus, der acht Stunden, von 4½ bis 12½, gegen den Tarif donnerte. Als er zu Ende war, klopfte ihm Bebel mit väterlichem Wohlgefallen auf die Schulter. Nicht lange nachher ließ August Bebel, der, wie man aus den hübschen und interessanten „Memoiren einer Sozialistin" von Lily Braun ersehen kann, in puncto Moral streng dachte, Herrn Antrick aus der sozialdemokratischen Partei ausschließen, weil er mit der Frau eines Parteigenossen „al tempo de' dolci sospiri" die Sünde begangen hatte, die Francesca und Paolo bei Dante im Inferno büßen müssen. Die Sitzung schloß um 5 Uhr morgens. Ich hatte den Reichstag während dieser Zeit nicht verlassen.

Beabsichtigte Erhebung zum Fürsten Bülow

Am nächsten Tag erhielt ich von Seiner Majestät ein Telegramm, in dem er mir „von Herzen" dankte, meinen „staatsmännischen Blick", meine „Geduld" und mein „Geschick" pries und mir mitteilte, daß er mich in den Fürstenstand erhoben hätte. Obwohl einigermaßen müde, denn ich hatte

kaum zwei Stunden geschlafen, fuhr ich nach Potsdam, wo der Kaiser weilte, und bat ihn dringend, von dieser Standeserhebung abzusehen. Einmal wäre es mir peinlich, für einen im inneren Parteikampf erfochtenen Sieg eine größere Auszeichnung zu erhalten. Dann aber verspürte ich überhaupt kein Verlangen nach einer Standeserhöhung. Das waren nicht nur Worte, sondern diese Worte entsprachen meinem inneren Empfinden. Ich war und bin stolz auf meinen alten Namen. Ich sehe nicht ein, warum ich mich nicht darüber freuen soll, daß die Familie, deren Namen ich trage, schon vor 800 Jahren in das Licht der Geschichte trat. Ich bin auch heute noch stolz darauf, daß meine Familie ihrem alten Wappenspruch „Alle Bülowen ehrlich" Ehre gemacht hat, daß sie auf vielen Gebieten dem deutschen Volk treffliche Männer schenkte. Schon als Schüler des Pädagogiums in Halle schrieb ich auf die erste Seite der von Varnhagen von Ense verfaßten Biographie des Generals Bülow von Dennewitz die Worte der Iphigenie:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht!

Ich fühlte mich aber als Herr von Bülow gerade so zufrieden und gerade so gut wie als Graf und Fürst. Der Kaiser gab ungern nach und meinte schließlich, er habe schon an meine Schwiegermutter nach Rom telegraphiert, daß ihre Tochter jetzt wieder Principessa würde. Ich bestand auf meiner Weigerung. Es gelang mir auch, das Telegramm an Donna Laura Minghetti unterwegs abzustoppen. Ich lasse es im Wortlaut folgen, weil es ein Beweis für die große Herzensgüte, für die Liebenswürdigkeit und Spontaneität Wilhelms II. ist: „Bernardo Bülow grande vittorie tarifale in Parlamento perciò creato Principe di Bülow e la vostra figlia Principessa. Guglielmo I. R."

Der ausgezeichnete Rechtslehrer an der Berliner Universität Professor Heinrich Dernburg, der Verfasser eines klassischen Lehrbuchs der Pandekten, telegraphierte mir: „Meinen Glückwunsch zu dem mannhaften, mit gerechten Mitteln und in guten Treuen erkämpften Siege über Schikane und Volksverführung." Dr. E. Schwetschke erfreute mich mit den nachstehenden Versen:

Es lebe hoch der Zolltarif
Und Er, der g'rade macht, was schief!
Ich sag' es unverhohlen,
Doch höher soll Er leben noch.
Macht er uns autonom vom Joch
Des Erzfeinds erst — der Polen.

Mein lieber Freund der Dichter Adolf Wilbrandt schrieb meiner Frau aus Rostock: „Möge Ihrem Gatten so weiter alles glücken, was sein deutsches Herz ihm eingibt." Der Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst Hermann Hohenlohe-Langenburg, früher mir gegenüber nicht ganz frei von Eifersucht, drückte mir die Überzeugung aus, daß das Vaterland mir das Wiedererblühen seiner wirtschaftlichen Wohlfahrt zu danken haben werde. Der bayrische Ministerpräsident Crailsheim schrieb mir, daß die unter einsichtsvoller und tatkräftiger Leitung zu einem befriedigenden Abschluß gebrachte große wirtschaftliche Vorlage der Nation zum Wohle und dem Vaterland zum Segen gereichen würde. Er hat sich nicht getäuscht. Gern gedenke ich bei der Rückschau auf diese stürmischen Tage der ausgezeichneten Unterstützung, die ich bei der Ausarbeitung des Tarifes und seiner parlamentarischen Behandlung bei meinen Mitarbeitern, an erster Stelle bei Graf Posadowsky, Freiherrn von Richthofen und Exzellenz Körner gefunden habe.

Die Swinemünder Depesche vor dem Reichstag

Leider war mein Pensum mit dem Zustandekommen eines verständigen Zolltarifs, der die Landwirtschaft schützen und gleichzeitig den Abschluß von Handelsverträgen ermöglichen sollte, noch nicht erschöpft. Es stand mir noch die schwierigere und unerquickliche Aufgabe bevor, die letzten, gut gemeinten, aber intempestiven Auslassungen des Kaisers und insbesondere die Swinemünder Entgleisung vor dem Reichstag und vor dem Lande zu vertreten. Die Swinemünder Depesche brachte bei der ersten Lesung des Etats am 19. Januar 1903 der Abgeordnete Schädler zur Sprache.

Im Zentrum saßen Männer, die sich ebensosehr durch politische Einsicht wie durch vornehme Gesinnung und Charakter auszeichneten. Ich nenne außer dem Grafen Franz Ballestrem meinen alten und lieben Freund, den Prinzen Franz Arenberg, Spahn, Herold, Gröber, Graf Praschma, Huene, Graf Galen, Hertling, Porsch, Müller-Fulda, Buol, Graf Preysing. Den demokratischen Flügel des Zentrums führte in jener Zeit Ernst Lieber. Er war bei den Aristokraten des Zentrums, die damals zum Wohl der Partei wie der katholischen Sache mit den Bischöfen die letzte Entscheidung gaben, nicht gut angeschrieben. Aber bei manchen kleinen Schwächen war er doch ein Mann von edlem Herzen und von schönen Gaben. Wie in jeder Herde gab es natürlich auch im Zentrum schwarze Schafe. Der Kaplan Dasbach war selbst in seiner eigenen Partei wenig beliebt. Arenberg erzählte mir gelegentlich, daß, als Dasbach einmal auf der Zentrumskneipe mit einem oberbayrischen Kollegen einen Streit vom Zaune brach, dieser ihm mit bajuvarischer Offenheit sagte: „Am liebsten tat' i eana oans runterhau'n, aba mir tat' mei Hand load." Gebildeter, aber ebenso unsympathisch war der Domdekan Schädler aus Bamberg. Sein lebhafter Wunsch war,

Erzbischof von Bamberg zu werden. Dem stand leider im Wege, daß er in dem Ruf stand, zu großes Gefallen an den weiblichen Hilfskräften der von ihm frequentierten Wirtschaften zu finden. Nun hat Horaz bekanntlich gesungen:

Ne sit ancillae tibi amor pudori
Xanthia Phoceu.

Aber was für den lockeren Zögling der Kamönen zutraf, das paßte sich nicht für einen Prälaten. Schädler gab darum nicht die Hoffnung auf, den Bischofsstuhl der Stadt zu besteigen, wo Heinrich der Heilige und die fromme Kunigunde ruhen. Zu diesem Zweck machte er dem Reichskanzler Hohenlohe eifrig den Hof, der als Altersgenosse und langjähriger Freund des Prinzregenten Luitpold Einfluß auf diesen besaß. Als die Gemahlin des Fürsten Chlodwig Hohenlohe, die Fürstin Marie Hohenlohe, starb, erbot sich der Domdekan Schädler, ihr die Leichenpredigt zu halten. Diese war sehr schön und sehr schwungvoll. Schädler erinnerte an den Wappenspruch des Hauses Hohenlohe „Ex flammis orior". Wie der Phönix aus der Flamme, werde die Fürstin Marie aus dem Grabe emporsteigen, ihr hoher Gemahl aber möge sich sagen, daß er auch die schwerste Prüfung überwinden müsse für das deutsche Volk, dessen Stütze und Hoffnung er wäre, für alle Wohlgesinnten, die vertrauensvoll zu ihm emporblicken. Als nun kaum vier Jahre später der greise Fürst seiner Gemahlin in den Tod folgte, baten die Kinder, die sehr an ihren Eltern hingen und von der ersten Leichenrede des Domdekans Schädler sehr erbaut gewesen waren, ihn, auch dem Vater den Leichensermon zu halten. Schädler entzog sich nicht ihrem Wunsch, hielt aber eine Leichenpredigt, die mehr eine Strafpredigt war. Er hatte nichts mehr von dem Fürsten Chlodwig zu erwarten, so rückte er ihm denn alle seine Sünden vor, namentlich aber die ablehnende Haltung, deren sich der alte Fürst zweiunddreißig Jahre früher gegenüber dem Unfehlbarkeitsdogma schuldiggemacht hatte. Nicht das Paradies, sondern das Fegefeuer wurde ihm in Aussicht gestellt. Schließlich ist, nebenbei gesagt, Schädler gestorben, ohne Erzbischof von Bamberg zu werden. Als er sich am 19. Januar 1903 breit und übermütig auf der Tribüne des Reichstags aufpflanzte, sagte mir der bayrische Gesandte, Graf Hugo Lerchenfeld, mit der Derbheit seines kernigen Stammes: „So einen nennen wir bei uns in Bayern einen Saupfaffen."

Erklärungen Bülows zu der Depesche

In meiner Antwort auf die Angriffe von Schädler, die deshalb weniger Eindruck machten, weil seine Entrüstung sichtlich gespielt war, entwickelte ich zum erstenmal meine Stellung hinsichtlich der Reden, Äußerungen und Handlungen des Kaisers*. Ich wies darauf hin, daß die durch die Gegen-

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 385; Kleine Ausgabe II, S. 197.

zeichnung begründete Verantwortlichkeit des Kanzlers sich nach unserer Verfassung nicht auf persönliche Kundgebungen des Monarchen erstrecke. Das Recht der freien Meinungsäußerung stehe dem Kaiser wie jedem Staatsbürger zu. Ich nähme aber keinen Anstand, vor dem Lande zu sagen, daß ein gewissenhafter, ein seiner moralischen Verantwortlichkeit sich bewußter Reichskanzler nicht würde im Amt bleiben können, wenn er Dinge nicht verhindern könnte, die nach seinem pflichtmäßigen Ermessen das Wohl des Reichs wirklich und dauernd schädigen würden. Ich wisse sehr wohl, daß ich dem Bundesrat wie dem Reichstage verantwortlich sei für eine Führung der Geschäfte, die weder den äußeren noch den inneren Frieden des Reichs gefährde. Ich betonte endlich gegenüber Herrn Schädler, daß die Kaiseridee dem deutschen Volk kein bloß formaler Begriff wäre, denn sie verkörpere die teuersten Erinnerungen des deutschen Volkes, unser Ansehen nach außen, unsere Zukunft in der Welt. Als am folgenden Tage der Vertreter gemäßigter Anschauungen im sozialdemokratischen Lager, der Abgeordnete von Vollmar, dem Kaiser und der Monarchie antisoziale Tendenzen vorwarf, war es mir leicht, unter Hinweis auf die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 und unsere soziale Gesetzgebung, insbesondere die Arbeiterversicherung, diese völlig unbegründete Anschuldigung zurückzuweisen. Die deutsche Monarchie hat in der Tat viel, sehr viel mehr für die Arbeiter getan als die französische Republik. Bei diesem Anlaß erwähnte ich, daß unser Botschafter in Paris, Fürst Radolin über Millerand neulich berichtet hätte: „Millerand verfolgt energisch die Hebung der unteren Klassen, wozu die Bourgeoisie nicht allzu geneigt ist.“ Als ich diese Stelle aus dem Pariser Botschaftsbericht verlas, riefen mir die Sozialdemokraten zu: „Wie bei uns!“ Ich faßte den Stier bei den Hörnern und entgegnete sogleich: „Dieser Zwischenruf frappiert mich. Was Sie mir zurufen, ist nämlich wörtlich dasselbe, was unser Kaiser an den Rand jenes Pariser Botschaftsberichtes geschrieben hat.“ Die Sozialdemokraten machten lange Gesichter. Ich las aus dem Radolinschen Bericht weiter vor: „Herr Millerand ist weit davon entfernt, die Staatsgewalt zu erschüttern.“ Zu den Sozialdemokraten gewandt, fügte ich hinzu: „Meine Herren, ich wünsche Ihnen einen Millerand!“ Am Schluß meiner Rede betonte ich noch einmal, daß ein Reichskanzler, der diesen Namen verdiene, der ein Mann und nicht ein altes Weib sei, nichts vertreten werde, was er nicht pflichtgemäß vor seinem Gewissen verantworten könne. Ein nur ausführendes Organ, ein Instrument sei der Reichskanzler nicht. Das würde weder den Wünschen des Kaisers entsprechen noch den Interessen des deutschen Volkes.

Die Sozialdemokratie, die nach unserem Niederbruch nicht Worte genug finden konnte, um die von der alten Regierung gegenüber England geführte

Politik zu verdammen, und die überhaupt gern von ihrer „völkerverbindenden Kraft" sprach, hetzte während und nach dem Burenkrieg gegen die Engländer. Auch der sonst verständigere Vollmar warf mir vor, daß meine Politik während des Südafrikanischen Krieges nicht in Übereinstimmung mit dem „Volksempfinden" gestanden hätte. Ich mußte ihn und mit noch größerem Nachdruck den Antisemiten Liebermann von Sonnenberg daran erinnern, daß auswärtige Politik nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Kopf gemacht würde, und verteidigte den Nichtempfang der Burengenerale, die kurz vorher in Berlin eingetroffen waren. Die Stimmung in Berlin war noch so antienglisch, daß der Gasthof, wo der General de Wet und seine beiden Kameraden abgestiegen waren, den ganzen Tag von einer Volksmenge umlagert war, die andächtig „Die Wacht am Rhein", das Lied von der festen Burg und das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" sang. Wenn ich mich nicht täusche, so hat der damals von den Berlinern gefeierte Burengeneral später im Weltkrieg auf englischer Seite gegen uns gefochten. Ich rechnete mit der Unvernunft der Alldeutschen ab, denen ich, und über sie hinaus vielen Deutschen, bei diesem Anlaß sagte, daß Grobheit nicht Würde und Kratzbürstigkeit nicht Festigkeit wäre. Jeder Kaufmann wisse, daß Geschäfte nicht notwendig mit schlechter Manier geführt zu werden brauchen. Chauvinismus und Vaterlandsliebe wären nicht identische Begriffe, ein ewiges Drohen und Schelten und Schimpfen gegenüber dem Ausland sei noch kein Beweis für richtiges Nationalbewußtsein. Wenn die Kunst eines auswärtigen Ministers lediglich darin bestünde, von Zeit zu Zeit mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, dann könnte mancher Minister des Äußern sein. Wir sollten nicht den Renommisten und Großsprecher spielen, sondern, wie das gute deutsche Art sei, den ruhigen und festen Mann, der ohne unnötiges Maulheldentum sich und die Seinigen schützt. Die Alldeutschen haben, wie ich heute hinzufüge, durch ihre Übertreibungen, ihre Taktlosigkeit und ihren völligen Mangel an politischem Urteil uns sehr geschadet. Ich gebe zu, daß sie weniger aus Bosheit sündigten als aus jener naiven Einfältigkeit, die der deutsche Politiker nur zu oft an den Tag legt.

Nichtempfang der Burengenerale

Die bedauerlichste Folge der Swinemünder Depesche war, daß sie schließlich doch zum Rücktritt des Grafen Crailsheim führte, der ein Staatsmann war. Das sagte mir am Tage, wo der Rücktritt des Grafen Crailsheim bekannt wurde, kein anderer als der Zentrumsmann und spätere bayrische Ministerpräsident und deutsche Reichskanzler Hertling. Den unmittelbaren Anlaß zum Sturz des Grafen gab Schädler durch eine bei einer Volksversammlung in München gehaltene Rede, in der er mit lächerlicher Übertreibung von der „kochenden bayrischen Volksseele" sprach. Diese gute Volksseele hat während der Ära Eisner noch ganz anderen Anlaß zum „Kochen" gehabt. Meine Verlesung des kaiserlichen Marginals über

Rücktritt Crailsheims

Millerand führte zu einer Begegnung zwischen mir und dem sozialistischen Abgeordneten von Vollmar. Dieser, der damals den gemäßigten Flügel der Sozialisten, die sogenannten Revisionisten, führte, bat mich um eine Unterredung, die ich ihm gern gewährte. Ich empfing von ihm den Eindruck eines nicht nur gescheiten, sondern auch ehrlichen und charaktervollen Mannes, mit dem, unbeschadet der beiderseitigen Grundsätze, eine praktische Verständigung wohl möglich war. Den Anfang mußte freilich die Ernennung von Parlamentariern aus verschiedenen Parteien zu Ministern bilden, wozu sich der Kaiser in der Besorgnis, in seiner Ellbogenfreiheit, in seinem persönlichen Auftreten, seinen Reden und Reisen, seinen abrupten Entscheidungen und extemporierten Ansprachen eingeengt und beschränkt zu werden, selbst nach meinem Wahlsiege vom Januar 1907 nicht entschließen konnte. Über meine Unterhaltung mit Herrn von Vollmar bewahrte ich natürlich Schweigen. Bebel scheint aber doch irgendwie dahintergekommen zu sein, denn an einem der nächsten Tage erklärte er in einer seiner längsten Reden mit einem grimmigen Blick auf Vollmar, er würde nie erlauben, daß ein Sozialdemokrat ohne ganz bestimmte Garantien und anders als unter ganz bestimmten Bedingungen ein Minister-Portefeuille übernähme.

Denkschrift der Regierungsparteien über die Monarchie

Nach dem vorläufigen Abschluß dieser in vieler Hinsicht nicht nur unerquicklichen, sondern auch bedenklichen Kaiser-Debatten erschienen bei mir die Vertreter der drei Parteien, die gemeinsam den Zolltarif zustande gebracht hatten: Graf Hompesch für das Zentrum, Graf Limburg-Stirum für die Konservativen, Ernst Bassermann für die Nationalliberalen, Männer deren monarchische Gesinnung über jeden Zweifel erhaben war. Sie überreichten mir eine Denkschrift, in der ausgeführt war, daß die Unbesonnenheit Wilhelms II. in Reden und Auftreten für die Monarchie eine große Gefahr bedeute. Sie zweifelten nicht an dem guten Willen des Kaisers, noch an seinen besten Absichten. Durch seine Überhebung wie durch seine Entgleisungen untergrabe er aber Ansehen und Zukunft der Monarchie. Ich möge dafür sorgen, daß sich der Kaiser größere Zurückhaltung auferlege und größerer Vorsicht befleißige. Ich erklärte den Herren, daß ich bei voller Würdigung ihrer loyalen und patriotischen Gesinnungen und Absichten ihre Denkschrift nicht entgegennehmen könne. Es würde das weder meinem monarchischen Empfinden noch der traditionellen Stellung der Monarchie in Deutschland noch dem Geist unserer Verfassung entsprechen. Ich würde aber im Sinne ihrer Vorstellungen ernst und nachdrücklich mit Seiner Majestät sprechen. Die Herren erklärten mir aus eigener Initiative, daß über ihre Demarche nichts in die Öffentlichkeit gelangen werde. Da ich wußte, daß meine schriftlichen Vorstellungen auf den Kaiser nachhaltigeren Eindruck machten als mündliche, so richtete ich am nächsten Tage einen

eingehenden und sehr ernsten Brief an den Kaiser, in dem ich ihm etwa sagte: Ich wisse sehr wohl, daß ihm jeder ernstliche Gedanke an Staatsstreich und Verfassungsbruch fernläge, nicht nur aus Gewissenhaftigkeit, sondern auch weil er zu klug wäre, um nicht einzusehen, daß, wenn ein so radikaler Schritt erfolgen sollte, die Gelegenheit dazu 1890 versäumt worden wäre. Darüber seien wir uns ja einig, daß nur der Schöpfer der Reichsverfassung und Baumeister des Reichs, Fürst Bismarck, eine solche Operation auf Leben und Tod hätte durchführen können. Wenn von revolutionärer Seite versucht werden sollte, die Ordnung zu stören, die Verfassung zu verletzen, einen Umsturz herbeizuführen, so würden solche Bestrebungen nicht nur von mir, sondern von jedem Kanzler, der diesen Namen verdiene, mit Festigkeit niedergeschlagen werden. Aber der Kaiser wäre sicherlich mit mir der Überzeugung, daß wir weder nach außen einen prophylaktischen Krieg führen noch im Innern einen prophylaktischen Bruch der beschworenen Verfassung ins Werk setzen wollten. Jedoch gerade weil sich der Kaiser mir gegenüber in ernster Unterredung so oft in diesem Sinne ausgesprochen hätte, müsse er sich hüten, durch seine Reden und durch seine Gesten dem deutschen Volk wie dem Ausland ein ganz falsches Bild von seinem Wesen und von seinen Intentionen zu geben. Wenn er sich in dieser Beziehung nicht größere Reserve auferlege, sein Temperament nicht besser zügle, so könne es früher oder später zu einer Katastrophe kommen. — Es ist ein schöner Beweis für den edlen Kern in der Natur des Kaisers, daß er mir dieses Schreiben nicht nur damals nicht übelnahm, sondern auch nachträglich in keiner Weise verargt hat. Er antwortete mir, er wisse sehr wohl, daß ich es gut mit ihm meine und meine Pflicht als Kanzler der Krone gegenüber zu erfüllen glaube. Er könne sich aber nun einmal nicht ändern und müsse bleiben, wie er wäre. Das Weitere wollten wir dem lieben Gott anheimstellen, der über das Haus der Hohenzollern immer die schützende Hand gehalten hätte und auch ihn nicht im Stich lassen würde. Wilhelm II. war keine dämonische Natur. Er war noch weniger ein Tantalide. Aber auch um seine Stirn schmiedete der Gott ein ehern Band. Und was bei Goethe Iphigenie zum König Thoas über die bedauerlichen Folgen sagt, die es für Fürsten zu haben pflegt, wenn „Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld“ ihrem Blick verborgen bleiben, das galt auch von Wilhelm II.

XXXVIII. KAPITEL

Romreise Wilhelms II. • Vorheriges diplomatisches Revirement: Philipp Eulenburg tritt zurück, Karl Wedel sein Nachfolger in Wien, Monts kommt nach Rom • Das Gefolge des Kaisers • Sein persönliches Verhältnis zu Viktor Emanuel III. • Bülows Unterredungen mit dem König von Italien und mit Giolitti • Wilhelm II. bei Leo XIII., seine Niederschrift über den Verlauf der Unterredung • Kostbares Geschenk des Papstes an Bülow • Empfang der kaiserlichen Dienerschaft durch Seine Heiligkeit • Vertrauliche Meldungen von Philipp Eulenburg über die Stimmung Seiner Majestät, über Ihre Majestät und das Leben auf der „Hohenzollern"

Seit längerer Zeit war eine Reise des Kaisers nach Rom in Aussicht genommen. Wilhelm II. hatte den Besuch zu erwidern, den im August 1902 König Viktor Emanuel in Berlin und Potsdam abgestattet hatte. Nach mehrfachen Verhandlungen zwischen den beiden Höfen wurde die Reise für den Mai 1903 festgesetzt.

Der Kaiser fuhr immer gern nach Italien, für dessen Kunstschätze und landschaftliche Reize er wie seine Eltern schwärmte. Auch drängte es ihn, Leo XIII. wiederzusehen, dessen überlegener Geist große Anziehungskraft auf ihn ausübte.

Philipp Eulenburg tritt in Ruhestand

Dieser Romfahrt des Kaisers war ein bedeutsames Revirement vorausgegangen. Der Botschafter in Wien, Fürst Philipp Eulenburg, war in den einstweiligen Ruhestand getreten. Ich hatte ihn ungern aus Wien scheiden sehen, wo er sich einer guten Stellung erfreute, dem alten Kaiser Franz Josef sympathisch war und sich mit seiner ungewöhnlichen Kunst der Menschenbehandlung in weiten Kreisen Einfluß verschafft hatte. Über die Gründe seines Rücktritts bin ich mir nie ganz klargeworden. Als der unglückliche Mann sechs oder sieben Jahre später zusammenbrach, wurde behauptet, er sei seinerzeit unter dem Druck gegen ihn gerichteter Erpressungen aus Wien gewichen. Beweise lagen nicht vor. Ich möchte eher annehmen, daß Eulenburg sich in dem Irrgarten mannigfacher Intrigen so sehr verloren hatte, daß er keinen anderen Ausweg als den Rücktritt sah, einen Rücktritt, den er freilich nicht als einen endgültigen ansah. Er blieb mehr als je bemüht, sich die Gunst und Freundschaft des Kaisers zu erhalten.

Zum Verständnis der Situation muß ich in wenig erfreuliche Verhält-

nisse hineinleuchten. Es handelt sich um Vorkommnisse, denen ich, durch die Staatsgeschäfte völlig in Anspruch genommen, fernzubleiben versucht hatte und deren Zusammenhänge mir erst später ganz klargeworden sind. In seinen Briefen hatte Eulenburg mich schon seit Jahren auf den wachsenden Einfluß der Brüder Hülsen bei Seiner Majestät aufmerksam gemacht, was mir keinen besonderen Eindruck machte, da ich, mit ernsteren Angelegenheiten beschäftigt, mich wenig um höfische Vorgänge kümmerte. Als der ältere der beiden Brüder Hülsen, der spätere Chef des Militärkabinetts, Graf Dietrich Hülsen, als Militärattaché zur Botschaft in Wien kam, fand er bei dem Botschafter Eulenburg die allerfreundlichste Aufnahme. Das verhinderte leider nicht, daß Eulenburg in seinen Briefen an den Kaiser, teils um Seine Majestät zu amüsieren, vielleicht auch, um einen möglichen Rivalen rechtzeitig zu ekartieren, sich in mokanten Wendungen über Hülsen und dessen vortreffliche Frau erging, die allerdings beide mit ihrem ausgesprochenen Berlinertum nicht ganz in die Wiener Gesellschaft paßten. Der Kaiser las die Briefe, lachte über sie und bezeichnete sie dann gewohnheitsgemäß mit dem Vermerk: „M. K.", d. h. Militärkabinett. Dort gingen sie zu den Personalakten des Obersten Grafen von Hülsen-Haeseler. Als nun Hülsen 1901 zum Chef des Militärkabinetts ernannt worden war, wurden ihm mit allen anderen geheimen Personalien auch die seinigen vorgelegt. Er stieß dabei auf die sarkastischen Schilderungen, die sein vermeintlicher Freund Eulenburg von ihm und seiner Gattin entworfen hatte, und wurde seitdem ein erbitterter Feind unseres Botschafters in Wien. Eulenburg, der das merkte, wollte Dietrich Hülsen wiedergewinnen und hoffte dies zu erreichen, indem er dessen Bruder, den Theaterintendanten in Wiesbaden, Georg Hülsen, als Generalintendanten nach Berlin brachte. Diesen Posten bekleidete damals Graf Bolko Hochberg, bis dahin ein Freund von Eulenburg, bei dessen silberner Hochzeit er in einem zahlreichen Kreise sein Wohl mit bewegten und innigen Worten ausgebracht hatte. Nun verwandelte sich diese Freundschaft in Feindschaft, was bei der allgemeinen Achtung, die Hochberg genoß, schon an und für sich Eulenburg nicht erwünscht war. Noch bedenklicher war, daß dadurch auch eine völlige Brouille mit dem Freund des Grafen Hochberg, dem Fürsten Richard Dohna, eintrat, der seinerzeit Philipp Eulenburg beim Kaiser eingeführt hatte, jetzt aber erklärte, daß er dessen fortgesetzter Intrigen müde sei und das Tafeltuch zwischen ihm und sich zerschneide. Fürst Dohna hat später sehr zum Sturz und Ruin von Philipp Eulenburg beigetragen. Wenn ich an jene oft so kleinlichen, noch öfter gehässigen und niedrigen Intrigen zurückdenke, verstehe ich alles, was große Dichter von Sophokles bis Shakespeare und tiefe Denker von Larochefoucauld und Montaigne bis zu Schopenhauer über die gemeinen Triebe des Menschen und über die

Miserabilität der Welt gesagt haben. Wobei ich nicht unterlassen möchte, hinzuzufügen, daß es, wie ich überzeugt bin, in anderen Ländern, in anderen Schichten, unter anderen Verfassungsformen im Grund auch nicht anders und besser hergehen wird. Die Ursache solcher Erscheinungen liegt so wenig in der Regierungsform wie im Klima oder in der Rasse, sie liegt in der Schlechtigkeit der menschlichen Natur.

Um Hochberg zu stürzen, hatte Eulenburg dessen Faktotum bei der Leitung der Königlichen Theater, den Hofrat Pierson, an verschiedenen maßgebenden Stellen, insbesondere aber bei Seiner Majestät angeschwärzt. Pierson hatte das gehört und drohte Eulenburg mit einer Verleumdungsklage, da er ihm auch Unterschleife bei der Kassenführung nachgesagt hatte. Sehr erschrocken über diese von ihm nicht vorhergesehene Wirkung seiner Verdächtigungen, beschwor Eulenburg den Chef des Zivilkabinetts, Exzellenz Lucanus, in einem langen, erregten Schreiben, das er mir in Abschrift unterbreitete, Pierson zur Rücknahme seiner Klage zu veranlassen, da ein so fataler Prozeß nicht nur ihn, sondern indirekt auch den Kaiser bloßstellen würde. Eulenburg ließ hierbei einfließen, daß er sich seit längerer Zeit aus Gesundheitsrücksichten mit Abschiedsgedanken trage, aber dringend bitte, ihn nicht über einen Skandalprozeß fallen zu lassen. Er sei bereit, Pierson jede Genugtuung zu geben. Mir hatte Eulenburg gleichzeitig geschrieben: „Es ist mir geradezu entsetzlich, Dir immer nur Ungelegenheiten zu machen! Schon aus diesem Grunde ist es besser, daß ich gehe. Die dumme Angelegenheit Hochberg-Pierson nimmt für mich, aber auch für Seine Majestät Formen an, welche mir bedenklich erscheinen. Die Klage des Pierson, der, wie ich Dir ganz im Vertrauen sagen kann, ein höchst gefährlicher Mensch ist, muß vermieden resp. zurückgezogen werden. Ich halte das nicht für schwierig, weil Pierson Beamter ist und man ihn also in der Hand hat. Habe die Güte, gleich mit Lucanus zu sprechen. Du kannst Dir ja ungefähr die Wirkung eines Prozesses denken, in dem ich der Verleumdung angeklagt werde. Ich bin derart mürbe, daß Du ernstlich an meinen Rücktritt denken mußt. Ich will aus tatsächlichen Krankheitsrücksichten scheiden, aber in Frieden und würde mich auf Jahre zuerst in meinem Haus am Starnberger See resp. in München etablieren — ganz weit von allem Getriebe, das ich nicht mehr ertragen kann. Ich bitte Dich nur flehentlich: beseitige diese scheußliche Sache, die mir so entsetzliche Aufregungen verursacht, weil ich die Enttäuschung an alten, treu geglaubten Freunden nicht ertragen kann: Vergib Deinem Dich innigst liebenden dankbaren Philipp Eulenburg.“ Einige Tage später schrieb mir Eulenburg: „Es quält mich namenlos, daß ich es wiederum bin, der Dir Ungelegenheiten und Sorge macht! Das soll auch ein Ende haben. Es ist das Geringste, was ich Dir aus tiefer Dankbarkeit darbringen kann:

eine größere Ruhe meinetwegen. Ich will nicht, daß Deine Treue und Deine Freundschaft für mich und die Meinigen durch Schatten, die über mein Leben gehen, zu einer andauernden Sorge umgestaltet werden. Auf der Welt gibt es nur ganz wenige Menschen, die Dich so lieben wie ich! Ich hoffe ja, daß es gelingen wird, die momentan drohende Frage zu lösen. Aber nachher ist es genug. Es handelt sich nur darum, den günstigsten Zeitpunkt meines Rücktritts festzustellen. Der Grund ist meine Gesundheit. Auch muß an gewisse Leute gesagt werden, daß meine Gesundheit ein Leben im Süden und fern von Berlin und jeglichem Gesellschaftsverkehr erheischt, ich also nach Oberbayern gehen würde. Mein Gesundheitszustand ist ein qualvoller, ich kann kein anderes Wort dafür finden, das ist die reine Wahrheit. Durch zehn Jahre furchtbar mühevoller Arbeit mit unserem lieben Herrn war ich total erschöpft. Dann gab mir das Schicksal meines Bruders den ‚Fangschuß'. Wenn ich überhaupt noch leben will, so muß ich an den Abschied denken. Dazu tritt die Freundespflicht Dir gegenüber. Ich werde mich durch nichts in meinem Entschlusse wankend machen lassen. Was nun die unglückliche Angelegenheit Pierson betrifft, die mich tief affiziert, weil ich eine geradezu trostlose Enttäuschung erfahren habe, so wäre es vielleicht gut, Du ließest Dir Fürst Dohna kommen. Neid hat ihn, meinen alten Jugendfreund, in eine feindliche Haltung getrieben. Auch ist er im Grunde seines Herzens egoistisch und falsch, aber er ist unendlich ehrgeizig und eitel, Du wickelst ihn wie ein Band um Deinen Finger. Er wird leicht einlenken, wenn Du ihm erklärst, daß ich S. M. stets nützlich war und S. M. nicht angelogen habe!! Daß er sich Verdienste erwürbe, wenn er die Sache Pierson-Hochberg einrenke. Ich würde in Erinnerung an alte Jugendfreundschaft und verwandtschaftliche Beziehungen den Mantel der Liebe über schwere Kränkungen ziehen, die ich erlitten hätte. Allezeit Dein Dir ewig dankbarer Philipp Eulenburg."

Die Situation wurde dadurch noch verworrener, daß Eulenburg sich für alles, was er über angebliche Defraudationen des Hofrats Pierson verbreitet und insbesondere Seiner Majestät erzählt hatte, auf das Zeugnis einer Frau Bach in München berief. Nun hatte Eulenburg früher, als dem Kaiser von einem bayrischen Prinzen gesagt worden war, Eulenburg treibe Spiritismus mit einer Frau Bach, auf sein Ehrenwort erklärt, eine Frau dieses Namens überhaupt nicht zu kennen. Der bedauernswerte Eulenburg hatte sich in seinen eigenen Schlingen gefangen, wie das bisweilen auch geschickten Leuten passiert. Seine Sorgen und Ängste fanden unvermutet ein Ende. Als Deus ex machina griff der Tod ein, der so manchen gordischen Knoten zerschneidet. Der erst provozierte, dann gefürchtete Hofrat Pierson wurde von einem Tage zum andern aus dieser Welt abberufen. Eulenburg, dem dieser Mortimer sehr gelegen starb, schrieb mir darüber: „Die leidige

Prozeßaffäre hat durch den plötzlichen Tod Piersons einen höchst merkwürdigen Abschluß gefunden. Ob Pierson in den Himmel oder in die Hölle kommen wird, weiß nur Gott, der ihn abberufen hat. Von ganzem Herzen danke ich Dir für Deine Hilfe! Wie soll ich Dir überhaupt noch danken, mein geliebter guter Bernhard? Gott wird es Dir einst vergelten, da ich es doch nur so gering vermag.“ Übrigens war Phili eine Stehauf-Natur. An seiner Absicht, seinen Wiener Posten aufzugeben, hielt er hartnäckig fest. Seine Beziehungen zu Seiner Majestät aber blieben die alten. Zu seiner silbernen Hochzeit telegraphierte ihm Seine Majestät: „Der Herr erhalte Dich dem Vaterlande, mir meinen treuen Freund und Dir die herrliche Gattin und vortrefflichen lieben Kinder.“

Fürst Wedel Botschafter in Wien

Als der gegebene Nachfolger für Eulenburg in Wien erschien mir der Botschafter in Rom, der Graf, spätere Fürst Karl Wedel, der zur Zeit des Fürsten Bismarck Militärattaché in Wien gewesen war. Der Kaiser akzeptierte diesen Vorschlag. Karl Wedel war einer der tüchtigsten, lautersten und im besten Sinne vornehmsten Männer, denen ich begegnet bin. Ein echter Ostfriese in seiner Wahrheitsliebe und seiner aufrechten, ritterlichen Gesinnung. Er stammte aus der hannöverschen Armee, in deren Reihen er Langensalza mitgemacht hatte. Holstein, der ihn nicht mochte, benutzte das zu gelegentlichen Verdächtigungen. „Ein Mann mit der Langensalza-Medaille kann unmöglich preußischer Botschafter werden.“ Ich ließ mich durch derartige Quertreibereien natürlich nicht irremachen. Ich gedachte der schönen Worte, die in wahrhaft königlicher Art Wilhelm I. an einen Offizier aus urhannöverscher Familie richtete, der sich am Vorabend der Schlacht von Gravelotte mit einem kleinen Detachement als Schutzwache des königlichen Zeltes für die Nacht bei ihm meldete. Als der alte König auf der Brust des betreffenden Offiziers die Langensalza-Medaille erblickte, sagte er zu ihm: „Ich sehe, daß Sie Hannoveraner sind und Ihre Pflicht als hannöverscher Offizier erfüllt haben. Ich stelle mich doppelt gern unter Ihren Schutz.“

Monts Botschafter in Rom

Wedel hatte sich gerade in Rom durch seine offene Art große Achtung und viele Sympathien erworben. Zu seinem Nachfolger wählte ich den Grafen Monts. Das war ein arger Mißgriff. Gewiß habe ich mich zu dieser Wahl nicht durch die Schmeicheleien und Huldigungen verleiten lassen, die mir Monts seit vielen Jahren mit unermüdlichem Eifer entgegenbrachte. Seine Lobhudeleien berührten mich gerade durch ihre Übertreibungen unangenehm. Ich wählte Monts, weil ich glaubte, daß seine lebendige, witzige Art und seine damals eher demokratische politische Richtung ihm seine Aufgabe in Rom erleichtern würden. Als ich mit dem italienischen Botschafter Lanza von meiner Absicht sprach, Monts nach Rom zu schicken, bat er mich dringend, davon abzusehen, Monts sei in der ganzen euro-

päischen Diplomatie für seine Taktlosigkeit und seine schlechten Manieren berüchtigt. Am nächsten Tage kam Graf Lanza noch einmal auf die Sache zurück. Er zeigte mir ein Telegramm des italienischen Gesandten in München, dessen Meinung er eingeholt hatte und der ihm meldete, daß Monts sich in München in allen Kreisen, bei Hofe, in der Gesellschaft wie in der Künstlerschaft, unmöglich gemacht hätte. Auch sei er ein verbissener Katholikenfeind, was in Rom so wenig gefallen würde, wie es in München gefallen habe. Ich ließ mich aber auch hierdurch nicht irremachen, beharrte eigensinnig auf meinem Entschluß, und die wenig glückliche Ernennung erfolgte. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß die Dankbarkeit des Grafen Anton Monts, der nie gedacht hatte, daß er es bis zum Botschafter bringen würde, zunächst unbegrenzt war. Er schrieb an meine Frau, wohl wisse er, daß er die große Beförderung nur mir zu verdanken habe. In freudiger Erregung hatte er das Wörtchen „nur" dreimal unterstrichen. „Und Sie waren", schloß der Brief, „die gute Fee, die mich beschützte und meine Kandidatur förderte." Letzteres war nicht einmal wahr, meine Frau mischte sich nie in Personalien. Um seiner Erkenntlichkeit auch äußerlichen Ausdruck zu geben, ließ der „dankbarste und treu ergebene" Monts einen Nagel, den er bei einem Spaziergang mit meiner Frau gefunden zu haben behauptete, als glückverheißendes Symbol auf einen silbernen Aschenbecher montieren und übersandte ihn meiner Frau. Eheu! Aschenbecher und Nagel müssen noch in irgendeiner Kommode in Flottbeck oder in der Villa Malta bei anderem alten Kleinkram liegen. Vom Grafen Monts hörte ich nach meinem Rücktritt nichts mehr.

Abfahrt mit dem Kaiser nach Rom

Anfang Mai wurde die Kaiserreise nach Rom angetreten. Es fiel mir auf, daß der Kaiser schon auf dem Anhalter Bahnhof von lauter sehr großen, besonders hochgewachsenen Offizieren umgeben war: Hellmuth Moltke, Dietrich Hülsen, Plessen und anderen. Unterwegs stieg der womöglich noch größere Kleist ein, dann der General Jacoby, einer der allerlängsten Offiziere der Armee, und endlich der aller-, allergrößte, der Oberst von Plüskow, den man in Paris, wohin er einmal in besonderer Mission gesandt worden war, „Plusquehaut" genannt hatte. Der Kaiser wollte mit diesen Riesen in Rom imponieren, was schon deshalb eine verfehlte Idee war, weil es gerade in Norditalien viele hochgewachsene Männer gibt und die Guardia Regia, die italienische Königsgarde, aus wahren Riesen besteht. Der Gedanke war aber auch nicht sehr taktvoll, denn da der König Viktor Emanuel III. von kleiner Figur ist, war es kein glücklicher Einfall, gerade ihm diese Riesengarde vorzuführen. Ich ließ es mir doppelt angelegen sein, den Kaiser um ein möglichst liebenswürdiges Verhalten gegenüber dem König zu bitten, der, weil er selbst bescheiden auftrete, bei anderen nicht das liebe, was die Italiener „prepotenza" nennen. So bewegte sich denn

der Verkehr zwischen König und Kaiser diesmal in angenehmen Formen. Auch der Königin Elena gegenüber hatte sich der Kaiser noch nicht ganz in die unverständige Antipathie verrannt, zu der er später durch die taktlose Berichterstattung des Grafen Monts verleitet wurde.

Erst nach meinem Rücktritt ließ sich der Kaiser gegenüber dem italienischen Königspaar mehr und mehr gehen. Die Schuld trug im letzten Ende Herr von Bethmann. Dieser hatte sich zu seinem und unserem Unheil nach seiner Ernennung zum Reichskanzler den damaligen Geheimrat von Flotow ausgesucht, um sich von ihm in die Arcana Imperii einführen zu lassen. Flotow machte dem neuen Kanzler vor allem klar, daß ich an meiner Tendenz gescheitert wäre, den Hauslehrer des Kaisers zu spielen, der dadurch schon lange vor den Novemberereignissen von 1908 meiner überdrüssig geworden wäre. Da Bethmann von dem brennenden Wunsch erfüllt war, zu bleiben — kein Minister hat geklebt wie er —, gab er von vornherein dem Kaiser in allem und jedem nach. Eine der vielen Folgen dieser Nachgiebigkeit war das später immer gespanntere werdende Verhältnis zwischen dem Deutschen Kaiser und dem italienischen Könige.

Unterredung Bülows mit Viktor Emanuel

1903 war das Verhältnis noch leidlich. Mir sagte König Viktor Emanuel in der längeren Unterredung, mit der er mich nach unserem Eintreffen im Quirinal beehrte, er interessiere sich in erster Linie für Albanien, wo er keiner anderen Macht, namentlich nicht Österreich-Ungarn, erlauben könne, sich festzusetzen. Italien könne eine Gebietserweiterung Österreichs auf der Balkanhalbinsel, namentlich an der adriatischen Küste, nicht zulassen. Dabei handle es sich um Sein oder Nichtsein der italienischen Dynastie. Ich erklärte dem König mit Bestimmtheit, daß Österreich weder in Albanien noch in Mazedonien Gebietserweiterungen anstrebe. Auf Bosnien und die Herzegowina besitze es vieljährige, durch den Berliner Vertrag und eine Reihe von Sonderabmachungen mit Rußland garantierte Rechte. An Albanien und Mazedonien werde es nicht rühren, und etwaige kriegerische Velleitäten hitziger Magyaren oder unruhiger Generalstäbler gegenüber Serbien und Rumänien würden wir nicht zulassen. „L'Allemagne veut la paix." Übrigens waren die Magyaren gegen eine Vergrößerung der habsburgischen Monarchie, weil eine solche ihre Hegemonie gefährden würde. Bei dem Ministerpräsidenten Zanardelli und dem Minister des Äußern Admiral Morin fand ich volles Verständnis für meine Gedankengänge. Der König verhielt sich spröder. Er war offenbar Österreich gegenüber sehr mißtrauisch. Er sagte mir mit der Offenheit, der ich immer bei ihm begegnet bin, es sei unerhört, daß der Wiener Besuch des Königs Humbert noch immer nicht in Rom erwidert worden wäre. Das sei eine „Ohrfeige", nicht nur für seinen toten Vater, sondern auch für ihn selbst, für sein Haus und sein Land.

Bülow mit Graf v. Mirbach-Sorquitten

Der Marquis Visconti-Venosta, mit dem ich bei meiner Schwiegermutter à trois aß, betonte, was ich so oft von Italienern gehört hatte: daß die Beziehungen zwischen Italien und Österreich nicht wie diejenigen zwischen Italien und England oder zwischen Österreich-Ungarn und Frankreich ohne Gefahr um eine Nuance freundlicher oder kühler sein könnten. Schon wegen der Vergangenheit und im Hinblick auf den Irredentismus würden Italien und Österreich-Ungarn entweder aufrichtige Freunde oder zielbewußte Gegner sein. Eine ernsthafte Abkühlung der italienisch-österreichischen Beziehungen würde bald zu direkter Gegnerschaft führen. Er, Visconti, verlange von mir nicht, daß ich beständig zwischen Österreich-Ungarn und Italien vermittle, aber ich müßte auf beide ein scharfes Auge haben, die einen wie die anderen von Unvorsichtigkeiten abhalten. „L'Autriche-Hongrie et l'Italie sont deux chevaux très enclins à se mordre; c'est au cocher, c'est-à-dire à l'Allemagne, de les faire marcher ensemble. En somme, tout dépend de l'Allemagne, de l'habileté de sa politique, du doigté de son chancelier."

Der König sprach mir mit großer Sympathie und hoher Anerkennung von dem damaligen Minister des Innern, Giolitti, der es verstünde, die Massen zu behandeln. Die konstitutionelle Frage müsse hinter die wirtschaftliche zurückgedrängt und eine Versöhnung zwischen der Dynastie und den breiten Massen herbeigeführt werden. Es sei auch nicht zu bestreiten, daß namentlich in Süditalien in sozialpolitischer Beziehung noch alles zu tun sei. Giolitti wäre ihm persönlich treu ergeben, auch zu klug, um an die Lebensfähigkeit einer italienischen Republik zu glauben. Er habe gute Nerven, nie Furcht und sei der geborene Minister des Innern. Persönlich gefiel mir Giovanni Giolitti durch seine ruhige, sachliche und kühle Art. Die freundschaftlichen Beziehungen, die mich während vieler Jahre mit diesem bedeutenden Staatsmann verbanden, wurden bei jenem römischen Kaiserbesuch von 1903 angeknüpft. In den römischen Salons wurde damals über Giolitti wie auch über das Königspaar viel räsoniert, weil den höheren Gesellschaftskreisen die demokratische Richtung des Herrscherpaars wie des Ministers des Innern mißfiel. Wie die Verhältnisse lagen, waren aber beide auf dem richtigen Wege. Giolitti war ein Anhänger des Dreibunds und hatte für dessen unveränderte Beibehaltung den Ausschlag gegeben.

Über das Verhältnis zu Frankreich sagte mir der König, es sei sehr gut, wie das den italienischen Interessen entspräche. Bei allen italienischen Politikern, mit denen ich sprach, begegnete ich einerseits dem Wunsch, mit Frankreich gut zu stehen, damit es Italien das nötige Geld für Eisenbahnneubauten vorstrecke und dessen handelspolitische Interessen nicht schädige. Andererseits trat mir damals noch überall die Überzeugung

entgegen, daß nicht nur die italienische Monarchie, sondern auch der italienische Einheitsstaat gefährdet sein würde, wenn Italien allein auf Frankreich angewiesen wäre. Über Barrère sagte der König damals zum Kaiser: „I do'nt like him, he is a liar and a nasty man." Es mußten große Fehler in Wien und auch in Berlin gemacht werden, um den König in die Arme von Barrère zu treiben.

Besuch bei Leo XIII.

Am 3. Mai wurde die Fahrt nach dem Vatikan angetreten. Der Kaiser hatte dazu Galawagen und prächtige Trakehner Rosse nach Rom kommen lassen, auch zwei Züge vom Regiment Gardeducorps, die vor und hinter seinem Galawagen ritten. Es war ein eigenartiges Schauspiel, Kaiser und Papst in einem der Prachtsäle des Vatikans sich gegenüber zu sehen. Der Kaiser, eben 44, in voller Kraft, auch äußerlich jugendlicher als seine Jahre, voll Wärme, begeisterungsfähig, in hohem Grade impressionabel, phantastisch. So mag Kaiser Otto III. dem Papst Sylvester II. gegenübergestanden haben. Leo XIII., 93 Jahre alt, aber aufrecht und nicht gebeugt, das scharf geschnittene, ganz italienische Antlitz von marmorner Blässe, die durch sein weißes Gewand noch gesteigert wurde. Alles an ihm Geist. Sehr liebenswürdig, aber im Sinne der italienischen Gentilezza, ohne allzu starke Betonung noch Aufdringlichkeit. Seiner selbst völlig sicher. Vor allem in dem Sinne, daß kein von außen kommender Eindruck sein inneres Gleichgewicht zu stören oder auch nur zu gefährden vermochte. Er hatte kurz vorher einer Dame, die ihm am Schlusse ihrer Audienz gesagt hatte, sie bete zu Gott, daß er hundert Jahr alt werden möge, lächelnd erwidert: „Pourquoi mettre des limites à la bonté divine?" Dabei so hart gegen seinen Körper, daß er bei einer schmerzlichen Operation in so hohem Alter sich nicht chloroformieren lassen wollte. Ein wunderbar schönes Auge, aus dem die unerschütterliche Zuversicht des von seiner Mission überzeugten Statthalters Christi leuchtete, aber doch auch etwas von der feinen Skepsis, die so vielen italienischen Staatsmännern auf dem päpstlichen Stuhl, in den Ratsstuben von Venedig und Genua, auf den Fürstensitzen von Florenz und Ferrara eigen gewesen ist. Diese leichte Skepsis fehlte auch den Männern nicht, die den italienischen Einheits- und Nationalstaat unter ungeheuren Schwierigkeiten errichtet haben, weder Massimo d'Azeglio noch Ricasoli, weder Minghetti noch Visconti-Venosta, weder Ratazzi noch Depretis. Sie fehlte selbst dem größten von ihnen, sie fehlte auch Cavour nicht. Sie schloß glühenden Patriotismus und festen Glauben an die Stella d'Italia nicht aus, aber sie beugte manchen Dummheiten vor, die anderswo begangen wurden.

Unmittelbar nach dem Besuch beim Papst fand bei dem preußischen Gesandten beim Vatikan, Baron Rotenhan, für den Kaiser ein Déjeuner dînatoire statt, an dem mehrere Kardinäle und der Hausherr, Fürst

Baldassare Odescalchi, teilnahmen. Nach Tisch unterhielt sich Odescalchi, der, nebenbei gesagt, ein alter Garibaldianer war und seinerzeit neben dem Volkshelden im roten Hemd durch die Straßen von Rom gefahren war, eifrig mit dem anwesenden Kardinal Gotti, der für einen Papabile galt. Als ich herantrat, frug der Fürst gerade scherzend den Kardinal: „Wie soll es nun gehalten werden, wenn früher oder später Staat und Kirche sich versöhnen? Sollen alle Kardinäle Senatoren werden oder alle Senatoren Kardinäle?" Freundlich, aber ernst erwiderte ihm Gotti: „Der Scherz ist graziös, und unter uns Italienern können wir alles sagen. Wir verstehen uns schließlich immer untereinander." Mit einem Blick auf mich fügte der würdige Kirchenfürst leise hinzu: „Vor Fremden müssen wir vorsichtig sein."

Protokoll des Kaisers über die Zusammenkunft

Die Gäste hatten sich kaum entfernt, als der Kaiser Rotenhan seine ganze Unterredung mit Leo XIII. diktierte. Ich lasse sie folgen, weil sie nicht nur ein interessanter Beitrag zur Charakteristik des Kaisers, sondern auch ein wertvolles zeitgeschichtliches Dokument ist: „Der Papst freute sich, Mich zum drittenmal begrüßen zu können; Gott habe ihm ein so langes Leben gegeben, daß er in der Lage gewesen sei, dies außerordentliche Jubiläum zu feiern. Davon hätte Ich durch eine besondere Mission Notiz genommen und ihm den besonders lieben und angenehmen General Loë geschickt, wofür er ganz besonders dankbar sei. Ich: Ich hoffe, daß die Vorsehung ihm noch die Möglichkeit gewähren würde, sein hundertjähriges Jubiläum zu feiern. Der Papst: Das läge in Gottes Hand. Er freue sich, Mich darauf aufmerksam machen zu können, daß sein Zimmer mit Meinen Geschenken geschmückt sei. (Hinweis auf Porzellanpendüle.) Er sei stets von ihnen umgeben. Ich: Sie wären ein Zeichen Meiner Verehrung und Meines Respektes für seine ehrwürdige Person, die noch lange zum Wohle der Christenheit derselben erhalten bleiben möge. Er: Er freue sich, die Gelegenheit zu haben, Mir insbesondere dafür seinen Dank zu sagen, daß Ich unabläßlich für das Wohl Meiner katholischen Untertanen bemüht sei. Er habe dies von so vielen Seiten gehört, daß er Wert darauf lege, es Mir persönlich zu sagen, wie dankbar er und auch diese Untertanen für die Fürsorge seien. Er könne Mich versichern, daß in guten und in bösen Tagen Meine katholischen Untertanen in absoluter Treue zu Mir stehen würden. ‚Ils resteront absolument et infailliblement fidèles.' Ich: Ich betrachte es als Pflicht eines christlichen Souveräns, ohne Unterschied der Konfession für Meine Untertanen nach Kräften zu sorgen, und könnte versichern, daß Ich stets dafür sorgen würde, daß unter Meiner Regierung dieselben ungestört der Ausübung ihrer Religion und ihrer Pflichten gegen ihr kirchliches Oberhaupt obliegen könnten. Es sei dies eine Lebensmaxime von Mir, und Ich werde nie von ihr abweichen. Er: Die Grundsätze, nach denen Ich

regierte, könnte er nur mit vollster Anerkennung bestätigen. Er habe Meine Regierungszeit mit Interesse beobachtet und verfolgt und mit hoher Freude erkannt, daß Ich Meine Herrschaft auf der Basis eines absoluten Christentums aufgebaut hätte und von so hohen religiösen Grundsätzen geleitet würde, daß er nicht anders könne, als den Segen des Himmels für Mich, die Dynastie und das Deutsche Reich zu erflehen und ihn Mir zu erteilen. Ich: Ich bedankte Mich für diese freundliche Segenserteilung mit dem Bemerken, sie werde Mir gewiß für Mein zukünftiges Leben nur heilbringend wirken, worauf Ich mein Lebtag sehr stolz sein würde. Er: Wir haben durch gegenseitiges Entgegenkommen die kleine Straßburger Affäre zur Zufriedenheit erledigt; es waren kleine Schwierigkeiten zu überwinden, die sich leicht haben begleichen lassen. Die Straßburger Geistlichkeit habe ja allerdings Opposition gemacht; aber um Unser Entgegenkommen zu belohnen, habe er doch die Sache in Ordnung gebracht und hoffe, daß Ich damit zufrieden sei. Ich: Ich wäre zu tiefem Dank verpflichtet und glaubte bestimmt, daß die Geistlichkeit einen großen Nutzen daraus ziehen würde, so daß auch sie den Vorteil dieser Abmachung bald empfinden werde. Er: Monsieur Hertling hätte sich große Mühe dabei gegeben und ebenso ‚ce très cher Cardinal Kopp'. Das sei ein Mann, auf den könnten Wir Uns beide verlassen, weil er offen und wahr sei und einem immer die Dinge vortrage, wie sie wirklich lägen. Er freue sich immer, ihn zu sehen, und Ich könnte ihm ruhig vertrauen, er sei ein treuer Untertan. Ich: Der Kardinal erfreute sich Meiner höchsten Wertschätzung, er trage stets dazu bei, schwierige Punkte auszugleichen und Gegensätze zu überbrücken. Ich hielte große Stücke auf ihn. Ich würde wohl bald Gelegenheit haben, ihn zu sehen. Das Metzer Domtor, von dessen Neuaufbau Seine Heiligkeit gehört haben werde, werde in solenner Weise nach Meiner Rückkehr enthüllt. Seiner Heiligkeit Einverständnis vorausgesetzt, würden der Kardinal Kopp und der Erzbischof von Köln als Testes solemnes zu der Feier geladen werden, welche der vortreffliche Bischof Benzler in Person leiten würde. Er: Er habe davon gehört, freue sich sehr auf die Photographie und daß der Bischof Benzler in Metz so gut eingeschlagen sei. Ich: Ich danke herzlich für diesen Mann, den Seine Heiligkeit ernannt habe, der der Mann an der richtigen Stelle sei, sich großer Popularität erfreue und das Ansehen des Bischofsstuhls wesentlich gehoben habe, da sich eine lange Vakanz für den Sprengel nachteilig zu erweisen begonnen habe und Ich im Interesse Meiner katholischen Untertanen solche Vakanzen vom religiösen Standpunkt aus für bedauerlich hielte, da die religiösen Bedürfnisse der Gemeinden darunter litten. Er: Auch hieraus ersehe er Meine stete Sorge um die Erhaltung der Religiosität im Volk. Ich: Als besondere Ehre für die Diözese Metz schlüge Ich Seiner Heiligkeit vor, ob er nicht bei der Feier durch den Kardinal Kopp

sich persönlich vertreten lassen wolle. Es würde nicht nur Metz, sondern dem ganzen Reichslande zur Auszeichnung gereichen. Er: Er sei außerordentlich geschmeichelt, halte das für eine vorzügliche Idee und werde das Breve sofort ausfertigen lassen. Er bitte um das Datum der Einweihung. Ich: Ich dankte herzlich für die große Freude, die Seine Heiligkeit Meinen katholischen Untertanen in Elsaß-Lothringen bereiten würde. Er: Vor allem läge ihm daran, Mir mitzuteilen, welchen unauslöschlichen Eindruck Meine Rede in Aix la Chapelle ihm gemacht habe; sie hätte ihm eine ungeheure Freude bereitet. In der Zeit, wo die meisten Souveräne Europas schwach, furchtsam oder religiös gleichgültig seien, habe es seinem Herzen besonders wohlgetan, daß der Deutsche Kaiser sich, sein Haus und das ganze große Kaiserreich unter das Kreuz gestellt habe, unbekümmert darum, was die moderne Welt in ihrer Kreuzesscheu dazu sagen werde. Das sei die Art und Weise, wie der Monarch eines großen Landes sprechen müsse, und das seien Grundsätze, welche er allen Meinen Kollegen nur empfehlen könne. Er wolle noch hinzufügen, nicht um Mir Schmeicheleien zu sagen, es gäbe nur einen Souverän, der ebenso gedacht und gehandelt habe, und das sei Karl der Große. Das sei der große Herrscher, der gleichsam im Auftrage Gottes die ganze damals zivilisierte Welt unter das Kreuz gebeugt habe und dem die Mission dazu vom damaligen Papst Leo III. erteilt worden sei. Nun bei dem Überdenken Meiner Rede sei ihm ein Traum erschienen, das sei der, daß der jetzige Deutsche Kaiser gleichsam von ihm, Papst Leo XIII., die Mission erhielte, den sozialistischen und atheistischen Ideen entgegen Europa wieder zum Christentum zurückzubringen. Er wisse sehr wohl, daß Europa in Nationen und Länder gegliedert sei und politisch nicht unter einem Zepter vereinigt werden könne, aber in geistiger Beziehung könne der Kaiser des Deutschen Reiches durch Beispiel, durch Einfluß und Ermahnung wohl dahin wirken, daß diese Länder sich wieder dem Christentum und der Kirche zuneigten. Ich: Mit Freuden würde ich die Mission, die Mir der Papst gewissermaßen in Aussicht stelle, übernehmen und mit ungeschwächten Kräften durch Wort und Tat dahin wirken, daß allmählich unter Fürsten und Völkern sich die Überzeugung Bahn brechen müsse, daß alle Macht, alle Entwicklung und alle Herrlichkeit nichts nütze, wenn sie nicht fuße auf der Person des Heilands und dem Kreuze. Daß ein dreiundneunzigjähriger Papst einem so jungen Herrscher, wie Ich es sei, solch erhebende Worte zugerufen habe, werde Mich für Mein ganzes Leben mit Stolz erfüllen, und Ich hoffe, daß er einmal nicht nur keinen ungelehrigen Schüler an Mir finden werde, sondern auch, daß ihm Gott Leben und Gesundheit schenken möge, um Mich in Meinen Anstrengungen zu unterstützen und die Erfolge des Zusammenwirkens von Kaiser und Papst zu erleben. Er: Das Böse mache sich in der Welt sehr breit;

leider geschehen noch viele Attentate, wie zum Beispiel beim König Humbert (‚Il a été tué, cruellement tué!'). Aber auch in geistiger Beziehung sei mit dem Bösen zu kämpfen, und man müsse die Religion dagegen verteidigen und stärken. Er wisse, daß Ich Mich mit religiösen Fragen viel beschäftige, zumal was die Bibelforschung betreffe, es werde Mich interessieren zu erfahren, daß er eine Kommission habe zusammentreten lassen zur Neuerforschung der Bibel. Die Bibliothek und alle Archive seien ihr geöffnet und zum Beweis dessen, wie hoch er deutschen Forschungsgeist und deutsche Wissenschaft schätze, erwähnte er, daß elf Deutsche mit in die Kommission hineinberufen seien. Er habe überhaupt in den letzten Tagen viel mit Deutschen zu tun gehabt. Er habe mehrere Pilgerzüge von Deutschen, darunter 2000 aus Köln allein, zu empfangen die Freude gehabt, habe sich gefreut über ihre gläubige und andächtige Haltung. Eine Anzahl deutsche Bischöfe seien anwesend, denen er befohlen habe, sich Mir vorzustellen, kurzum, er sei von Deutschen umgeben und sei in der letzten Zeit beinahe ein halber Deutscher geworden (‚Je suis devenu presque un demi Allemand'). Ich: Ich freute Mich, daß die Frömmigkeit Meiner Untertanen und Landsleute ihm angenehm aufgefallen sei, und könnte ihm versichern, daß gewiß die deutschen Katholiken die religiösesten und in deutscher Treue ihm ergebensten Söhne der Kirche seien. Er: Nicht nur mit Karl dem Großen wolle Er Mich vergleichen, sondern Ich schiene ihm auch den Bahnen Meines großen Ahnen Friedrich II. zu folgen. Als er jünger gewesen, habe er eifrig des Königs Leben studiert und eine große Bewunderung für den Flug seines Geistes sowie für die Größe seiner Auffassungen religiösen Gemeinschaften gegenüber gehegt; er habe stets gut für die Interessen seiner katholischen Untertanen gesorgt, denn als er Schlesien erobert habe, habe man dort große Sorge gehabt, es werde den Katholiken schlecht gehen. Aber nichts von alledem. Der König habe in großherziger Weise den Katholiken die Ausübung ihrer Religion gewährleistet und für ihr Wohl Sorge getragen, und was dieser große Mann getan habe, das tue auch Ich, und daher wolle er Mich auch mit Friedrich dem Großen vergleichen. Er müsse allerdings zugeben, daß König Friedrich II. persönlich in puncto religionis nicht gerade überwältigend gläubig gewesen sei (‚Il était peu croyant'). Um so höher müsse man es einschätzen, daß der König trotzdem so viel für die Erhaltung der Religion und dabei auch für die katholische Kirche getan; er hoffe, Ich würde auch in dieser Hinsicht diesem guten Beispiel folgen. Ich: Seine Heiligkeit verwöhnten Mich, und vor all dem Lob müsse Ich verlegen werden; Ich würde jedenfalls seinem guten Rate folgen. Wenn Ich noch einmal auf seinen Vergleich mit Karl dem Großen und seiner Mission zurückkommen dürfe, so gestattete Ich Mir die Bemerkung, daß das große Weltimperium des Römischen Reiches, das auf Leos III. Geheiß

der Kaiser gewissermaßen als Erbe der römischen Cäsaren zu begründen unternommen habe, nach Meiner Überzeugung nunmehr in der Person des vor Mir sitzenden Pontifex verkörpert und fortgesetzt sei, allein in noch viel großartigerer Weise in geistlicher Beziehung. Ich sähe in dem Papst das Haupt des großen christlichen Weltimperiums, welches die Fortsetzung des alten Römischen Imperiums sei. In allen Weltteilen huldigten Millionen ihm als ihrem Oberhaupt. Daher sei er, Leo XIII., der Imperator Imperii Romani und als Erbe der römischen Cäsaren anzusehen. Der Papst richtete sich in seinem Stuhle hoch auf, sah Mich eine Weile mit erstaunten Blicken an, und nach einer kleinen Pause fügte er mit dankbar leuchtenden Augen hinzu: ‚Eh bien, ce n'est pas mal cela, et, peut-être, Vous avez raison.' Wilhelm I. R."

So weit das kaiserliche Diktat über diese denk- und merkwürdige Unterredung zwischen dem Oberhaupt des Deutschen Reiches und dem Pontifex Maximus. Als Nachschrift hatte der Kaiser eigenhändig hinzugefügt: „Der Papst hat Seine Majestät auch gefragt, wie es mit dem Ausbau der Flotte stünde, und wie sehr er hoffte, daß Er eine starke und mächtige Flotte zum Schutze des Friedens und der deutschen kulturellen Interessen bekommen werde."

Audienz für das Gefolge

Als Erinnerung an den Besuch des Kaisers übersandte mir Leo XIII. die fünfundzwanzig aus der für ihre hohe Kunstfertigkeit altberühmten päpstlichen Münze hervorgegangenen goldenen Medaillen, die vom ersten Jahre seines Pontifikats bis zum Jubiläumsjahr geprägt worden waren und deren jede der Tradition der Kurie gemäß einen besonders denkwürdigen kirchlichen oder politischen Akt des Papstes verewigte. Eine künstlerisch sehr wertvolle und mir teure Gabe. Die Huld des Papstes erstreckte sich auch auf die Dienerschaft des Kaisers und sein Gefolge, ein schöner Beweis für die humane Gesinnung des Pontifex. Die Unterbeamten der drei kaiserlichen Kabinette, der Leibdienst Seiner Majestät, die Leibgendarmen, die Kanzleidiener und persönlichen Diener, im ganzen etwa sechzig Personen, wurden von Seiner Heiligkeit in besonderer Audienz empfangen. Leo XIII., der die Eintretenden unter einem roten Baldachin erwartete, frug, ob einer der Erschienenen Italienisch verstünde. Alles verstummte, nur mein italienischer langjähriger Kammerdiener Augusto trat mit italienischer Desinvoltura vor, erklärte, daß er in Valmontone in den Sabinerbergen geboren sei und als Dolmetscher dienen wolle. Der Papst frug leise, ob die zur Audienz Erschienenen Katholiken oder Protestanten wären. Augusto entgegnete: „Santo Padre, sono tutti heretici, ma non sono cattivi, anzi bravissima gente." Der Papst reichte darauf allen Anwesenden die Hand. Sein besonderes Interesse erregten zwei Unteroffiziere der Gardeducorps, die ihn durch ihre echt deutsche Erscheinung und

ihre prächtige Uniform zu dem Ausruf veranlaßten: „Questi sono davvero Germani!“ Zum Schlusse hielt der Heilige Vater in französischer Sprache folgende Ansprache: „Ihr dient dem Deutschen Kaiser, der mir durch seinen Besuch eine große Freude bereitet hat. Stolz könnt ihr darauf sein, einem solchen Kaiser zu dienen, und ich ermahne euch, ihm immer treu zu sein. In dieser Voraussetzung gebe ich euch meinen Segen, euch und eurer Familie.“ Als der kaiserliche Zug am 5. Mai Rom verließ, war gerade ein langer Zug mit deutschen Pilgern eingetroffen. Sie begrüßten den Kaiser mit unbeschreiblicher Begeisterung unter dem Gesang der Nationalhymne und der „Wacht am Rhein“. Es war ein erhebender Augenblick.

Eulenburg über die Nordlandreise 1903

Philipp Eulenburg, der auch nach seinem Rücktritt nach wie vor die Nordlandfahrten des Kaisers mitmachte, berichtete mir in gewohnter Weise von dort und aus Rominten über Stimmungen und Taten Seiner Majestät. Anfang August 1903 schrieb er mir aus Odda am Hardangerfjord, von wo genau elf Jahre später Wilhelm II. zum Weltkrieg zurückkehren sollte: „Du wirst S. M. in keiner Weise verändert finden, in lebhafter, freudiger Stimmung, Dich wiederzusehen und Dir seine politischen Sorgen anvertrauend. Wohl um einige Nuancen abgeschwächter, als sie hier zutage treten. Er hat eine Mischung von Respekt und Angst vor Dir. Weil er das bisweilen klarere, bisweilen unklarere Bewußtsein hat, ohne Dich nicht weiterzukommen!... Ich halte keineswegs eine gesundheitliche Krise für nahe bevorstehend. Sie könnte nur bald eintreten, wenn schwierige oder sehr ernste politische Ereignisse auf die überspannten Nerven des Kaisers einstürmen würden. Auch würde die Krisis keineswegs — was so viele befürchten oder erhoffen — in der Form einer geistigen Störung erfolgen, sie würde in der Form eines Zusammenbruchs der Nerven eintreten. Die Natur des Kaisers wird bei einem totalen Zusammenbruch in furchtbare Konvulsionen verfallen, deren Wirkung auf die Regierungsgeschäfte und im Verkehr mit den höchsten Beamten des Reichs jetzt nicht zu überblicken ist. Die Krisis wird den Charakter von Anormalität tragen, ohne es zu sein, und durch die Unklarheit die verantwortlichen Organe in furchtbare Schwierigkeiten verwickeln. Wenn S. M. nicht aus eigenem Entschluß oder durch den Zwang der Ärzte zu zeitweiliger ernster wirklicher körperlicher und geistiger Ruhe gezwungen wird, so könnte er vielleicht schon einem geringen Anprall unterliegen. Leuthold ist nicht der Mann, der diesen Kampf für Ruhe durchfechten wird, er ist weich und ängstlich und S. M. zu sehr an ihn gewöhnt.“

Eulenburg erzählte mir dann weiter, daß es auf der „Hohenzollern“ äußerlich zuginge wie „in dem frivolsten Leutnantskasino“. Diejenigen, die gezwungen wären, dienstliche Dinge zu berühren, Moltke, Scholl, Usedom, Tschirschky, Lyncker, wären „völlig fertig“. Vor einigen Tagen

wäre eine von dem Historiker Oncken verfaßte Schrift: „Die Flucht des Prinzen von Preußen nach England 1848", abends vorgelesen worden, was bei dem Kaiser einen Ausbruch „pathologischer Heftigkeit" hervorgerufen hätte. Er habe die kommende Revolution und ihre Niederwerfung geschildert. Er habe Rache!! zu nehmen für 1848. „Dann ging es weiter, lauter Widersprüche, totale Unklarheit, unglaubliche Ausdrücke: ‚Jeder Mensch ist ein Schweinehund! Nur durch ganz bestimmte Befehle wird er gehalten und dirigiert'." Da gerade von Generalen von 1848 die Rede war, hätte sich diese Bemerkung also in erster Linie auf Generale im allgemeinen bezogen. Der Kaiser wäre dann stundenlang allein mit verstörtem Ausdruck umhergegangen. Dann hätte er, Eulenburg, sich ihm angeschlossen, ihm von allerhand harmlosen Dingen gesprochen, um ihn zu beruhigen. „Aber er hörte mir ganz zerstreut zu. Dann fing er plötzlich an — ja, ich will es einfach sagen, wie es war — furchtbar zu lügen. Es handelte sich um alte Privatdinge, die ihn betrafen. Er mußte wissen, daß ich genau orientiert war, schien es aber vergessen zu haben. Ich hörte völlig schweigend zu. Aber immer wollte kein Schluß kommen. Er machte mir — blaß, heftig perorierend, unruhig um sich blickend und Lüge auf Lüge häufend — einen so schrecklichen Eindruck! Nicht gesund — ist wohl die geringste Form eines Urteils. Kessel erzählte mir, daß schon während der kurzen Zeit seines Kommandos als Kommandierender General in Berlin S. M. zweimal bei völlig geringfügigen Anlässen in offenen Telegrammen auf das Volk zu schießen befohlen habe. Kessel sagt, ihm sei die Diskretion des Telegraphenpersonals geradezu bewundernswert erschienen. Da er nicht den Befehlen gefolgt habe, erwartete er irgendeine ‚Äußerung' — aber es sei gar nichts darauf erfolgt."

Eulenburg schrieb weiter, der Kaiser stünde unter dem ihn erregenden Eindruck seines völlig vergeblichen Liebeswerbens in England und in Rußland. Er habe auch das unbestimmte Gefühl, nicht mehr die welterstaunenden Coups wagen zu können, nach denen seine große Eitelkeit verlange. Dazu komme das völlig sinnlos ungesunde Leben, das während der Nordlandreise „an Bord dieses schwimmenden Schauspielhauses" geführt werde. Aus Rominten klagte Eulenburg in gewohnter Weise über die Kaiserin: „Ihre Liebe für S. M. ist wie die Leidenschaft einer Köchin zu ihrem Schatz, der im Begriff steht, abzubauen. Diese Art, sich zu oktroyieren, ist nun allerdings nicht das Mittel, um sich fester zu setzen." Mit seinem feinen Verstand fühlte Eulenburg schon damals durch, daß zwischen dem Kaiser und seinem von ihm sehr verschiedenen ältesten Sohn sich gewisse Gegensätze herausbildeten. Der Kaiser habe dem Kronprinzen einen sehr energischen Adjutanten beigegeben, da Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit eine gewisse Tendenz zeige, sich in moderner Richtung

und Nonchalance zu bewegen, und das müsse ausgetrieben werden. „Es sind seltsame Gegensätze, die sich da in ihrem Entstehen zeigen. Einerseits will der Kaiser den Kronprinzen zu einem modernen Herrscher machen, andererseits die althergebrachte Sitte gewahrt wissen. Das moderne Menschentum äußert sich aber ebenso in künstlerischer und Moderichtung wie in der Unterstützung der großen Welthandels- und Verkehrsbewegung. Eine Mischung aus Feudalempfindungen und kaufmännischen Passionen wird der Kronprinz niemals werden."

XXXIX. KAPITEL

Tod Leos XIII. (20. VII. 1903) • Geheimer Bericht des Kardinals Kopp über das Konklave • Herbstmanöver • Reise nach Wien, Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin • Wilhelm II. macht nach einigem Widerstreben der Fürstin von Hohenberg einen Besuch • Bülows Unterredung mit Goluchowski • Audienz bei Kaiser Franz Josef • Der italienische Botschafter Graf Nigra • Kaiser Nikolaus in Hessen, Wilhelm II. in Wolfsgarten (4. XI. 1903) • Die Möglichkeit eines russisch-japanischen Zusammenstoßes rückt näher • Unterredungen mit Graf Lambsdorff und Kaiser Nikolaus • Gespräche der beiden Kaiser • Stimmlippenoperation Wilhelms II., seine mutige Haltung

Papstwahl

Im Laufe des Sommers übersandte Leo XIII. meiner Frau durch den Kardinal Kopp mit dem apostolischen Segen ein schönes Medaillon mit seinem Bild und ließ ihr dabei sagen, er wolle, daß sie nach seinem, wohl nicht in allzu ferner Zeit zu erwartenden Tode ein Andenken an ihn hätte. Am 20. Juli starb dieser große Papst, der nicht mit Unrecht neben Innozenz III. im Lateran, omnium ecclesiarum urbis et orbis mater et caput, beigesetzt ist. Über die Wahl seines Nachfolgers sind mancherlei Legenden verbreitet worden. Es ist absolut falsch, daß ich auf das österreichische Veto gegen Rampolla hingewirkt hätte. Ich hatte vielmehr dem Kardinal Kopp bei unserer letzten Begegnung vor der neuen Papstwahl ausdrücklich gesagt, daß wir uns möglichst neutral zu halten hätten. Ich persönlich hätte sehr gute Beziehungen zu Rampolla und glaube, daß wir mit ihm auskommen würden. Außerdem ginge nach einem bekannten italienischen Sprichwort mancher schwarz in das Konklave, der weiß herauskomme; manchmal gehe es auch umgekehrt.

Über den Verlauf des Konklaves richtete Kardinal Kopp noch am Tage der Wahl, am 4. August 1903, an mich einen eingehenden Brief, den ich seines bleibenden Interesses halber wörtlich wiedergebe:

„Nach dem Ableben Leos XIII. erging an die beiden deutschen Kardinäle von der päpstlichen Nunziatur in München die Einladung, sich möglichst rasch nach Rom zu begeben. Auch die anderen auswärtigen Kardinäle erhielten diese Einladung und trafen meist so zeitig ein, daß sie an einigen der zehn General-Kongregationen, die vom Todestage des Papstes an täglich zur Erledigung dringender Angelegenheiten stattfinden, noch teilnehmen konnten. Von besonderer Wichtigkeit unter den vorhandenen Gegen-

ständen war die Frage, an welchem Orte der neue Papst sich dem Volke zum erstenmal zeigen solle, um es zu segnen. Bekanntlich geschah dies vor 1870 von der nach dem Petersplatze führenden äußeren Loggia aus. Leo XIII. aber erteilte auf den Rat einiger Kardinäle den Segen von der inneren, nach der St.-Peterskirche führenden Loggia, um damit sofort seine Stellungnahme zu der neuen politischen Ordnung in Rom zu kennzeichnen. Es erschien nun den Kardinälen jetzt nicht rätlich, daß der Nachfolger Leos XIII. von dieser Handlungsweise abweiche, um nicht unerfüllbare Hoffnungen auf der einen und Argwohn auf der anderen Seite zu erregen.

Inzwischen hatten die italienischen Kardinäle Zeit, sich über die Wahl eines Nachfolgers Leos XIII. zu verständigen. Es hatten sich verschiedene Gruppen gebildet, deren stärkste den Kardinal Rampolla begünstigte. Andere Kandidaten waren Serafino Vannutelli, di Pietro und Gotti. Den fremden Kardinälen blieb nichts übrig, als auch ihrerseits den Versuch zu machen, Gruppen zu bilden und sie möglichst zu verstärken. Es schlossen sich demnach die österreichischen und deutschen Kardinäle zusammen (fünf und zwei) und versuchten, auf die andern auswärtigen Kardinäle Einfluß zu gewinnen. Es gelang dieses bei dem nordamerikanischen Kardinal Gibbons, der zwar nicht förmlich der Gruppe beitrat, aber mit ihr stimmte; anfangs schien sich auch der Kardinal Goossens, Erzbischof von Mecheln, der österreichisch-deutschen Gruppe nähern zu wollen, scheint aber später den Franzosen nähergetreten zu sein. Mit den französischen Kardinälen Fühlung zu nehmen, gelang nicht; ihr Führer war Kardinal Langénieux; ihr eigentlicher Leiter aber war der französische Kardinal der Kurie Matthieu. Sie hatten von Delcassé die Weisung erhalten, geschlossen für Rampolla und, wenn dessen Kandidatur aussichtslos sei, für Serafino Vannutelli zu stimmen. Die spanischen Kardinäle hatten von ihrer Regierung die Weisung erhalten, sich an die österreichischen Kardinäle anzuschließen; der Wechsel des Ministeriums in Madrid brachte sie aber ins Schwanken, und unter Führung des spanischen Kardinals Vives y Tuto schlossen sich alle fünf den Franzosen an. Von dem portugiesischen Kardinal Netto wie von dem irischen Logue trat eine Stellungnahme nicht zutage.

Mit diesen Gruppierungen wurde das Konklave am Abend des 31. Juli eröffnet. Die österreichisch-deutschen Kardinäle hatten anfangs beschlossen, für den Kardinal Serafino Vannutelli zu stimmen, da von dem österreichisch-ungarischen Botschafter bzw. dem Träger der kaiserlichen Exklusive, Kardinal Puscyna, mitgeteilt worden war, sowohl die Kandidatur des Kardinals Rampolla als auch des Kardinals Gotti sei unangenehm, da sich beide den österreichischen Interessen feindlich bewiesen hätten und Kardinal Gotti noch jüngst in einer albanischen Angelegenheit sich entweder übelwollend oder unfähig gezeigt habe. Allein bei der letzten

Beratung der österreichisch-deutschen Bischöfe vor dem Konklave wurden gegen den Kardinal Serafino Vannutelli auch vom Kardinal Fischer (Köln) so viele Bedenken geltend gemacht, daß die Mehrzahl der Kandidatur Gotti trotzdem zustimmte. Bei den Erörterungen über die Kandidatur Rampolla wurden leider ungerechte und maßlose Anklagen und Urteile über die kirchliche Verwaltung und die Politik Leos XIII. vorgebracht, die zwar ernstlich zurückgewiesen wurden, aber doch das Andenken an den großen Papst trübten. Das erste Skrutinium fand am 1. August vormittags 10 Uhr statt. Stimmen erhielten Rampolla 24, Gotti 17, Sarto 5, Ser. Vannutelli 4, di Pietro 2, Oreglia 2, Agliardi und die übrigen je 1. Im zweiten Skrutinium, nachmittags 5 Uhr, erhielten Rampolla 29, Gotti 16, Sarto 10 Stimmen, die übrigen zersplitterten sich. Nach dieser Abstimmung kam der Kardinal Agliardi zu dem Unterzeichneten und bezeichnete die Lage als sehr ernst. Unter anderem machte er geltend, daß Rampolla die Tiara festhalte, obwohl er wohl wisse, daß er nur ein Papst von Loubets und Combes' Gnaden sein werde. Zudem sei er ein Todfeind Österreichs und durchaus kein aufrichtiger Freund Deutschlands, das er wohl fürchte, aber nicht weniger hasse. Gotti sei ebenfalls nicht empfehlenswert und durch das Bankhaus Pacelli kompromittiert. Er empfehle die Kandidatur Sartos, der in jeder Beziehung Vertrauen verdiene. Ich teilte dieses sofort dem Kardinal Fischer mit, und wir traten dann mit den österreichischen Kardinälen zusammen, um die Lage der Dinge zu erörtern. Nach längerer Erwägung kamen wir zu dem Entschluß, die Kandidatur Gottis als aussichtslos fallenzulassen und Sarto unsere Stimmen zu geben; nur der Kardinal Vaszari schloß sich aus, der überhaupt durch seine Sonderbarkeiten sich auffällig machte. Außerdem wurde dem Kardinal Puscyna anheimgegeben, mit seinem Auftrage, die Exklusive gegen Rampolla einzureichen, nunmehr vorzugehen. Puscyna war an diesem Abend noch zweifelhaft. Indes hatte der österreichische Botschafter beim Heiligen Stuhl auf meinen Rat bereits vor dem Beginn des Konklaves Oreglia mitgeteilt, daß er einen Auftrag seines kaiserlichen Herrn an das Konklave habe und deshalb um eine Audienz bitte. Da er aber keine Audienz mehr erhalten würde, riet ich ihm zugleich, dem Camerlengo schriftlich mitzuteilen, Kardinal Puscyna habe vom Kaiser Franz Josef den Auftrag erhalten, die Exklusive gegen den Kardinal Rampolla einzulegen. Oreglia hatte jedoch bis dahin dem Kardinal-Kollegium hiervon keine Mitteilung gemacht. Am Morgen des 2. August benachrichtigte mich Kardinal Puscyna, er habe seinen Auftrag schriftlich dem Kardinal Oreglia überreicht, dieser weigere sich aber, dem Heiligen Kollegium davon Kenntnis zu geben. Als wir uns nun zum dritten Skrutinium am Morgen des 2. August in der Sixtinischen Kapelle versammelten, kam Kardinal Puscyna zu mir und fragte leise: ‚Was sollen wir tun, und was ich?'

Ich antwortete ihm: ‚Sarto; Sie sofort vorgehen.‘ — Aufsehen erregte dieser Vorgang nicht. Nach Eröffnung der Sitzung erbat sich nun der Kardinal Puscyna vom Camerlengo sofort das Wort und teilte dem Kardinal-Kollegium mit, was er dem Camerlengo zugestellt habe. Dieser konnte nun nicht mehr umhin, von der Exklusive des Kardinals Rampolla durch die Krone Österreich dem Heiligen Kollegium Mitteilung zu machen, und ließ das Puscynasche Schreiben vorlesen. Ich erhielt den Eindruck, als ob diese Mitteilung unter den Kardinälen eine weit geringere Bewegung hervorrief, als ich befürchtet hatte. Denn es war Gefahr vorhanden, daß nun noch ein größerer Teil der Kardinäle bei ihrer Abneigung gegen fremde Einmischungen in die Papstwahl für Rampolla und seine Wahl Partei nehmen würden. Allein es erhob sich niemand, um gegen die österreichische Exklusive Einspruch zu erheben als Rampolla selbst, der in leidenschaftlicher Erregung gegen dieses Vorgehen als einen neuen Ictus contra libertatem Ecclesiae protestierte. Eindruck machte er damit nicht; denn er behielt im dritten Skrutinium 29 Stimmen, während Sarto 20 erhielt und Gotti auf 9 herabging. Auch im vierten Skrutinium, am 2. August nachmittags, erhielt Rampolla nur noch eine Stimme mehr, nämlich 30, während Sarto 24 und Gotti 3 erhielten. Im fünften Skrutinium, am 3. August vormittags 10 Uhr, erhielt Rampolla nur noch 24 Stimmen, während Sarto bereits 27 und Gotti wieder 6 erhielten. Im sechsten Skrutinium am Nachmittag stieg Sarto auf 35 Stimmen, während Rampolla auf 16 fiel und Gotti 7 erhielt.

Inzwischen war Sarto aufgetreten und hatte inständigst und bewegt gebeten, von ihm abzusehen; alle waren von seiner Angst und Demut gerührt, Notiz nahm niemand von seiner Weigerung. Ja, seine Freunde drangen heftig auf ihn ein, seine Weigerung zurückzunehmen. Im siebenten Skrutinium fiel dann die Entscheidung (4. August vormittags 10 Uhr). Es erhielten Sarto 50 Stimmen, Rampolla 10, Gotti 2 Stimmen. Somit war Sarto gewählt. Auf die Frage des Camerlengo, ob er die Wahl annehme, antwortete er mit bebender Stimme, daß er sich in den Willen Gottes fügen müsse, wenn der Kelch an ihm nicht vorbeigehen könne. Er nahm dann den Namen Pius X. an. Äußerlich macht der neue Papst keinen besonders hervorragenden Eindruck, er ist bescheiden und demütig, liebenswürdig und gütig; er gilt aber allgemein als ein eifriger Bischof, der seine Diözesen Mantua und dann Venedig musterhaft verwaltet hat. Unter österreichischer Herrschaft 1834 in der Nähe von Treviso geboren, bewahrt er noch Anhänglichkeit an Österreich und einige Erinnerungen an die deutsche Sprache. Mit der italienischen Regierung hat er gute Beziehungen unterhalten. Die Königin-Witwe Margarete verehrt ihn sehr. Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser ist er einmal in Venedig vorgestellt worden. Den ersten Papstsegen erteilte er aus den eben angegebenen Gründen von der inneren Loggia.

Bemerken muß ich noch, daß ich dem Kardinal Rampolla seit sieben Jahren wiederholt und noch in diesem Winter bei Verhandlungen der Samasseaschen Angelegenheit vorausgesagt habe, was ihm von Österreich drohe. Noch am Tage meiner Ankunft, am 23. Juli, habe ich ihm sein Schicksal deutlich auseinandergesetzt; er meinte, er suche nichts als vollständige Ruhe. Allein er hoffte anscheinend seine Wahl und hielt sie für so sicher, daß er meinen Worten keinen Glauben schenkte. An der Agitation gegen ihn habe ich nicht teilgenommen. G. Kard. Kopp."

Wilhelm II. bei den Herbstmanövern

Über die Herbstmanöver von 1903 gelangten namentlich aus höheren militärischen Kreisen viele Klagen und ernste Kritik an mich. Der Kaiser hatte sich seit den ersten Jahren seiner Regierung das Amt des obersten Schiedsrichters bei den großen Manövern vorbehalten. Es ist nur gerecht, anzuerkennen, daß ihm diese Aufgabe besonders lag. König Albert von Sachsen äußerte mir gegenüber, er kenne wenig Generale, die im Manöver so gut zu kritisieren wüßten wie Wilhelm II. In dieser Beziehung kämen ihm ganz besondere Gaben zustatten: seine rasche Auffassung, seine hohe Fähigkeit der Assimilation, sein nie versagender Redefluß. „Wenn er, begleitet von einem oder zwei tüchtigen Generalstäblern, die ihm das Nötige soufflieren, einem Manöver beigewohnt hat, so hält er Ihnen nachher eine Kritik, daß alle Augen und Ohren aufreißen." Lächelnd fügte der König hinzu: „Dabei kann er nicht drei Mann über den Rinnstein führen." Der König gab hierbei der Besorgnis Ausdruck, die er mit sehr vielen teilte, daß der Kaiser im Falle eines Kriegs die oberste Heeresleitung an sich reißen würde, eine Aufgabe, der er in keiner Weise gewachsen wäre. Ich konnte den König Albert in dieser Hinsicht vollständig beruhigen. Ich war immer der Überzeugung, daß im Ernstfall der Kaiser eine solche Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen würde, und die Ereignisse haben mir recht gegeben. Im Manöver war es anders. Der Kaiser wollte nicht nur kritisieren, er wollte auch selbst führen. Als Führer aber wollte er immer siegen. Das führte zu großen Unzuträglichkeiten, bisweilen zu fast komischen Szenen. Ich entsinne mich eines Manövers, wo der Kaiser die blaue Armee führte. Als am Vorabend der erwarteten Manöverschlacht im Hauptquartier der roten Armee die Dispositionen für den nächsten Tag ausgegeben wurden, erblickte der Chef des Generalstabs der Roten im Hintergrunde der Versammlung einen königlichen Flügeladjutanten. Gefragt, was er dort wolle, erwiderte der Gute: „Allerhöchster Befehl!" Es war klar, daß der Kaiser, auf diese Art über Pläne und Absichten des Gegners vorher orientiert, immer Sieger blieb. Eine andere Liebhaberei Seiner Majestät waren riesige Kavallerieattacken, wie sie im Kriegsfall nie möglich gewesen wären gegenüber dem vernichtenden Feuer der feindlichen Maschinengewehre und Artillerie. Diese Attacken wurden für Seine Majestät sorgsam vorbereitet.

Das Terrain wurde monatelang vorher ausgesucht und instand gesetzt. Die königlichen Leibpferde wurden auf diesem Terrain eingeritten. Nach menschlicher Voraussicht mußte dann die Sache klappen. Für 1903 hatte der Kaiser bei dem Manöver des 4. Armeekorps die Glanzattacke auf jenes historische Schlachtfeld verlegt, wo General von Seydlitz, „Herr Seydlitz auf dem Falben", wie ihn in einem prächtigen Gedicht Theodor Fontane nennt, mit dem Rufe „Vorwärts!" und indem er vor der Front seiner Kavallerie seine Tabakspfeife hoch in die Luft schleuderte, das Zeichen zu einem der glänzendsten Reiterangriffe der Geschichte und einem der schönsten preußischen Siege gab. Von diesem Schlachtfelde aus telegraphierte mir der Kaiser am 9. September 1903 über seine Attacke: „Die Attacke endigte bei Roßbach. Ich hatte 60 Schwadronen hinter mir, während Seydlitz seinen Erfolg mit nur 35 Schwadronen erkämpfte! Ich höre, daß der Eindruck ein sehr tiefer gewesen ist." Die letztere Wendung sollte mich beruhigen. Der Kaiser wußte, daß ich mich grundsätzlich nicht in militärische Angelegenheiten einmischte, aber seine militärischen Spielereien und namentlich den Unfug, der mit den Manövern getrieben wurde, nicht gern sah. Ich verhehlte dies auch dem Chef des Generalstabes nicht, dem genialen Grafen Alfred Schlieffen. Er beurteilte an und für sich die Sache ganz wie ich und wie alle verständigen Leute, stand aber auf dem Standpunkt, daß, wenn ihm der Kaiser im übrigen nur freie Hand lasse, namentlich in artilleristischen Fragen, der „Manöverunsinn" nicht viel zu bedeuten habe. Die Truppe wäre zu sehr in der Hand ihrer Führer und die Führer zu gut ausgebildet, als daß solche falschen Gefechtsbilder großen Schaden anrichten könnten.

Besuch in Wien

An die Manöver schloß sich ein Besuch in Wien. Ich erwartete in Wiener-Neustadt den Kaiser, der bis dahin auf den ungarischen Gütern des Erzherzogs Friedrich geweilt hatte, wo er unter den dort für ihn sorgsam aufgesparten Hirschen ein furchtbares Massaker anrichtete. Erzherzog Friedrich war mit einer Prinzeß Croy vermählt, die aus einem mediatisierten, also an sich ebenbürtigen, aber nicht souveränen Hause stammte. Um so mehr lag ihr daran, daß ihre Töchter große Partien machten. Sie hatte ihr Augenmerk begreiflicherweise in erster Linie auf den präsumtiven Thronerben, den Erzherzog Franz Ferdinand, gerichtet und war nicht wenig erfreut, als dieser häufig zu Besuch in ihrem Hause erschien. Sie war überzeugt, daß diese Besuche ihren hübschen Töchtern gälten. Um so peinlicher war die Überraschung, als sie plötzlich am Handgelenk ihrer Hofdame, der Gräfin Sophie Chotek, ein goldenes Armband mit dem Medaillonbild des Thronfolgers entdeckte. Es folgte eine Szene, die mit der brüsken Entlassung der Hofdame endigte. Es ist allgemein bekannt, daß der Erzherzog, was seinem Herzen zur Ehre gereicht, treu zu dem von ihm geliebten Mädchen

hielt und nach Überwindung großer Schwierigkeiten die Heirat durchsetzte. Seitdem war das Verhältnis zwischen der zur Herzogin von Hohenberg erhobenen Sophie Chotek und der Erzherzogin Friedrich sehr gespannt. Die Erzherzogin hatte den Jagdaufenthalt des Kaisers benutzt, um den so leicht zu beeinflussenden Monarchen gegen morganatische Heiraten im allgemeinen und gegen die Ehe des Erzherzogs Ferdinand im besonderen aufzuhetzen. Der Kaiser empfing mich in Wiener-Neustadt sofort mit den Worten: „Von der Frau von Franz Ferdinand nehme ich natürlich gar keine Notiz." Dann begab er sich mit mir und dem Botschafter Karl Wedel in seinen Salonwagen. Wedel bekämpfte die unfreundlichen Absichten Seiner Majestät mit Bezug auf die Gemahlin des österreichischen Thronfolgers mit verständigen, etwas gründlich und breit vorgebrachten Argumenten, erweckte damit aber nur den immer gereizteren Widerspruch Seiner Majestät. Der Kaiser rief schließlich aus: „Wenn ich hier nachgebe, erlebe ich noch, daß auch meine Söhne Hofdamen oder vielleicht auch Kammerjungfern heiraten." Der letztere Fall ist, Gott sei Dank, nicht eingetreten, wohl aber der erstere, denn der fünfte Sohn des Kaisers, Prinz Oskar, heiratete zehn Jahre später die anmutige Gräfin Ina Bassewitz, die von Seiner Majestät schließlich noch zur Prinzeß von Preußen erhoben wurde und ihren verständigen und trefflichen Gemahl sehr glücklich macht. Freilich gab Wilhelm II. nur ungern seine Zustimmung. Als endlich im königlichen Schloß das Verlobungsfrühstück stattfand, empfing der Kaiser den Vater, den mecklenburgischen Ministerpräsidenten Graf Bassewitz-Levetzow, mit den unmutigen Worten: „Sehr erwünscht ist mir diese Heirat nicht." Mit mecklenburgischem Phlegma erwiderte der Vater trocken und würdig: „Mir erst recht nicht." Damals waren wir aber noch nicht so weit. Da ich wußte, daß der Kaiser mir in Gegenwart eines Dritten nicht nachgeben würde, so forderte ich Wedel leise auf, unter irgendeinem Vorwand das Coupé zu verlassen. Wir fuhren inzwischen an Baden vorbei. Ich sagte dem Kaiser, daß ich der letzte wäre, unser Schicksal ganz und endgültig an Österreich zu knüpfen. Aber aus persönlichen und rein theoretischen Gründen uns den künftigen Kaiser von Österreich zum Feinde zu machen, hätten wir keinen Grund. Während der Kaiser noch heftig protestierte, passierten wir Mödling. „Eure Majestät", sagte ich dringlicher werdend, „sind doch nicht zum Hüter der Ebenbürtigkeit in der ganzen Welt und speziell in Österreich bestellt, sondern Sie haben nur die deutschen Interessen zu wahren. Diese werden durch eine Brüskierung des österreichischen Thronfolgers zweifellos und schwer verletzt." Noch immer widersetzte sich der Kaiser. Der Zug fuhr in die Wiener Bahnhofshalle ein. Wir erblickten aus dem Fenster die grünen österreichischen Federbüsche, wir hörten schon die Klänge des „Heil dir im Siegerkranz", als ich an den Kaiser einen letzten

Appell richtete. „Sie haben jetzt die Wahl, sich den künftigen Kaiser von Österreich für immer zum Freund oder zum Feinde zu machen.“ Der Kaiser warf mir einen halb verdrießlichen, halb lachenden Blick zu. Der Zug hielt. Nachdem Kaiser Wilhelm more solito den alten Kaiser von Österreich umarmt und auf beide Wangen geküßt hatte, ging er mit freundlichster Miene auf den Thronfolger zu und sagte zu ihm: „Wann kann ich die Ehre haben, deiner Frau Gemahlin meinen Kratzfuß zu machen?“ Der Erzherzog wurde rot vor Freude, dann verbeugte er sich und küßte dem Kaiser die Hand. Am Nachmittag erfolgte der kaiserliche Besuch bei der Fürstin, späteren Herzogin von Hohenberg. Der Erzherzog erwartete den Kaiser auf der Schwelle des Hauses und führte ihn zu seiner Gemahlin. Die Entrevue verlief auf das beste und legte den Grund zu einer aufrichtigen Freundschaft zwischen Kaiser und Erzherzog, die bis zur Untat von Serajewo nicht getrübt werden sollte.

Gespräch Bülows mit Goluchowski

Der österreichisch-ungarische Minister des Äußern, mein langjähriger persönlicher Freund Graf Agenor Goluchowski, sprach sich bei unserem Wiedersehen über die innere und äußere Lage der habsburgischen Monarchie mit der Offenheit aus, die unseren Beziehungen entsprach. Solange sich die russische Politik in ruhigen Bahnen hielte, müsse und werde Österreich seine Politik so einrichten, daß die russische Regierung sie mitmachen könne. Er halte an zwei Gesichtspunkten fest: erstens, zu tun, was möglich sei, um Konflikte zwischen der Türkei und den Balkanstaaten zu verhindern, zweitens, wenn solche Konflikte trotzdem ausbrechen sollten, sie zu lokalisieren. Goluchowski fügte hinzu, da letzteres viel schwieriger sei als ersteres, käme es also praktisch vor allem darauf an, beruhigend und dämpfend auf die Türkei wie auf die Balkanstaaten einzuwirken. Das war ein verständiger und von mir geteilter Standpunkt, während leider nach meinem Rücktritt Bethmann unter dem Einfluß von Kiderlen und Wangenheim, bis zu einem gewissen Grade auch des Feldmarschalls Colmar von der Goltz, und unter voller Zustimmung des Kaisers einen Konflikt zwischen Türkei und den Balkanvölkern nicht ungern sah, in der Annahme, daß die Türkei den „Hammeldieben von der unteren Donau“, wie Kiderlen sie zu nennen pflegte, eine vernichtende Niederlage bereiten würde, eine Voraussetzung, die sich bekanntlich nicht erfüllte. Goluchowski lobte Lambsdorff, dessen Vorsicht ihm gefiel. Daß Lambsdorff seit der schlechten Behandlung in Hela für Kaiser Wilhelm nicht mehr besonders schwärmte, erschien dem österreichisch-ungarischen Minister natürlich nicht gerade als ein Unglück für sein Land, wenn er es mir auch nicht sagte. Goluchowski sprach sich mit Entschiedenheit dahin aus, daß Österreich-Ungarn weder eine Teilung der Balkanhalbinsel zwischen sich und Rußland, wie Fürst Bismarck sie oft vorgeschlagen habe, noch die Bildung eines Groß-Serbiens noch eine

Festsetzung der Russen in Konstantinopel zulassen könne. Der Minister stimmte mir zu, als ich ihm sagte, die Dardanellenfrage wäre eine europäische Frage; Österreich habe gar keinen Grund, sich mit besonderem Eifer in dieser Richtung in Gegensatz zu Rußland zu stellen, sondern möge lieber die Westmächte vorgehen lassen. Das verständige Leitmotiv des Grafen Goluchowski war, daß wir den Status quo auf der Balkanhalbinsel so lange als möglich aufrechterhalten und durch eine geschickte Politik die Orientalische Frage langsam und „etappenweise" lösen sollten. Die türkische Herrschaft müsse allmählich durch autonome Staatswesen ersetzt werden, ein möglichst großes Griechenland, ein großes Bulgarien, ein starkes Rumänien, ein schwaches Serbien, ein bescheidenes, weil kleines Montenegro, ein selbständiges Albanien.

Wie alle österreichischen Kavaliere und Militärs sprach Goluchowski sehr gereizt über das Verhältnis zwischen Österreich und Italien, über den italienischen Irredentismus und die italienische Propaganda in Albanien. Ich erwiderte ihm, daß ich bei einem Besuch in Lugano vor Jahren auf dem dortigen Marktplatz einen Obelisk erblickt hätte, der zur Feier der Vereinigung des Kantons mit der Schweiz errichtet worden wäre. Er trüge die Inschrift: „Sempre liberi, sempre Svizzeri!" Wenn ein solcher Obelisk in Triest errichtet werden könnte, gäbe es keinen Irredentismus mehr. Das Ideal des Grafen Goluchowski wäre die Ersetzung des Dreibunds durch ein Dreikaiserbündnis gewesen — eine Gruppierung, der auch Fürst Bismarck vor allen anderen den Vorzug gab, die aber seit der Kündigung unseres Rückversicherungsvertrages mit Rußland außerhalb des Bereiches der praktischen Möglichkeit lag. Merkwürdig erscheint mir in der Erinnerung, daß Goluchowski, der einen großen Teil seines Lebens in Paris verbracht hatte, der mit einer Französin verheiratet war und zahlreiche Verbindungen in Frankreich besaß, mir 1903 eine wirkliche und dauernde Annäherung zwischen Frankreich und England als völlig unmöglich bezeichnete. Zwischen beiden stünden zu viele reale Interessengegensätze und störende Erinnerungen.

Empfang bei Franz Josef

Kaiser Franz Josef, der mich mit gewohnter Huld empfing, sprach gleichfalls mit Sympathie von Lambsdorff, dagegen über Italien noch gereizter als sein Minister. Als vornehmer und galanter alter Grandseigneur lobte er die Königin Elena, die eine schöne und sympathische Frau wäre, fand dagegen ihren Gatten zu ehrgeizig, zu aktiv. Mit König Humbert wären gute Beziehungen leichter aufrechtzuerhalten gewesen. Während Goluchowski seinem Naturell entsprechend die Situation eher optimistisch beurteilte, als Jean qui rit, war der alte Kaiser, obwohl er körperlich wohl aussah, offenbar in gedrückter Stimmung, mehr Jean qui pleure.

Unterredung mit dem italienischen Botschafter

Während die meisten der fremden Vertreter in Wien mir nicht viel zu sagen wußten, setzte mir der bedeutendste unter ihnen, der italienische Botschafter Graf Nigra, in einem langen Gespräch auseinander, daß ein Zusammenstoß zwischen Österreich und Italien auch vom italienischen Standpunkt aus nicht zu wünschen wäre. Die österreichische Politik gegenüber Italien sei oft recht ungeschickt. Es gäbe auch in Österreich eine ganze Anzahl verbissen antiitalienischer Elemente, denen man auf die Finger sehen müsse. Aber vom Standpunkt einer weitsichtigen italienischen Politik wäre das alte und morsche Österreich-Ungarn, das seit neunzig Jahren keinen einzigen Italiener entnationalisiert hätte, für Italien ein bequemerer Nachbar als dieses oder jenes größere slawische Staatswesen, das eine antiitalienische Politik führen und bei einer solchen stets die mehr oder weniger offene Unterstützung von Frankreich finden, auch innerhalb seiner Grenzen die italienische Nationalität bis aufs Messer bekämpfen würde. Graf Constantino Nigra, damals schon 76 Jahre alt, war einer der hervorragendsten Diplomaten, denen ich im Leben begegnet bin. Er verband die Haupteigenschaft, die der Diplomat haben muß, nämlich die durch nichts zu erschütternde Ruhe, mit einem feinen, penetranten Verstand, viel Tastsinn, viel Flair, großer Biegsamkeit und, wo es notwendig war, stählerner Energie. Er hatte in jungen Jahren als Freiwilliger 1849 die Schlacht von Novara mitgemacht. Dann hatte ihn, den kaum dreiunddreißigjährigen Sekretär im italienischen Ministerium des Äußern, der ohne Vermögen, ohne großen Namen und ohne Konnexionen in das Leben eingetreten war, Cavour zum Gesandten in Paris bestimmt, wo er von 1860 bis 1876 wirkte. Er verstand es, sich das volle Vertrauen des Kaisers Napoleon III. zu erwerben, dessen träumerischer Natur der klare und nüchterne Verstand des Piemontesen imponierte. Er gewann das Herz der Kaiserin Eugénie mit seinen scharmanten Formen und seinen anmutigen Gedichten, er dominierte bei dem hitzigen, unüberlegten Prinzen Jérôme Napoléon durch seine eiserne Ruhe. Er hat wesentlich dazu beigetragen, daß Napoleon III. trotz des starken Widerstands, den seine italophile Politik in Frankreich fand, trotz der Angriffe, die fast alle älteren französischen Staatsmänner, Thiers an der Spitze, gegen sie richteten, trotz der klerikalen Richtung und der innerlich antiitalienischen Gesinnung der Kaiserin Eugénie die Einigung Italiens bis auf Rom zuließ, obwohl er ursprünglich gern seinen Vetter, den Prinzen Jérôme, als König von Etrurien nach Florenz und seinen Vetter Murat als König nach Neapel gebracht hätte. Die Berichte des Grafen Nigra aus dieser Zeit scheuen nicht den Vergleich mit den besten Berichten der venezianischen Gesandten und päpstlichen Nunzien. Als das Empire zusammenbrach, geriet Nigra in eine nicht ganz leichte Situation zwischen seinen bonapartistischen Sympathien und Attachen und der gebotenen Rücksicht

auf das neue republikanische Regime. Auch mußte er sich naturgemäß auf die durch die französischen Niederlagen modifizierte internationale Politik seines Landes einstellen. Er zog sich auch aus dieser Schwierigkeit mit Geist und Takt. Als er in jener Zeit einmal nach einer langen Unterredung von dem damaligen Präsidenten der Französischen Republik, Thiers, der Nigra und Italien nicht mochte, Abschied nahm, blieb er mit den Schößen seines Gehrocks an der Tür hängen. Lächelnd bemerkte Thiers, indem er sich bemühte, ihm zu helfen: „Voyez, comme vous êtes attaché à la France." Schlagfertig erwiderte ihm Nigra: „Il vous fallait pour me détacher." In Petersburg wie später in London und endlich in Wien verstand es Nigra überall, unter den verschiedensten Verhältnissen, sich eine große Stellung zu machen. Am meisten vielleicht in der Hauptstadt Österreichs, das er mit den Waffen und mit dem Verstand während vieler Jahre bekämpft hatte. Nigra trat mit 77 Jahren in den Ruhestand und starb achtzigjährig in Rapallo, angesichts des Meers, das Odysseus und Aeneas befuhren, das Homer und Virgil besangen, des blauen Mittelmeers, das er so sehr liebte.

Nikolaus II. in Deutschland

Ich habe schon gelegentlich der Anhänglichkeit gedacht, welche die Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland für Darmstadt und Hessen empfand. Unter ihrem Einfluß suchte Kaiser Nikolaus im Oktober 1903 Hessen auf. Die russischen Majestäten etablierten sich in dem Schlößchen Wolfsgarten bei Darmstadt, wo der über so viele Millionen (anscheinend) treuer Untertanen damals noch selbstherrschende Zar ein idyllisches Dasein führte: vormittags ein kleiner Ausflug nach Frankfurt a. M. oder Mainz, abends Besuch des Darmstädter Hoftheaters, dazwischen Bummeln im Park, allenfalls eine Partie Lawn-Tennis.

Bevor ich mich mit dem Kaiser zur Begrüßung der russischen Majestäten nach Wiesbaden und Darmstadt begab, suchte der japanische Gesandte eine Unterredung mit mir nach, in deren Verlauf er mir keinen Zweifel darüber ließ, daß ein Krieg zwischen Japan und Rußland im Bereich der Möglichkeiten läge. Aus seinen Äußerungen ging die Besorgnis hervor, daß wir durch sekrete Abmachungen verpflichtet wären, Rußland im Falle eines Krieges mit Japan zu Hilfe zu kommen. Ich nahm keinen Anstand, dem Vertreter des Landes der aufgehenden Sonne zu erklären, daß zwischen uns und Rußland weder eine allgemeine noch eine partielle Abmachung bestünde, insbesondere kein auf Ostasien bezügliches Abkommen. Solange Rußland der Verbündete Frankreichs sei, würde es uns nicht unseren Besitzstand garantieren, was der Ausgangspunkt und die unvermeidliche Vorbedingung eines jeden deutschen Bündnisses sein müßte. Wir würden deshalb bei einem russisch-japanischen Kriegsduell weder für den einen noch für den andern Partei nehmen. Hinsichtlich der Behandlung

der gegenwärtigen Streitfragen zwischen Japan und Rußland könne ich den Japanern keinen Rat geben, wegen der mit jedem Rat verbundenen schweren Verantwortung; aber hinsichtlich unserer eigenen, neutralen und loyalen, von allen Verpflichtungen freien Haltung nähme ich keinen Anstand, ihnen reinen Wein einzuschenken. Wir hatten nach meinem Dafürhalten in der Tat keine Veranlassung, den sprungbereiten Japaner in seinem Selbstgefühl und seiner Unternehmungslust zu erschüttern, denn ein Krieg in Ostasien entfernte die immer latente Kriegsgefahr von uns in Europa. Wir hatten ebensowenig Anlaß, die Japaner zu kränken oder mißtrauisch zu machen. Und selbst wenn die Russen, was kaum wahrscheinlich war, von dieser Unterredung Kenntnis erhalten sollten, erschien es mir, wie sehr ich auch von der Nützlichkeit guter Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland durchdrungen war, nur wünschenswert, den zur Überhebung neigenden Herren in St. Petersburg deutlich zu machen, daß ein näheres Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland auf Gegenseitigkeit gegründet sein müsse. Am Schluß unseres Gesprächs sagte ich Herrn Inouyé, daß unser ferneres Verhalten von der Stellung der anderen Mächte zu uns abhängen würde. Diese elastische Bemerkung wahrte uns die Freiheit unserer späteren Entschließungen.

Lambsdorff und der Konflikt mit Japan

Der Kaiser konnte es natürlich kaum erwarten, seinen Freund und Vetter Nicky wiederzusehen. Letzterer erschien denn auch, wiederholt eingeladen, mit seinem Schwager, dem Großherzog von Hessen, für ein paar Stunden in Wiesbaden, wo der Kaiser auf ihn wartete. Die Begegnung war kurz und störte deshalb nicht allzusehr die Bequemlichkeit und Laune des russischen Autokraten. Am 4. November wurde der Besuch vom Kaiser in Wolfsgarten erwidert. Am Nachmittag sollte ich mit dem russischen Minister des Äußern im Schlosse in Darmstadt zusammentreffen. Für den Abend war ein Diner mit dem russischen Kaiserpaar im Schloß Wolfsgarten angesetzt. Bevor ich nach Darmstadt fuhr, erschien der russische Botschafter Graf Osten-Sacken bei mir, um mir nicht ohne Verlegenheit zu sagen, daß Graf Lambsdorff sich mir gegenüber in einer prekären Lage befände. Kaiser Nikolaus habe alles, was sich auf die Beziehungen zwischen Rußland und Japan und insbesondere auf die ostasiatischen Angelegenheiten beziehe, einem besonderen Komitee unterstellt, dessen Vorsitz er Allerhöchstselbst führe. Damit sei Lambsdorff tatsächlich von der Behandlung der ostasiatischen Fragen und speziell aller Differenzen zwischen Rußland und Japan ausgeschaltet. Es sei eine Kaltstellung in optima forma. Der russische Botschafter verhehlte mir nicht die Besorgnis, die ihm diese Wendung einflöße. Der Ukas über die Einsetzung eines besonderen Komitecs für die ostasiatischen Streitigkeiten sei auf Intrigen von Großfürsten und Höflingen zurückzuführen, die in Korea Steinkohlenlager und Wälder auszubeuten

wünschten. Die ganze Angelegenheit habe eine fatale Ähnlichkeit mit der Entstehung der mexikanischen Expedition, die Napoleon III. einst so sehr geschadet hätte. Damals wäre der französische Kaiser durch geldgierige Jobber und Schranzen zu einem Abenteuer verleitet worden, das er schwer habe büßen müssen. Es beunruhigte den Botschafter, daß die russischen Generäle schon anfingen, mit dem Säbel zu rasseln, um die Japaner einzuschüchtern. Der russische Statthalter Alexejew habe in Port Arthur eine große Parade abgehalten. Ein anderer General habe Mukden besetzt. Das alles gefiel dem alten und erfahrenen Botschafter nicht. „Gebe Gott", meinte er, „daß wir nicht auf dem japanischen Riff auflaufen." Zum Schluß teilte mir Graf Ostcn-Sacken nach einigem Zögern mit, daß sein Chef Graf Lambsdorff mich bitten lasse, ihm nicht von ostasiatischen Fragen zu sprechen. Es würde dem russischen Minister zu peinlich sein, mir sagen zu müssen, daß ihm durch einen Allerhöchsten Willensakt die Behandlung dieser Frage aus der Hand genommen wäre. „Ce pauvre Lambsdorff est comme un petit garçon qu'on a mis au coin." Ich berücksichtigte natürlich diesen Wink und beschränkte mich bei meinem Gespräch mit dem Grafen Lambsdorff auf die Behandlung derjenigen Fragen, über die es ihm erlaubt war einc Ansicht zu äußern. Der russische Minister lobte den Grafen Goluchowski, mit dem er sich trotz dessen polnischer Extraktion gut verstehe. Er und Goluchowski wünschten auf der Balkanhalbinsel vor allem Ruhe. Das „Quieta non movere" wäre die Formel, über die sie sich geeinigt hätten. Rußland sei unter Katharina II., Alexander I., Nikolaus I., Alexander II. erobernd im Orient aufgetreten. Im Gegensatz hierzu wolle Nikolaus II. nach Möglichkeit auf der Balkanhalbinsel und in der Türkei den Frieden und den Status quo aufrechterhalten. Diese veränderte Richtung der russischen Politik, führte Lambsdorff lächelnd aus, entspringe natürlich nicht reinem Edelmut, wohl aber dcm bestimmten Wunsch, einen großen Krieg zu vermeiden. Kaiser Nikolaus sei überdies mit ihm, Lambsdorff, der Überzeugung, daß eine Änderung des Status quo auf der Balkanhalbinsel den gegenwärtigen Interessen Rußlands nicht entsprechen würde. Die Kaisermächte müßten alles vermeiden, was den revolutionären Elementen in Europa zugute kommen würde. Der letzte türkische Krieg habe in seinen weiteren Folgen zur Ermordung des Kaisers Alexander II. geführt. Schon deshalb dürfe den unruhigen Bestrebungen der Balkanstämme kein Vorschub geleistet werden. Die Voraussetzung einer konservativen und friedlichen russischen Orientpolitik wäre natürlich, daß Österreich weiter die Fühlung mit Rußland aufrechterhalte und daß die Türkei das zwischen Rußland und Österreich in Mürzsteg vereinbarte Programm akzeptiere. Führe die Türkei das österreichisch-russische Programm nicht gutwillig aus, so wäre das von ihrer Seite eine selbstmörderischc Politik, denn

England und Frankreich ginge jenes Reformprogramm noch gar nicht weit genug. Nachdem wir uns einige Zeit in so verständiger Weise unterhalten und dabei eine weitgehende Übereinstimmung zwischen unseren Anschauungen konstatiert hatten, gestand mir Lambsdorff, daß er sich recht angegriffen und müde fühle. Ob ich es ihm übelnehmen würde, wenn er un petit somme, einen kleinen Nicker machen sollte? Ich entgegnete ihm, daß es mich im Gegenteil freue, wenn er seine Kräfte schone und für bedeutsame Aufgaben stärke. Auch sei ich kein Macbeth und würde seinen Schlaf,

> den Balsam kranker Seelen,
> den zweiten Gang im Gastmahl der Natur
> das nährendste Gericht beim Fest des Lebens

sicherlich nicht morden. So schlief er eine gute Stunde vor meinen Augen im Lehnstuhl. Es fiel mir auf, wie bleich und abgespannt er im Schlafe aussah. Lambsdorff ist denn auch kaum drei Jahre später nach langer Kränklichkeit in San Remo gestorben. Er war nicht der Mann, das russische Staatsschiff durch die Brandung des japanischen Kriegs zu steuern. Ach, fünfzehn Jahre später sollte Deutschland in einer noch viel ernsteren und schwierigeren Lage in dem Reichskanzler Hertling einen ebenso verbrauchten und dabei schwerkranken Mann am Steuerruder des von Sturm und Wellen hin und her geworfenen Schiffes sehen.

Der Zar und der Kaiser

Kaiser Nikolaus sprach sich mir gegenüber ähnlich aus wie sein Minister. Er erklärte mir mit demselben Nachdruck wie in Peterhof, Hela und Reval, daß zwischen unseren Staaten keine konträren Interessen bestünden. Eine Brouille zwischen uns würde nur unseren bittersten Feinden zugute kommen. „Ce serait faire le jeu de la révolution." Die Furcht vor der Revolution beherrschte den Zaren so sehr, daß er mir als eine der wichtigsten Aufgaben der konservativen Mächte die Notwendigkeit bezeichnete, die Stellung der Monarchie in Italien zu erleichtern, sie zu stützen und zu halten. Über die italienisch-französische Annäherung meinte Kaiser Nikolaus, daß nach den in Petersburg eingegangenen Nachrichten sie nicht so weit ginge, als die französische Presse behaupte.

Wie immer vor Begegnungen mit ausländischen Souveränen hatte ich Kaiser Wilhelm auch für die Entrevue in Wolfsgarten Abwarten, Diskretion und Vorsicht empfohlen. Ich erinnerte ihn an einen trefflichen Spruch unseres teuren Doktor Martin Luther, den ich ihm sogar aufschrieb:

> Es gibt auf Erden kein größere List,
> Als wer seiner Zunge Meister ist.
> Viel denken, wenig sagen,
> Nicht antworten auf alle Fragen.

Aus dem, was mir der Kaiser bei der Rückkehr von Wolfsgarten erzählte, ging hervor, daß er diesen guten Rat nur bis zu einem gewissen Grade befolgt hatte. Er rühmte sich, den Zaren von der Gottlosigkeit der französischen Republik, der Unzuverlässigkeit der französischen Minister und der Hinterlist der Engländer überzeugt zu haben. Der Zar habe zustimmend gelächelt, als der Kaiser ihm gesagt hätte: „France is a sinking nation with a decided dawnward tendency, the blood of its murdered king and nobility is on the nation, which is beeing destroyed by atheism." Wie in seinen Briefen an den Zaren, wenn sie mir nicht vor ihrer Absendung vorgelegen hatten, konnte es der Kaiser auch bei mündlicher Unterhaltung mit Nikolaus II. nicht unterlassen, diesen immer wieder gegen die französische Republik aufzustacheln, obwohl ich ihn mehr als einmal an das Wort erinnert hatte, das bei Goethe Tasso der Prinzessin entgegenhält, die ihm vorwirft, ihre Freundin Leonore Sanvitale nicht genügend zu würdigen:

Wenn sie auch
Die Absicht hat, den Freunden wohlzutun,
So fühlt man Absicht, und man ist verstimmt.

Der Kaiser hatte in seiner Unterredung mit dem Zaren im übrigen den Eindruck gewonnen, den ich teilte, daß der Zar weder die Eroberung noch den Zusammenbruch der Türkei erstrebe, daß er auch keinen Krieg mit Japan wünsche, aber einen solchen vorbereite. Ein Lieblingsgedanke des Kaisers Wilhelm II., auf den er namentlich Russen gegenüber oft zurückkam, war die Neutralisierung Dänemarks und seiner Gewässer. Ich hielt demgegenüber an dem Standpunkt fest, daß wir schon im Hinblick auf unser Verhältnis zu England uns hinsichtlich der Ostsee auf keine Abmachung einlassen könnten, auch keinerlei Verpflichtung, die russische Ostseefront zu verteidigen, übernehmen dürften, wenn uns Rußland nicht vorher seinerseits unseren Besitzstand garantiere. Mit Bezug auf die russisch-japanischen Beziehungen hatte ich den Kaiser, bevor wir nach Darmstadt fuhren, gebeten, bei aller Betonung der traditionellen Freundschaft mit Rußland, die ihm unsere wohlwollende Neutralität sichere, keinerlei Verpflichtungen ohne entsprechende Gegenleistung zu übernehmen. Zu dem Diner, das abends in Wolfsgarten stattfand, erschien die Kaiserin Alexandra Feodorowna in einer sehr schönen Toilette. Sie trug eine Perlenkette, deren einzelne Perlen groß wie Haselnüsse waren, und die bis an ihre Füße reichte. Diese schöne Frau, die für Glück und Glanz gemacht zu sein schien, die auf einem der mächtigsten Throne der Welt saß und von ihrem Mann auf Händen getragen wurde, sollte kaum vierzehn Jahre später am fernen Ural von schmutzigen und rohen Kommunistenhänden abgeschlachtet werden, weit, sehr weit vom heimatlichen Oden-

wald, dem Odins-Wald, über dem der Sturm des wilden Heeres braust, wo der Brunnen fließt, bei dem Siegfried fiel, wo der Baum steht, von dem wehmütig das deutsche Volkslied singt.

Halsoperation des Kaisers

Wenige Tage nach der Zusammenkunft von Wiesbaden und Wolfsgarten unterzog sich Kaiser Wilhelm einer Stimmlippen-Operation. Der Kaiser verspürte schon in Wiesbaden eine leise Heiserkeit. Eine Untersuchung des Halses ergab das Vorhandensein eines Polypen. Ich suchte den Kaiser noch am selben Tage auf. Seine Haltung war bewunderungswürdig. Ich appelliere an jeden gerecht und human Urteilenden: wo ist der Mensch, der, wissend, daß seine beiden Eltern am Krebs starben, daß sein Vater an einem furchtbaren, schmerzhaften Halskrebs zugrunde ging, nicht stark, nicht sehr stark beeindruckt sein würde, wenn im Halse bei ihm ein Polyp festgestellt würde? Das Verhalten des Kaisers bei dieser Prüfung war über jedes Lob erhaben. Als ich bei ihm eintrat, winkte er mir mit der Hand einen wehmütigen, aber herzlichen Gruß zu. Das Sprechen war ihm untersagt. Er gab seine Weisungen schriftlich auf kleinen Zetteln, was in mir melancholische Erinnerungen an die letzten Wochen des Kaisers Friedrich weckte. Wilhelm II. hatte trotz des Widerspruchs der Kaiserin und der Leibärzte bestimmt, daß über seine Erkrankung wahrheitsgetreue Berichte veröffentlicht werden sollten. Es dürfe nichts verschwiegen werden, das Volk habe ein Recht, alles zu erfahren. Es wurde beschlossen, einen ausgezeichneten Spezialisten, den Geheimen Rat Professor Schmidt aus Frankfurt am Main, kommen zu lassen, um den Polypen zu operieren. Bis diese Operation ausgeführt und das kleine Gewächs sorgsam untersucht worden war, erschien alles ungewiß. Erst als die Untersuchung die Harmlosigkeit des Polypen feststellte, war die Sorge behoben. Ich gab der Kaiserin recht und gebe ihr auch heute recht, die mir, nachdem die Untersuchung stattgefunden hatte, mit tiefer Bewegung schrieb, der Kaiser habe sich wie ein Held benommen.

> Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
> Schließt sich der eine dir zu, tut sich der andre dir auf.
> Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
> Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beide geführt,

sagt Schiller in einem schönen Gedicht. Möge Kaiser Wilhelm II. die Kraft des Duldens auch im Exil und Unglück nicht verlieren.

ANHANG

Übersetzung des Briefes auf Seite 235
Wilhelm II. an die Kaiserin Friedrich

Meine geliebte Mama,

Deinen lieben Brief über die Veröffentlichung von Fürst Bismarcks „Erinnerungen" erhielt ich gestern bei meiner Ankunft in diesem einsamen und lieblichen Ort an der Grenze! Ich stimme ganz mit Dir überein im Urteil über den Wert, den Ton und die Tendenz, die diesen Busch zur Herausgabe bewogen hat. Uns bringen sie nichts Neues. Der Bismarckschen „Clique reinsten Wassers" erscheinen sie als Frevel an der Heiligkeit ihres geliebten Idols, und deswegen machen sie jetzt, obgleich sie genau wissen, daß alles reine Wahrheit ist, einen Höllenlärm und möchten sie verleugnen! Aber den vernünftigen Deutschen und selbst Freunden und Bewunderern Bismarcks werden bei diesen Enthüllungen die Augen aufgehen, und sie werden tief gekränkt sein, wenn sie's auch nicht zeigen werden, und sie werden manches verstehen, was ihnen bisher mehr oder weniger ein Rätsel war. Sie werden manches widerrufen! Busch selbst wird am besten charakterisiert durch seinen Namensvetter Wilhelm Busch, der einst ein kleines Pasquill in Versen über das einst berühmte Buch „Bismarck und seine Leute" veröffentlicht hat und darin sagt:

„Manchmal liest der Mensch bisweilen
In den Büchern ein'ge Zeilen
Und spricht ohne Schmeichelei
Für den Autor schon: Ei! Ei!
Aber was will das bedeuten
Gegen ‚B's seine Leuten',
Wo uns wie mit Fäusten packt
Gleich ihr angeborener Takt!"

Moritz Busch zeigt bei dieser Gelegenheit wieder einmal die Wahrheit von Mephistos Wort: „Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft —". Er verfolgt denselben Zweck wie einst Bismarck, nämlich vom Volk gepriesen, bewundert und verherrlicht zu werden auf Kosten unserer Dynastie und unseres Hauses, nachdem er dem guten deutschen Volk den Glauben beigebracht hat, er sei immer bereit, für uns zu sterben, und er habe uns auf den deutschen Kaiserthron erhoben! Aber das alles hat keinen Wert. Das Volk wird allmählich über ihn klar werden, und Veröffentlichungen dieser Art werden nur dazu beitragen, die Aufklärung der Masse zu beschleunigen. Du hast recht

mit Deiner Auffassung von seinen letzten Zielen und den Mitteln, mit denen er sie erreichen wollte. Aber gegen eine Klage, die Du in Deinem Brief äußerst, muß ich energisch Einspruch erheben! Er soll die Herzen von uns drei ältesten Kindern den Eltern entfremdet haben. Was die beiden andern für sich dagegen sagen können, weiß ich nicht, aber für mich kann ich nur ganz einfach, aber fest und mit reinem Gewissen, antworten: „Nein!" Er hat niemals gewagt, und ich hätte ihm auch niemals gestattet, in meiner Gegenwart über Dich oder den lieben Papa Bemerkungen zu machen! Aber wenn Du damit die Möglichkeit andeuten willst, ich hätte helfen sollen, den damals allmächtigen Kanzler in den Tagen von Papas Regierung zu stürzen, so gestehe ich ganz offen, daß ich ganz und gar dagegen war, und aus einem sehr guten Grunde. Großpapas Tod hatte das Land so entsetzlich verwirrt und verstört gemacht, daß es ganz von Sinnen war, ja beinahe hysterisch. In dieser Stimmung blickte das Volk nicht auf uns als die einzigen Übermittler und Bewahrer der alten Tradition — das war ein schwerer Fehler, und es war seine hinterlistigste Tat — aber es war eine Tatsache! Hätte Papa und ich mit ihm Bismarck fortgeschickt, so wäre gegen ihn und gegen Dich ein solcher Sturm losgebrochen, daß wir einfach machtlos gewesen wären, ihn auszuhalten, und über des armen Papas letzte Tage Bitternis gekommen wäre, daß Papas glänzendes, unauslöschliches Bild in den Augen des Volks verdorben worden wäre, ja daß Dein Bleiben in Deutschland vielleicht gefährdet, vielleicht unmöglich geworden wäre. Für den Augenblick war Bismarck Herr der Situation und des Reiches! Und das Haus der Hohenzollern war so gut wie gar nichts! Hätten wir auch nur versucht, an ihn zu rühren, so hätten sich alle deutschen Fürsten — ich wurde heimlich davon in Kenntnis gesetzt — wie ein Mann erhoben und hätten uns gezwungen, den Kanzler wiederzuholen, dem wir und besonders später ich auf Gnade und Ungnade ausgeliefert gewesen wäre! Die Lage war einfach unmöglich. Von diesem Augenblick verstand ich die furchtbare Aufgabe, die Du damals nicht sahst, die der Himmel mir gestellt hatte: die Aufgabe, die Krone zu retten vor dem überwältigenden Schatten ihres Ministers, die Person des Monarchen erst einmal an „seinen" Platz zu bringen, die Ehre und die Zukunft unseres Hauses zu retten vor dem verderblichen Einfluß des Mannes, der uns unseres Volkes Herz gestohlen hatte, und ihn büßen zu lassen, was er an Papa, an Dir und selbst an Großpapa gefrevelt hatte! Schrecklich genug für einen jungen Mann von dreißig Jahren! Seine Regierung damit anfangen zu müssen, nachdem eine so glorreiche erst eben vorüber war! Ich aber fühlte, was meine Pflicht war, und Gott sei gedankt, Er half mir. Ohne ihn war ich verloren. Als der Kampf sich erhitzte und Bismarck seine verwegensten Ränke gegen mich anfing, wobei er nicht einmal vor Hochverrat zurückschreckte, ließ ich ihm sagen: Mir schiene, er wolle die Hohenzollern niederreiten zu Gunsten seiner eigenen Familie; sei das der Fall, so wolle ich ihn warnen, denn der Versuch sei vergeblich, und er würde der verlierende Teil sein. Die Antwort war, wie ich sie erwartet hatte. Und ich warf ihn nieder und streckte ihn in den Sand zur Rettung meiner Krone und unseres Hauses! Seit jenen schrecklichen Jahren mußte ich den Sturm von Deutschlands Gefühlen über mich ergehen lassen und die niedrigsten Ränke des aufgeregten Wüterichs Bismarck! Dasselbe hätten der arme Papa und Du sonst aushalten müssen! Ich

ertrug es ruhig, ohne zu zucken, die königliche Standarte fest in meiner Hand, den Schild mit dem schwarz-weißen Wappen in meinem Arm und Gott über mir, allein habe ich es getragen durch acht lange Jahre! Wo ist er jetzt? Der Sturm hat sich beruhigt, die Fahne weht hoch im Winde, ein Trost für jeden ängstlichen Blick, der sich nach oben richtet; die Krone sendet ihre Strahlen durch „Gottes Gnade" in Paläste und Hütten, und — verzeih, wenn ich es sage — Europa und die Welt horcht auf, um zu hören, „was sagt und was denkt der Deutsche Kaiser?", und nicht, was ist der Wille seines Kanzlers! Und ich habe es erkannt, in einem ist Papas Anschauung von der Fortsetzung des alten Reichs durch das neue richtig; das hat er immer gesagt, und dasselbe tue ich! Für immer und ewig gibt es nur einen wirklichen Kaiser in der Welt, und das ist der Deutsche Kaiser, ohne Ansehen seiner Person und seiner Eigenschaften, einzig durch das Recht einer tausendjährigen Tradition, und sein Kanzler hat zu gehorchen! Nun leb wohl, liebste Mama, verzeih diese Epistel, aber Dein Brief hat auf so viele interessante Punkte hingewiesen, daß ich gern etwas länger bei ihnen verweilen wollte. In aller Liebe küsse ich Dir die Hand und bleibe Dein treuer und ergebener Sohn

Willy.

Übersetzung des Briefes auf Seite 270
Zar Nikolaus an Wilhelm II.

Livadia, 2./14. Dezember 1898

Liebster Willy,

Es war sehr freundlich von Dir, mir von Deiner Reise zwei lange und interessante Briefe zu schreiben, einen von Konstantinopel und den andern von Damaskus! Ich danke Dir herzlich dafür. Es interessierte mich ganz besonders, von Deinen persönlichen Eindrücken zu hören, da ich leider nicht das Glück gehabt habe, bei meiner Reise nach Osten Syrien und Palästina zu besuchen. Vor einigen Tagen erhielt ich einen Spezialbericht von Graf Osten-Sacken über eine Unterhaltung, die er mit Dir hatte, als er Dir das Bild von unserer Ankunft in Kronstadt voriges Jahr überreichte. Deine gewohnte Offenheit gegen ihn hat mich glücklich gemacht, und ich bitte Dich, verlaß Dich nach wie vor auf ihn genau so, wie Du mir vertraust! Wann immer Du Aufklärung über eine Frage brauchst oder wenn ich irgend etwas Neues von Dir erfahren soll, was uns beide angeht, so laß Dir abgesehen von Briefen an mich (wenn Du Zeit hast) künftig Osten-Sacken kommen, ich versichere Dich, die Dinge werden auf diesem Wege schnell und geräuschlos erledigt werden. Hoffentlich dauert Englands anmaßendes Verhalten nicht mehr allzu lange. Es scheint mit seinen Kriegsvorbereitungen Ernst zu machen, aber jetzt, wo es sieht, daß die erhoffte Wirkung auf die Mächte nicht so groß ist, wie es erwartet hatte, wird der Kriegsgeist sich bestimmt bald legen. Ich glaube, England hat nicht viel Aussicht, mit den Vereinigten Staaten ein allgemeines Bündnis gegen Europa zu schließen und gegen Rußland im besonderen, da es zuviel auseinandergehende Interessen gibt. Kanada oder die ernster werdende Frage des Nikaraguakanals. Natürlich würden sie (ich meine die Engländer) die Amerikaner gern in China gegen uns in Bewegung setzen. Das ängstigt mich gar nicht. Denn wir haben einen festen Stützpunkt zu Lande in Port Arthur und — vor allem grenzt Rußland an die Afghanistanische Grenze, und das sollte England nicht vergessen! Ich bin froh, daß die kretische Sache jetzt endlich zum Abschluß kommt. Du weißt, warum Rußland bei der Lösung eine so große Rolle spielte, auf die Gefahr, unsere guten und herzlichen Beziehungen mit der Türkei zu stören, ich meine die Sorge, daß sich eine andere Macht auf der Insel festsetzte, und natürlich der Wunsch, dem dauernden Blutvergießen ein Ende zu machen. Die Frage konnte nicht anders gelöst werden als durch die Entsendung von Georg als Oberkommissar der vier Mächte. Es war eine radikale Maßregel, aber gerade darum meines Erachtens die einzig mögliche. Unsere Truppen sollen dort so lange bleiben, wie England die seinen dort läßt. — Wir beide haben hier eine

sehr schöne Zeit gehabt. Der Herbst war hier für uns, die wir aus dem Norden kommen, ein richtiger Sommer. Es tut so gut, den ganzen Tag draußen zu sein, zu reiten oder Tennis zu spielen und nicht täglich ermüdende Minister empfangen zu müssen. Übrigens vergessen sie nicht, mich mit Bergen von Papier zu belästigen, die ich zweimal die Woche bekomme. Ach, unser Aufenthalt in Livadia geht nun bald zu Ende, denn wir wollen am 10./22. Dezember abreisen. Alice sendet Dir beste Grüße. Bitte, grüße Viktoria herzlich von mir, und mit warmem Dank für Deine lieben Briefe bin ich, mein lieber Willy, Dein liebevoller Vetter und treuer Freund

Nicky.

Ein Namen- und Sachregister für die ersten drei Bände wird der dritte Band enthalten, dem vierten Band (Ergänzungsband: Jugend- und Diplomatenjahre) wird ein eigenes Register beigegeben

Gedruckt
im Ullsteinhaus
Berlin